# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

---

## Achtundneunzigster Band.

Oktober bis Dezember 1899.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1899.

# Inhaltsverzeichniß

des

## 98. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

### Aufsätze.

## Besprochene Werke.

## Politische Korrespondenz.

# Zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstag.

Rede, gehalten zu Darmstadt

von

Prof. Dr. O. Harnack.

Deutschland sühnt in diesen Tagen eine fünfzigjährige Schuld. Als im Jahre 1849 sich der Tag zum hundertstenmal jährte, da Deutschlands größter Dichter zur Welt kam, wurde die Gedächtnißfeier mit weit weniger Antheilnahme, mit weit geringerer Begeisterung begangen als der Name Goethe es fordern durfte. Alles war von dem leidenschaftlichen politischen Treiben eingenommen, in dem ein so großer Theil deutscher Geistes- und Willenskraft sich damals erfolglos abarbeitete und dessen einzelne Phasen man in ihrer Bedeutung bei Weitem überschätzte. Politische Leidenschaft, sowohl im besiegten Liberalismus wie in der vordringenden Reaktion, erfüllte alle Welt, und Niemand schwor höher als zur Fahne der „Partei." In diesem Getriebe konnte die Erinnerung Goethes nicht Gestalt gewinnen, des Genius, der selbst sich nie in heftige Tageskämpfe eingelassen, der den Blick stets unerschüttert auf das D a u e r n d e, unverändert Werthvolle gerichtet hielt, der sich davon nicht abziehen lassen wollte, gemäß seinem kurz abweisenden Wort:

„Warum mich keine Zeitung freut?
Ich liebe sie nicht; sie dienen der Zeit."

Um so mehr ist nun jetzt der Anlaß ergriffen worden, um nachzuholen, was vor fünfzig Jahren versäumt wurde. Deutschland hat welthistorische Ereignisse inzwischen erlebt, und sich eine Form des Daseins gegeben, in der es sich befriedigt fühlt und der es Dauer wünscht. Es vermag sich heute mit freiem Herzen

und klarem Geist seiner großen geistigen Besitzthümer zu freuen, und vor Allem des Mannes, der seit mehr als einem Jahrhundert in der gesammten Kulturwelt als die höchste Verkörperung deutschen Geisteslebens gefeiert wird.

Einen mächtigen Aufschwung hat in den letzten Jahrzehnten die Verehrung Goethes und das Studium seiner Werke gewonnen. Weimar und Frankfurt sind die Hauptstätten dieser Aeußerungen; aber in allen deutschen Landen wird fortdauernd eine gewaltige Summe geistiger Kraft auf die Erforschung Goethes verwandt. Und das Ausland wetteifert darin mit uns; besonders Frankreich, England, Nordamerika liefert werthvolle Mitarbeit; überhaupt kein Kulturvolk ist daran unbetheiligt.

Die Nothwendigkeit, so eindringende Arbeit auf die allseitige Erkenntniß von Goethes Geistesleben zu wenden, ist freilich zum Theil durch die Art und Weise gefordert, wie er selbst sich der Welt gezeigt oder auch verhüllt hat. Wohl kein hervorragender Schriftsteller hat solche Gleichgiltigkeit dagegen bewiesen, wie er von der Welt aufgenommen und gewürdigt werde, wohl Keiner hat so wenig danach gestrebt, sich ins rechte Licht zu stellen, durch die Anordnung seiner Schriften den Zugang zu erleichtern und ein Totalbild seines Wesens zu gewähren. Er vollendete seine Werke mit größter künstlerischer Sorgfalt; waren sie aber vollendet, so warf er sie gleichsam auf den Markt, ohne sich um ihr weiteres Schicksal zu bekümmern. Wie er vom Publikum seiner Zeit dachte, hat er selbst in der Frage und Antwort ausgesprochen:

„Warum erklärst du's nicht? und läßt sie gehn!"
„Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?"

Aber auf die dauernde Wirkung seines Schaffens vertraute er um so mehr: wer der Nachwelt gefallen wolle, sprach er aus, dürfe nicht der Mitwelt zu Gefallen leben. Und selbst Liebesgedichten, den Erzeugnissen froher, rasch verrauschter Stunden, gab er den Wunsch mit:

„Allem ist die Zeit verderblich,
Sie erhalten sich allein;
Jede Zeile soll unsterblich,
Ewig wie die Liebe sein!"

Wer so über die Gegenwart hinausblickte, der lebte natürlich zugleich auch in der Vergangenheit; der betrachtete überhaupt die Welt und ihre Entwicklung unter dem Gesichtspunkt einer großen Einheit, in der die winzige Spanne, die er selber durchlebte, nur

von untergeordneter Bedeutung war. In diesem Sinne war Goethe vor Allem die Betrachtung der Natur ein hohes Anliegen und hoher Genuß. In dem fortwährenden Leben, Vergehen, Neu-Sich-erzeugen der Natur sah er jene große, im Kern unüberwindliche, nur in Erscheinungsformen wechselnde, ewige Kraft, in der er sich selber als mitwirkend fühlte. „Natur", ruft er aus, „sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder, Alles ist neu, und doch immer das Alte . . . . . . . Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich!" Trotz dieser letzten Worte sucht Goethe doch in der Arbeit seines ganzen Lebens in die Tiefen der Natur einzudringen. Seine Tagebücher lassen uns erkennen, mit welch unermüdlichem Eifer er sich den Naturstudien hingegeben hat. Unter der unendlichen Fülle der Beschäftigungen Goethes ist die Naturforschung die, die er am konsequentesten betrieben hat, und die ihm am meisten unentbehrlich war. Der dichterischen Thätigkeit gab er sich nur in gewissen günstigen Stimmungen hin, wenn die poetische Ader ihm voll und leicht strömte; die Beschäftigung mit der Natur begleitete ihn von einem Tage zum andern. Von den anorganischen Grundlagen des Lebens ging sie aus; mineralogische und geologische Untersuchungen waren ihm eine notwendige Würze jeder Reise. Sie erhob sich zum vergleichenden Studium der Pflanzenformen, ihres einheitlichen Ursprungs und ihrer Umbildungen, endlich zur vergleichend anatomischen Betrachtung der Thierwelt, um überall nach den großen, unveränderlichen Gesetzen zu suchen, die in der Fülle der Einzelerscheinungen zu Tage treten. Sie drang über die Schranke unseres Erdballs hinaus in seinen Studien über die Licht- und Farbenerscheinungen und in seinen meteorologischen Betrachtungen, und fand ihre letzte Befriedigung im Anschauen des gestirnten Himmels. Mit begeistertem Empfinden alle Einzeleindrücke zusammenfassend, ruft der Dichter aus:

> Wenn im Unendlichen Dasselbe,
> Sich wiederholend, ewig fließt,
> Das tausendfältige Gewölbe
> Sich kräftig in einander schließt,
> Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
> Dem kleinsten wie dem größten Stern,
> Und alles Drängen, alles Ringen
> Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn."

Auf der Grundlage dieser Naturbetrachtung erhob sich nun seine Erkenntniß und Würdigung der Menschheit, ihrer Entwicklung,

ihres Werdens und Vergehens, ihrer allmählichen Steigerung, bis zur Entfaltung aller von der Natur in sie gelegten Kräfte. Aber wenn Goethes Natursinn sich in immer gleicher Weise kund giebt, so hat seine Stellung zur menschlichen Gesellschaft sich in wechselnden Phasen entwickelt, und sein eigenes Leben hat dadurch in seinen verschiedenen Zeiten ein durchaus verschiedenes Gepräge erhalten. Wir sehen ihn in seiner Jugend naturkräftig der Gegenwart leben, in seinem Mannesalter sich mit bewußtem Wollen der Vergangenheit zuwenden, als Greis mit seherischer Ahnung in die Zukunft schauen.

Mit welch' gewaltigem Feuer hat sich der junge Goethe in die Bewegung gestürzt, welche als „Sturm und Drang" seine literarischen Zeitgenossen mit sich riß! In jener Bewegung, die im gesellschaftlichen Leben wie im künstlerischen Schaffen gegen alles drückende Formelwesen sich aufbäumte, konnte er die ganze Gewalt seines Genius, die ganze Schaffenskraft rückhaltlos bethätigen. Er lebte im Gefühl, einem glücklichen, einem schönen Zeitalter anzugehören, und von der Anerkennung, der gleichen Gesinnung seiner Zeitgenossen getragen zu sein. Die jungen Schriftsteller, wie Lenz, Klinger, Stolberg, scharten sich um ihn, ältere, wie Lavater oder Herder, sahen in ihm die hoffnungsvolle Kraft, von der nicht zu Berechnendes erwartet werden müsse. Ein überscharfer Kritiker, wie Merck, sah in Goethe doch die Genialität, die in ihren höchsten Aeußerungen aller Kritik entwachsen sei. Freilich — wenn wir jetzt zurückblicken, wie wenig Dauer haben diese Verhältnisse gehabt, in deren Gegenwart damals der junge Dichter schwelgte! Wie schnell entwuchs er der Umgebung, wie weit blieb sie hinter ihm zurück! Aber wozu brauchte er auch die Umgebung! Er hatte ja die ganze Welt für sich. Mit seinem „Götz von Berlichingen" hatte er Deutschland erobert, mit „Werthers Leiden" eroberte er thatsächlich die Welt. In alle Erdtheile drang dies Buch, das selbst ein Napoleon noch immer von Neuem gelesen hat. Die Gegenwart, die ihm so huldigte, mußte wohl den jungen Dichter mit sich reißen. So war denn auch sein Auftreten: kühn, siegesgewiß, lebens- und liedesfroh, aber nicht bedrückend für die Umgebung, sondern erfrischend und erhebend, weil die Dankbarkeit für das glückliche Schicksalsloos überall hin von ihm ausstrahlte. Ueberreich sind die Zeugnisse für den überwältigenden Eindruck seines Wesens: „Vom Wirbel bis zur Zehe Genie, Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln."

Eine wunderbare Charakteristik hat in neidloser Freude der bedeutend ältere Wieland in glänzenden Versen gegeben; er schildert den Dichter als Improvisator:

O welche Geschichten, welche Szenen
Ließ er vor unsern Augen erstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn —
Wir sahn! Wer malt wie er so schön
Und immer ohne zu verschönen? . . . .
Doch wie? was sag' ich malen? Er schafft
Mit wahrer innerer Schöpfungskraft
Erschafft er Menschen, sie atmen, sie leben,
In ihren innersten Fasern ist Leben.

Wie flogen die Stunden
Durch unseres Zauberers Kunst vorbei,
Und wenn wir dachten, wir hättens gefunden
Und was er sei nun ganz empfunden,
Wie ward er auf einmal wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück
Ließ neue Reize sich vor uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten.
Nahm unsere Herzen in jeder ein —
Schien selber nichts davon zu sehen,
Und wie er immer glänzend und groß,
Rings um sich Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehn."

Es war schon in Weimar, daß Wieland diesen gewaltigen Eindruck von Goethe empfing. In anderem Sinne wie in der Vaterstadt lebt Goethe auch hier zuerst der Gegenwart. Aus dem bloß literarischen Leben, von der schließlich zum Uebermaß angespannten geistigen Produktivität ist er gern dem freundschaftlichen Ruf des Herzogs nach der kleinen Residenzstadt gefolgt, und läßt gerne hier ganz andere Bilder des Lebens auf sich einwirken, seine Weltkenntniß erweitern. Aber es bleibt nicht beim Beobachten; die Zuneigung Carl Augusts weiß den Dichter allmählich auch selbst für die thätige Mitwirkung zu gewinnen. Aus dem genialen Gast des Herzogs wird allmählich dessen gewissenhafter Diener, der sich nur durch den kühnen Idealismus seiner Grundsätze von den gewohnheitsmäßig die Geschäfte führenden Beamten unterscheidet. Alle Zweige der Verwaltung des kleinen Landes lernt er kennen; in allen will er die humanen Ideen des Zeitalters der Aufklärung zur Geltung bringen. Den Herzog selbst will er von allem weit

und hoch strebenden Ehrgeiz abziehen und nur auf die gewissenhafteste Sorgfalt für das Wohl aller, vor Allem der niedrigsten seiner Unterthanen einschränken. Obgleich durchaus nicht völlig einverstanden, stellt der Herzog ihn endlich an die Spitze der Verwaltung und vier Jahre lang leitet der Dichter in wahrer Sisyphusarbeit die Geschäfte des Landes, nach Idealen, die er selbst mehr und mehr für unerfüllbar erkennt. Er fühlt, daß er sich einem Beruf aufopfert, in dem niemals das wirkliche Ziel seines Lebens gefunden werden kann.

Aber unter diesen ihn drückenden Verhältnissen reift nun auch der entscheidendste Entschluß seines Lebens. Er erkennt, daß er sich selbst und sein Schaffen nie wird zu der Höhe steigern können, die ihm selber vorschwebt, so lange er mit dem Strom des literarischen oder des politischen Lebens geht; er fühlt, daß er sich ganz und gar von der Umgebung losreißen, sich ganz und gar auf seine eigenen Füße stellen muß. Und das thut er mit seiner plötzlichen Reise nach Italien, die fast wie eine Flucht ins Werk gesetzt wird und dann sich zu einem anderthalbjährigen Aufenthalt ausdehnt. Und von diesem Zeitpunkt an wendet er seinen Blick von der Gegenwart ab, und richtet ihn absichtlich und konsequent auf die Vergangenheit. Es ist das klassische Alterthum, das er vor Allem in Italien sucht, in dem er heimisch werden will, in dem er jetzt die ihm gemäße Form der Menschheitsentwicklung findet. Was bedeutet das, und wie erklärt es sich? Goethe war doch sicherlich nicht zur Versenkung in gelehrte historische oder philologische Studien geschaffen. Selbstzweck waren solche Studien für ihn nicht. Es war vor Allem der Drang, sich durch diese Vertiefung in das griechische und römische Alterthum eine feste Grundlage für die eigene geistige Existenz zu schaffen, einen unverbrüchlich giltigen, unangreifbaren Standpunkt, von dem aus er die wechselnden Erscheinungen des Lebens betrachten und beurtheilen konnte. Er entnimmt die Maßstäbe und die Triebfedern seines Handelns dem klassischen Alterthum und soviel es möglich, sucht er seiner Umgebung und auch seinem praktischen Wirken, z. B. der Theaterleitung, diesen Stempel aufzuprägen. Eine großartige, stets die entferntesten Geschichtsepochen mit einander verknüpfende Betrachtung entspricht diesem Standpunkt, vor der alle wechselnden Moden des Tages völlig zu Nichts zusammenschrumpfen. Der Aufenthalt in Rom eröffnet ihm zuerst diesen welthistorischen Blick. „Wenn man so eine Existenz ansieht“, schreibt er an seine Freunde, „die

zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und von Grund aus verändert und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals“ .... „Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird.“ In dieser Schätzung des Bleibenden, Dauernden, in dem Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in eins fließen, findet er jetzt seine Befriedigung. Dem gemäß läßt er sich, nach Deutschland zurückgekehrt, von allem Zwang der Antheilnahme an den Geschäften des Tages entlasten; der Herzog gewährt ihm die Freiheit, nur in den Dingen thätig einzugreifen, welche ihm persönlich werthvoll erscheinen. Und Goethe beginnt nun um seine Person in Weimar eine ganze Reihe von Kräften, Einrichtungen, Schöpfungen zu sammeln und zu gruppiren, die diesen Ort zu dem erheben, was er noch heute ist, zur klassischen Stätte Deutschlands. Literatur, Theater, bildende Kunst zieht Goethe in diesen Kreis; sein Hauptmitarbeiter wird Schiller. Die erste Folge dieses Handelns ist eine Entfremdung zwischen ihm und dem Publikum; der Dichter der „Iphigenie und des Tasso“ ist nicht mehr populär. Aber das kümmert ihn nicht; er schafft nicht für den Augenblick. Und wenn er in einem Werk, in „Hermann und Dorothea“, durch die eigenthümliche Verschmelzung von Antikem und Modernem auch eine schnelle, glänzende Wirkung auf das Publikum erreicht hat, so hatte er sie doch durchaus nicht erstrebt. Dabei hatte er seine Zurückziehung von der Tageswelt damals an den größten Ereignissen zu erproben. Die französische Revolution erfüllte auch in Deutschland alle Köpfe und Herzen mit Erregung und Leidenschaft. Goethe wurde von ihr innerlich nicht ergriffen und empfand sie bloß als Störung der organischen Entwicklung.

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.“

Und je härter sich die Ereignisse der Außenwelt aufdrängten, desto willenskräftiger schloß er sich in den Kreis seiner ruhigen Bildung ein. Nach der Schlacht bei Jena verfiel Weimar der Plünderung; Goethe gerieth selbst in Lebensgefahr; allgemeine Auflösung herrschte rings umher; die Existenz des ganzen Herzog-

thums war in Frage gestellt. Aber schon acht Tage nach der Schlacht verzeichnet Goethes Tagebuch: „Verschiedene Aufsätze geschrieben“ und drei Tage später ist er schon wieder mit der Durchsicht der neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt. Im weitern Verlauf dieser Zeit ward seine Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum weniger eifrig, aber nur weil ihn noch ferner Liegendes angezogen hatte; er wandte sich jetzt der orientalischen, vor Allem der Arabischen und Persischen Dichtung und Weltanschauung zu. Und als sich die Schwierigkeit und Peinlichkeit der Lage immer mehr steigert, im Jahre 1813, als Sachsen-Weimar noch als Rheinbundstaat auf Seiten Napoleons stand, während die allgemeinen Sympathien sich schon zu den Verbündeten hinneigten, da war ihm in diesen Konflikten die Versenkung in jene orientalische Sphäre das kostbarste Heilmittel zur Erhaltung seiner Geistes- und Seelenruhe.

Erst nachdem die Wirren der Zeit ihren Abschluß gefunden hatten, sehen wir Goethe wieder hervortreten, und zwar nun wieder mit voller Theilnahme, mit vollem Interesse an der Entwicklung und den Fortschritten des neuen Jahrhunderts. Das Festspiel „Des Epimenides Erwachen“, mit dem er die Befreiung Deutschlands feiert, bezeichnet darin den Umschwung. Wie Epimenides wendet er sich erwachend wieder der Wirklichkeit zu; aber auch wie dieser konnte er von sich sagen:

„Nun aber soll mein Geist entbrennen,
In ferne Zeiten auszuschaun“.

Daß die Art und Weise der Befreiung zu einem bedrückenden Uebergewicht Rußlands in Deutschland führen werde, sah er sorgenvoll voraus. Und diejenigen irrten, die da meinten, Goethe werde sich jetzt dem Parteileben, das sogleich nach den Befreiungskriegen lebhaft erwachte, hingeben. Der ins Greisenalter getretene Dichter wurde jetzt zum Seher, der mit weiterem Blick, mit klarerer Voraussicht die Dinge überschaute als die Zeitgenossen, und der deshalb sich keinem Schlagworte fügen, auch jetzt nicht in die Kämpfe des Tages eingreifen konnte. Er lebte nun, da er die Keime der neuen Zeit erkannt hatte, in der Zukunft. Manche Anfeindung hatte er auch jetzt wegen dieser vornehmen Stellung zu erdulden; im Ganzen aber wurde sie ehrfurchtsvoll respektirt. Goethe hatte sich wenige Jahre zuvor durch die Veröffentlichung des ersten Theils des Faust, wo er es gewagt, die höchsten Probleme aufzuwerfen, deren Lösung nun die Welt mit Spannung von ihm erwartete,

ein Ansehen errungen, das schlechthin unvergleichlich war. Nicht nur in Deutschland, sondern unter allen Kulturvölkern feierte man ihn als den „Patriarchen" der Dichtung, der Literatur überhaupt. Er selbst sah darin ein Unterpfand der künftig immer mehr zu erreichenden geistigen Einheit der Literatur aller Kulturvölker, die er als die Weltliteratur bezeichnete. Im Uebrigen war er sich freilich dessen völlig bewußt, daß das neunzehnte Jahrhundert kein literarisches sein werde. Scharf erkannte er schon aus den ersten Anzeichen den großen Gegensatz zwischen dem geistig gerichteten achtzehnten und dem praktisch gerichteten neunzehnten Jahrhundert. Die weltumwälzende Bedeutung der neuen Erfindungen erkannte er, als sie kaum noch gelungen waren. „Reichthum und Schnelligkeit", schrieb er schon 1825, „ist was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht.... Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. . . . alles ist jetzt ultra . . . alles transzendirt unaufhaltsam . . . von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein..." Und daß der Einzelne sich in diesem verwirrenden Getriebe der Konkurrenz meist nicht mehr mit eigener Kraft werde erhalten können, daß neue soziale Gebilde und Genossenschaften nöthig sein würden, in denen Jeder seine Stelle finden könne, sah er klar voraus. Sein letzter Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre" ist im Wesentlichen eine phantasievolle, aber doch sehr ernst gemeinte Darstellung der sozialen Verbände und Gesetze, welche die Zukunft fordern würde. Daß ihm, dem Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, diese neue Zeit sympathisch gewesen sei, wird man nicht verlangen dürfen. Aber das wirklich Große und Bedeutende verfolgte er mit lebhaftem Interesse. Hat er doch selbst den Wunsch ausgesprochen, so lange zu leben, bis er einen Kanal zwischen Donau und Rhein, einen Kanal durch die Landenge von Suez und einen durch den Isthmus von Panama vollendet gesehen hätte; der erste sei eine Sache Deutschlands, der zweite eine Sache Englands, der dritte eine Nordamerikas. Um dieser drei großen Dinge willen, meinte der Achtzigjährige scherzend, lohne es sich schon, „noch einige fünfzig Jahre auf der Erde auszuhalten"!

Und mit nicht minderer Klarheit beurtheilte er auch die zukünftige politische Gestaltung Deutschlands, die damals soviel heiße Meinungskämpfe, Befürchtungen und Wünsche erregte. „Mir ist nicht bange", sprach er sich aus, „daß Deutschland nicht eins

werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem aber sei es eins in Liebe untereinander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel! Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, so ist man im Irrthum. . . Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind?"

So scharf er aber die nothwendigen Forderungen der Zukunft erkannte, so fest hielt er doch mit seinem Alles umspannenden Blicke an dem ununterbrochenen Zusammenhang der Kultur, an der Wahrung der errungenen Kulturgüter fest. In diesem Sinne sprach er es aus: „Möge das Studium der griechischen und der römischen Literatur stets die Basis der höheren Bildung bleiben!" Und ebenso gab er auf dem sittlich-religiösen Gebiet die Erklärung ab: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, -- über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthums, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nie hinauskommen!"

Die großartige Klarheit und Festigkeit des Greises hat einen gewaltigen Eindruck auf Mit- und Nachwelt hinterlassen. Das Bild des „Olympiers", wie man es gern genannt hat, wie es durch Rauchs Büste klassisch ausgeprägt ist, ist dieser letzten Entwicklungsphase des Dichters entnommen. Mit ihm ist in gleichen Ehren auch das Antlitz des jugendlichen, strahlenden Siegers geblieben, auch dies von der bildenden Kunst prachtvoll aufbewahrt, am schönsten wohl in Trippels Büste, die schon oft mit den Bildnissen des Phöbus Apollo verglichen worden ist. Am wenigsten ist das Bild der Mannesjahre, jener Zeit strenger Zurückhaltung, lebendig und plastisch anschaulich geworden. Um so mehr aber lebt der Dichter in den Werken dieser Periode fort, Werken höchster Vollendung, die er im Zusammenwirken mit Schiller gedichtet, vor Allem in der entscheidenden Schaffensthätigkeit am „Faust."

Für unsere Betrachtung heute fließen jene einzelnen Epochen zusammen in dem Totaleindruck einer gewaltigen Persönlichkeit, deren Sinn stets auf das Große und dauernd Werthvolle gerichtet war und sich damit über die Wellen des Zeitlaufs erhob.

„Sprich, wie du dich immer und immer erneust!"
„Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust!
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend."

Und gerade für unsere in den angespannten Forderungen des Augenblicks jeden Einzelnen abmattende, überwältigende Zeit ist ein wunderkräftiges Heilmittel geboten in der Vertiefung in den Geist dieser in sich selbst ruhenden genialen Persönlichkeit. Unser alltägliches Leben gleicht einem mühsamen, steinigen Pfade, der zwischen zwei hohen Mauern hinläuft und weder Ausblick noch Umblick darbietet. Wohl hoffen wir allmählich zu einem erwünschten Ziel vorzuschreiten; aber bisweilen ist es uns auch, als führten uns die Mauern labyrinthisch an Orte zurück, an denen wir schon gestanden. Aber an Tagen, die uns zur Feier des Großen aufrufen, da ist es uns, als ob sich die Mauern spalteten und freier Fernblick sich aufthäte. Und heute — blicken wir in weite, sonnendurchfluthete Hallen, in denen die freien und edlen Gestalten Goethischer Dichtung sich leicht und heiter bewegen oder siegreich und herrschend thronen.

Aber nicht auf einen Tag soll sich dieser Eindruck beschränken. Goethe selbst hat einmal geäußert: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heitern Tagen erhöhen und die Kraft in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen oder schöne Bilder zu schauen oder gute Musik zu hören." Wir dürfen hinzufügen, er gewöhne sich, täglich in Goethes Werken zu lesen. Die schönste Form, in der die Nachwelt den Dichter ehren kann, ist die thatsächliche Vertrautheit mit seinen Werken. Die schönste Wirkung eines Festes wie es Deutschland jetzt begeht, würde die immer wachsende Kenntniß von Goethes Lebenswerk sein. Ja, möge sich an ihm erfüllen, was er einst dem dahingegangenen Schiller nachgerufen hat:

Schon längst verbreitet sich in ganzen Schaaren
Das Herrlichste, was ihm allein gehört.
Es glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

# Die wissenschaftlichen Aufgaben einer Geschichte der christlichen Religion.

Von

**Karl Sell.**

Die Aufmerksamkeit, die der Leserkreis dieser Blätter zuweilen der geschichtlichen Erörterung religiöser Fragen gewidmet hat, möge den Versuch rechtfertigen, gerade hier ein pium desiderium zu besprechen, das eigentlich zu den Anliegen der theologischen Zunft gehören sollte, das aber vielleicht nicht weniger Aussicht darauf hat, auch dem schlichten Laienverstand einzuleuchten. Natürlich muß dabei auf allen Apparat der gelehrten Theologie verzichtet werden. Man sagt den Theologen immer häufiger und lauter, wir lebten im Zeitalter der „Religionsgeschichte" (vgl. Pr. Jahrbücher Bd. 87, Ernst Troeltsch: Christenthum und Religionsgeschichte) und selbst streng kirchlich gerichtete Theologen tragen dem Rechnung durch eine wenn auch oft widerwillige, doch aufmerksame Verfolgung der außerordentlich fruchtbaren Arbeit auf dem Gebiet dieser jüngsten geschichtlichen Disziplin, die bis jetzt im Ausland einen viel reicheren Anbau gefunden hat, als im Heimathland der Reformation. Um so befremdlicher ist es, daß auf Seiten der wissenschaftlichen christlichen Theologie die allernothwendigsten Vorarbeiten für eine geschichtliche Behandlung unserer Religion, und die ersten Anfänge einer solchen selbst noch fehlen.

Ich meine damit: wir entbehren noch völlig eine Untersuchung unserer christlichen Religion an sich selbst, der ursprünglichsten Formen ihres Glaubens und Lebens, aller jener Erscheinungen nämlich, in denen Religion zunächst besteht und sich

fortpflanzt: Gebet und Opfer, Inspiration und Glaube, Liebeswerke und religiöse Selbstzucht, wie Gemeindezucht; der sogenannten pathologischen Erscheinungen des religiösen Lebens, des Enthusiasmus und der Ekstase, der Visionen und der mystischen Erlebnisse noch ganz zu geschweigen, die wenigstens von Psychiatern regelmäßig berücksichtigt werden. Wir besitzen wohl ausgezeichnete Untersuchungen über die Geschichte des Dogmas, der Kirchenverfassung, des öffentlichen Kultus, der Kirchenzucht, mustergiltige Darstellungen der Entwickelung christlicher Kunst und Literatur, aber das, was dem allem zu Grunde liegt, das innerste persönliche religiöse Empfindungsleben, und die Entfaltung der religiösen Vorstellungswelten, die doch die eigentlichen Motive für das religiöse Willensleben enthalten, das ist meines Erachtens noch nirgends zum Gegenstand einer methodischen geschichtlichen Untersuchung gemacht worden. Es sieht ja aus wie ein Wink auf diesen Mangel hin, wenn A. Harnack dem ersten Band seiner Dogmengeschichte das Wort Goethes vorgesetzt hat: „Die christliche Religion hat nichts mit der Philosophie zu thun. Sie ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze" (Gespräche mit Goethe von Eckermann II S. 39).

Was auf dieses Motto folgt, ist aber grade keine Geschichte der Religion, dieses von „aller Philosophie" und demnach von allem Dogma unabhängigen, ihnen beiden weit voraus liegenden selbstständigen „Wesens", sondern nur die Geschichte des Dogmas, dessen religiöse Wurzeln allerdings Harnack überall bloß zu legen sucht: aber die Religion ist doch wesentlich mehr als das Wurzelgebiet des Dogmas, sie ist der Fruchtboden für das gesammte höhere sittliche, metaphysische und ästhetische Leben der neueren Menschheit überhaupt. Gerade unsere Zeit beginnt das letztere immer deutlicher einzusehen. Woher die Scheu, dieses innerlichste, zarteste, vielgestaltigste und mächtigste System seelischer Kräfte statt gelegentlicher psychologischer Analysen auch einmal in seinem ganzen Umfang geschichtlich zu untersuchen? Ein Grund dafür ist bald gefunden. Er ist aller Ehren werth. Man scheut sich, auch unter den freier gerichteten Theologen, die psychologischen und geschichtlichen Wurzeln aller Religion, also auch unserer Religion offen darzulegen, weil man fürchtet, sie dadurch ihrer Einzigkeit zu berauben, ihres

„Offenbarungscharakters", wie man sagt. Und diese Furcht wurzelt in einer gewissen Laienhaftigkeit der Betrachtung. Das Gleiche, was so oft von gebildeten Katholiken uns Protestanten entgegengehalten wird: „euer Prinzip persönlichen Glaubens und direkter Ueberführung von der Wahrheit durch das Wort der heiligen Schrift führt zum schrankenlosen Subjektivismus, für den es nichts Positives, nichts Allgemeingültiges mehr giebt und geben kann," — das fürchtet man dann von den eigenen Glaubensgenossen zu vernehmen, wenn man zugiebt, daß unsere Religion zunächst, subjektiv betrachtet, doch nur aus einem Gewebe von Empfindungen, Vorstellungen und Urtheilen besteht, die sich bei jedem Einzelnen mit psychologischer Gesetzmäßigkeit etwas anders gestalten. Wo bleibt da die objektive Wahrheit, an der doch unser Glaube hängt? Als Antwort diene vorerst die Gegenfrage: Wo bleibt die objektive Welt, wenn es doch nachgewiesen ist, daß alle Vorstellungen von dieser Welt auf der Organisation unserer Sinnesorgane beruhen, daß Licht und Schall, daß Druck und Stoß nur unsere Empfindungen und Vorstellungen von einem außerhalb unserer Sinne befindlichen Etwas sind? Die Welt existirt doch auch an sich, wenn sie gleich nur durch das Thor unserer Sinne und Vorstellungen uns zum Bewußtsein kommt. So mögen wir auch überzeugt sein, daß das, was als die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten existirt: Gott, uns doch nur durch die ein für allemal gegebene psychische Organisation, die unser subjektives Religionsempfinden und Religionsvorstellen regiert, zum Bewußtsein kommt. Und alle Offenbarung von oben her wird sich dieses psychischen Apparates bedienen müssen, wenn sie auf uns wirken will. Es ist, so will mir scheinen, ein bischen die Angst, in den Augen der Laien den Kredit der Religion zu verscherzen, die unsere braven kritischen Theologen davon zurückhält, Ernst zu machen mit der Anwendung der geschichtlichen Methode auf die christliche Religion selbst und nicht bloß auf ihre Außenwerke: Dogma, Kirchenverfassung, Kirchendisziplin und dergleichen. Daher kommt es vielleicht, daß man gewisse Aufgaben geschichtlicher Forschung, so weit meine Kenntniß reicht, noch gar nicht in Angriff genommen hat, von denen ein wissenschaftlich denkender Laie meinen könnte, sie müßten längst in dicken Büchern abgehandelt sein.

Ich nenne davon hier nur zwei:

1. Das Christusbild in der Christenheit, die wechselnden Auffassungen, die die Persönlichkeit des Heilands nicht bloß in den

bildenden und redenden Künsten, sondern in der direkten Religion, im gesammten Vorstellungs- und Phantasieleben, in den sittlichen und sozialen Bestrebungen und Bethätigungen aller Generationen der Christenheit gefunden hat, ist uns bis jetzt in seinen verschiedenen Gestalten nirgends in einiger Vollständigkeit geschichtlich beschrieben worden. Man bedenke, daß ebenso verschieden wie das Christusbild eines Paulus, Origenes, Athanasius, Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Suso, Luther, Ignatius v. Loyola, Calvin, Scriver, Pascal, Klopstock, Zinzendorf, Herder, Schleiermacher war, ebenso verschieden sind doch auch die Christusbilder der vielen einander folgenden Generationen von Gläubigen gewesen. Was haben denn eigentlich, so fragen wir, diese Christen von ihrem „Herrn" gehalten, wie und wo hat er ihre Seelen berührt, mit welchen Antrieben hat er sie erfüllt? Eine methodische, begründete Antwort darauf giebt uns die geschichtliche Wissenschaft bis jetzt nicht. Nur Kunst- und Literaturgeschichte berichten Einiges darüber.

Sollte man nicht sagen, daß hier eine Königsarbeit vorliegt, die Notabene auch den Vorzug hätte, viele Kärrner in Thätigkeit zu setzen.

Ebenso fehlt noch bis auf einige allerdings sehr bedeutsame Anfänge: 2) eine Geschichte der Bibel in der Christenheit. Nämlich die geschichtliche Darstellung der verschiedenen Auffassung, Auslegung und Anwendung, die die heiligen Schriften im Ganzen und im Einzelnen in allen Jahrhunderten der Christenheit gefunden haben. Eine solche Geschichte müßte weit hinausgreifen über die jetzt schon oder noch üblichen Mittheilungen der Exegeten von verschiedenen Auslegungen die einzelne Bibelstellen bei den Kirchenvätern und Theologen aller Jahrhunderte gefunden haben. Sie müßte zeigen, wie, ganz abgesehen von dem ursprünglichen Sinn, den die heiligen Schriften gehabt haben und allein gehabt haben können, zu dessen Ermittelung die jetzt so virtuos ausgebildete, philologische Kritik zweifellos ausreicht, diese Schriften, entsprechend dem religiösen Geist und Bedürfniß der Zeiten der Kirche eine ganz verschiedene Ausdeutung und Umdeutung erfahren haben. Der Zweck dieser Geschichte wäre keineswegs der, eine Illustration des skeptischen Sprüchleins zu liefern:

> Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque
> invenit quisque sua . .

sondern der weit größere, zu zeigen, daß die Etappen des Schriftver-

ständnisses die Etappen der Entwickelung des christlichen Geistes sind. Und wenn dann herauskäme, daß schließlich die moderne Christenheit, bei dem ursprünglichen Wortsinn der heiligen Texte angelangt und, überschauend ihre vielfältige Anwendungsmöglichkeit, sich sagen dürfte: es ist System in diesen wechselnden Gestalten des Schriftsinnes und es ist doch ein organisches Gewächs, dieses Ganze von Schriftausdeutung und Schriftumdeutung, so würde auch dieser rein historischen Arbeit ein Licht religiöser Erbaulichkeit entstrahlen. Eine großartige Apologie der Vorsehung! Indeß die landläufige Apologetik meistens in den Ecken und Winkeln, sozusagen in den Schutthaufen der Geschichte herumsucht, statt sich vor die großen geschichtlichen Realitäten zu stellen, die allerdings in ihren eigentlichen Dimensionen nur das geschärfte Auge der Wissenschaft übersieht.

Die Voraussetzung der Erörterung dieser beiden und so mancher anderen verwandten Aufgabe würde sein, daß man es für einen legitimen Gebrauch unserer geschichtlichen Wissenschaft hält, daß wir auch einmal die Vorstellungen, in denen sich unser Glaube verkörpert, derselben Betrachtung unterwerfen, wie unsere anderen Vorstellungen alle von der uns in ihrem innersten Wesen ebenso unerklärten und unerklärlichen „Welt", ohne dasjenige preiszugeben, wovon alle Religion eben nur eine Vorstellung ist: die Wirklichkeit des Göttlichen. Das müßte geschehen durch konsequente Anwendung psychologischer und geschichtlicher Prinzipien auf das ganze Gebiet der unmittelbar religiösen Erscheinungen im Christenthum. Es kann aber nur geschehen ohne Schaden der lebendigen Religiosität, wenn man sich darüber verständigt hat, daß mit „Geschichte der christlichen Religion" nur gemeint sein kann, was der strenge Wortverstand besagt: Geschichte des subjektiven christlich-religiösen Empfindens und Vorstellens, nicht aber Geschichte der göttlichen Offenbarungen und Veranstaltungen, die dem christlichen Glauben seiner Anschauung nach zu Grunde liegen. Diese Dinge gehören in die kirchliche Lehre und Dogmatik hinein, sie liegen durchaus jenseits des Gebiets derjenigen menschlichen Erlebnisse, die das einzig mögliche Objekt geschichtlicher Forschung bilden. So gewiß es im Gebiete unserer Sinneswahrnehmung nur Erscheinungen giebt, von welchen aus wir auf ein Ding zurückschließen, was uns eben nur gemäß unserer Organisation erscheint, ebenso sind die Ereignisse (wörtlich, da „sich eräugen" bedeutet „sich vor Augen zeigen", dasselbe wie „Erscheinung"), von denen allein die Geschichte berichten kann auch nur die Erlebnisse, die die Menschen

gehabt haben und von denen wir mit mehr oder weniger Sicherheit auf das zurückschließen müssen, was wirklich geschehen sein mag. Geschichte handelt nur vom Erlebten. Jede, auch die absolute Offenbarung Gottes, kann unter uns Menschen nur Boden fassen in Gestalt von seelischen Erlebnissen eines menschlichen Individuums. Nur diese Erlebnisse und nicht was ihnen zu Grunde liegt, sind Gegenstand unserer geschichtlich-psychologischen Einsichten.

Ebenso müßte man darüber einverstanden sein, daß man unter „Christenthum“ und seiner Geschichte nicht versteht die durch die Propheten, Christus und seine Apostel der Welt zuerst verkündigte göttliche Wahrheit als ein System objektiver Thatsachen, sondern die subjektive Art und Weise, in der Einer ein Christ ist, also Glaube, Gebet, christliches Leben und Handeln, wie es in sehr verschiedenen Gestalten, seitdem es eine Christengemeinde giebt, auf Erden sich gezeigt hat.

Damit bleibt das Gebiet des persönlichen Glaubens seinem Inhalte nach von aller Kritik völlig unangetastet. Es ist nicht minder selbstverständlich, daß man sich alle verschiedenen Gestalten christlichen Glaubens geschichtlich vergegenwärtigt und doch nur in einer dieser Gestalten sein eigenes religiöses Bedürfniß befriedigt findet, wie es möglich ist, alle möglichen Nationalitäten Revue passiren zu lassen und sich doch nur zu einer als der eigenen persönlich zu bekennen. Denn jeder neue Tag, der unsere Kenntniß der mancherlei psychologischen Formen der Religion vermehrt, lehrt uns einsehen, daß es verschiedene Weisen geben müsse, in denen wir uns den „ewig Ungenannten“ enträthseln, da auch die thatsächlichen Offenbarungen des Ewigen sich keines anderen Mediums bedienen, um mit uns in Verbindung zu treten, als unseres eigenen religiösen Vorstellungsvermögens.

Eine mit religiösem Takt abgefaßte Geschichte unserer Religion wird die persönliche Religiosität eines jeden Christen unangetastet lassen, sie wird sogar vielleicht den, der meint, jeder Religion bar zu sein, daran erinnern, daß auch er noch Etwas von Religion besitzt. Geht man von diesem Gesichtspunkt aus: christliche Religion als Gegenstand möglicher geschichtlicher Erforschung ist nur das Gebiet des persönlichen menschlichen Glaubens, Lebens, Hoffens und Fürchtens, dann ist der richtige Anfangspunkt dieser Geschichte sicher gegeben. Christliche Religion in diesem Sinne tritt zuerst auf im Kreise der Jünger und Apostel Jesu Christi als deren Glaube, nicht

früher! Sie ist in ihrer ersten Gestalt jener Inbegriff religiöser und sittlicher Stimmungen und Vorstellungen, Grundsätze, Strebungen und Hoffnungen, kultischer Handlungen und Begehungen, die sich unter dem Eindruck der Verkündigung jener Männer auf Grund ihrer Erlebnisse schnell oder langsamer entfaltet haben. Der Theologe nennt diese Religion die fides qua creditur. Sehr bald aber verfestigt sich das, was so flüssig und lebendig aus der Seele sprang, aus Gemüthsstimmungen in eine Vorstellungswelt, der Wille zum Glauben produzirt die theoretische Gewißheit, daß das geglaubte ist: die fides quae creditur, das System christlicher Gott- und Weltanschauung, der objektive Glaube, die objektive Religion entsteht. Ihr Inhalt gilt dem Gläubigen als das allein Wirkliche und damit lehnt er jede andere Vorstellungswelt ab. Dieser objektive Glaube aber mit Allem, was daran hängt, unterliegt nun einer fortgesetzten Umbildung, wie auch der subjektive Glaube, die religiöse Inspiration, Intuition sich regelmäßig verändert.

Es kann durchaus nicht behauptet werden, daß wir von allen diesen Veränderungen die geschichtlichen Gründe anzugeben wüßten, ja auch nur, daß wir alle diese Veränderungen jemals ganz erkennen könnten. Nur muß streng darauf gehalten werden: das, was man „das Geheimniß“ in der Religion nennen darf, liegt nicht in dem Gebiete der religiösen Psychologie, des Empfindens oder Vorstellens oder Denkens, sondern es liegt in dem Gebiet jenseits der Schranke unseres Bewußtseins, in jenem Gebiet, über welches die Metaphysik ihre Hypothesen aufstellt und über welches der subjektive Glaube sich bescheidet nichts zu „wissen“, sondern das er ahnt oder „in einem dunklen Spiegel schaut“ und dereinst offenen Auges zu sehen hofft.

Was sich bei gutem Willen von der Religion mit einiger Sicherheit wird erkennen lassen, das sind wohl die meisten schöpferischen oder besser gesagt die anführenden Persönlichkeiten, die praktischen Absichten, welche den Kultus regieren, die Vorstellungen, Phantasiebilder und Vorurtheile, die allmählich immer neue Weltbilder gestalten und so die künftigen Dogmen vorbereiten. Denn das Dogma ist das Ergebniß einer ganzen Reihe von einzelnen Faktoren. Erst die Inspiration, dann die Gemeinde der Inspirirten, dann der Kultus, dann die religiöse Weltanschauung, dann die Theologie, dann das Dogma. Ist das Dogma fixirt, dann beginnt die Legende, die Mythologie, die freie religiöse Dichtung ihr Werk und die bildende Kunst nimmt es auf, bis die unausrottbar im

Volksgemüth wirkende „natürliche Religion" ihre Fäden über das Ganze spinnt und so jenes auch dem Wechsel der Jahrtausende trotzende Wesen einer Volksreligion entsteht. Es wird noch der Arbeit von Generationen bedürfen, bis dieser Prozeß der Religionsentwicklung im weitesten Sinne im Einzelnen klar gelegt sein wird. Auch geht diese umfassendere Aufgabe über das hinaus, was wir die eigentliche Geschichte der christlichen Religion nennen. Denn diese ist ein bestimmt begrenztes geschichtliches Gebilde, während eine jede Volksreligion, wie sie unter uns lebendig ist, ein aus Natur und Geschichte zusammengesetztes Gebilde darstellt, in dem die Fäden der christlichen Religion vielfach nur den Einschlag bilden: der Zettel aber stammt aus den unvordenklichen Zeiten der Bildungsgeschichte unseres Volkes.

Die Aufgabe einer Geschichte der christlichen Religion im Unterschied von Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Kultusgeschichte läßt sich ihrem Inhalte nach in die zwei Worte zusammenfassen: Geschichte der christlichen Inspiration (fides qua creditur) und Geschichte der christlichen religiösen Weltanschauung in ihrer noch vortheologischen und vordogmatischen Gestalt (fides quae creditur).

Daraus ergiebt sich, daß es nicht darauf abgesehen ist, die Kirchengeschichte zu beseitigen oder umzugestalten, sondern vielmehr sie sorgfältiger zu unterbauen. Ebenso wie die Völkergeschichte und Weltgeschichte noch auf absehbare Zeiten hinaus im wesentlichen Staatengeschichte bleiben muß, ebenso muß die Geschichte des Christenthums abgehandelt werden am Faden der mächtigsten sozialen Institution, die der christliche Glaube hervorgetrieben hat: der Kirche. Epoche in der Geschichte macht immer nur die Kirche. Die Kirche, wo sie einmal ist, ist unsterblich, d. h. sie trägt sich selbst.

Es handelt sich vielmehr nur um die gesonderte Betrachtung und hellere Beleuchtung der Gebiete des Seelenlebens, in denen sich die Wandlungen der Kirche vorbereiten. Aber allerdings würde durch diese Behandlung der kirchengeschichtliche Stoff ein ganz neues Interesse gewinnen für Alle, denen das kirchliche Wesen gleichgiltig oder zuwider ist, dagegen an der Religion wenigstens das eigentlich Menschliche und Christliche interessant ist. Das unermeßliche Material für das Verständniß der eigentlichen Religion, das in der erbaulichen Schriftstellerei in allen ihren Formen vorliegt und das von der zünftigen Kirchengeschichte bis jetzt kaum eines Blickes gewürdigt wurde, aus dem aber ganze Generationen von Frommen

ihr tiefstes Leben schöpften, würde nun auch von der Wissenschaft ausgebeutet werden müssen. Genug von diesen bloßen Andeutungen!

Ein erster Versuch der Behandlnng dieser Geschichte dürfte auch auf jenes Mittel nicht verzichten, das beim Anfang jeder neuen Betrachtungsweise seine Dienste leistet: auf die Vergleichung. Es müßten durch Vergleichung die verschiedenen Formen der christlichen Religion gefunden und festgestellt werden. Diesem Unternehmen aber steht bis jetzt noch unüberwindlich das konfessionelle Vorurtheil entgegen, das nur eine Form der christlichen Religion als die wahre gelten läßt und verglichen damit jede andere höchstens als eine untergeordnete Stufe behandelt. Jede derartige Anordnung von Stufen der Religion beruht auf der Anwendung durchaus subjektiver Werthurtheile und geht davon aus, daß es eine an sich vollkommene Form christlicher Religion geben müsse. Das wird sich in gewissen Grenzen von ihren Ursprüngen behaupten lassen und es wird sicherlich vom praktisch kirchlichen Standpunkt auch fernerhin festgehalten werden müssen. Denn lebenskräftige Kirchen tragen ihre Existenzberechtigung dadurch in sich, daß sie sich konstanten Bedürfnissen in einer möglichst vollkommenen Form angepaßt haben. Konfessionen sind wie Nationen historische Gebilde, die wie diese nicht wenig Irrationelles mit sich führen können. Selten sind sie aber die ungemischten Darstellungen nur einer einzigen reinen Religionsform. Umgekehrt: die Religionsformen können bis zu einem gewissen Grad ideale, nur gedachte Formen sein, Ausprägungen eines organisatorischen Gedankens, der nirgends vielleicht ganz vollkommen zum Ausdruck gekommen ist, ebenso wie ja auch die Art als solche nicht existirt, sondern nur in leise variirenden einzelnen Exemplaren.

Was hiernach die nächsten Aufgaben einer wirklichen Geschichte der christlichen Religion sein dürften, soll im Einzelnen etwas deutlicher gemacht werden. Sie lassen sich in die drei Worte fassen: Genealogie, Morphologie, geschichtliche Entwickelung.

## I.

Es dürfte der Verständigung über die rein historische Natur unserer Wissenschaft dienen, wenn wir als die erste der möglichen Aufgaben einer christlichen Religionsgeschichte bezeichnen die Darlegung des Ursprunges der christlichen Religion, nämlich ihrer Genealogie, ihrer Ahnenreihe. Man hat offenbar zu

unterscheiden Anfang und Ursprung der christlichen Religion. Den Anfang des Christenthums macht zweifelsohne der Glaube der ersten Gemeinde von Christusanhängern. Dem genau entsprechend heben die meisten „Kirchengeschichten" ihre Erzählung an vom ersten Pfingstfest. Mit besonderem Nachdruck hat F. Chr. Baur den Glauben an die Auferweckung Christi als die eigentliche Grundlage der christlichen Kirche hervorgehoben. In der That beginnt die selbständige christliche Religion erst mit dem Glauben einer Gemeinde an Christus. Dieser Anfang aber setzt voraus jene ganze Vorgeschichte, die mit einem religiös dogmatischen Ausdruck bezeichnet wird als Inbegriff der Heilsgeschichte, oder der Heilsthatsachen, die mit einem rein geschichtlichen Begriffe zu nennen ist die Geschichte des israelitisch-jüdischen Monotheismus bis zu seiner absoluten Vollendung in dem Evangelium Jesu. So gewiß man also die Geschichte der christlichen Religion beginnen darf erst mit dem Glauben der Apostel, wie die Kirchengeschichten thun, man wird doch diese Religion wiederum nicht vollkommen verstehen und nicht richtig erklären können, wenn man nicht untersucht hat, welche Ereignisse diesen ersten christlichen Glauben hervorgerufen haben und unter welchen religionsgeschichtlichen Voraussetzungen er entsprungen ist.

Wir wissen, daß die aus der Tiefe der Erde mit einem Schlage entspringende Quelle doch im letzten Grunde von den Niederschlägen stammt, die aus der Luft niedergegangen und nur in der Tiefe angesammelt worden sind. Dem Anfang einer jeden Quelle geht voran die Ursprungsgeschichte eines jeden Wassertropfens, den sie enthält. So liegt auch vor dem eigentlichen Anfang des Christenthums mit dem ersten Bekenntnisse zu Jesus als dem Christus das weitverzweigte Gebiet der Ursprünge dieser Religion. In dieses Gebiet gehört aber nicht nur hinein die Person und die Lehre, die ganze Religion Jesu selbst, sondern auch die ganze nationale Religion, auf deren Gipfel er als ihr Vollender seinem eigenen Zeugnisse nach erschienen ist, die erst durch ihn international geworden ist. Der Ursprung der christlichen Religion liegt also streng genommen im Gebiet einer anderen Religion. Die Frage, wohin Jesus als geschichtliche Erscheinung zu stellen sei: ob an das Ende der israelitisch-jüdischen Religion oder an den Anfang der apostolisch-universalen Religion, ist nach dem gegenwärtigen Stand der geschichtlichen Erkenntniß nur dahin zu beantworten: an das Ende der israelitisch-jüdischen Religion. Er bildet ihren „Aus-

gang", d. h. in diesem Falle: er bildet ihren Uebergang in eine neue Form der Religion, aber so, daß er mit seinem gesammten geschichtlichen Wesen und mit seiner wunderbaren Persönlichkeit doch wurzelt in der nationalen heimischen Religion seiner Väter. Damit soll natürlich der religiösen, erbaulichen Betrachtung, die auch mit einem gewissen geschichtlichen Recht Jesus ganz für sich als ein vollkommen singuläres Wesen betrachtet, ihr Recht nicht abgesprochen werden. Nur hat die geschichtliche Betrachtung nicht die Aufgabe, das Geheimniß dieser Persönlichkeit entweder zu beseitigen oder zu erklären; sie hat vielmehr dann ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie es vermochte, es einigermaßen sicher und deutlich zu umschreiben. Es kommt geschichtlich zunächst nur darauf an, zu ermitteln wie Jesus von sich selber dachte. Die Stellung aber, die Jesus sich selber gab, war nicht die eines neuen Anfängers, sondern die eines Vollenders. Auch der „neue Bund", den er kurz vor seinem Tode verkündigt hat, ist die modifizirte Erneuerung eines alten Bundes, er ist die Erfüllung einer alten Weissagung, die Israel schon gegeben war. In der Bundesidee schließt sich ja das ganze Wesen des nationalen Monotheismus zusammen. Weder seine Person, noch seine Religion können anders verstanden werden als auf diesem nationalreligiösen Boden. Niemand vermag zu bestreiten, daß Jesus den nationalen Gesichtspunkt der Priorität Israels anerkannt hat. „Das Heil kommt von den Juden" so heißt es gerade in jenem Evangelium, das Jesus am meisten über alles menschliche Maß hinaushebt. Aber auch sein religiöser Standpunkt setzt die ganze jüdische Vergangenheit voraus. Das schöpferisch Neue im „Evangelium", in jenem Heroldsruf an die Frommen in Israel, der der Sammlung der ersten Christengemeinde voraus ging, war nicht die „Religion Jesu", für die sich Jesus selbst ja auf Gesetz und Propheten beruft, sondern die P e r s o n Jesu als Träger dieser Religion. Diese Persönlichkeit aber steht gerade auf den Voraussetzungen der ganzen religiösen Geschichte seines Volkes als des Volkes Gottes und Jesus selbst weiß sich zu diesem Volk gesandt von Gott als der letzte aller seiner Abgesandten, als der Sohn, der mehr ist als ein Prophet, mehr ist als König Salomo, mehr als der Tempel. Nur wer alle die Beziehungen, die seinem Geiste vorschwebten bei dieser Verkündigung überschaut, nur wer ihn so in dem Zusammenhang auffaßt, in dem er s i c h s e l b e r erblickte, nur der wird ihn einigermaßen so begreifen können, wie er wirklich war. Das geschieht aber nur vom alten Testament her.

Es giebt aber noch eine andere geschichtliche Instanz, um deren willen es nöthig ist, bei Lösung unserer Aufgabe die Vorgeschichte der christlichen Religion im ganzen Verlauf der alttestamentlichen Religion von Mose an bis auf Christus zu verfolgen. Innerhalb der Christenheit selbst ist die Urkunde der alttestamentlichen Religion als die eigene Offenbarungs- und Religionsurkunde rezipirt, kanonisirt worden: die Bibel des alten Testamentes. Erst hierdurch hat sie ihre ungeheure weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Dabei hat aber die Christenheit mit dem vollen Recht einer lebendigen fortwachsenden Religion diese Urkunde ausgelegt und umgedeutet nach ihrem Sinn. Wir sind heute Dank unserer sicheren philologischen Erkenntniß im Stande, wenigstens einigermaßen den ursprünglichen authentischen Sinn jener religiösen Schriften ermitteln zu können. Wir begreifen die Religion des alten Testaments als eine Religion für sich, die nicht zu verstehen ist nach den Ideen des so viel späteren Christenthums, sondern nur aus ihren eigenen Voraussetzungen. Und nur in dem Maße, als man das originale Verständniß der alttestamentlichen Religionsurkunden gewinnt, vermag man später abzuschätzen, was das Christenthum aus diesen Urkunden gemacht hat. Es dürfte sich dann vielleicht zeigen, daß diese Umdeutung des gesammten Ideenkreises der alttestamentlichen Religion, weit entfernt, eine Fälschung desselben zu sein, vielmehr hinausläuft auf eine Amplifikation, auf eine Verklärung, auf die Uebertragung jener alten Ideen nationaler Religion in einen größeren Maßstab und auf Anwendung dieses vergrößerten Bildes auf neue und andere Verhältnisse. Hat man die christliche Kirche zum Theil mit alttestamentlichem Material gebaut — Kanon, Bibel, Priesterthum, Opferwesen — so müssen diese Bausteine doch zunächst in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verstanden sein, wenn man ihre Verwendung geschichtlich beurtheilen will. Und doch ist diese Aufgabe, wie wichtig auch für die Geschichte des Christenthums, noch von sekundärer Bedeutung gegenüber der Wichtigkeit, die die religionsgeschichtliche Erkenntniß hat, daß die Ursprünge des Christenthums in der israelitisch-jüdischen Religion liegen. Denn dann kennt die Geschichte überhaupt nur einen einzigen religiösen Monotheismus, aus dem die drei monotheistischen Religionen entsprungen sind: jüdischer, christlicher, Islam: den volksthümlichen Monotheismus Israels, der von Mose stammt.

Wenn dieser Monotheismus — wie er es thut — sich selbst herleitet aus einer göttlichen Offenbarung, nämlich aus Inspiration

und Selbstenthüllung der Gottheit, so ist gegen dieses religiöse Urtheil vom geschichtlichen Standpunkte aus nichts einzuwenden, denn seine geschichtliche Originalität, seine Unableitbarkeit von andern Erscheinungen der Religion ist eine Thatsache. Die gesammte alttestamentliche Religion bildet so einen einzigen Geschichtskreis, von ihren ersten monotheistischen Anfängen in der mosaischen Monolatrie (Verehrung eines einzelnen Gottes als des der Nation zugehörigen Gottes ohne prinzipielle Ausschließung anderer (fremder) Götter) an bis zum vollkommen sittlichen Monotheismus und zum Universalismus der Propheten Israels, dann wieder von der Verfestigung dieses sittlichen Monotheismus zur gesetzlichen und rituell ausgeprägten Nationalreligion des jüdischen Bekennervolkes und Duldervolkes bis auf den Tag, wo Jesus erscheint und sie, jedoch noch ohne die nationale Hülle abzustreifen, durch seinen Vatergottglauben und seinen sittlichen Universalismus im Sinne der größten Propheten vollendet und verklärt. Die Urkunden dieser Geschichte sind von den Orakeln der Propheten bis auf die Sprüche Jesu Selbstbekenntnisse, religiöse Zeugnisse von subjektivster Gestalt, aus denen sich mit genügender Sicherheit der Kern der Persönlichkeiten erkennen läßt, die sie verkündigt haben.

Außerhalb dieses Geschichtskreises giebt es nur noch eine einigermaßen analoge Erscheinung: die allmähliche Entwicklung des philosophischen Monotheismus in der griechischen Philosophie. Auch sie mündet bei der Verbindung eben dieses philosophischen Monotheismus mit dem nationalen Monotheismus des Judenthums in dem alexandrinischen Judenthum in jene allgemeine Bewegung ein, aus der das sich über Palästina hinaus verbreitende junge Christenthum eine wesentliche Kräftigung erfuhr. (Die Frage ist fürs Erste noch offen, ob eine Berührung Jesu selbst mit dem alexandrinischen Universalismus stattgefunden habe.) Wer also bloß vom geschichtlichen Standpunkt aus urtheilen wollte, der würde in unserer Bibel die vier Evangelien noch zum alten Testament zählen können als dessen eigentlichen religiösen Gipfelpunkt und der würde das neue Testament, die eigentliche Geschichte des neuen Bundes zu lesen beginnen in der Apostelgeschichte und dem, was auf sie folgt. Er würde so „Weissagung und „Erfüllung" in einem Zuge lesen und dann im Folgenden die Anwendung. Das ist natürlich nur gesagt zur Verdeutlichung der Sachlage, diese Verdeutlichung aber nähert sich der von allen orthodoxen Kirchen festgehaltenen Ansicht von der Einheit der alt- und neu-

testamentlichen Religion, wonach die Kirche und das Christenthum eigentlich immer schon dagewesen sind und das Christenthum keine neue Religion, sondern nur die Vollendung der einen ältesten Religion ist. Dieser Satz scheint auch heute noch richtig, wenn man ihn so ausdrückt: das Christenthum ist die Erhebung des durch Jesus persönlich vollendeten israelitisch-jüdischen sittlichen Monotheismus zur allgemeinen Menschheitsreligion. Das wäre also die Theorie der Genealogie der christlichen Religion.

Darum bezeichnet man auch Jesus in seinem Sinne kaum richtig als „Religionsstifter“. Er war sich dessen jedenfalls nicht bewußt, vielmehr hielt er sich nur für den vollkommenen Repräsentanten der längst von Gott durch alle seine Propheten gestifteten einzig wahren wirklichen Religion. Er befreite nur die Ausübung dieser Religion von den Schranken, die das Judenthum seiner Zeit ihr zog und er sieht in der Zukunft ihre Anwendung voraus auch auf solche, die Söhne Gottes sein werden in der ganzen Welt. Er thut das aber allerdings kraft höchstpersönlicher Machtvollkommenheit, für die kein noch so hoher Name hoch genug ist: nur der des „Sohnes“ genügt ihm. Und dabei bleibt er doch völlig im Kreise der Ueberlieferung der väterlichen Religion drinnen, er ist weit entfernt, irgend etwas fundamental Neues sagen zu wollen. er sagt und thut nur das Alte, Ewige, Wahre. Das „Evangelium“ ist die „Erfüllung“ von „Gesetz und Propheten“. —

Es durfte hier auf irgendwelche Einzelheiten der Geschichte dieser israelitisch-jüdisch-evangelischen Religion selbst nicht eingegangen werden. Sie liegt, um nur auf einige hervorragende literarische Erscheinungen hinzuweisen, die verwandten Geistes sind, bereits geschrieben vor in Wellhausens Israelitischer und jüdischer Geschichte, in Smends Alttestamentlicher Religionsgeschichte und in Holtzmanns Neutestamentlicher Theologie. Dieser reife Ertrag der jüngsten Phase geschichtlicher Bibelkritik stellt eine Apologie des Anspruches der biblischen Religion auf vollkommene Wahrheit und göttliche Abkunft dar, die jeden anderen Beweisgang an Kraft übertrifft.

Insbesondere das Werk von Holtzmann zeigt, wie das volle geschichtliche Verständniß Jesu nur von rückwärts her zu gewinnen ist: vom Judenthum her.

Gewiß läßt sich zwischen der Religion der jüdischen Zeitgenossen Christi einerseits und zwischen der der Apostel andererseits von einer eigenthümlichen „Religion Jesu“ reden, und wer diese,

das „Evangelium" rein für sich betrachtet, kann daran genug haben lebenslang, was dieser aber ihren eigentlichen Werth giebt, ist, daß sie durchaus in dem persönlichen Charakter, in der Individualität Jesu wurzelt, und daß sie ihren treffendsten Ausdruck gerade in denjenigen seiner Worte gefunden hat, die am meisten den Stempel der Volksthümlichkeit tragen. Dann sind wir aber wieder an das Studium der ihm vorausgehenden Volksreligion gewiesen. Es wird zum vollen wissenschaftlichen Verständnisse dieser religiösen und sittlichen Individualität ohne Gleichen des höchsten Maßes eines dem Eindrucke des Heiligen in menschlicher Gestalt erschlossenen Feingefühles bedürfen, wie andererseits der Würdigung der geschichtlichen Situation, in der er auftrat. Will man aber seine absolute religiöse Größe würdigen, dann kann es nur geschehen, indem man seine Persönlichkeit vergleicht mit den Propheten seines eigenen Volkes, mit denen er sich selbst in eine Reihe stellt als ihr Gipfelpunkt.

Die Reihe der eigentlich schöpferischen Individualitäten im Gebiete der Religion — wenn dieser Ausdruck solchen gegenüber berechtigt ist, die bezeugen, Alles empfangen zu haben — schließt mit Jesu; nur am Ende dieser Ahnenreihe leuchtet sein Haupt in dem ihm eigenthümlichen Glanze. Wenn Jemand sagen wollte, es sei nach ihm überhaupt nichts Neues mehr im Gebiet der Religion gekommen, der würde Recht behalten. Die eigentlich produktive Zeit der Welt, die alle Formen des geistigen Lebens: Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst erzeugt hat, ist mit dem „Alterthum" zu Ende; die Reproduktion, die im Grunde doch nur unendliche Variationen bietet, beginnt. Das „Christenthum" ist die erste dieser Reproduktionen und Kombinationen der im Bereiche der antiken Welt aufgetretenen Originaloffenbarungen.

Keine einheitliche Vorwegnahme einer Skizze der monotheistischen Religionsentwickelung, die zum Christenthum hinführt, sollten diese Bemerkungen sein, sondern nur der methodische Hinweis darauf, daß wir zu seinem wirklichen Verständnisse des Studiums seiner Genealogie bedürfen.

Sie lassen sich kurz so zusammenfassen: Es ist unmöglich, die Person Jesu und sein Evangelium wirklich geschichtlich zu verstehen, wenn man dabei lediglich von den Voraussetzungen der Apostel und von den Gesichtspunkten des Glaubens der ersten Christenheit ausgeht, unbeschadet des hohen religiösen Werthes, den diese apostolische Lehre hat.

Vielmehr kann die wirkliche Individualität des geschichtlichen Gegenstandes der christlichen Religion, der Persönlichkeit Jesu, nur begriffen werden auf dem Boden der alttestamentlichen Religionsgeschichte und des Judenthums. Denn erst gemessen an dessen Vorurtheilen erscheint die Größe und die Reinheit von Jesu religiöser Eigenart und die völlig einzige Universalität seiner Gottes- und Menschenliebe.

Sind erst durch ihn die prophetischen Ideen zu einer die ganze Menschheit erlösenden Religion entfaltet worden, so ist es nöthig, die einzelnen Schritte, mittelst deren diese Religion sich entwickelt hat, abzumessen, soweit das noch möglich ist.

Während also im strengsten Sinne des Wortes der zureichende Grund für die Entstehung des Christenthums nur die Person Jesu Christi ist, so ist doch sein Ursprung vorbereitet durch jene ganze Offenbarungskette, deren erster noch sichtbarer Anfang die Volks- und Religionsgründung des Moses ist. Die Kirche hat instinktiv das Richtige getroffen, indem sie das alte Testament als gleichwerthige Urkunde der christlichen Religion mit dem neuen Testoment verband. Nur eine wirkliche geschichtliche Wissenschaft der ganzen Bibel lehrt uns das Evangelium verstehen, ihren glorreichen Abschluß. Die „Kirchengeschichte des neuen Testaments", wie die Alten sagten, beginnt dagegen erst mit den Aposteln.

## II.

Die zweite Aufgabe einer Geschichte der christlichen Religion scheint zu sein die Ermittelung der wesentlichen Formen, die die christliche Religion in ihrer seitherigen Entwickelung angenommen hat, so zu sagen ihre Morphologie.

Die Behauptung aller ausschließenden Kirchen und einzelnen Konfessionen ist die, daß es im Grunde nur eine Form christlicher Religion gebe und geben könne, die eigene; jede andere sei eine Verirrung.

Natürlich habe auch diese Form sich geschichtlich entwickelt, aber dabei verändere sie sich nicht. Man gesteht also nur neue Spielarten des Christenthums zu, die Entstehung neuer Arten wird geleugnet.

Hierüber ist a priori nichts zu entscheiden. Der Beweis des Gegentheils kann nur von der Geschichte erbracht werden. Aber eine psychologische Erwägung dürfte doch dabei behilflich sein.

Die wesentlichen psychologischen Elemente der Religion im Christenthum sind einerseits die Inspiration, das persönliche Innewerden des Göttlichen, der Glaube als fides qua creditur, andererseits die religiöse Intuition, das religiöse Anschauungsganze die fides quae creditur. Gemeint ist mit dem letzten Ausdruck ein Analogon zu dem, was die Philosophie intellektuelle Anschauung nennt: das Entwerfen einer Gesammtanschauung der objektiven Welt von einem Punkte des subjektiven Fürwahrhaltens aus. Der Vorgang bei dem Entwerfen dieses Ganzen einer Anschauung hat viel instinktives an sich. Das so entworfene Weltbild ruht nicht auf empirischen Wahrnehmungen oder auf methodischer Beobachtung oder auf diskursiver Begriffsentwickelung, sondern es ist ein wesentlich mit den Mitteln der Phantasie aber auch mit Mitteln des kombinirenden Denkens nach religiösen Gefühlsmaßstäben entworfenes Gebild, in dem die subjektive religiöse Ergriffenheit sich befriedigt, weil sie darin überall ihr Spiegelbild wiederfindet.

Inspiration und Intuition bilden, formal gesprochen, den Inhalt der Religion.

Nun ist klar, daß, wie mächtig auch der religiöse Genius, der irgendwo auftritt, hinein leuchten möge in die gemeinsame Ueberlieferung und die Vorstellungsmasse seiner Zeitgenossen, wie viel neue Ideen und Ziele er aufstellen möge, er doch abhängig ist von der Kulturart und Kulturstufe seines Volkes, seiner Zeit. Und je länger eine von einem Einzelnen vorgetragene religiöse Weltanschauung sich erhält, je mehr unbewußte und bewußte Anpassung an geltende Begriffe und Vorstellungen erfährt sie, um so mehr wird sie in den allgemeinen geistigen Entwicklungsprozeß hineingezogen.

So wird eine auf originaler Inspiration und Intuition beruhende Religion auch unter verschiedenen Verhältnissen verschiedene Ausdrucksformen annehmen müssen. Diese Verschiedenheit wird sich nicht nur auf die intellektuellen und künstlerischen Ausdrucksmittel beziehen, sondern auch auf die religiösen, die sittlichen und die sozialen Ideale. Eine und dieselbe Religion wird sich unter veränderten Verhältnissen als dieselbe nur behaupten können, wenn sie, ohne ihre schöpferischen Grundlagen zu verleugnen, doch verschiedene Formen ihrer gesammten Selbstdarstellung annimmt.

Eine innere Einheit dieser Formen kann sich dennoch bewähren in übereinstimmenden Zügen des Grundtypus.

Gelingt es nun, eine Reihe von Typen aufzustellen, in denen das Christenthum sich charakteristisch verschieden darstellt und zugleich

in jedem Typus ein konsequent einheitliches Gepräge nachzuweisen, dann wäre ein Faden gefunden, an dem sich vielleicht auch die Genealogie dieses Typus klar machen läßt.

Schon die seither angenommenen Typen, etwa Urchristenthum, katholisches, protestantisches Christenthum weisen auf genealogischen Zusammhang hin. „Katholisch“ nennt man Alles, was direkt von der altkatholischen Kirche des dritten Jahrhunderts abstammt, „protestantisch“, was aus der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts kommt. Aber man hat dann doch nöthig gefunden, z. B. von „Reformatoren vor der Reformation“ zu sprechen und von „protestantischen Anwandlungen“ innerhalb des „Katholizismus“, und damit gezeigt, daß es auch außerhalb des genealogischen Zusammenhanges doch verwandte Erscheinungen geben könne, man hat also die Typen im Prinzip wenigstens anerkannt.

Nimmt man noch hinzu den „christlichen Individualismus“, von dem in letzter Zeit öfters die Rede war, so ist damit wohl Alles angegeben, was man meines Wissens seither an allgemeinen Typen christlicher Religion aufgestellt hat. Irgend eine methodische Ableitung solcher Typen ist mir nicht bekannt geworden. Das aber dürfte das erste Erforderniß einer Morphologie sein. Es müßte gezeigt werden, nach welchen Merkmalen sich die verschiedenen Formen christlicher Religion unterscheiden.

Hier ein Versuch dieser Art. *)

Für alle Formen christlicher Religion lassen sich vier wesentliche Merkmale aufstellen, wofür die Berechtigung sofort erwiesen werden soll:

1. Die eigenthümliche Inspiration, die Art und Weise wie man Gottes inne wird;

2. die eigenthümliche Intuition, der Glaube, die religiöse

*) Die der ganzen Darstellung zu Grunde liegende Voraussetzung, von deren Annahme oder Ablehnung alles Weitere abhängt, ist, um es hier kurz zusammenzufassen, die: In den führenden religiösen Geistern entsteht kraft der ihr ganzes Geistesleben beherrschenden Energie der persönlichen Religion eine eigenthümliche Gesammtverfassung (Gesammtstimmung), Gesammtanschauung und Gesammtwillensrichtung von einer hinreißenden und durch jeden äußeren Erfolg gesteigerten Kraft. Diese Anschauung ist weder eine auf Schlüsse gebaute Metaphysik noch ein bloßer Seelentraum wie es die künstlerischen Ideale sind, wenngleich sie die metaphysische Betrachtung nicht verwirft und sich reichlich auch künstlerischer Mittel bedient; sie ist vielmehr im Wesentlichen ein Weltbild, das die natürliche Wirklichkeit, so wie sie den anderen Menschen erscheint, aus ihrer Stelle verdrängt, sie ist eine Reihe von Schauungen, die für den Schauenden objektive Giltigkeit haben. Sie schöpft, ohne durchaus daran gebunden zu

Weltanschauung, die unter der Inspiration sich gestaltet, die religiöse Vorstellungswelt;

3. das Sakrament, die Art und Weise, wie man sich mit Gott am wirksamsten verbunden weiß;

4. das Lebensideal, der Lebenszweck, den man sich durch die Religion gesetzt sieht.

Bedient man sich dieser Kriterien, so lassen sich aus der Stammform des Christenthums, aus dem ursprünglichen Christenthum bis jetzt vier charakteristisch verschiedene Formen entwickeln. Diese sind Sproßformen: eine jede entwickelt sich aus der ihr unmittelbar vorausgehenden. Demnach würden die morphologischen Gestalten des Christenthums zu bezeichnen sein als 1. ursprüngliches Christenthum, 2. Katholizismus, 3. Protestantismus, 4. Pietismus, 5. christlicher Humanismus.

1) Das älteste ursprüngliche Christenthum umfaßt alle jene Erscheinungen, die man als vorkatholisch bezeichnen kann, also diejenigen, die zwischen der Auferstehung Christi und der ersichtlichen Bildung einer „katholischen Kirche" liegen. Also die Zeit ungefähr von 30—150 nach Christo. Man pflegt sie in kirchen- und dogmengeschichtlicher Beziehung zu trennen in die apostolische und die nachapostolische Zeit. Diese Trennung ist aber vom geschichtlichen Standpunkt aus fraglich. Sie beruht auf dem protestantischen Vorurtheil von der Mustergiltigkeit des apostolischen Zeitalters, die doch ebenso auch dem folgenden Zeitalter eignet. Denn die meisten Merkmale haben beide Zeiten gemein, und die Quellen, aus welchen man sie erkennt: apostolische und nachapostolische Schriften gehören nach den Ansichten der gegenwärtigen Kritik zum größeren Theil der gleichen Zeit an.

Die älteste Kirche, die theilweise Schriften der sogenannten apostolischen Väter, den Brief des Clemens, den Hirten des

---

sein, aus Schrift, Ueberlieferung und allen andern Mitteln, behauptet sich aber auch in jedem Kampf mit entgegenstehender Wissenschaft, Politik, Nationalität. Sie begründet eine moralische Ueberzeugung, die sich in sittlichem Urtheil, Handeln und Bilden äußert. Während ihr Ursprung meist verborgen ist, legt sie sich deutlich dar in Gebeten und erbaulichen Aussprachen jeder Art, in Dichtung und künstlerischen Schöpfungen, im Rhythmus des persönlichen sittlichen Lebens und in der inneren Stellung des Individuums zu allen Fragen des Taktes und Gewissens.

Als besonders deutliche Beispiele dessen, was hier gemeint ist, sei verwiesen für den Katholizismus auf Augustinus, Dante, Ignatius v. Loyola, für den Protestantismus auf Calvin, Milton, für den Pietismus auf Zinzendorf, für den christlichen Humanismus auf Vinet, Robertson, Kingsley.

Hermas, die Lehre der zwölf Apostel u. a. in ihrem Kanon heiliger Schriften las, hat auch keineswegs so scharf geschieden. Jedenfalls ist des Zusammengehörigen mehr als des Trennenden. Diese erste Form des Christenthums ist grundlegend. Sie hat vor allen späteren voraus, daß sie beruht auf der persönlichen Bekanntschaft der ersten Jünger und Apostel Jesu mit ihm selbst. Der Eindruck, den Jesus gemacht haben muß, spiegelt sich für uns jetzt nur noch wieder in dem Glauben an ihn, den gerade seine persönlichen Schüler hatten und verkündigten. Schon der Glaube des Paulus schließt ein Element des Reflektirten, der Theologie, der Schlußfolgerung aus anderen Glaubenssätzen in sich, der Glaube der Urapostel allein zeigt uns das, was man in neuerer Zeit die „Ueberwältigung durch die Persönlichkeit Jesu" genannt hat und was im buchstäblichen Sinne nur da stattfinden konnte, wo man ihn persönlich gekannt hat. In der auf sie folgenden Zeit hat sich einer der merkwürdigsten religiösen Vorgänge, die die Geschichte kennt, vollzogen: die Befreundung der antiken Menschheit mit den Ideen der alttestamentlichen Welt und Literatur. Dieser Vorgang vollzog sich aber halb unbewußter Weise, während die Augen der ersten Gläubigen an jenem wunderbaren Bilde hingen, das die Apostel der Welt vor Augen gestellt hatten, von Jesus dem Menschen und dem Gottessohn, dem Gekreuzigten und doch nach seiner Auferweckung vom Himmel her in verklärter Gestalt Herrschenden, der seine Jünger erhebt zu Mitherrschern in einer künftigen Welt. Die Gemeinde jener ersten Zeiten sieht sich an als eine Schöpfung des heiligen Geistes. Der heilige Geist, wie man ihn damals faßte, ist eine übernatürliche Kraft, die das gesammte Seelen-, Geistes- und Willensleben derer, die er erfaßte über das gewöhnliche menschliche Maß erhöht, ohne es doch prinzipiell zu alteriren.

Demgemäß trägt der Glaube jener ersten Zeit (die fides qua creditur) das Siegel der Gewißheit in sich selbst. Er bedarf keiner äußeren Autorität. Die heilige Schrift, die allgemein anerkannt wird, ist das alte Testament. Aber es wird verstanden und ausgelegt im Sinne dieses heiliges Geistes. Es ist das Weissagungsbuch der Christenheit und diese Weissagungen legt der heilige Geist Christi aus. Die persönliche Erinnerung an Christus beherrscht noch Alles. Seine Worte werden als bindendes Gesetz überliefert, aber erst ganz allmählich kommt es dazu, daß sie schriftlich aufgezeichnet werden. Was wir noch weit über die

ersten beiden Generationen der „Christianer" hinaus dauernd erkennen können, ist im sittlichen und sozialen Leben jener durchgehende Ernst der Heiligung und Sittenreinheit, jene brüderliche Hilfleistung und gegenseitige Unterordnung, jene ungeheuchelte Demuth und Weltabgestorbenheit, die am mächtigsten Zeugniß ablegen für die außerordentliche Gewalt des persönlichen Vorbildes Christi. Nicht mit Unrecht hat man diese Zeit die „der ersten Liebe" genannt, wenn man dabei nicht übersehen will, daß zu jeder Liebe auch eine gewisse Einseitigkeit, ein Haß des Fremden gehört. Dem entspricht die eigenthümliche Literatur der Zeit: die neutestamentlichen und nachapostolischen Schriften, die das reichste, reinste und adeligste Religionsbuch sind, das die Welt besitzt, voll des kühnsten und des kindlichsten Glaubens, den wir kennen. Verhältnißmäßig schnell sind die einzelnen Schriften, aus denen allmählich dieses Buch sich bildete, in den gottesdienstlichen Gebrauch einzelner Gemeindegruppen der jungen Christenheit genommen worden und damit erlangten sie gleichen Rang mit dem älteren gottesdienstlichen Buch, dem alten Testament, das man im Allgemeinen als prophetische Vorausdarstellung der evangelischen Dinge ansah; aber nicht aus den Schriften quoll die Religion, sondern die strömende Religion trug die Bücher und Schriften in die Höhe.

Einen prinzipiellen Unterschied zwischen schriftlicher und mündlicher Ueberlieferung giebt es noch nicht: was als Wort des Herrn gilt, ist Gebot, man ist aber weit davon entfernt, zu meinen, nur einige bevorzugte Verfasser hätten diese Orakelsprüche (logia) des Herrn aufzeichnen können.

Es gilt weiter die Autorität des schriftlichen Wortes der Apostel, und die Autorität der noch im zweiten Jahrhundert auftretenden wandernden „Apostel" und „Propheten" für ihre mündlichen Befehle.

So haben wir es in dieser neuen Religion mit einer Bildung zu thun, die mit dem mütterlichen Schooß, der sie getragen hat, noch in direkter Verbindung steht, während doch das sie begründende und das in ihr vorhandene persönliche Leben etwas thatsächlich Anderes und Neues ist.

Die Inspiration dieses ursprünglichen Christenthums besteht in der von den Ueberlieferungen der apostolischen und nachapostolischen Zeit bezeugten Begabung mit dem „heiligen Geist". Diese tritt ein in Folge des Glaubens, der durch die Verkündigung der

christlichen Missionare erweckt wird. Sie äußert sich in der Bereitwilligkeit zum feierlichen Bekenntniß des christlichen Namens (nomen Christianorum. Plin. Sec. Ep. X, 97). Die Begabung mit dem heiligen Geist ist begleitet von besonderen meist wunderbaren Eigenschaften Einzelner: Prophetie, Zungenreden, Krankenheilung, Exorzismus, u. s. w. — sie vermittelt Allen gleichmäßig die Ueberzeugung, zu Gott in einem absolut übernatürlichen Verhältnisse der Kindschaft zu stehen, die man sich als eine Adoption durch Gott gedacht haben muß. Die also Geweihten sind den Einflüssen der Dämonen und des Heidenthums entrückt. Sie fühlen sich auch in ihren intellektuellen Fähigkeiten erhöht, ebenso wie in ihrem gesammten sittlichen Habitus und beweisen das in der Bereitschaft zu übermenschlicher Aufopferung und außerordentlichen Leiden „um des Namens willen".

Die Intuition, die im Glauben festgehaltene Vorstellungswelt des ursprünglichen Christenthums ist außerordenllich schwer zu zeichnen, weil, abgesehen von der „paulinischen" und „johanneischen Theologie", die beide eine singuläre und keine allgemeine Geltung haben, nur bruchstückweise Ueberlieferungen darüber vorliegen, nirgends in einer zusammenhängenden Darstellung und weil das Wesentlichste dieser Vorstellungswelt besteht in jenen überschwänglichen Hoffnungen, Ahnungen und Stimmungen, die den Hintergrund des persönlichen und des gemeinsamen Lebens bildeten, naturgemäß aber sich aller absichtlichen Ueberlieferung entziehen. Wir dürfen auch nicht hoffen, hierüber jemals ausreichend unterrichtet zu werden und können darum die etwa vorhandenen Analogien von später auftretenden Inspirationsgemeinden (bei Wiedertäufern, Sevennolen, Separatisten und Sektirern) kaum benutzen. Es fehlt uns die Möglichkeit, lebendig zu vergegenwärtigen sowohl was die persönliche Verkündigung der Apostel an anschaulicher Schilderung des „Herrn" enthielt, als die konkrete Anschauung des ganzen überschwänglichen Stimmungsgehalts jener Generationen, die das Wunderbarste und Außerordentlichste täglich zu erleben glaubten. Doch läßt sich vielleicht der Unterschied der religiösen Glaubenswelt des ursprünglichen Christenthums von der Jesu selbst annähernd bezeichnen. Bei Jesus selbst die wundervoll einfachen Anschauungen des alten Testaments, verklärt durch das, was sein eigenster Besitz war, durch die Ueberzeugung von dem Vatergott und die Gewißheit, daß Alles, was in der heimischen Religion noch Verheißung war, durch ihn selbst sich erfüllen werde — eine über

alle Theologie und Schultradition hinaus gehobene, im Aether eines ganz und gar volksthümlichen, bildlichen, anschaulichen Vorstellens und Denkens schwebende konkrete Gestaltenwelt — während der „Glaube an ihn" sofort einige Sätze feststellt, die gegen Widerspruch und Mißdeutung vertheidigt, begründet und befestigt werden müssen. Diese Behauptungen drücken das veränderte Verhältniß aus, in dem die Christen sich fühlten zu der jüdischen Glaubenswelt, aus der sie im Uebrigen sich erst langsam herauswinden. Da ist erstens das Kreuz: der gewaltsame Tod und die ihm folgende Auferstehung des Messiaskönigs bilden ein die ganze seitherige Weltgeschichte sozusagen durchkreuzendes Faktum, das auf göttlicher Veranstaltung beruht, eine Heilsthatsache (nach dem Sprachgebrauch dieses modernen Wortes); 2) Die Wiederkunft dieses Christus zum allgemeinen Weltgericht und zur Aufrichtung seines Reiches auf Erden steht noch bevor; 3) Die gegenwärtige Weltzeit, so kurz sie auch noch dauern mag, steht unter der Herrschaft der Dämonen, die die Kraft des Heidenthums bilden, jeder Sieg über sie arbeitet dem endlichen Triumph des Reiches Christi vor. Das thut besonders die Verkündigung von dem auferstandenen Sohne Gottes durch die von ihm selber ausgerüsteten Sendboten, die Mission.

Hiermit hat die aus dem Kreise der jüdischen Religion stammende Weltanschauung der ersten Christen ein Element des Dramatischen und des Geschichtlichen in sich aufgenommen, das ihre ganze zukünftige Entwicklung bestimmen wird. Im Mittelpunkte des Kampfes zwischen Gott einerseits und dem dämonischen Reiche andererseits steht der geschichtliche Jesus von Nazareth in der völlig übernatürlichen Würde eines Sohnes Gottes. In ihm ist in menschlicher Gestalt ein göttliches Wesen erschienen, sei es der vorher im Himmel befindliche Christus, sei es der Gott Logos selbst. Die Welt, um deren Palingenesie es sich handelt, ist einst durch ihn in seiner göttlichen Stellung geschaffen worden, er hat ihre Entwicklung geleitet, er setzt ihr auch das Ziel. Die Erstlinge der künftigen durch ihn einzurichtenden gereinigten und verklärten Welt sind seine Gläubigen, die Bürger eines himmlischen Gottesreiches.

Als das Sakrament des ursprünglichen Christenthums, als das, wodurch die lebendige Verbindung zwischen Gott und Menschen hergestellt wird, ist zu bezeichnen die Versammlung der Gläubigen (Heiligen, ecclesia, wörtlich berufene Volksversammlung der Vollbürger). Wo diese Versammlung ist und wären auch nur drei „in dem Namen" Jesu versammelt, da ist in ihrer Mitte der „Herr"

wirksam mit seinem Geiste. Die Versammlung vollzieht die „Erbauung eines heiligen Tempels“, in dem die Gottheit wohnt, in ihrer „Danksagungsfeier“ knüpft sie denselben innigen Bund mit Gott, wie ihn Israel in seiner jährlichen Passahfeier stets neu bestätigte, stellt sie sich dar als der Anfang eines neuen und ewigen Gottesvolkes. Das Wichtigste, was in dieser Versammlung vorgeht, ist nicht der einzelne Ritus, den man vollzieht (als bevorzugte Riten bilden sich aus Taufe und Herrnmahlzeit), sondern die Vereinigung der Christusjünger, wie und wo sie stattfindet, ist ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens, sie bildet den eigentlichen Augapfel Gottes,*) das Lieblingsaugenmerk der Vorsehung.

Der Lebenszweck der Gläubigen des ursprünglichen Christenthums ist die persönliche Vollendung zu Bürgern des kommenden Gottesreichs, die aktive Heiligung. Nicht bloß die rituelle passive Heiligung, mit der sich Judenthum und Heidenthum begnügten. Sie besteht in der Hingabe des ganzen Menschen an den Willen Gottes. Darunter ist verstanden sowohl der religiöse Verkehr mit Gott im Gebet, vor Allem im gemeinsammen Gebet, als auch die Unterordnung aller Lebenspflichten unter die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, nämlich die Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse des Individuums in Ehe, Familienleben, Kindererziehung, Freundschaft, Geselligkeit, Erwerb, Verkehr, Handel, Dienst und bürgerlicher Stellung in diesem Sinne. Was hierin die Gemeinschaft hindert, ist nicht als Institution zu beseitigen, aber von dem Gläubigen persönlich völlig zu meiden.

Sodann aber gehört zur Vollendung der Heiligung die besondere Hingabe Einzelner und zwar nicht Weniger an Gott in einem der Missionsberufe, die allein Gott dienen: als Apostel, Prophet, Wunderthäter oder in einem Gott in der Gemeinde besonders dienenden Stand als Lehrer, Aufseher, Aeltester, Diener, als Wittwe oder jungfräulicher Asket. (Dies ist die eigentliche „Nachfolge Christi“.)

Neben diesem besonderen Lebensopfer an Gott wird allen Christen zur Pflicht gemacht die Uebung jener Tugenden, durch die man Christo prinzipiell, nicht persönlich gleichförmig wird: der Geduld im Leiden, der Freigebigkeit und Mittheilsamkeit, der Versöhnlichkeit, des Verzichtes auf persönliche Rechte, der thätigen

*) Dieser Deuteron. 32 entnommene Ausdruck ist m. W. nicht in der ältesten Zeit verwendet worden, sondern nur hier zur Verdeutlichung gebraucht.

Feindesliebe, des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Die spezifisch christliche Ethik ist die Uebung der von Christo vorgeschriebenen und geübten Tugenden zu seiner Ehre und zu seinem Dienst, also als Fortsetzung seines Wandels auf Erden. Die Menschenliebe, wie Christus sie selbst geübt hat, verwandelt sich damit in Christusliebe, in Christusnachahmung.

Dieses Christenthum war eine neue Religion und hatte sich zu behaupten neben anderen konkurrirenden Religionen, außer dem Judenthum, neben der weit verbreiteten synkretistischen Religion des Gnostizismus und neben dem Stoizismus.

Sein fundamental Neues läßt sich in die wenigen Worte fassen: 1. Christus, den eine ausreichende Ueberlieferung als wirkliche geschichtliche Persönlichkeit beglaubigte, ist ein Mensch, der in göttlicher Weise gewirkt hat und sich nun in göttlicher Stellung befindet. So ist er das Hauptobjekt des Glaubens. Der Glaube besteht darin, daß man seine Wunder anerkennt und ihn allein als den Zugang zu Gott verehrt. Hierin wurzelt das ganze Dogmensystem der Kirche, dessen Mittelpunkt die Gottheit Christi ist. 2. Die neue Aufgabe sittlich religiöser Art, die den Menschen erwächst, ist die Seelsorge, die Sorge für den einzelnen Menschen, daß er zum Heil gelange. Wie hieraus die ganze neue christliche Ethik erwächst, so die neue Würdigung der menschlichen Persönlichkeit überhaupt. 3. Das „Sakrament der Gemeinschaft", die Uebung heiliger Handlungen, hat die Aufgabe, als Unterpfand ein künftiges Leben zu verbürgen. Hieraus ist die ganze Liturgie der Kirche erwachsen, einschließlich der Aemter, die zu ihrem Vollzug nothwendig sind, also die Kirchenverfassung. Dieses geschichtlich Neue im Christenthum hängt überall, wie sich von selbst versteht, mit Worten und Absichten Jesu zusammen, bildet aber eine neue eigenartige Religionsstufe. —

Es wird wohl niemals gelingen, vollständig alle Einzelheiten ihrer Bildung zu erklären. Aber nicht in dem, was unerklärt bleibt, nicht im Geheimniß ruht ihr Werth, sondern in dem, was sie von Jesus bewahrt als Offenbarung seines Wesens.

Ihr Werth besteht darin, daß das, was Jesus persönlich war, und was er brachte, hier eine unendlich entwickelungsfähige Form gefunden hat, in der es in der Welt und Geschichte eine neue Zeit heraufführen mußte. —

2) Die erste Form, die sich aus dem ursprünglichen Christenthum entwickelt, nicht mit einer inneren organischen Nothwendigkeit, sondern

unter dem Einfluß zwingender äußerer Verhältnisse, die natürlich hier nicht erörtert werden können, ist der Katholizismus, die christliche Religion unterm vorwaltenden Gesichtspunkt der Kirche. Die Hauptformen des Katholizismus dürften sein: der Altkatholizismus (Kirche vollkommen unabhängig vom Staat in einem gegen die Kirche gleichgiltigen oder feindlichen Staat), Katholizismus als römische Reichs- oder als Staatskirche, mittelalterlicher, römisch-abendländischer Katholizismus, Nationalkatholizismus, (griechischer, russischer, gallikanischer, anglikanischer) moderner Papismus. Es handelt sich hier um das allen diesen Formen Gemeinsame, um den Artbegriff des Katholizismus. Es ist: Glaube an die Kirche als von Gott gestiftete Heilsanstalt.

Seine Grundlage ward bereits gelegt im ursprünglichen Christenthum. Aber dort ruht das ganze religiöse System auf der Gewißheit des Heilsbesitzes, man kommt nicht durch die Kirche zum Heil, hier zielt Alles auf Heilserlangung. Der Besitz des Heiles verkündigt sich im heiligen Geist. Die Heilserlangung wird verbürgt durch Heilsgarantien.

Das „System der Heilsgarantien" ist der Katholizismus. Sein tragender Pfeiler ist die von Gott gegründete priesterliche Amtsgenossenschaft.

Die Entstehung dieser das Heil vermittelnden Träger kultischer Aemter aus den Ordnungen der Urgemeinde bildet ein noch nicht gelöstes Problem geschichtlicher Forschung. Aber seine Lösung darf erhofft werden von der wirklichen Ergründnng der religiösen Bewegungen jener Zeit.

Von Inspiration kann im Katholizismus nur mit einer gewissen Zurückhaltung gesprochen werden. Denn die in ihm vorhandene Gewißheit des Heiles beruht nicht auf persönlicher Erleuchtung, sondern auf dem Vertrauen auf die Autorität. Nämlich auf die Autorität der bischöflichen Nachfolger der Apostel. Sie vermitteln den direkten äußeren Zusammenhang mit Christus. Der Episkopat ist die Fortsetzung des Dienstes Christi auf Erden, den zuerst die Apostel leisteten. Wer sich ihm unterwirft, huldigt Christo. Der Glaube ist also gehorsame Unterwerfung unter die Kirche als göttliche Stiftung.

Diese Stiftung ruht auf folgenden Stützen: auf dem Kanon apostolischer Schriften; auf der Glaubensregel, als deren authentischer Auslegung; auf dem bischöflichen Amt als dem Depositorium der

überlieferten Wahrheit. Diese unzerreißbare Kette von Heilsbedingungen bildet die gewaltige Stärke der Kirche, die allein im vollen Sinne des Wortes „Kirche" ist und sich zu der großartigsten sozialen Schöpfung ausgewachsen hat, die die Geschichte kennt. Sie ist etwas Anderes wie die apostolische „Versammlung".

Sie hat den Lebensabend der hinsterbenden antiken Welt mit einem milden Schein verklärt, sie hat ihre kostbarsten Kulturgüter für die Nachwelt gerettet, sie hat dann die kräftigsten Völker und Stämme der neueren Geschichte: Germanen, Romanen, Slaven erzogen und unterwiesen, als die große Mutter aller neueren Zivilisation. Daß nicht ein politisches Reich, sondern ein geistliches Reich die erste umfassende Gemeinschaft war, in die diese Völker halb mit Scheu, halb mit Liebe eintraten im Beginn des Mittelalters, ist von größter Bedeutung für ihre Zukunft geworden. Niemals können diese jungen europäischen Nationen (das sind sie im Vergleich mit den früheren Einwohnern) es verleugnen, daß über ihrer Wiege vom achten bis elften Jahrhundert der christliche Weihnachtsgesang der Kirche erklungen ist, der sie zu einem höheren als bloß irdischen Dasein weihte. Die größte Leistung des Katholizismus ist die durch viele Jahrhunderte sich erstreckende Ausbildung jener zusammenhängenden Weltanschauung, die die biblischen Religionsideen mit der antiken Wissenschaft und Philosophie und mit den halb christlich asketischen, halb heidnisch-germanischen Lebensidealen zu einem Ganzen verbindet, das auch heute der europäischen Kulturarbeit zu Grunde liegt und insbesondere unser ganzes ästhetisches Empfinden, unsere Phantasiewelt beherrscht. Nicht nur Dogma, Liturgie und Kirchenverfassung, sondern auch „Diesseits" und „Jenseits", unsere Logik und unsere Ethik hat uns der Katholizismus gegeben, unsere Politik stammt von ihm. Aus der Antike stammt sein Gottes- und sein Weltbegriff, weniger aus der Bibel. Beides wirkt tief hinein in die kirchliche Praxis. Gott ist der absolut über die Welt erhabene Geist, streng übernatürlich gedacht und unnahbar. Er offenbart sich in abgestufter Weise im Sohn und Geist. Der Vatergott des ersten Christenthums verwandelt sich in den dreieinigen, aber in dieser Verwandlung bewahrt er unter völlig veränderten Verhältnissen des begrifflichen Denkens seinen tiefsten Charakter, den sittlichen. Denn die Beziehungen der drei Personen des göttlichen Wesens untereinander stellen eine Art von sittlichem Verhältniß dar und sichern dem christlichen

Gottesbegriff die Erhabenheit über Heidenthum und Judenthum, über Polytheismus und Pantheismus.

Der antike Kosmos, das Kunstwerk ordnender Vernunft wird nun zur Schöpfung, zum freien Gebilde eines liebevoll entwerfenden Geistes, das, aus den Händen des Meisters entlassen, seine eigenständige Entwickelung nimmt nach eingeborenen Gesetzen. Aber diese Welt ist nur ein Provisorium. Sie geht einer Umwandlung entgegen und einer Vollendung. Die religiöse Zukunftshoffnung des ursprünglichen Christenthums setzt sich um in den neuen Gedanken der jenseitigen Welt, des „Himmels". Und das Christenthum ist jenes „Prinzip des Fortschrittes", das bewirkt, daß die ganze irdische Welt, das Diesseits, diesem Ziele entgegengeht.

Die Entwickelung der Frömmigkeit wird damit die eigentliche Unruhe in der Uhr der „Weltgeschichte". Es würde zu weit führen, wollte man darauf hinweisen, wie sehr alle abendländische Metaphysik und Mystik, Ethik und Politik, Kunst und Technik mit diesem religiösen Grundgedanken zusammenhängt, die eine höchst mannigfaltige, wissenschaftliche Ausprägung zulassen. Die Welt, in der der katholische Glaube sich bewegt, ist eine vernünftige, rationell begreifliche Welt: Glaube und Wissen sind hier so versöhnt, daß sie sich gegenseitig aushelfen können.

Als das Sakrament des Katholizismus dürfte in diesem Zusammenhange, wo es sich nicht um sein eigenes Dogma, sondern vielmehr um rein objektive geschichtliche Betrachtung des thatsächlich Vorhandenen handelt, wohl am richtigsten das Priesterthum bezeichnet werden. Sein Ursprung ist dunkel. Es scheint, daß aus dem Bedürfnisse, die heiligen Handlungen der Christenheit, das gemeinsame Gebet u. s. w. richtig vollzogen zu sehen, die Aussonderung von bevollmächtigten Kultuspersonen sich entwickelt hat und deren hervorragende Stellung hat dann wieder ihre Verrichtung gehoben und mit dem Charakter des Heilvermittelnden gestempelt.*) Aus diesen Anfängen aber hat sich dann jenes System von Kultushandlungen entwickelt, das man in seiner höchsten Vollendung als die sichtbare und fühlbare Weltherrschaft des eucharistischen (in der Eucharistie wirksam gegenwärtigen) Christus bezeichnen kann, als die Gegenwart des Himmels auf Erden.

*) Nach dieser Vermuthung wäre nicht das Opfer, sondern das Sakrament, das Bedürfniß nach wirksamer Gemeinschaft mit Gott der Anlaß zur eigenthümlichen Gestaltung des Gottesdienstes und zur Ausbildung eines christlichen Priesterthums gewesen.

In dieser Gewißheit, jederzeit die volle Kraft der himmlischen Dinge zur Verfügung für sich zu haben, wurzelt die unaussprechliche Sicherheit, Freudigkeit und Zuversichtlichkeit des echten Katholizismus, seine befriedigt in sich selbst ruhende Wissenschaft, Kunst und Politik. Daher stammt die feierliche Pracht seines Gottesdienstes, das selige Genügen, das seiner Malerei und Musik innewohnt. Der im Katholizismus festgehaltene Lebenszweck ist die Vorbereitung der Gläubigen im Diesseits auf das Jenseits. Aber dabei giebt es verschiedene Stufen der Religiosität, auf denen das Jenseits schon vorweggenommen wird im Diesseits. Das kontemplative Leben der Andacht, des religiösen Denkens, des Gebetes, der Mystik, das höher steht als das thätige Leben und des Leben der ganz dem himmlischen Beruf gewidmeten Mönche (Nonnen) öffnen den höher Strebenden sowohl im Religiösen wie im Sittlichen eine freie Bahn der eigentlichen christlichen Vollkommenheit. Und eben darum, weil sie allen Bedürfnissen gerecht wird, weil sie neben dem Maximum religiös-sittlicher Leistung, das sie prämiirt, auch ein recht bescheidenes Minimum noch anerkennt und gelten läßt, ist diese Religion zur Erziehung unreifer Völker, zur Disziplinirung der Massen am meisten geeignet. Sie ist eine patriarchalische Religion. Sie ist die geborene Weltpädagogin und sie wird diesen Ruhm noch Jahrhunderte lang über die Zeit hinaus behaupten, wo sie wirklich noch neue Völkergruppen erzieht. Sie hat sich behauptet inmitten feindlicher Religionen: Neuplatonismus, Islam, keltischem, germanischem, slavischem Heidenthum, ketzerischem Dualismus und Pantheismus im Mittelalter und gegen die gewaltige Konkurrenzreligion, die mit dem Protestantismus wider sie aufgetreten sind. Welche Ahnenreihe, wenn man nur die allergrößten Vertreter des Katholizismus aufführt: Ignatius von Antiochien, Irenäus, Cyprian, Leo der Große, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Gregor der Große, Photios, Karl der Große, Gregor VII., Thomas von Aquino, Dante, Ignatius von Loyola, Bossuet, Benedikt XIV., Möhler, Döllinger, Newman, Pius IX.! Daß alle diese unter sich so verschiedenen Geister in der angedeuteten Grundanschauung übereinstimmen, in diesem geschichtlichen Sinne Katholiken sind, dürfte nicht bestritten werden. —

3) Der Protestantismus ist in seiner Entstehung von allen Punkten abhängig vom Katholizismus. Er setzt sich zu ihm darum nur in einen relativen, nicht in einen absoluten Gegensatz. Kirche, Dogma, jenseitiger Lebenszweck werden auch von ihm festgehalten.

Er tritt zwar mit dem Anspruche auf, das Urchristenthum zu erneuern, aber er hat doch nur mit einer sehr wesentlichen Ausnahme (der ursprünglichen Reformationsbewegung) den Altkatholizismus erneut und ist dann allerdings durch den Zwang der geschichtlichen Lage in ganz andere Bahnen geführt worden. Auch er zerfällt in eine ganze Reihe von Unterarten: deutsch-lutherischer, schweizerischer, französisch-calvinischer Protestantismus, bischöflicher (anglikanischer, skandinavischer), orthodoxer, aufgeklärter Protestantismus.

Die sehr wichtigen Unterschiede aller dieser Formen bleiben hier außer Betracht. Der Name Protestantismus wird oft beanstandet, weil er nur eine Negation auszudrücken scheint, während diese Bewegung selbst, obwohl sie eine kritische ist, doch sehr positive Wurzeln und Ziele hat. Wogegen sie protestirt, das ist nicht die Kirche, sondern die Katholizität. Es kommt ihr nicht mehr an auf das *allgemeine*, einheitliche, die ganze Welt beherrschende Christenthum, sondern auf das *wahre* Christenthum, gleichviel ob es sich bei Wenigen oder bei Vielen findet. Gleichwohl hat der Protestantismus etwas weniger Bestimmtes an sich. Es giebt in ihm viel mehr Uebergangsformen, halbe Formen. Er kann darum auch unter der Hülle eines anderen Kirchenthums regieren und er bedarf zu seiner Durchführung nicht mehr allein des Kirchenthums. Protestanten innerhalb des Katholizismus waren vielleicht ein Arnold von Brescia, Abälard, Occam, die aufgeklärten Katholiken an der Wende dieses Jahrhunderts, wie Dalberg, Wessenberg u. A. und innerhalb des äußeren Rahmens des Protestantismus leben und bewegen sich, meist unangefochten, alle anderen Formen christlicher Religion. Das kommt von den geschichtlichen Ursprüngen des Protestantismus, der zusammentraf mit der Epoche einer neuen Weltentdeckung, einer neuen Bildung und einer Konsolidirung nationaler Staaten. Der Protestantismus ist nicht bloß Kirchenform, sondern ebenso Kulturform, vor allem Staatsform. Die *Inspiration* des Protestantismus ist der *persönliche Glaube* an die göttliche Heilsoffenbarung. Der Einzelne gelangt zu Gott *nur durch eigenen Glauben*. Dieser ist conditio sine qua non. Verworfen wird darum die fides implicita, die gläubige Unterwerfung unter Alles, was die Kirche lehren mag. Er erkennt nur an die fides salvifica, den erlösenden, rechtfertigenden Glauben. Dieser Glaube ist eine Gabe der Gnade, aber er ist auch ein Werk des Menschen. Er ist die höchste von den Menschen verlangte und von Gott gewirkte Leistung. In diesem Glauben spricht sich aus

das Ueberwundensein des Christen von der ihm entgegenkommenden Gnade, sein unbedingtes Zutrauen auf sie. Alles was man im Protestantismus Mystik nennen kann, liegt in diesem Akt des Glaubens. Denn er ist keine momentane Inspiration. Er ist ein geheimnißvoller, aber an bestimmte göttliche Organe geknüpfter zusammengesetzter Vorgang. Er ist kein Einswerden mit Gott, kein Emporgerafftwerden zu Gott, vielmehr könnte man ihn nennen ein großes Aufthun des inneren Gesichtes, dadurch man nun Gottes Offenbarung erkennt. Der Tiefe dieses Vorganges entspricht sein wesentlicher Inhalt: Christus. Dieser, wie die Bibel ihn zeigt, ist die geschichtliche Persönlichkeit, in der Gott sich erschließt. Sein Bild als das des „Gottversöhners" macht eigentlich den wesentlichen Inhalt der Bibel aus.

Der Katholizismus hat zwar die „Bibel" geschaffen und hat ihr den Weg geöffnet, aber er konnte sie in ihrem tiefsten Sinne nicht verstehen, weil er sie, seiner in der Antike wurzelnden Weltanschauung nach, sozusagen als eine Topographie der Kirche, ihrer Lehre und ihrer Heiligthümer ansah; dem Protestantismus dagegen hat die Bibel die Bedeutung einer Photographie des sich offenbarenden Gottes. Glaube, Christus und Bibel sind seine drei Stützen.

Man darf die Annäherung dieses Standpunktes an den des Urchristenthums nicht überschätzen. Denn im Protestantismus ist alle göttliche Erleuchtung beschränkt auf den Inhalt der Bibel. Der heilige Geist legt nur die Bibel aus.

Im Urchristenthum dagegen hat der heilige Geist eine durchaus selbständige Bedeutung. Der Protestantismus macht allem „Prophetenthum" ein prinzipielles Ende, das doch noch im Katholizismus seine Stätte fand. Die Bedeutung des protestantischen Bibelglaubens mißt man am besten im Vergleich mit dem Kirchenglauben. Beide Male wird an eine Autorität geglaubt. Aber die Bibel ist eine redende, eine sich sofort aussprechende, also eine lebendige Autorität, sie ist persönliches Wort des „persönlichen Gottes", während die Kirchenautorität eine unter Umständen blinden Gehorsam fordernde Macht, eine institutionelle Autorität ist.

Die religiöse Vorstellungswelt des Protestantismus ist ursprünglich die gleiche wie im Katholizismus. Geflissentlich hat man das trinitarische, das christologische Dogma mit allen Konsequenzen übernommen. Ebenso die Vorstellung von Welt, von Diesseits und Jenseits. Dennoch modifizirt sich sehr bald durch

die veränderte Würdigung der Erkenntnißquellen des Glaubens auch die religiöse Gedankenwelt; das seitherige System, das einheitliche Weltbild zerbricht. Denn Alles, auch das Dogma unterwirft man der Kritik durch die Bibel. Und dadurch ändern sich Gottesbegriff, Weltbegriff und alle Werthbegriffe.

Ist die Bibel Gottes Wort, ist sie der sich über sich selbst aussprechende Gott, dann ist der also sich offenbarende Gott Geist, Wille, That in ganz anderem Grade wie seither. Seine Macht und Größe, sein abstraktes Wesen tritt zurück hinter seinem konkreten Willen. Gerade in dem prädestinatianischen Determinismus der Reformationszeit erscheint die Gottheit als Wille, aber nicht als blinder Machtwille, sondern als barmherziger, unwiderstehlicher Heilswille. Dieser Wille stimmt nicht überall mit der Vernunft. Er ist überrationell, geheimnißvoll. Die Natur tritt vor dem Auge des Protestantismus zunächst zurück. Sie ist nur Schauplatz göttlicher Thaten, nicht Medium göttlicher Enthüllung. An ihr interessirt nur noch die Ordnung, die Gleichmäßigkeit, das Gesetz. So liegt im Protestantismus ein Zug zum Spiritualismus, zum Idealismus, aber auch zur Annahme der Irrationalität der Welt. An der Stelle, wo im Katholizismus die Kirche steht, steht hier Christus. Alle Theologie wird zur Christologie. Die Nöthigung, das alles zu vertheidigen, führt zur Wissenschaft der Philologie. So liegt ein Zug zur Kritik, auch zum Rationalismus in der Stimmung des Protestantismus, andererseits aber liegt ihm viel mehr an der Trennung der Bibelwissenschaft von aller andern Wissenschaft, an der Trennung von Glauben und Wissen als an ihrer Versöhnung. Darum kann der Protestantismus auch eine selbständige Wissenschaft neben sich dulden, sowie er selbständige nationale Ausprägungen des Christenthums dulden kann.

Als das Sakrament des Protestantismus ist zu bezeichnen die Bibel. Vermittelst ihrer allein wird Gott gefunden, erkannt. Sie ist der Wort gewordene Gott, der allgegenwärtige Gott Jedem, der lesen oder hören kann. Die Bibel legt sich selber aus, sie bedarf keines besonderen Lehrstandes. Trotzdem nehmen die von der Gemeinde berufenen Ausleger der Bibel, die Prediger, eine Ausnahmestellung ein. Im rationalistischen Protestantismus wird geradezu die Predigt, die erbauliche oder aufklärende Rede das Sakrament. Erst durch den Protestantismus hat die Bibel ihre heutige geisterbeherrschende Stellung erhalten. Die Bibel als Buch ruft von selbst die Schule hervor, die Schule die Bildung,

die Bildung die geistige Befreiung auch der niederen Volksklassen. Es wäre unerklärlich, woher im Protestantismus, der sich doch Anfangs überall verbunden zeigt mit einer mehr oder weniger absoluten Monarchie oder mit der Aristokratie ein so gewaltiger Zug zur Befreiung des niederen Volks gekommen ist, wenn nicht auf diesem Weg. Die Bibel hat die Individuen freigemacht. Der Lebenszweck im Protestantismus scheint zunächst der gleiche wie im Katholizismus: Erlangung der Seligkeit im Jenseits durch die Führung im Diesseits.

Aber seiner aktiven und nicht kontemplativen Art nach, seiner kritischen und nicht gefügigen, seiner willenshaften und nicht phantasievollen Art nach verzichtet der Protestantismus auf jede Vorwegnahme des Jenseits im Diesseits. Das wesentliche Mittel, um die Seligkeit zu erlangen, ist das Bekenntniß des Glaubens auf Grund der errungenen Erkenntniß, ein Bekenntniß mit Wort und That. Diese Forderung gilt für Alle gleich. Es giebt kein privilegirtes Christenthum mehr (Klerikat) und kein höherwertiges (Mönchthum). Die Erfüllung aller Pflichten gilt gleich, wenn sie im gleichem Sinn und Geist des Gottvertrauens geübt werden. Damit tritt das natürliche Leben des Volkes in allen seinen Beziehungen in den Vordergrund. Zum ersten Mal senkt sich so die volle Weihe der Religion auf das gesammte irdische Tagewerk des Menschen. Der Fluch der Arbeit verwandelt sich für ihn in Segen und unter diesem Segen erwächst der kühne Glaube, daß es nirgends mehr auf das Was des menschlichen Thuns ankomme, sondern nur auf das Wie? Die Beseitigung von Hierarchie und Mönchthum entwerthet das kirchliche Leben überhaupt und das politische Leben tritt an seine Stelle. Der Protestantismus wird Nationalreligion, er wird in Norddeutschland, Skandinavien, Holland, Schottland Nationalcharakter. Nur vorübergehend hat der Calvinismus eine internationale Bekenntnißkirche gründen können, sein eigenstes Wesen hat der Protestantismus in geschlossenen Nationalkirchen gezeigt. Er umkleidet die politischen Pflichten mit religiöser Weihe. Die Unterthanentreue ist nur eine Seite der Gottesfurcht. Dabei gestaltet sich der Begriff der Kirche im Lutherthum, im Calvinismus ganz verschieden: gemeinsam ist allen Richtungen, daß man nicht durch die Kirche zum Glauben kommt, sondern durch den Glauben zur Kirche. Denn auch die lutherische Lehre von der Taufgnade setzt doch einen Keim persönlichen Glaubens voraus. Der erste ausgeprägte Protestantismus tritt auf in Wiclif, während man mit

Unrecht die noch auf dem Standpunkt katholischer Weltanschauung verharrenden Sektenkirchen, Gegenkirchen: Waldenser u. A. als Vorläufer des Protestantismus bezeichnet.

Der religiöse Protestantismus, so wie er im siebzehnten Jahrhundert um sein Leben focht, existirt nicht mehr; auch im Dogma, auch in der Kirchenform hat er die eingreifendsten Wandlungen erlebt. Dennoch lebt der Prostantismus fort als Gesinnung, als Bibelglaube, als Nationalreligion, als politische Religion, als wissenschaftliche und technische Triebkraft. Er ist das Ethos und Pathos der germanischen Völker geworden, der Deutschen und Angelsachsen. Aber deren eigentlich religiöses Leben hat längst noch andere Elemente in sich entwickelt. Was man heute Protestantismus nennt, ist nicht mehr ein geschlossenes religiöses System, sondern ein kompliziertes geschichtliches Gebilde, nur zum Theil „protestantischen" Ursprunges. —

4) Viel schwieriger als die Abgrenzung des Protestantismus dürfte die des Pietismus sein. Dieser Name hat sich bei uns eingebürgert für eine bestimmte einzelne Erscheinung des deutschen Lutherthums: für die Spener—Francke—Zinzendorfische Bewegung. Aber man hat ihn hie und da auch in einem weiteren Sinne gebraucht, mit um so größerem Recht, als es sich gezeigt hat, daß jene lutherische Bewegung zuerst ihre Vorbilder im reformirten Gebiet gehabt hat und als eben jene Vorläufer ihren Stammbaum wieder auf ältere Vorgänger mitten in der katholischen Kirchenzeit zurückgeführt haben. Der Pietismus ist nächst dem Mönchtum die erste religiöse Bewegung in der Christenheit, die für sich um ihres inneren Gehaltes willen die Anerkennung der offiziellen Kirche gefordert hat, die erste Bewegung, die den nur relativen Werth alles Kirchenwesens behauptet hat. Man wird darum sprechen dürfen von einem noch unvollkommenen Pietismus. Dieser tritt vielleicht schon im Montanismus auf, dann im Mönchthum. Schon beinahe entwickelt pietistische Züge zeigt das reformirte abendländische Mönchthum, besonders das des Bernhard von Clairvaux. Aber auch Suso, Tauler und die Gottesfreunde, wie nicht minder Savonarola gehören hierhin. Pietistische Kirchen sind dann sowohl Wiedertäufer und Mennoniten, Independenten wie Herrnhuter, Methodisten, Baptisten und die verschiedenen freien Kirchen unseres Jahrhunderts. Die vollkommenste Kirchenschöpfung des Pietismus ist die Brüdergemeinde. Daran reihen sich die großen internationalen und interkonfessionellen pietistischen Unternehmungen: das gesammte Vereins-

wesen der äußeren und inneren Mission, die evangelische Allianz, die Heilsarmee u. s. w. Aber auch von einem katholischen Pietismus wird mit einer gewissen Grenze gesprochen werden können. (Quietisten, Jansenisten, die Gruppe Sailer—Goßner—Boos). Die russische sektirerische Bewegung ist extrem pietistisch.

Es dürfte möglich sein, die gemeinsamen Züge der Physiognomie des Pietismus bei dieser Fülle von religiösen Erscheinungen nachzuweisen. Erst der Pietismus als Religionsform bildet den direkten Gegensatz zum Katholizismus. Er leugnet, was dieser behauptet, daß man durch die Kirche zum Glauben kommt. Seine Inspiration ist Heilsgewißheit aus persönlichem Glauben, auf Grund der Erfahrung der Wiedergeburt, der Bekehrung, der Heiligung. Hierin geht er über den Protestantismus hinaus und knüpft an das ältere Christenthum an. Die persönliche Bekehrung ist keineswegs ausschließlich an das Wort der Schrift geknüpft. Sie kann überall her kommen. Während im Protestantismus zusammen gehören: Glaube, Christus, Bibel, so gehören hier zusammen: Gefühl, Christus, Liebeswerk. Auf Grund einer Spezialoffenbarung wird Christus erkannt, das aber treibt dann auch zur Bethätigung des Bundes mit ihm.

Die Weltanschauung des Pietismus entbehrt zunächst eines eigenthümlichen Gottes- und Weltbegriffes. Aber sie verzichtet auch ausdrücklich auf das Dogma. An dessen Stelle tritt die sprudelnde Quelle der Religion selbst, die Bibel. Aber nur scheinbar ist der Pietismus biblische Weltanschauung. Der sog. württembergische Bibelpietismus dürfte wesentlich noch unter die Kategorie Protestantismus gehören, oder er geht aus dem Biblischen ins Theosophische oder Humanistische über. In Wirklichkeit ist dem Pietismus Eins und Alles in der Bibel Christus. Der Gottesbegriff des Pietismus ist gegeben mit seiner Christolatrie, mit der ausschließlichen Verehrung Christi als Gottes und Herrn. Es ist bekannt, in wie ausschließlichem Sinn die Pietisten Christus als den „Herrn" anrufen und prädiziren. Die dem entsprechende Weltanschauung ergiebt: die Welt ist das Herrschaftsgebiet Christi, das Objekt der Christokratie. Christus ist der verborgene Weltherrscher und soll auch als solcher offenbar werden. Hier liegt die Anknüpfung des Pietismus an die Politik, die sich bei ihm wie bei seinem eigentlichen prinzipiellen Gegner, dem Katholizismus, immer wieder findet. Dann muß aber die Welt doch anders gedacht werden, wie seither. Das eigentliche Leben der Welt ist Willensleben, das eigentliche Organ, um die

Welt zu erfassen, ist das Gemüth. Es tritt der nachmals von der Philosophie wieder verarbeitete Gedanke der „inneren Welt" als der eigentlichen Welt auf. Diese Welt findet man, wenn man nur einkehrt bei sich selbst. In dieser inneren Welt da herrscht Christus allein. Er ist der König dieses inneren Reiches. Damit ist die Kirche ersetzt und übertroffen. Auch der einsame Separatist kann seinen Gottesdienst halten in dieser inneren Welt mit Engeln und seligen Geistern im Bunde.

Durch diese völlige Umgestaltung des geistigen Horizontes giebt der Pietismus die Wissenschaft frei, nicht ohne ihr eine gewisse Geringschätzung zu widmen. Auch der Philologie bedarf es nicht mehr. Die Bibel muß jeder Laienchrist von sich aus und aus ihr selber verstehen können. Aber der Pietismus feindet auch die Wissenschaft nicht an, so wenig wie die Politik und die Technik; er hofft vielmehr, sie sich alle zu Nutze machen zu können. Je weiter die Wissenschaft abliegt von den göttlichen Dingen, desto genehmer ist sie ihm. Demnach befreundet er sich am meisten mit Mathematik, Naturwissenschaften, Technologie, Geographie, Sprachenkunde. Er schafft die Realschule.

Als das eigentliche Sakrament des Pietismus, mittels dessen er die Verbindung mit „dem Herrn" vollzieht, stellt sich dar das Gebet, vornehmlich das Bittgebet. Im Gebet vollzieht sich die Gemeinschaft mit Christus. Diese Gebetsübung, vornehmlich die gemeinsame Gebetsübung, setzt voraus die Gebetserhörung.

Diese liefert den sichersten Beweis für die Herrschaft Christi über die Welt. Die Gebetserhörung besteht in der inneren Gewißheit und in einem äußeren Ereigniß: Eintreffen des Erbetenen, Heilung einer Krankheit, Abwendung einer Gefahr oder Noth, einer Geldverlegenheit u. dergl. Eine andere Form des Gebetspietismus hat vornehmlich der Katholizismus kultivirt (Molinos, Frau von Guyon, Fenelon), den Quietismus, das wortlose und wunschlose Gebet, das Aufgehen in Gott. Aber daran zeigt sich, wie allein der protestantische Pietismus konsequenter Pietismus ist, indem er überall auf ein Werk dringt, nicht auf die bloße Gottgelassenheit. Denn im Gebetseifer steht der katholisch geartete Pietismus gewiß nicht nach, nur ist das Ziel seines Eifers ein anderes, nämlich das gleiche Ziel, das auch die katholische Kontemplation erstrebt, das passive, leidentliche oder ekstatische Einswerden mit Gott. Dagegen tritt bei Pascal, aber auch bei Fenelon die Christokratie deutlich zu Tage. Mit dieser Gebetsübung ist der volle Lebenszweck des

Pietismus noch nicht erreicht. Dieser muß in einem gemeinsamen Werk bestehen. Es ist die Nachfolge Christi, genauer die Nachahmung Christi in seinem eigenthümlichen Lebenswerk. Die Losung der Nachahmung Christi ist bekanntlich mit besonderer Energie ausgegeben von den Minoriten als Nachahmung der völligen Armuth Christi, also als Kopie der äußeren Lebens- oder sogar Leidensgestalt Christi. Daraus entwickelte sich das Ideal der „geistlichen Armuth", was wieder abbiegt in die katholische Gottgelassenheit. Erst nachdem der Protestantismus seine Entwickelungen erschöpft hatte, trat eine neue Form der Nachahmung Christi auf, die es auf eine direkte Fortsetzung seines Lebenswerkes absah, nämlich auf Mission, auf äußere und innere Mission. Der Weltheiland wird gedacht als Weltmissionar. Seitdem ist das gesammte Missionswerk das eigentliche Erkennungszeichen und Lebensziel aller Pietisten geworden. Bezeichnet wird dieses Ziel gewöhnlich mit dem Namen Reich Gottes, oder „Reich Christi". Die Hauptmittel zur Erreichung dieses Zieles sind Gebet und Fürbitte, Geldsammlung für Missionszwecke und persönlicher Missionsdienst. Dieser letztere verleiht einen außerordentlichen Charakter. Ebenso wie im Katholizismus die Mönche, sind im Pietismus die Berufsarbeiter in jeder Art von Mission die eigentlich vollkommenen Christen. Das Ziel der Welt ist Weltbekehrung, möglichst schnelle und dann das Weltende. Der Chiliasmus schließt sich häufig, wenn auch nicht nothwendig, dem Pietismus an.

Thatsächlich ist mit dieser Religion ein Schritt über die sämmtlichen seitherigen „Konfessionen" hinaus gethan. Die in der gleichen Gesinnung stehenden Frommen aller Konfessionen erkennen einander an, treten in gemeinsame Verbindungen und Vereine ein, denn überall, wo die Saat der gleichen Frömmigkeit und Liebesübung aufgeht, erblickt man bereits die Anfänge des Reiches Gottes, hinter dem die Kirche als eine mehr politische transitorische Sache verschwindet. Das Kirchenthum ist nicht mehr wesentlich für das Christenthum.

Die pietistische Hoffnung lautet:

Es kann nicht Ruhe werden
Bis Jesu Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt.

Mit dieser Loosung sucht die Brüdergemeinde ein Volk Gottes aus Gliedern aller Konfessionen zu sammeln. —

5) Vielleicht am meisten Widerspruch erregen dürfte, was dem Verfasser am gewissesten zu sein scheint, daß es nothwendig ist, noch eine weitere Form christlicher Religion abzugrenzen, die sich im Laufe der letzten Jahrhunderte immer deutlicher aus dem Pietismus herausentwickelt hat: den christlichen Humanismus.

So wenig wie beim Pietismus sei hier Werth gelegt auf den Namen „Humanismus". Wenn man nur findet, daß die Sache richtig erkannt und umschrieben sei, so möge ein geeigneterer Name gesucht werden.

Es handelt sich um eine Form christlicher Religion, die noch in ihren Anfängen steht und, mit einer Ausnahme, keine eigene soziale Organisation gefunden hat, also um etwas noch nicht politisch oder doktrinell Greifbares, während der Pietismus die Seele des ganzen christlichen Vereinslebens zu sein scheint. Diese soziale Organisation ist die Gesellschaft der Freunde, der Quäker, und auch nur, sofern diese sich das Werk der Menschenliebe zur Aufgabe macht. Dennoch dürften jene Anfänge durchaus unter einer anderen Rubrik nicht untergebracht werden können, denn sie unterscheiden sich deutlich von dem Pietismus, an den sie doch unmittelbar angrenzen.

Der hier vorgeschlagene Name erinnert natürlich an die Humanitätsbewegung des vorigen Jahrhunderts. Diese stand, soweit sie von Rousseau ausging, im Gegensatz zu jedem positiven Christenthum. Aber sie führte in dem „humanen Christenthum" Lessings, Herders und auch Kants zu dem Gedanken der Verwirklichung des eigentlichen „Christenthums Christi" selbst, zur angeblichen Wiederentdeckung der „Religion Jesu".

Niemand wird sich noch mit dem Gedanken täuschen, es sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine einfache Nachahmung Jesu oder der Apostel möglich und das allein könnte doch die thätige Religion Jesu wollen — aber darum liegt doch etwas Unverlierbares in dem Wort „Humanismus", nämlich ein Ziel für die Bewegung des Christenthums, das nicht in der Kirche liegt, nicht in den christlichen Vereinen, nicht in den Individuen allein, sondern in einer christlichen Menschheit.

Ist die einfache Nachahmung Jesu undurchführbar, so ist doch nicht undurchführbar die Absicht, sein Lebenswerk in einem viel weiteren Umfange fortzusetzen, aber in dem gleichen Glauben, den er hegte, in dem Glauben an das Reich Gottes.

Was Paulus vorschwebte: daß der „zweite Adam" der ganzen Menschheit als ihr Heiland zugeeignet werde, das ist ein unverlier-

bares Ziel. Es würde auch dann schon hier auf Erden erreicht sein, wenn die Völker der Erde christianisirt und zivilisirt, eine Familie von Gotteskindern bildeten, die sämmtlich in Christo ihr Haupt anerkennen und darum in diesem Glauben eins, möglichst nach den Grundsätzen der Liebe, der Gerechtigkeit und der Humaniät ihre Beziehungen regelten. So viel Schwärmerisches bei der Ausmalung dieses Gedankens im Einzelnen unterlaufen mag, das Prinzip der Menschenwürde, der Anerkennung des Rechts einer jeden sittlichen Individualität auf Ausbildung, das Recht jedes Menschen auf Christus gilt unter Christen und daraus folgt die Anstrebung eines solchen allgemeinen und öffentlichen Zustandes, in dem dieses Prinzip verwirklicht werden kann. Die Mission strebt nicht so weit. Ihr genügt die Verbreitung des christlichen Glaubens, dann mag das Ende kommen.

Das „Reich Gottes" ist ihr schließlich doch nur ein Glaubensreich, eine Bekenntnißkirche. Was Jesus als Reich Gottes verkündigt hat, scheint aber weiter zu reichen und mehr zu fordern. Und dieses Mehr ist die treibende Kraft in dem, was wir „christlichen Humanismus" nennen (nicht humanes Christenthum).

Er hat seinen ersten Anfang vielleicht genommen in Franz von Assisi. Bei ihm gehen freilich noch neben einander her die rein demonstrative heroische Nachahmung Jesu in seiner Bettelarmuth und die hilfsbereite Liebe, die Werkgemeinschaft mit dem Werke, das Jesus Christus getrieben. Das Letztere liegt vor in der aufopfernden Hingabe an Kranke, Aussätzige, in seinem hilfreichen Wesen. Das wiederholt sich dann in manchen Erscheinungen der Krankenpflege und Liebesübung im Mittelalter. Das Charakteristische dabei ist die hervorbrechende humane Gesinnung. Man will das Ebenbild Christi im leidenden, bedürftigen Menschen retten.

Die Reformation verfolgt in ihrer Liebesübung ein enger begrenztes Ziel. Sie gilt dem Landsmann, dem Glaubensgenossen. Die Liebesübung tritt in den Dienst der Glaubensgemeinschaft. Der Pietismus fordert das Liebeswerk als Beweis des Glaubens und er individualisirt die Werke der rettenden Liebe. Aber erst die Aufklärung stellt das andere Ziel auf: Rettung des Menschen um des Menschen willen und verbindet damit den weiteren Zweck der völligen Ausgestaltung der Menschheit nach dem Ebenbilde Gottes, nach dem sie geschaffen ist. Die Aufklärung hat bekanntlich die Liebesthätigkeit vom Pietismus übernommen und hat sie dann wieder an diesen abgetreten, nicht ohne daß der Pietismus sich selber humanisirt hat.

Der Glaube dient nun der Liebe und der Wetteifer der auf rein humanen Absichten ruhenden „Philanthropie" mit den auf dem Glauben ruhenden christlichen Liebeswerken fördert diese Entwickelung in jeder Weise.

Hand in Hand damit macht sich eine in praktischen Idealen wurzelnde Weltanschauung geltend, die, aus Glauben und Hoffnung entworfen, der Weltentwickelung kein dogmatisches, sondern ein sittliches Ziel setzt und dabei evangelische Gedanken in größerem Umfang verwerthet, als es seither geschehen ist.

In diesen Grundanschauungen stimmen dann Männer und Frauen der verschiedensten kirchlichen Denominationen, theologischen und philosophischen Richtungen, Vertreter aller gesellschaftlichen Stände überein. Sie alle einigt das „praktische Christenthum". Man unterschätzt doch die Bedeutung dieser gemeinsamen Loosung, in der sich so Viele vereinigen, die ganz getrennten Lagern anzugehören scheinen, wenn man vorgiebt, es handle sich dabei nur um eine vorübergehende Bundesgenossenschaft. Bekanntlich weisen alle streng kirchlich Gesinnten diese Gemeinschaft der Liebe bei abweichendem Glauben ganz konsequenter Weise ab. Denn es handelt sich um ein Ziel, das diesem Glauben vorschwebt und das über alles Kirchenthum und alle Konfessionsgrenzen hinausliegt, um jenes Ziel, dem die erleuchtetsten christlichen Denker, die eifrigsten Menschenfreunde, die begeistertsten Prediger, und die innigsten Dichter und Künstler eingestandenermaßen entgegenstreben. Wer darauf achtet, zum Beispiel welche Gedankenreihen in der Predigt der Gegenwart allein noch wirklichen Eindruck machen, der wird zugeben: Nur die Predigt einer aus dem Glauben stammenden und nach dem Bilde Jesu Christi gestalteten unbeschränkten Menschenliebe in Wort und That gilt den Menschen von heute noch als das unverfälschte Evangelium.*) Und das darum, weil diese Zeit wie keine andere den wirklichen Christus sich zu vergegenwärtigen gelernt hat.

Als Vertreter dieses „Humanismus" seien hier beispielsweise mit Ausschluß aller Derjenigen, deren religiöses Leben direkt aus der Aufklärung stammt und die darum selbstverständlich, so weit es christlich ist, in dieser Bahn gehen und unter Hinweglassung der nicht ganz hierher passenden Erscheinungen in romanisch-katholischen Ländern, genannt: Klopstock, Lavater, Jung Stilling, M. Claudius,

*) Man vergleiche z. B. das Christenthum, das Nietzsche zu bekämpfen werth hält.

Pestalozzi, Wilberforce, L. Howard, Chalmers, Jean Paul, J. Falk, Elisabeth Fry, Fichte, Vinet, Rothe, Bunsen, E. M. Arndt, K. Ritter, H. Lotze, Fechner, Caird, Wordsworth, F. Rückert, Carlyle, Robertson, F. D. Maurice, Ch. Kingsley, A. Bitzius, E. Frommel, K. Gerok.

Man nehme dazu die internationalen und interkonfessionellen Agitationen für Sonntagsfeier und Sonntagsheiligung, für das rothe Kreuz, für Mäßigkeitsbestrebungen, Arbeiterschutz, Gefängnißreform, die alle einen gewissen religiösen Hintergrund haben.

Die religiösen Grundgedanken dieses Humanismus finden sich aber auch bei den Theosophen: J. Böhme voran und Oetinger, dann in der deutschen theosophischen Naturphilosophie von Schelling, Steffens, Baader, Görres, in der theosophischen Theologie von Hofmann und Beck, theilweise bei Ch. H. Weisse und Nitzsch, bei Ritschl und Frank, bei Biedermann und Lipsius.

Als solche religiöse Grundgedanken dürften zu bezeichnen sein: die Anschauung von der nothwendigen Basis, die jede Religion haben muß in individueller religiöser Ueberzeugung, gleichviel, ob diese Erwerb der Erziehung ist, oder auf direkter Erleuchtung und erfahrener Wiedergeburt beruht.

Das die Inspiration dieser Religionsform. Zum Beweis sei auf zahlreiche Biographien neuerer Zeit verwiesen. Zu jener „Wiedergeburt" würde auch eine solche sittliche „Bekehrung" gehören, wie sie z. B. Carlyle erlebt hat, oder wie sie Fichte verlangt. Gemeint ist damit jener Gemüths- und Willensentschluß, aus dem sich folgerichtig eine neue religiöse oder sittliche Vorstellungswelt entfaltet, für welche alle Schrift- und Kirchenlehre nur noch Hilfsmittel ist, aber nicht mehr zwingende Autorität.

Natürlich ist die gesammte Weltanschauung bei Persönlichkeiten, die auf so verschiedener Kulturstufe und Erkenntnißstufe stehen, verschieden, für Alle aber ist die wirkliche Welt, in der wir leben, eine Offenbarungsstätte Gottes und dadurch geweiht, daß auf ihrem Boden sich das Reich Gottes vorbereitet. Die strenge Trennung des Diesseits vom Jenseits fällt weg, denn auch im Diesseits ist Gott gegenwärtig und wirksam. Diese Welt ist eine Gotteswelt. Das führt bei Einzelnen zu einem förmlichen Naturkultus,*) überall zur innigen Befreundung mit der ganzen Schöpfung, bei nicht Wenigen zur Naturforschung.**) Es besteht

*) Franz v. Assisi, Wordsworth, Rückert.
**) Howard, Chalmers, Kingsley.

ein inniger Zusamenhang zwischen der Naturordnung und der menschlichen Geschichte: die Natur ist eine Uebungsschule der Geister und im Mittelpunkt der Geschichte steht Christus als der Träger der Absichten Gottes.*) Beides zusammen stellt eine Reihe göttlicher Offenbarungen dar.

An Stelle der dogmatischen Betrachtung des Zusammenhangs der Dinge tritt die Würdigung ihrer empirischen Wirklichkeit, von welcher auch das richtige Verhältniß der Menschheit zur Natur abhängt. Eine solche Betrachtung kann ohne Weiteres die Gesetzmäßigkeit des irdischen Weltlaufs zugeben, die die Basis aller Naturerforschung ist.

Der höhere Gedanke Gottes, dem die Welt dient, ist in persönlicher Gestalt verkörpert in Jesus Christus. In ihm wird ebensowohl die Gottheit wie die Menschheit angeschaut. Der eigentliche Beweis für seine Gottheit besteht in seiner heiligen Menschheit. Seine Gottheit ist die eines Menschen. Während der Pietismus vorwiegend die leidende Menschheit Jesu ins Auge faßt, tritt hier die gesammte Persönlichkeit, die im Thun und Leiden sich vollendet, in ihrer vorbildlichen Vollkommenheit in den Vordergrund der Verehrung.

Demgemäß ist als das eigentliche Sakrament des Humanismus zu bezeichnen das Christusbild.

Der in seiner vollen Menschlichkeit und Geschichtlichkeit auf Grund der biblischen Ueberlieferung vorgestellte wirkliche Jesus Christus ist die eigentliche Bürgschaft unserer Verbindung mit Gott und das persönliche Lebensideal der Christen. Diesem Zug muß auch die auf die Erforschung seiner geschichtlichen Wirklichkeit gerichtete Wissenschaft dienen. Die „Gemeinschaft" mit ihm ist sowohl religiöser, durch das Gebet vermittelter, wie sittlicher Art. Insbesondere die sittliche Herrschaft, die er über die Gemüther und durch diese auf die Welt ausübt als der „Herr", ist die eigentliche Bethätigung seiner Gottheit. Indem sein Vorbild maßgebend wird für das gesammte Leben, wird er erst aus einem Gott der Kirche, der er seither vornehmlich gewesen war, der thatsächliche „Herr" der Geschichte, die ihm dienen muß.

Eine wirkliche Christokratie, eine geistige und sittliche Herrschaft Christi beginnt. Es hat wohl keine Zeit in der Christenheit gegeben, in der seine Persönlichkeit so sehr im Vordergrunde

*) Vgl. bes. K. Ritter.

gestanden hat, die Erinnerung an Jesus eine solche Rolle gespielt hat wie die, seitdem dieser christliche Humanismus existirt.

Der Lebenszweck des Humanismus ist nicht mehr der rein oder vorwiegend religiöse wie noch im Pietismus, sondern der zugleich religiöse und sittliche der „Verwirklichung des Reiches Gottes“.

Man denkt dieses Reich Gottes, in einer zuerst von Leibniz geltend gemachten Weise nun als die vollkommene zugleich religiöse und sittliche Menschheitsgemeinschaft, als eine Gemeinschaft der befreiten und verklärten Persönlichkeiten. Damit soll die Ueberweltlichkeit dieses Reiches gar nicht in Abrede gestellt sein, aber indem es schon auf Erden sich zu verwirklichen anhebt, gilt auch für seinen Fortgang im Jenseits, daß es nicht ein Reich der bloßen Beschaulichkeit, sondern fortgesetzter Entfaltung und thätigen Wachsthums seiner Glieder ist. Die nationalen wie die kirchlichen Gegensätze verschwinden in diesem „Reich“. Das Reich Gottes tritt so als das gemeinsame Ziel aller christlich-sittlichen Bestrebungen an die Stelle der Kirche.

Die religiöse Gewißheit, bestehend in persönlichem Glauben, die von Gott geleitete Menschheitsgeschichte als die eigentliche religiöse Welt, das Christusideal die wirksame Verbindung mit Gott und das Reich Gottes das Ziel aller Bestrebungen — man wird zugeben, daß diese vier Punkte, wenn auch vielfach halb verhüllt, den eigentlichen religiösen Gesichtskreis einer großen Reihe der einflußreichsten Vertreter des Christenthums in der näheren Vergangenheit und in der Gegenwart umschreiben, und daß innerhalb dieser Gesichtspunkte eine Fülle spezieller Aufgaben ihre Lösung finden können. Wir sind damit noch durchaus im Kreise christlicher Anschauungen geblieben, außerhalb deren der rein weltliche, der (Comtisch) positivistische oder auch der sozialistische Humanismus sich bewegt, allerdings nicht ohne mancherlei Einwirkungen dem christlichen Humanismus zu geben oder zu verdanken. Der Humanismus hat zwei Gedanken in den Vordergrund gestellt, die zu den ursprünglichsten Zielen des Evangeliums gehören: 1) die christliche Persönlichkeit und 2) das Reich Gottes, ein Ideal der Individualität und eins der Gemeinschaft. Aber eine eigene soziale Gestalt hat der christliche Humanismus nicht angenommen. Er ist bis jetzt mehr ein Stil des religiösen Empfindens, Handelns und Denkens als eine eigene Gestalt religiöser Vergesellschaftung — aber ein Stil, der

sich ebenso bemerkbar macht im kleinsten wie im größten Kreise, den er beseelt. Am deutlichsten prägt er sich aus in einzelnen Persönlichkeiten. Die großen Individualisten, von denen es eine Ueberlieferung giebt: J. Denk, S. Frank, Schwenkfeld, George Fox und William Penn, J. Böhme, Oetinger, Lavater, Fichte, Oberlin, Kierkegaard. Carlyle, J. T. Beck, Lagarde zeigen vielleicht am meisten diesen Stil. Man würde kaum zwei von diesen auf eine einheitliche Lehre oder eine übereinstimmende Handlungsweise verpflichten können, aber im inneren Rhythmus eines ausschließlich vom religiös-sittlichen Ideal geleiteten Lebens gleichen sie einander doch sehr. Und derartige Gemeinsamkeiten wollen auch von der vergleichenden geschichtlichen Betrachtung anerkannt sein. Denn nicht darauf kommt es an, in wie vielen Exemplaren eine Art verbreitet ist, sondern welche innere Bedeutung sie in sich trägt. Diese Bedeutnng aber besteht darin, daß der hier so genannte christliche Humanismus ein Stil christlicher Religion ist, der sich mit jeder intellektuellen politischen und sozialen Entwicklungsstufe verträgt, weil er sich prinzipiell auf das eigentlich religiös-sittliche Gebiet beschränkt. —

Diese Stilarten christlicher Religion konnten hier nur in wenigen Strichen gezeichnet werden, wo es allein galt, darauf hinzuweisen, daß es solche ideelle Typen **giebt.** Dabei ist die Religion der breiten Massen in der Christenheit, in der noch ganz andere Gedanken lebendig sind, theilweise solche von unvordenklicher ältester Provenienz aus der ursprünglichen natürlichen Religion der Kindheit unseres Geschlechtes völlig unberücksichtigt geblieben. Dieses Element der Volksreligion, das in Sitten und Bräuchen, in der Volksethik, in Aberglauben aller Art sich mächtig erweist, ist geschichtlich relativ unbeweglich. Es bildet thatsächlich eine Art Schwergewicht, Ballast, und greift nur dadurch ein in die Entwicklung. Hier durften nur Typen persönlicher Religion aufgeführt werden. Aber Typen wirklicher und lebendiger Religion. Die lebendige Religion im Unterschied von dem, was die Psychologie Religion nennt, schließt immer auch eine Art von Sittlichkeit in sich, sie ist voll von Vorstellungen, die dem Gebiet der Phantasie angehören und theils zur Wissenschaft, theils zur Kunst hinüberneigen, sie hat stets den Drang zur Vergesellschaftung.

Sodann wurden nur solche Typen aufgestellt, die in direktem Zusammenhang mit dem ursprünglichen Christenthum stehen, als

der ersten Form einer höchstpersönlichen Religion, die sich vermißt, die völlig universelle Religion zu werden. Denn diese Typen zeigen wie das „Christenthum" es verstanden hat, sich den wechselnden Bedürfnissen der fortschreitenden vornehmlich der abendländischen Menschheit anzupassen und dabei die eigentliche ideale Leitung dieser europäischen Kultur zu behaupten. Wie alle Typen, so erscheinen auch diese nur verhältnißmäßig selten in ganz reiner unvermischter Ausprägung. Verglichen mit der so viele Jahrtausende umfassenden Vorgeschichte unserer Religion ist diese ganze Entwicklung innerhalb der Christenheit nur eine Reihe von Metamorphosen, die der vollkommene christliche Monotheismus durchgemacht hat, in seiner Verbindung mit dem Geist der antiken, der germanischen, der romanischen und slavischen Völker. Und sicherlich ist diese Reihe noch nicht abgeschlossen.

Erst wenn die eigentlich religiöse Seite dieser Erscheinungen deutlich abgegrenzt sein wird, wird man im Stande sein, das nationale Element und die sonstigen in Betracht kommenden Faktoren der christlichen Religionsgeschichte genauer zu bestimmen.

## III.

Mit der Anerkennung dieser religiösen Systeme im Christenthum als einer morphologischen Klassifikation seiner wichtigsten Erscheinungen wäre ein neues Prinzip der Vergleichung nicht bloß sondern auch der Erklärung gefunden. Man würde nun die kirchenpolitischen Ereignisse sowie die dogmatischen, kultischen und sittlichen Erscheinungen bis auf diese Ursprünge zu verfolgen haben. Man würde dann weiter zeigen, wie sich in den Wechselwirkungen aller dieser Potenzen die gesammte Kirchengeschichte vollzogen hat. Das aufgefundene morphologische Gesetz würde einen ähnlichen Dienst leisten, wie der von Hegel bestimmten Geschichtsbetrachtung die „Dialektik der Idee" ihn leistete. Nur werden hier die Menschen nicht von einer über ihnen schwebenden Idee geleitet, sondern die eigenthümlich gestaltete Religiosität wirkt als eine organisatorische Triebkraft in ihnen selbst. So gut wie die Naturforschung in kleinsten Lebewesen von scheinbar fast völlig gleicher Struktur doch einen funktionell verschiedenen Typus anerkennen muß, so gut kann es auch funktionell verschiedene Kraftmittelpunkte religiöser Energie geben, die dann auch neue Erscheinungen hervorrufen.

Die persönliche Entstehung und allmähliche Entfaltung dieser, um einen rezipirten Ausdruck zu brauchen, religiösen „Energiden" zu zeigen, das würde die weitere Aufgabe der eigentlich darstellenden Geschichte der christlichen Religion sein. Hiervon auch nur eine Umrißskizze zu geben ist unmöglich. Ein Versuch derart in einer akademischen Vorlesung wurde gemacht.

Gelänge das Unternehmen zunächst auch nur in bescheidenem Maße, so würde die Kulturgeschichte um ein wichtiges Element bereichert sein.

Die Kulturgeschichte hat nämlich bis jetzt sich in ziemlich planloser Weise damit begnügt, einerseits die Massenerscheinungen der Religion, ihre volksthümlichen Ausprägungen zu berücksichtigen und dann einige meist absonderliche Erscheinungen persönlicher Religiosität vorzüglich „wunderlicher Heiligen". Für die planmäßige Beobachtung religiöser Strömungen, die oft die politischen, sozialen und künstlerischen geradezu bedingen, fehlte es an Vorarbeiten. Diese liegen auf dem Gebiet der hier entwickelten Aufgaben, die Religion in ihren persönlichen Trägern und ihren innern Zusammenhängen und dann erst in ihrer Wechselwirkung mit dem gesammten Kulturleben darzustellen. Denn was wir mit einem so zu sagen mythologischen Worte „Religion" nennen ist doch ebenso gut wie „Christenthum", „Kirche" u. dergl. keine selbständige existirende Größe, sondern eine Folge innerer und äußerer Zustände im einzelnen lebendigen Menschen selber. Die Religion ist der Mensch selbst in einer bestimmten Position seines innern und äußeren Lebens. Demnach kann die Geschichte der Religion uns auch nur die Kette der religiösen Menschen und ihre Wirkungen auf andere zeigen. Die Zeit zum objektiven geschichtlichen Verständnisse dieses Phänomens scheint gekommen. Es wird nur gelingen bei voller subjektiver Sympathie mit der Religion, die nicht ausschließt, daß man ihre nothwendigen Schranken erkennt. Denn höher als die Religion selbst ist das, wovon sie zeugt: die Welt des Göttlichen.

(Geschrieben im Juli 1899)

# Hildesheimer Kunst.

Von

A. Neuberg.

Es dürfen zwei Städte um die Ehre streiten, das „norddeutsche Nürnberg“ zu heißen: Danzig und Hildesheim. Die erstere kann mit der alten Noris allerdings wetteifern in der Verkörperung eines stolzen Kaufherrengeistes, darin ragt an die beiden die niedersächsische Nebenbuhlerin nicht heran, ihre Geschichte ist die typische einer geistlichen Stiftsherrschaft, in der etwas den städtischen Geist Hemmendes, Niederdrückendes lag. Aber überlegen ist sie den anderen darin, daß in die Spuren einer geschmackvollen und herrlichen Renaissance gestaltend und bestimmend die Reste einer weit älteren, in sich geschlossenen und doch mächtig nachwirkenden Kunstepoche hereinragen, und zwar einer der ältesten auf deutschem Boden. Noch heute wird mir warm ums Herz, wenn ich der Tage gedenke, in denen Alt-Hildesheims Herrlichkeit mir aufging. Nirgends, außer in Nürnberg, haben mich die Erinnerungen deutscher Renaissance so umfluthet wie in den Straßen Hildesheims mit ihren zahllosen charakteristischen Wohnhäusern aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Goslar ist ähnlich, aber es ist kleinstädtisch, und ein Vergleich würde noch nicht einmal so ausfallen, wie wenn man Nürnberg und Rothenburg vergliche. Das ist beiden gemeinsam, daß sie, wie baugeschichtliche Museen, die zierlichsten Muster niederdeutscher Fachwerkbauten aufbewahrt haben. Haustein ist selten und theuer im Niederlande, daher der fast durchgängige Ziegelbau, aber mit sichtbarem Fachwerk der eichenen Balken und Pfosten, und, was man in den deutschen Seestädten selten findet, mit vielfachen, kunstvollen Schnitzereien oder Reliefs an den Holzgallerien

und Friesen. Man denke sich so ein Haus in zarten Farben, die höchst wirksame, anmuthige Gegensätze und Harmonien ergeben, meist in dunklen Tönen, tief dunkelbraun oder röthlich; durchbrochen mit zahlreichen kleinen Fensterchen; überbaut von einem scharfen Spitzgiebel, der meist ebenso hoch ist, wie der Vertikalbau; oft so konstruirt, daß jedes höhere Stockwerk etwas über das niedere heraustritt, so daß eine drei- bis vierfache Ueberkragung entsteht, die durch ihre Schattenwirkungen das plastische Bild wesentlich hebt. Den Formencharakter hat die deutsche Renaissance geliefert. Zopf ist nur selten zu sehen, wie verirrt in diese älteren Formen. Mit dem dreißigjährigen Kriege scheint die Fähigkeit, luxuriös zu bauen, verloren zu sein. Wer von den Drangsalen weiß, die die Stadt von 1632 bis 1634 auszustehen hatte, kann das nur mit Trauer bemerken. Eine Zeit, in der man an die 300 alte Häuser niederreißen mußte, um Brennholz zu haben, mußte für lange Zeiten ihre Spuren hinterlassen. Um so erfreulicher die Epoche, in der jeder halbwegs Wohlhabende sein Häuschen sich ansehnlich gestaltet hatte und „lustig anzusehen"; oft mit wenig Mitteln und spärlicher Kunst, aber doch zierlich. Hier vielleicht etliche gekehlte Balken mit geschnitzten Köpfen, dort nichts als eine harmonische Stellung des Balkenwerks gegen einander — etwa in gekreuzten Parallelen —, und da wieder irgend eine anziehende Kleinigkeit, fast unbeachtet in dieser Fülle interessanter Einzelformen, etwa eine schöne Linienführung an einer Thür oder ein feiner Holzfries unterm Dache, oder ein leichtes Relief am Thorrahmen im weichsten, technisch gebildetsten Flusse: o man könnte Wochen lang studiren an diesen anziehenden, einen hohen Kunstgeschmack beweisenden Formen. Wer ganz wenig anzuwenden hatte, ließ doch immerhin die Schnitzereien, z. B. das bekannte Fächerornament der Renaissance, täuschend auf seine Fassade malen. Der Wohlstand aber ist an reichen Schnitzereien kenntlich, die zuweilen, wie am „Deutschen Kaiser", sogar mit Gold grundirt sind. Dabei ist es für die Macht der Tradition recht bezeichnend, daß der Gedankenkreis der Darstellungen in gewissen typischen Grenzen bleibt. Es kehren immer dieselben Gegenstände wieder, entweder biblische oder antik-allegorische. Für den ersteren Fall sind mir besonders die reizenden bunten Reliefs an den Erkerchen eines Hauses in der Judengasse erinnerlich: der Traum Jakobs von der Himmelsleiter, an der die Engelchen behende klettern, Bileams Eselin, die sich altklug umwendet und auf den Seher einspricht, und Anderes mehr, Alles mit sehr schöner Fernwirkung,

selbst in dieser engen Gasse. Im anderen Falle, wenn die Zauber der Antike wieder erweckt wurden, sind es wohl die allegorischen Gestalten der Haupttugenden oder der sieben freien Künste oder der fünf Sinne oder der vier Elemente oder der neun Musen; und immer dieselben, halb liegenden, halb sitzenden Figuren, oft handwerksmäßig nachgeahmt, zuweilen auch scheußlich schlecht, aber doch stets einen Zug von Bildung an großen Vorbildern verrathend und eben dadurch höchst bedeutungsvoll für die Macht der Ueberlieferung über ganze Generationen. Hier lebte offenbar eine Alles mit sich fortreißende Tradition. Beachtenswerth ist auch das Serienhafte der Bildnereien, die nicht einzeln gedacht sind, sondern stets einen Zusammenhang bilden. Das ist wohl als direkte Schulung an den Zeiten der Bernwardskunst zu verstehen. An der feinen Holzornamentik der „Neustädter Schenke“ heben sich aus den tief dunklen Holzfarben in drei Reihen die neun Musen, neun heidnische Gottheiten mit astronomischen Beziehungen auf die Planeten, und die neun „starken Helden“ heraus; unter letzteren Alexander, Cäsar, Hektor der Trojaner, Carolus Magnus, Gottfried von Bouillon — sehr interessant für die Gedankenwelt damaliger Bildung. Was man auch nicht übersehen darf, ist die sicher berechnete malerische Frontwirkung. Am Sims des sogenannten Rolandhospitals in der Eckemäckerstraße läuft z. B. ein langer Spruch hin: „Simon Arnholt von Hirsfelt bin ich gnant. Das landt zu hesen ist mein vatrlant. Auff den leibn Gott thu ich vertrawn. Der woll gnedig dis mein Thun bawn. Der selb woll mihr dis helffn vollendn. Leib undt seel begnadn an letztn endt“. Dieser Spruch setzt jedesmal dort ab, wo aus der Front ein Erker vortritt, und läuft nicht am Erkersims weiter, sondern setzt, diesen ganz kahl lassend, erst jenseits wieder an. Der Künstler hat also das ganze Spruchband als vollständig von einem Gesichtspunkt zu lesen gedacht, alles auf Frontwirkung berechnet. Das Malerische ging ihm über die pedantische Richtigkeit. Solche Sprüche finden sich übrigens massenhaft, lateinische und deutsche, hochdeutsche und niederdeutsche, gelehrte und volksthümliche, philosophische und gemüthliche, Zitate aus den klassischen Poeten und biblische Sprüche. Hier spricht die Volksweisheit: „Mancher ist arm bej grossem Gut, Und mancher ist reich bej Armuth“, dort biblischer Trost: „Wir han nur Herberg hie auff Erdn, Im Himel wir ewig wohnen werden“, da eine kräftige Dogmatik: „Dorch dinen hillgen dodt leve ick, Und werde nicht steruen ewiglick.

Diner uperstandingke (Auferstehung) erfreie ick mich. Das fordreusch (verdrießt) den satan seckerlich", oder die bekannten Sinnsprüche: „Wer Godt vortrowet hefft woll gebowet, dat ihme nicht rowet (reuet)". „Wath der Leiffe Godt Bescheret, dath blifft alles ungewehreth (ungefährdet)". Dort wieder ein kecker Humor: „Wer bawen wil an Freier Straßen, Mus sich viel Unnütz Geschwetz nich Irren Laßen" (übrigens ein Zeugniß für die übliche Kritik an Neubauten, die ein reges Volksinteresse beweist). In den reformatorischen Wirren, noch vor öffentlicher Zulassung evangelischen Bekenntnisses, 1539, schrieb ein muthiger Bürger an sein Haus (im Kläperhagen): „Virtus cessat, ecclesia turbatur, clerus errat, demon regnat, simonia dominatur". Die Prachtexemplare der alten Häuser stehen am Markt, vor Allem das weltberühmte Amthaus der Knochenhauer, d. h. Zunfthaus der Fleischer. Es ist bis zu dem hohen, spitzen Giebel, der dem Markte zugekehrt ist, nicht weniger als fünfmal kräftig überkragt und von oben bis unten bemalt und mit reichsten Schnitzereien bedeckt; dabei aber, in dem Gewirr der Balkenköpfe und Sockel und Reliefs und Friese von einer Harmonie, Abtönung und Ruhe der Farben, die höchst bewundernswerth ist. Ernster schauen an der andren Marktseite das Wedekind- und das Templerhaus drein, beide dicht nebeneinander und nur durch das Judengäßchen getrennt; ersteres sehr fensterreich, mit drei Giebeln schön errichtet; letzteres einer der seltenen Hausteinbauten der Stadt, mit seinem grauen, todten Stein seltsam zu den bunten Tönen ringsum kontrastirend, eine Art Kastell, dem Nassauer Haus zu Nürnberg ähnlich, mit mächtiger, wagrecht abgeschlossener und thurmgekrönter Fassade, aber durch den schönen Erker, durch mancherlei Reliefs und Ornamente doch ins Allgemeine eingepaßt. Die drei Häuser und auch die übrigen, ferner das Rathhaus und der Stadtbrunnen davor, der die übliche Rolandstatue trägt, geben dem Marktplatz ein Aussehen von so scharfem, bestimmtem Charakter, so ernster Würde und doch so malerischer Gestaltung, daß er wohl seines Gleichen sucht. Das, übrigens trefflich restaurirte Rathhaus mit einem romanischen, zwei gothischen Giebeln und einem dunkel gehaltenen Fachwerkanbau ist wie eine Stilmusterkarte, dabei burgähnlich und doch nicht störend. Auf drei kräftigen Strebepfeilern stehen in ziemlicher Höhe die drei schönen Steinstatuen eines Bischofs, eines Kaisers und eines Bürgermeisters. Anmuthiges Leben bringen in die Steinmasse die grünen Linden vor dem Rathhause, hinter deren Zweigen man in dem

tief eingezogenen Laubengang des unteren Stockwerks das geschäftige Treiben der Leute sieht. Wer das Innere des Baues besucht, wird sich an der Schönheit und Stattlichkeit des großen Prunksaales erfreuen, eines der prächtigsten, die deutsche Städte aufzuweisen haben. Er erstreckt sich durch drei Stockwerke und gewährt mit seinen dunklen Holzdecken, seinen Lauben, seinem schönen Gestühl, seinen Fresken und vor Allem mit dem mächtigen Fenster der einen Wand, durch welches eine Fluth von Licht strömt, das lebensvolle Bild der Rathsherrlichkeit einer alten Stadt stolzen und kraftvollen Geistes. Die großen Wandfresken, von Hermann Prell gemalt, erinnern die Epigonen kräftig an die Höhepunkte der Hildesheimer Geschichte, an Bischof Bernward, an den Sieg bei Bleckenstedt, den 1493 die städtischen Schaaren unter Führung ihres Bürgermeisters Henning Brandis über den Herzog Heinrich von Braunschweig erfochten („It was eyn stridlick mangelinge", d. h. ein streitbares Gefecht, schrieb Brandis in dem Briefe, den er am Abend der Schlacht „mit haste gescreven"; „de allmechtige ewige god unde unse uterkoren Hilgen (auserkorenen Heiligen) unde patronen beschermeden uns, dat wij den kamp behelden, greppen (griffen) vele fangen, wunnen (gewannen) reysige have, des hertogen twe slangen (zwei Feldschlangen) unde I steinbusse (Steinbüchse), ock ander boigkbussen (Bockbüchsen, aufgelegte Geschützrohre), vele waghen mit provanden (Proviant), V tunnen crudes (Kraut, Pulver), so dat id in grote ere unde erlicheit (Herrlichkeit) lopt (verlief), god sij ewich gelovet."). Auch Bugenhagens Einzug in die reformirte Stadtkirche, die Erscheinung der heiligen Jungfrau vor Kaiser Ludwig dem Frommen, dem sie im Rosenstrauch das Modell des Domes zeigt, und zuletzt Kaiser Wilhelm I. sind dargestellt; es ist etwas pathetische Historienmalerei, ähnlich der im Goslarer Kaiserhaus, aber nicht ganz ebenbürtig, jedenfalls aber an ihrer Stelle höchst wirkungsvoll. — Unter den interessanten Häusern der Stadt will übrigens eins nicht vergessen sein, das sogenannte „Kaiserhaus" am Langenhagen, ein geschmackvoller Renaissancebau nach italienischer Art, an dem in hohen Steinfiguren und in gegen fünfzig Medaillons die römischen Kaiser und Helden angebracht sind, eine gelehrte Spielerei, die den Gedankeninhalt wie den Formensinn des sechszehnten Jahrhunderts vortrefflich wiedergiebt; an der Hoffassade hat der Künstler sich eine Güte gethan in dem reichen, neuen Formenschatz der Renaissance, hat aber auch dem deutschen Baumaterial mit feinem Sinn schöne Formen verliehen — man muß

z. B. die Eleganz der Dachziegelfaltung bewundern. An anderen Häusern sind es Gestalten aus der kirchlichen Vergangenheit der Stadt, die man angebracht hat. So hat 1616 an der Straße „Hückedahl" einer die Jungfrau Maria, den Evangelisten Lukas (als seinen Namenspatron) und die großen Bischöfe Bernward und Godehard anbringen lassen. Ein schönes Zeugniß der Ehrfurcht vor alter, großer Zeit; der Kunstsinn vergaß nicht an seine Quellen dankbar zurückzugehen. Diese Quellen lagen in der Zeit des großen Bernward.

Um den Geist dieser älteren, konstitutiven Epoche auf uns wirken zu lassen, wandern wir am besten nach der Nordwestseite der Stadt. Dort steht am hohen Wall die Michaelskirche. Als Kaiser Otto III. ihm eine Partikel des heiligen Kreuzes geschenkt hatte, stiftete dort auf der Höhe Bischof Bernward eine Kapelle und siedelte 996 sechs Benediktiner an. Er wollte aber noch höher hinaus und legte „anno dusent ein", von Rom zurückgekehrt, den Grundstein zu einer der bedeutendsten Kirchen, die in deutschen Gauen standen; ihre Weihe hat er 1022 noch selbst vollzogen. Die Anlage mit Doppelchor und flankirenden Thürmen war an dem alten Plan von St. Gallen orientirt, aber sie war noch monumentaler gedacht durch zwei Querschiffe, die das Längsschiff vor den beiden Chören kreuzten und den Grundriß so zu einem Doppelkreuze erhoben. Zwei Thürme über den Kreuzungen und vier an den Ecken gaben ein imposantes Ansehen — so zeigt noch ein altes Modell die Kirche. Leider ist sie durch Umbauten, Brände und rohe Eingriffe wesentlich zerstört — der Ostchor ist ganz abgeschnitten worden; anfangs unsres Jahrhunderts wagte man es, das ehrwürdige Denkmal zum Teile abzubrechen und zu der in den angrenzenden Klosterräumen (noch heute) untergebrachten Irrenanstalt zu ziehen; damals war in dem einen Seitenschiff eine — Kegelbahn. Tritt man jetzt von Osten heran, so steht man vor den beiden noch übrig gebliebenen Bernwardsthürmen, die in ihrer verwitterten, dunklen Steinmasse und ihrem festungsartigen Charakter höchst ernst, fast düster dreinschauen; es redet ein übermächtiger, starker Geist aus diesen Gebilden. Wenn sich aber die Pforte ins Innere erschlossen hat, so umfängt uns auf einmal der herrliche Eindruck feierlicher, ruhiger, aber durch überaus schöne, weiche Farbenverbindungen belebter, fast anmuthiger Verhältnisse. Wir standen zum ersten Male unter dem Eindruck einer romanischen Kirche altsächsischen Styls, der flachgedeckten,

kreuzförmigen Basilika. Hier ist unmittelbare Anlehnung an die altchristliche Bauweise, allerdings ein Rückschritt hinter die karolingische, die bereits an den Problemen des Wölbungstechnik gearbeitet hatte, ein Zurückbleiben auch hinter der westdeutschen Baukunst, die sich konstruktiv weiter wagte, aber andrerseits ein feiner Sinn für die altchristliche Harmonie und ästhetische Wirkung des Gotteshauses, der um so bewunderungswürdiger ist, als er mit für damalige Zeit kühnem Griffe die Schönheit südlicherer Formen erfaßte und in dieses nordische Land verpflanzte. Es fehlt noch ganz das Empordrängende spätromanischer und gothischer Kunst, es fehlt die Kühnheit des von Gedanken getriebenen Hochbaus, es herrscht nur die ruhige Schönheit, die sozusagen absolute Schönheit. Was Mozart in der Musik ist, das redet aus dieser Kunst. Mit schöner Behaglichkeit, Wärme, Feierlichkeit ist ein Haus gebaut, in dem man sich wohl fühlt, ein Haus der Ruhe, in dem der äußere und innere Friede garantirt erscheint, in dem noch nicht vom unruhigen Geiste gothischer Bauart das Gemüth aufgerüttelt und mit ungestümer Macht nach oben gedrängt wird. Gänzlich auf Säulen zu bauen, das wagte man allerdings nicht mehr in diesen großen Verhältnissen. Zwischen die Säulen, die das Mittelschiff stützen, sind Pfeiler eingeschoben, aber noch in der Minderzahl. Dem reinen Säulensystem traute man offenbar nicht mehr, aber man verstand es auch noch nicht oder man verschmähte es auch, nur mit Pfeilern zu bauen und diese kunstvoll zu gliedern. Die vier Pfeiler in St. Michael sind schlicht, schwer und steif, man nahm sie als Nothbehelf hin und wandte umsomehr Kunst auf die Säulen. Die meisten dieser vor uns stehenden, mit mächtigen, prächtig, ja üppig verzierten Kapitälen gekrönten Säulen gehören allerdings erst dem 12. Jahrhundert an. Aber die beiden ersten zur Rechten sind noch Reste Bernwardscher Kunst. Sie sind schlichter, aber überaus schön durch jenen Wechsel des gelblichen und des zartrothen Tones, der nach alten Zeugnissen eine besondere Kunst Bernwards war (er ließ in demselben Farbenstil auch die Mauern und Thürme der Stadt errichten). Antike Bildung beweisen die einfache attische Basis und der feine Perlstab am unteren Rand der Deckplatte; germanischen Fortschritt zeigt das Kapitäl, dessen nach unten geschickt abgerundeter Würfel den durch die deutsche Kunst erfundenen Uebergang der Rundsäule in den quadratischen Durchschnitt der Bogenmauer bildet. Man steht mit einer Art Ehrfurcht vor diesen fast neunhundertjährigen

Zeugen einer kraftvollen, das „Strenge mit dem Zarten" verbindenden Bauart. Aeußerst interessant ist, daß man an den Würfelkapitälen Namen entdeckt hat: Si. Yppoliti Martyris, Si. Audentii Confessoris, Sae. Agathae Virginis, Sae. Teclae. Ob die Säulen wirklich, wie alte Zeugnisse berichten, Reliquien dieser Heiligen enthalten oder ob sie ihnen nur geweiht waren, haben wir nicht erfahren können. Neuere Gelehrte (z. B. Dehio) meinen, in diesen Zuthaten ein ängstliches Mißtrauen in die Tragkraft des Säulenbaues, ein Suchen nach sichernden, höheren Gewalten sehen zu müssen. Es könnte dem entsprechen, daß man St. Agathe, die Patronin wider Feuersbrunst, St. Thekla, der das Feuer nichts anhaben konnte, u. dergl. auserlas. Aber man kann auch eine mehr ideelle Erklärung darin suchen, wie uns scheint, daß, dem symbolischen Charakter altromanischer Kunst gemäß, ein Ausdruck des Vertrauens der Kirche überhaupt, der Kirche als einer geistigen Macht, auf die hohen Nothhelfer für ihr ganzes inneres Sein und Wesen gegeben werden sollte; der Zug in die Höhe war da, aber man konnte ihn noch nicht technisch zum Ausdruck bringen, und so that man es durch ideelle Mahnung. Diesem verborgenen Zug in die Höhe entspricht auch der wundervolle Abschluß der Kirche zu Häupten der Gemeinde: die außerordentlich schöne Malerei an der Holzdecke. In edler, erhabener Zeichnung und mit klaren Farben, die sich bei aller Lebhaftigkeit zu einem würde- und ruhevollen Eindruck vereinigen (im Gegensatz zu den sonst so zerstreuenden, abziehenden Deckenmalereien), hat im zwölften Jahrhundert Abt Rathmann den Stammbaum Christi gemalt, die im Mittelalter beliebte „Wurzel Jesse" (noch heute in Hildesheim „Jesse-Boom" genannt), indem er auf acht großen, roth oder blau grundirten Feldern Adam und Eva, Jesse, David, Salomo, Hiskia, Josia, Maria und Christus, Letzteren als den Verherrlichten, Thronenden, in feierlichster Haltung malte und sie auf kleineren Feldern mit den Propheten, Evangelisten u. s. w., sowie mit allerlei Allegorien und Arabesken umgab. Es ist wie eine Uebertragung der Bücherminiaturen ins Große. Eine schönere Deckenmalerei haben wir nirgends gesehen. Wandert man weiter, so erschließt sich, besonders von den Seitenschiffen und vom Chore aus, immer reicher und schöner das Bild der freien, großartigen Halle mit ihren prächtigen Säulen, und man bedauert nur, daß der Bau durch Einbauten (sogar ein Stück Kreuzgewölbe in der Vierung) zerschnitten und gestört ist. Das nördliche Querschiff ist noch in der ältesten Anlage erhalten; es zeigt drei Säulen-

arkaden über einander, die jedenfalls den Frauen im Kloster angewiesen wurden; denn wenn auch nach den alten Statuten nur „sieben bejahrte“ sich darin aufhalten durften, so wissen wir doch, daß deren um 1247 eine Menge war, die ebenso das Budget wie den Ruf des alten Benediktinerklosters gefährdete. Der Chor ist vom Querschiff durch eine hohe Steinschranke abgeschlossen, die allerlei plastischen Schmuck trägt: innen zwei feine Friese mit Engelchen und fabelhaftem Gethier, außen die größeren, früher vielfarbigen Statuen der Maria, vierer Apostel und der Bischöfe Bernward und Godehard, in einem gewissen freien Stile, aber nicht an die schönen Werke romanischer Plastik reichend, wie sie in Bamberg, Naumburg, Freiberg, Wechselburg entstanden. Was sonst in der Kirche zu sehen ist, gehört späteren Zeiten an und ist nicht so bemerkenswerth, bis auf das Chorgestühl des sechszehnten Jahrhunderts mit seinen unruhigen Schnitzereien und einen schönen Flügelaltar von dem Westphalen Raphon (1509). Unter dem Ostchor ist die alte Bernwardskrypta, für sich zugänglich, weil katholisch geblieben. Nachdem er über zwanzig Jahre an seiner Lieblingskirche gearbeitet, gesonnen, geopfert hatte, wollte der Bischof an ihrem Fuße begraben sein, und so meißelte er dort neben einer Quelle selbst seinen Sarkophag, den er mit allerhand apokalyptischen Figuren zierte; die lateinische Inschrift schließt demüthig:

Ach, das gewaltige Amt hab' ich nicht würdig versehen:
Ruhe schenke mir Gott: singet ein Amen für mich!

In Frieden ruhen bleiben durfte er freilich nicht, denn der heilig gesprochene Leib wurde exhumirt und in St. Magdalenen aufbewahrt -- einen Arm und das Haupt erhielt die Domkirche. -- Man sollte übrigens nicht versäumen, den noch erhaltenen Theil des nördlichen Kreuzgangs (von der Irrenanstalt her) aufzusuchen. Er gehört zu den schönsten seiner Art und bietet in den Uebergangsformen des dreizehnten Jahrhunderts, in malerischen Blendbögen und schmuckvollen Arkaden, in romanischen Ornamenten an bereits gothischen Konstruktionen und in prächtigen Perspektiven ein überaus malerisches Bild.

Nach der schönen Architektur von St. Michael bringt die Anschauung des berühmtesten Gebäudes von Hildesheim, des Domes, zunächst einige Enttäuschung. Das Aeußere desselben ist durch prinziplose Zuthaten verunstaltet und unwirksam geworden; man kann nicht einmal die Gliederung klar erkennen. Nur die, freilich erst vor fünfzig Jahren erneuerte, doppelthürmige Westfassade wirkt

durch ihre ruhigen Verhältnisse, durch reinste und edelste Gliederung und durch eine gewisse Pracht romanischer Formen sehr wohlthuend auf das Auge des Beschauers; es ist, im Vergleich zu den massigen Thürmen von St. Michael, ein reinerer, mehr dekorativer und reiferer Formensinn in dieser hellglänzenden, leicht emporgeführten Konstruktion. Betritt man nun durch den Vorbau, das „Paradies", des Domes Innere, so naht die zweite, noch ärgere Enttäuschung: das an sich schöne romanische System — wieder in dem schon in der Michaelskirche bemerkten Stützenwechsel — ist schaurig verzopft und vertüncht, sodaß jeder Blick weh thut, wiewohl man zugeben muß, daß die Verzopfung nicht so gänzlich tödtend wirkt wie etwa an gothischen Bauten. Hier dringen doch das edle Arkadensystem, die schöne Säulenordnung und die stattlichen Oberwände kräftiger durch. Innerhalb dieser Räume nun erwartete uns zu reichstem Genuß eine Fülle hervorragender Kunstdenkmäler. Das erste sind die hohen Erzthüren, die das Paradies vom Langschiff trennen: des heiligen Bernward berühmte Bronzethüren, die er mit seinen Gehilfen 1015 anfertigte. Sie sind verwandt mit dem Erzportal am Augsburger Dome, aber sie sind höheren Alters, daher auch primitiver in Technik und Kunstform, und dennoch weit wirkungsvoller. Der kunstsinnige Bischof hat, wie sonst öfters, die Idee gehabt, eine Art biblische Geschichte für das Volk, eine Art biblia pauperum, zu schaffen, aber nicht naiv erzählend, sondern, ganz im Sinne seiner reflektierenden Zeit, geheimnißvolle Zusammenhänge gebend. Das Drama von Sünde und Erlösung bewegte ihn, und so stellte er die Urgeschichte der Menschheit und die Geschichte Christi auf je acht Feldern unter geistvollen Gegenüberstellungen dar. Seltsam plumpe Figuren mit häßlichen Gesichtern und unruhigen Bewegungen, scheinbar ohne jeden Sinn für Gruppirung, dem ungeübten Auge gewiß wunderlich! Und doch wird nähere Betrachtung finden, wie schön dies und jenes gedacht ist, so die Familienszene des hackenden Adam und der säugenden Eva, die unter einem an den Baumästen verschlungenen Mantel sitzt, oder die Verkündigung Mariä, das Ave Maria. Die beiden Gestalten des Engels und der Jungfrau gleichen ja zwei bucklichen alten Weiblein, die mit tief gebeugten Köpfen von unten her eins nach dem andern schauen, und doch, welche gemüthliche deutsche Auffassung, welches eigenthümliche Leben in dieser Gruppe! Oder man schaue die Kreuzigung an: welch feiner Sinn für Symmetrie hat die beiden Kriegsknechte zur Rechten und zur Linken an-

geordnet, den einen mit der Lanze, den anderen mit dem Essigschwamm am Stabe, die nach dem Haupte des Gekreuzigten konvergiren, und noch weiter nach außen hin, also ganz gegen die sonstige Anordnung, Johannes und Maria. Auffallend ist die ganz beispiellos freie Behandlung des Reliefs: während die Unterkörper fast unmerklich sich vom Grunde heben, treten die Oberleiber und Köpfe ganz frei heraus, eine unebenmäßige, unklassische Art, die das Wesen des Reliefs noch nicht erfaßt hat. Nach welchem Vorbild Bernward hier gearbeitet hat, ist lange dunkel gewesen. Vor sieben Jahren hat ein eingehendes Studium der inhaltlich merkwürdig ähnlichen, aber freilich in Holz geschnitzten Thüren der alten Basilika San Sabina auf dem Aventin zu Rom etliche Forscher zu der Vermuthung der Abhängigkeit geführt — Thatsache ist jedenfalls, daß Bernward, als er 1001 in Rom weilte, im kaiserlichen Palast auf dem Aventin wohnte und jeden Tag das Kunstwerk von San Sabina vor Augen hatte. Die Uebertragung in Erzguß kommt immerhin auf seine Rechnung. Darin war er ein echter Sohn seines deutschen Volkes, das, wie bekannt, von jeher eine große Vorliebe für die Metallkunst zeigte — wird doch in alten Sagen die Schmiedekunst selbst des Helden für würdig erachtet. Ein andres derartiges Gußwerk ist im südlichen Kreuzschiff aufgestellt, die Bernwardsäule. Er hatte in Rom die Trajansäule gesehen, und ihm war kein Kunstgedanke zu groß. So machte er sich daran, das achtfach gewundene Erzband einer etwa fünf Meter hohen Säule mit 28 Reliefs zu schmücken. Das Leben Christi war der Stoff, aber diesmal von der Taufe bis zum Palmeneinzug, also die große Lücke zwischen den nur Jesu Kindheit und Passion darstellenden Tafeln der Erzthüren. Soweit nicht die Spuren absichtlicher Beschädigung (besonders im Bildersturme 1544) zu sehen sind, ist das Werk trefflich erhalten und durch die schöne grünliche Patina belebt, das Relief ist merklich geschickter behandelt; überhaupt ein nach Größe des Gedankens und Trefflichkeit der Ausführung bewundernswerthes Werk. Die gleiche Kraft der Konzeption beweist auch der mächtige Kronleuchter des Domes; er ist auch eine Idee Bernwards, wenn auch erst nach seinem Tode vollendet. Es giebt nur vier derartige altromanische Radleuchter in deutschen Landen, und unter diesen ist der große Bernwardleuchter der größte und schönste. Er mißt nicht weniger als sieben Meter im Durchmesser, neunzehn im Umfang, und trug einst in seinen Thürmchen und Zinnen aus ver-

goldetem Kupferblech und getriebenem Silber 72 Kerzen. Es sollte das himmlische Jerusalem sein, die Stadt der triumphirenden Kirche, die über der im Schiffe sitzenden streitenden Gemeinde leuchtete; daher diese goldenen Mauern, Zinnen, Thürme und Perlenthore. Die Silberstatuetten der zwölf Apostel haben die schwedischen Soldaten im großen Kriege ausgeführt. Die lautere Schönheit des ganzen Werkes muß jeden ergreifen. Wie hat es der geniale Künstler verstanden, die großen Gedanken seiner Kirche zu wundervollem Ausdruck zu bringen! Jahrhunderte haben sich daran erquickt und gebildet. Und noch viel mannigfaltiger soll seine Kunst sich uns erschließen. Wir erwähnen deshalb nur beiläufig das spätromanische Taufbecken im westlichen Seitenschiff, so herrliche Gußtechnik — nach Bernwards Vorbild — und so ausdrucksvolle Schönheit der plastischen Darstellung es zeigt, und werfen nur einen Blick auf die sehr problematische Irmensäule vor dem (übrigens äußerst kunstvoll in Stein gearbeiteten) Lettner — es soll das Götzenbild des Arminius sein, dem als dem Kriegsgott die Sachsen Opfer brachten, bis es Karl der Große auf der Eresburg niederlegte; indeß das schmucklose, marmorähnliche Säulengebilde wird wer weiß woher geholt sein. Wir suchen die Domschatzkammer auf, in der uns der Küster Wichtiges zu zeigen hat. Da ist der Goldkelch, an dessen Fuß und Knauf gewiß Bernward selbst die schönen Edelsteine, besonders den köstlichen Topas, und die Gemmen und Steinschliffe befestigt hat, übrigens mit so unbefangener Freude an der antiken Kunst, daß er eine Gemme mit den drei Grazien in bekannter Nacktheit unbedenklich in das Weihgefäß fügte. Da ist Bernwards Krummstab, dem aber ein großer Meister späterer Zeit den Schmuck glänzender Gothik verliehen hat, des Bischofs seidengewobenes grünes Kleid, das man in seinem Sarge fand, eine kunstvolle Weberei voll feiner Ornamentik, sein geometrischer Kodex, der vor ihm lag, wenn er den jungen Kaiser Otto unterrichtete, auch herrlich geschriebene und reich gezierte Meß- und Evangelienbücher aus seiner Zeit (eins übrigens vom Abt Rathmann an St. Michael, dessen Kunst wir schon bewundert haben). Da sind auch Kopien jener drei berühmten Erzeugnisse Bernwardscher Kunst, deren Originale in der kleinen Magdalenenkirche aufbewahrt werden (die Kopien im Domschatz ersetzen die Betrachtung dieser Originale): des goldnen Bernwardskreuzes, mit dem er 994 jene Kreuzpartikel umschloß, und der beiden Standleuchter, die man auch in seinem

Sarge fand. Das Kreuz ist einen halben Meter hoch, in Gold getrieben und mit über zweihundert Edelsteinen und Gemmen verziert; es ist sein Attribut geworden, fast das Wahrzeichen von Hildesheim — die Aebte des Klosters, die Goldschmiedzunft führten es in ihren Siegeln, und kaum ist ein Bernwardsbild ohne dieses Kreuz zu finden. Die Leuchter, ziemlich ebenso hoch, symbolisiren aufs Schönste den Zug zum Lichte — die Blicke der kleinen Figuren sind aus der Tiefe nach oben gerichtet. Eine Inschrift besagt, daß Bernward die Stücke durch einen Gehilfen (puer) „nicht aus Gold, auch nicht aus Silber, und doch aus Gußmasse herstellen ließ," also in einer neuen Legirung. Man wird nicht müde, die Erzeugnisse dieser ebenso prächtigen wie feinsinnigen Kunst des großen Bischofs zu bewundern. Was sonst im Domschatz ist, das alte byzantinische Jerusalemkreuz, ein Geschenk Ludwigs des Frommen, ein herrliches Flügelaltärchen mit einer Verkündigung von Fiesole, ein Stück eines Kruges von Cana, dergleichen man auch sonst findet (z. B. in Quedlinburg) — in Wahrheit wohl ein Ueberrest jener großen Weingefäße, die die alten Christengemeinden für ihre Opferspenden brauchten —, tritt in zweite Linie.

Von der Domschatzkammer führt der Küster gewöhnlich in den benachbarten kleinen Domhof. Das ist wie eine Welt für sich, ein nicht eben großes Stück Erde, unter deren grünem Rasen die verstorbenen Domherren alter und neuer Zeit ruhen; auf der einen Seite die Ostapsis des Domes, auf den übrigen drei die doppelgeschossigen Kreuzgänge, also ein vollkommener Abschluß gegen die Welt, wie ein Bild der treuga Dei, des Gottesfriedens im Schatten der Kirche. Hier ist an der Domapsis der weltberühmte Rosenstock zu sehen, der angeblich tausendjährige, in Wahrheit kaum viel über dreihundertjährige; an seinem gebrechlichen Leibe doktern seit Jahrzehnten die Gärtner, er scheint doch altersschwach zu werden; im Herbste, als wir ihn sahen, war es ein schmächtiges, dürres Gewächs; aber ehrwürdig ist es durch seine Sagenwelt. Kaiser Ludwig der Fromme, erzählt Frau Sage, ließ einst bei der Jagd im Walde sich Messe lesen, das heilige Gefäß ward an einem Strauche aufgehängt, dann ruhte der Kaiser. Als er erwachte, war ein Wunder Gottes geschehen. Ringsum, mitten im sommerlichen Blühen und Grünen der Büsche, war heiliger Schnee ausgestreut, und das Goldgefäß am wilden Rosenstrauch war so fest mit den Zweigen zusammengewachsen, daß keine Hand es lösen konnte. Da erkannte der Kaiser des Himmels Fügung und ließ

in den Aesten des Wunderstrauches einen Altar und darüber die Domkirche des Bisthums errichten, das er von Elze hierher verlegte. Schöner als der Strauch ist das unvergleichlich schöne Architekturbild der Kreuzgänge mit ihren doppelstöckigen Rundbogenarkaden und der anmuthigen Fülle von wildem Weine. Eine Harmonie und eine Stimmung ist in diesen Linien und Verhältnissen, die ergreifend wirkt. Die lebendige Staffage von Malerinnen, die von allen Seiten das schöne Bild zeichneten, war mir ganz begreiflich. Schön sind auch die ehrwürdigen Grabsteine in den unteren Kreuzgängen, zum Theil sogar außerordentlich schön, besonders der des Bischofs Adelog aus dem zwölften Jahrhundert, jenes thatkräftigen Bischofs, der mit Erfolg seine Rechte selbst gegen den gewaltthätigen Herzog Heinrich den Löwen wahrte. Der Künstler hat ihn in einem prächtigen, weihevollen Hochrelief abgebildet, um welches die weltflüchtige Inschrift geführt ist: Gloria, forma, genus, mundana, probabilis, altum transit, mancet, abit. Haec modo clamo tacens. Ora pro me! (Irdischer Ruhm geht dahin, liebliche Schönheit verblüht, hoher Adel vergeht; dies nur predige noch ich schweigsamer Mann; bitte für mich!) Ein andrer Grabstein rühmt die Barmherzigkeit des Priesters Bruno, den die Armen laut beweinten. Aus dem Kreuzgang führt ein „verschwiegenes Pförtlein“ in die nahe Domschenke, wo sich einst gegen Abend die Domherren mit ihren Freunden aus der Stadt zur „Papenstunde“ zu versammeln pflegten. Der Weltruf des Lokals gleicht dem des Nürnberger „Bratwurstglöckle“, besonders seit Julius Wolff in seinem Epos „Renata“ den Ruhm des „hochgegiebelten Weinhauses“ gesungen hat. Kein Fremder wird an dieser alten caupona vinaria ecclesiae cathedralis vorübergehen, obwohl darin kaum etwas mehr zu sehen ist als eine Rose im Glase auf dem Stammtisch, über dem einst an der Decke die Rose gemalt war, damit „zu verschwiegener Berathung“, im traulichen Erker man sub rosa sich besprechen konnte, und, was nicht zu vergessen, ein gutes Weinchen im Glase, „denn auch heute noch verzapft man dort recht achtungswerthe Tropfen.“

In einer Nebenkapelle des Domes werden Reste eines hinter dem Hochaltar aufgefundenen merkwürdigen Fußbodens aufbewahrt; der kunstsinnige, um Hildesheims Kunstdenkmäler hochverdiente Dr. Römer trat 1850 zufällig unter die Arbeiter, die die Dielen im Ostchor erneuerten und die darunter herausgebrochenen Gipsplatten achtlos bei Seite warfen; er erkannte mit Kennerblick, was

hier im Spiele war, und rettete die Reste, aus denen sich noch ein Bild des alten Gefüges ergiebt. Man hat zu wirklicher Mosaik, als Bischof Hezilo 1077 die Chorapsis ausbaute, keine Mittel gehabt und deshalb eine Art Nachahmung erstrebt durch ein Verfahren, wie man es sonst nirgends gefunden hat (neuerdings übrigens in der Godehardikirche nachgeahmt): man schnitt die Konturen der Zeichnung in Gipsmasse ein und gab ihnen mit Holzkohle und Röthel schwarze und rothe Färbung. Die Zeichnungen stellen Isaaks Opferung und Melchisedecks Opfer — fein gedacht für den Platz hinter dem Meßopferaltar — und verschiedene Allegorien (z. B. die „Zeit" als ein Haupt mit drei Gesichtern, äußerst geschickt, ja raffinirt komponirt) dar und erinnern an pompejanische Künste. Das Werk ist ein neuer Beweis für die allseitige Triebkraft und Erfindungskraft, die Bernward in die Kunst seines Jahrhunderts gelegt hatte. Man tritt nach Verlassen des Domes gewiß in ehrfürchtiger Bewunderung vor sein Denkmal unter den schönen Linden des großen Domhofes. Es ist 1893 bei der großen Bernwardsäkularfeier aufgestellt worden (wo einst die Bernwardsäule stand). Hartzer hat den Bischof mit Krummstab und zum Segen erhobener Rechten dargestellt, zu den Füßen das Modell seiner Lieblingsschöpfung, der Michaelskirche, und eine Nachbildung des Goldkreuzes. Drei Reliefs charakterisiren den Bischof, den Lehrer, den Künstler. Dieser Bischof muß ein Universalgenie gewesen sein. Was die Künstler erzählen, übertreibt gewiß seine persönliche Handfertigkeit. Danach wäre er Architekt, Maler, Bildner, Schnitzer in Holz und Elfenbein, Rothgießer und Goldschmied gewesen; dazu kommen die chronistischen Angaben, daß er auch Arzt war, ferner, daß er Dachziegel erfand („nach eigener Erfindung ohne Anweisung", wie sein Biograph Thankmar erzählt) und überhaupt den Ziegelbau in Deutschland einführte. Seine persönliche Thätigkeit an den wichtigsten Werken unbestritten lassend, mögen wir doch wohl mehr glauben, daß der bedeutende Mann die neuen Ideen angab, den neuen Geist fand und mit souveräner Gewalt Hildesheims Kunstleben so erregte, daß die Bewegung noch heute nachzittert. Er gehörte zu den begnadigten Menschen, die die befruchtenden Wasser verschiedener Quellen in sich aufnehmen und zu einem vollen, schönen Flusse vereinigen, der von ihnen aus Leben schaffend durch Land und Volk sich ausbreitet. Was er in sich aufnahm, waren zuerst die schönen Vorbilder der alten Kunst — seine Romreise war eine geschichtliche Fügung —, dann die Kunsttraditionen der deutschen

Heimath — ein gut Theil deutschen Wesens ist in ihm (vgl. was wir oben über seine Metallkunst bemerkten), ferner der reiche kirchliche Gedankenkreis, die Mystik, das Grübelnde seiner Zeit, und vor Allem auch das eschatologische Wesen, das durch die Erwartung des Weltendes um 1000 bewegte Nachsinnen über die Wunderereignisse der Zukunft. Er ist zugleich ein tüchtiger Bischof gewesen, der die Rechte seines Sprengels gegen den Mainzer Erzbischof im Streit um Gandersheim kräftig zu wahren verstand, und so steht er in der Erinnerung als das bedeutendste Beispiel jener Männer in Stola und Kutte, die sorgenden Sinnes die Kunst durch unruhige Zeiten leiteten, während, was sonst an der Spitze des Volkslebens stand, der Jagd und dem Waffenhandwerk nachging.

Wie in den Bautraditionen seine Gedanken weiterleöten, dafür ist das glänzendste Beispiel die dritte bedeutende Kirche der Stadt, St. Godehardi, am Südwall gelegen. Godehard selbst, sein Nachfolger, mußte in seinen Spuren gehen. An sich engeren Geistes, wiewohl ein sittlich und religiös respektabler Charakter, asketischen Mönchsinteressen lebend und auf nichts so sehr bedacht als auf strenge Reform der verwilderten Klöster in kluniazensischer Richtung, daher viel angefeindet in Tegernsee, Hersfeld, Kremsmünster, wo er, der geborene Bayer, vorher wirkte, konnte er doch dem angebahnten Kunstleben nicht ausweichen und ist mit den dreißig Kirchen, die er angeblich gegründet hat, ein Vertreter des ganz außerordentlichen Baueifers seines Jahrhunderts geworden, jenes fast fanatischen Baueifers in Sachsen, den der Mönch Rudolph von Cluny sinnig aus dem Jubel erklärt, der die Menschheit durchdrang, als der gefürchtete Weltuntergang nicht eingetreten war. Godehard wurde 1131 heilig gesprochen, und bald danach begann Bischof Bernward den Bau der großen Kirche zu Ehren seines Namens. Er brachte aus Rheims, wo er der Heiligsprechung Godehards beiwohnte, neue Baugedanken mit, die die altsächsische Weise wesentlich abändern sollten. Das ist die in Frankreich schon längere Zeit beliebte, auf die Gothik hindeutende Erweiterung der Ostchoranlage. Sie wird an der Godehardskirche darin sichtbar, daß die Seitenschiffe am Kreuzarm nicht enden, sondern um die Apsis geführt werden und einen Chorumgang bilden; ja sie treiben noch drei kleine Kapellchen aus sich heraus. Wir stehen also vor den ersten Spuren des nachmals so mächtigen Einflusses der französischen Architektur. Dem Ostbau ist ein überaus gefälliges Aussehen gegeben, dem dann der herrliche Achtecksthurm über der

Vierung die nöthige Würde verleiht. Auch die Ornamentik — selbst der übliche Rundbogenfries — ist freier und zierlicher, und die Gliederung der Langhausanlage mit dem kräftig ausladenden Querschiff und der schönen Lisenenverzierung zeigt einen reiferen Sinn, der schon an die Schönheit des Bamberger Domes erinnert. Die freiere Ornamentik zeigt am schönsten das Nordportal, an dem auch drei Figuren gemeißelt sind (Christus, Godehard, Epiphanius), so schön und edel, daß man an die herrliche Blüthe romanischer Plastik im zwölften Jahrhundert, an die Naumburger und Bamberger Skulpturen erinnert wird. Entzückend ist die Westfassade der Kirche, schöner und in gewissem Sinne reicher als die des Domes. Mächtig tritt die runde Apsis vor, durch zwei Friese geschickt, mit dekorativem Sinne gegliedert, das Langhaus darüber ist nicht mehr horizontal abgeschlossen, sondern gegiebelt, und die beiden Thürme streben, erst quadratisch, dann oktogonal, schon gewaltig aufwärts. Man muß die Anstrengung bewundern, mit der die Massenhaftigkeit, der steife Ernst, das fast finstre, unheimliche Moment des Altsächsischen (wie es am deutlichsten die Gernroder Kirche zeigt) durch die und jene neuen Glieder belebt und gebrochen und auf eine feinere dekorative Wirkung bewußt, aber noch mühsam hinausgearbeitet wird. Die Kirche ist übrigens berühmt durch die kunstvolle Restauration seit 1848, durch die vor Allem die höchst nothwendige sichere Fundirung erreicht ist; denn die alten Baumeister haben darin leichtfertig geschaffen, haben so liederlich gegründet, daß die Tragsäulen und Wände bedenklich ausgewichen sind; auch vom Dombau weiß man aus alten Zeugnissen, daß er unter Azelin im elften Jahrhundert deshalb nichts vorwärts kam, weil Säulen und Mauern immer wieder auswichen oder gar einstürzten. Das Innere von Godehardi zeigt überaus schlanke Verhältnisse, prachtvolle Säulenkapitäle mit schön stilisirten Schuppen oder kunstvoll verschlungenen Bändern und Perlenschnüren, und vor Allem eine äußerst wohlthuende farbige Ausstattung; Welter hat an den Oberwänden das Leben Godehards gemalt. Die Ausmalung der Apsis zeigt den vollen sphärischen Glanz der Basilika, den die alte Christenheit liebte, um aus des Lebens Kampf und Noth in die begeisternde Herrlichkeit der heiligen Welt zu schauen.

Kehren wir vom Wall an Godehardi wieder in die Stadt zurück, so steht ein alter Thurm im Wege. Er erinnert an die junge Maid, die einst im Walde den Geliebten suchte und durch die Wälder und Schluchten den Rückweg nicht fand, bis eines

Glöckchens Läuten ihr die Richtung wies; sterbend weihte sie eine Glocke für die im Walde Irrenden, die allabendlich (für einen Schuh und einen Gulden pro Jahr) vom Thurme geläutet werden sollte. Solches ist bis in neuere Zeiten geschehen, und „Kehrwiederthurm" heißt der alte Herr noch heute. In der anschließenden Wollenweberstraße hat sich Julius Wolff das Haus seines Goldschmieds Rotermund gedacht, in dessen Erker des Meisters blonde Tochter Renata als verstohlene, treue Gehilfin am Arbeitstische saß und den Maigrafenbecher hämmerte nach der neuen Kunst, die „nichts von Thürmchen mehr und Kreuzen, spitzen Bögen, Maß- und Stabwerk, nichts von Heil'gen und Madonnen, und was sonst von Kirchenbauten wir entlehnten", wußte, sondern wiedergab „all den Reiz und Bildwerk, womit Griechen einst und Römer ihre Säulen, Kapitäle, Tempel, Vasen, Sarkophage schön umkleideten und schmückten": in dem sonst wenig bedeutenden Epos eine ganz geschickte Darstellung des Einzugs der Renaissance, der neuen Kunst, die bei den ängstlichen, altmodischen, in gothisch-kirchlichen Schablonen befangenen Zunftgenossen Aergerniß und den Vorwurf teuflischen Zaubers erregte.

Ziehen wir einen Gang ins Freie vor, so laden im Westen die netten Anlagen des Bergholzes dazu ein. Dort stand vor grauen Zeiten die Burg des Ritters Benno, dort feierten später die Städter ihre Maifeste und feiern sie noch jetzt ihre Vergnügungen. Ein herrlicher Blick erschließt sich über das weite sanft gebildete, fruchtbare und gewerbreiche Thal der Innerste. Im Norden die Höhen, hinter denen einst die alte Zwingburg „Steuerwalt" lag. Im Südosten die fernen Waldberge des Harzes und wie eingebettet im grünen Rahmen das schöne Bild der vielthürmigen Stadt, vom grünen Gürtel der Wallpromenade umspannt und schöne Alleen heraufsendend nach unserem Standort. Ueber dem rothgedeckten Häusermeer erheben sich die hohen Kirchen; hoch ragt Andreas empor, links der spitze Jakobithurm, der höchste über der Stadt, noch weiter links St. Michael und rechts von Andreas der Dom mit seinen vergrünten Dächern, dann mit hohem Giebeldach Lamberti und am weitesten rechts Godehardi vornehmer Bau. Dahinter der behagliche Galgenberg, an dessen Fuß vor dreißig Jahren der berühmte Fund des altrömischen Silberschatzes (jetzt im Berliner Museum) gemacht wurde. Der Rückweg führt uns an der alten Moritzkirche vorüber. Benno von Osnabrück hat sie gebaut und die Bauweise seiner schwäbischen Heimath, wie zu Goslar, so auch hier

verwerthet: das Charakteristische ist der reine, pfeilerlose Säulenbau, wie er im Kloster Hirsau gelernt war. Es ist die einzige Säulenbasilika des elften Jahrhunderts (in späterer Zeit ist in Paulinzelle dieselbe Ordnung angewandt worden). Das schlichte, freundliche Kirchlein ist im Innern verzopft und roh getüncht; es enthält den Grabstein des Gründers der Kirche, des äußerst streitbaren Bischofs Hezilo, der im Goslarer Dom seine Hildesheimer zu blutigem Kampf wider die Fuldaer führte; derselbe Bischof sprach in Kaiser Heinrichs IV. Gefolge die berühmte Absetzung des Papstes Gregor aus, durch ein geheimes Zeichen auf der Urkunde allerdings sein Gewissen salvirend, was dem diplomatischen Geschick des jesuitischen Schlaukopfes alle Ehre macht.

Wir haben auf unserem Gange durch die Stadt der übrigen Kirchen noch nicht Erwähnung gethan. Es wäre Manches von ihnen zu bemerken und ist manche bedeutende Erinnerung an sie geknüpft: die hochragende Gothik an Lamberti (der einzigen eingewölbten Kirche in der ganzen Stadt), die einfachere, formschöne Gothik an St. Andreas mit dem schönen pentagonalen Chorumgang und dem hohen, fast mühelos gehobenen Thurme. An dieser Kirche haftet die Erinnerung an die Hildesheimer Reformation. Anfangs hatten nur die Brüder vom gemeinsamen Leben in Mariä Lichtenhof (am Brühl) Luthers Gedanken im Verborgenen gepflegt und seine ersten Schriften gelesen. Dann brach der neue Geist hervor: Luthers Lieder hatten es dem Volke angethan, aber der streng katholische Rath, Hans Wildefüer an der Spitze, erklärte sich 1525 gegen den „Martinischen Handel" und hieß, wie Henning Brandis berichtet, „de Martinschen boke to vorbernende (Bücher zur Verbrennung) bringen." Das Singen der neuen Lieder war verboten, und doch erscholl es hier und da in der Andreas- oder Michaelskirche: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort!" 1532 trieb man über siebzig Bürger, „lutherische Buben", aus der Stadt. Aber das Volk errang sich seinen Willen, 1542 ging auch der Rath zur evangelischen Sache über, am 1. September hat Bugenhagen die erste evangelische Predigt in St. Audreas gehalten. Hildesheim ist sonach eines der markantesten Beispiele jener Städte, die sich in die Reformation „hineingesungen" und sie „von unten her" errungen haben. Uebrigens ging 1543 der Uebermuth des Sieges in der Fastnacht so weit, daß der Bischof Valentin beim Nürnberger Reichstag gegen die Hildesheimer Bürgerschaft Beschwerde führte über allerlei „ungeschickte Fröhlichkeit, unchristliche, gottlose und

gottesläſterige Faßnachtsſpiel und Mummerien", daß ſie z. B. „einen Biſchof ausgemacht, denſelben zum Stadtthor mit Ruthen und Geißeln ausgehauen," am Aſchermittwoch gar „einen jungen Buben für einen Bapſt mit einer dreifachen Kronen in einer Alben und Kappen und ſeiner Zugehorungen, mit Händſchuh, gülden Ringen uf einer behängten Totenbahr ausgemacht" hätten. „Der Rat wußte ſich mit Geſchick und Witz zu vertheidigen.*) Wie treu die Stadt zur evangeliſchen Sache hielt, das ſollte ſie unter unſäglichen Leiden im dreißigjährigen Kriege erproben. Als 1633 der kaiſerliche Befehlshaber mitten in der ſchweren Belagerung der Stadt, falls ſie für kaiſerliche Majeſtät und den Kurfürſten (von Köln, der auch Biſchof von Hildesheim war) die Waffen ergreifen wollte, Privilegien verſprach, „daß ihr keine in Niederſachſen gleichen" ſollte, wies das die geplagte und erſchöpfte Bürgerſchaft doch entrüſtet ab. Die Drangſale machten ſie nicht irre, Hildesheim blieb lutheriſch. Dennoch hielt ſich der Klerus noch durch Jahrhunderte in der alten Zahl. Im vorigen Jahrhundert waren es noch 171 katholiſche Kleriker (am Dom allein 88). Auch mit der Säkulariſation iſt das Biſthum im Reformationszeitalter durch Rückhalt an Bayern verſchont geblieben, es überſtand auch die Räuberzüge des „tollen Chriſtian" von Braunſchweig-Lüneburg, der 1622 mit den zuchtloſeſten aller Schaaren über die Stifter herfiel, als „Gott's Freund und der Pfaffen Feind." Erſt 1803 bei der großen Säkulariſation iſt die alte faſt tauſendjährige Stiftsherrlichkeit eingegangen.

Nicht untergegangen ſind die Nachwirkungen jener erſten großen Zeit, des goldnen Zeitalters der Hildesheimer Kunſt. Nicht untergehen ſoll das Gedächtniß der Zeit, zu welcher die Sachſen, nachdem ſie ſich einmal dem milden „Heerkönig des Himmels" ergeben hatten, die Träger der deutſch-chriſtlichen Kultur waren. Nicht untergehen ſoll vor Allem das Andenken an den erſten großen ſächſiſchen Künſtler, den großen Biſchof, der ſeiner

*) An ältere Faſtnachtsmummereien erinnert das „Schauteufelkreuz" an einem Hauſe des alten Marktes; dort iſt im 15. Jahrhundert einer jener vornehmen Stadtjunker erſchlagen worden, die das Recht hatten, auf Faſtnacht vermummt durch die Straßen zu ziehen. Von dieſem Patrizierbrauche erzählt auch Hennig Brandis', des Bürgermeiſters, ausführliches Tagebuch; er durfte auch „ſcho duoel" ſein und berichtet eingehend von ſeiner und der Geſellen „kledinge: in Graw unde rot, de laro of graw unde rot, darup gebunden ein klein vilthot (Filzhut) mit dren ſtrusvedderen (Strausfedern), al graw unde rot, de middelſte wit vorſulvert, (weiß verſilbert) umme den hot einen brunen ſidenſleiger (Seidenſchleier) von einer halven elen."

Stadt für alle Zeiten seinen Geist eingehaucht hat. Als ich hörte, daß die Stadtverwaltung mit großer Treue, treuer als Nürnberg, an den alten Kunstdenkmälern hängt — die drei berühmten Häuser am Markte sind zur Sicherheit von ihr angekauft worden*) —, als ich in meinem bescheidenen Gasthausstübchen die ganz romanisch ornamentirten Fenstervorsetzer sah, als ich dem Gespräch der Stammgäste zuhörte, die über einen Neubau sich beifällig äußerten und nur das nicht billigten, daß man an den Fenstern keinen „Stil" sah, — da war es mir, als wehte die große Vergangenheit herüber aus der Zeit Bernwards, als hätte ich „seines Geistes einen Hauch verspürt." Und so stimmte ich an meinem Theile dankbar ein in die alte Mahnung, die an der Westapsis von St. Michael eingemeißelt ist: Venite, concives nostri, Deum adorate, vestrique praesulis Bernwardi mementote!

*) Möchte auch die preußische Regierung bei ihrer löblichen Fürsorge bleiben, der der Geheimrat Jordan 1893 auf dem Festmahle Ausdruck gab: alle Minister wären, wenn Forderungen für Hildesheim vorlagen, einig in der Ueberzeugung gewesen: „Hildesheim geht vor."

# Der Massenvertrieb der Volksliteratur.

Von

**Tony Kellen.**

Es sind nicht immer die besten Bücher, die das Volk liest und die ihm am leichtesten zugänglich gemacht werden. Wenn man von der religiösen Lektüre absieht, so will das Volk etwas Packendes, Interessantes, etwas was einen starken äußeren Reiz hat. Diesen Reiz aber haben Spekulanten, denen es nicht um Volksbildung, sondern nur um ein Geschäft zu thun ist, zum Ueberreiz gesteigert. Statt des Interessanten wird dem Volk Sensationelles und Pikantes dargeboten. Der Jugend bietet man Räuber- und Indianergeschichten, den Erwachsenen aber ebenso werthlose und meist sittlich viel schlimmere Kolportage-Romane, die in Millionen Heften verbreitet werden.

Man klagt heutzutage so viel über die Bücherkrisis. Kein Wunder, denn theure Bücher kauft das deutsche Publikum nicht. Ein gutes Buch findet oft kaum 1000 oder 2000 Abnehmer; gehts darüber hinaus, so ist es schon ein Erfolg. Und in der Kolportage-Literatur wird die schlechteste Waare in einer Anzahl von 50000 bis 100000, ja 200000 und mehr aufgelegt. Dies ist um so auffälliger, als dieselben Leute, die diese Literatur kaufen, vielleicht nie in ihrem Leben ein gutes Buch im Preise von einigen Mark aus eigenem Antrieb erwerben. Von den Kolporteuren aber lassen sie sich in wöchentlichen kleinen Raten von 10 oder 20 Pfennig 10, 12 bis 18 Mark aus der Tasche locken.

Ich weiß allerdings recht wohl, daß auch andere Bücher zuweilen einen recht großen Absatz finden, allein die literarisch werth-

vollen Bücher dringen doch nicht in demselben Maße ins Volk, wie solche Kolportage-Romane. Werfen wir einen Blick auf die zugkräftigen Bücher, so finden wir, daß große buchhändlerische Erfolge in Deutschland verhältnißmäßig selten sind.

Die höchsten Auflagen in Deutschland haben Bibeln, Fibeln und — Kochbücher erreicht. Die Bibel war von jeher ein absatzfähiges Buch in protestantischen Gegenden. Der Bibeldrucker Hans Lufft in Wittenberg († 1584) lieferte vom Jahre 1534, in welchem der erste vollständige Bibeldruck von ihm in Arbeit genommen wurde, bis zum Jahre 1574 gegen 100000 Bibeln. In der v. Cansteinschen Bibel-Anstalt zu Halle erschien 1886 eine Bibel-Ausgabe in 1000. Auflage. Die erste 1785 erschienene Auflage war 8000 Exemplare stark und war in drei Jahren vergriffen; im Jahre 1844 waren bereits über 3 Millionen dieser Oktav-Ausgabe gedruckt. Ein anderes Werk, das 1883 in der 1000. Auflage erschien, ist die von Bädecker in Essen verlegte Hästersche Fibel, deren 1. Auflage von 1853 datirt. Daß auch Kochbücher eine große Verbreitung finden, ist begreiflich.

Aber wie steht es mit den literarischen Werken? Welch ungeheure Zahl Bände von Schillers und Goethes Werken in den verschiedensten Ausgaben verbreitet wurden, entzieht sich der Berechnung. Man kann sich aber einigermaßen einen Begriff davon machen, wenn man bedenkt, daß noch immer neue Auflagen und Ausgaben veranstaltet werden und daß einzelne derselben einen ganz kolossalen Absatz finden. Auch ausländische Klassiker werden sehr viel in Deutschland gekauft. Ein Beispiel, welch raschen Absatz eine billige, in Bezug auf Text und Ausstattung gut besorgte Ausgabe finden kann, hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart geliefert, indem sie auf Veranlassung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft eine billige Ausgabe von Shakespeares Dramen (Uebersetzung von Schlegel und Tieck) in einem Bande (gutes Papier, schöner, wenn auch kleiner Druck, solider Einband) zu 3 Mark veranstaltete. Welchen Anklang diese Ausgabe fand, beweist der Umstand, daß in 1½ Jahren 10 Auflagen zu je 2000 Exemplaren abgesetzt wurden.

Es giebt auch einige Gedichtwerke, die in neuester Zeit 50 bis 100 Auflagen erlebt haben, allein das sind seltene Ausnahmen. Das eigentliche Volk liest solche Bücher ja doch nicht. Die hohen Auflagen erklären sich dadurch, daß die höchsten Kreise und der Mittelstand sich die Bücher verschafft haben. Schon eher dringen

Bücher praktischen Inhalts in das Volk. Ich will nur ein Beispiel erwähnen: die Werke des großen Wasserapostels Kneipp erzielten einen außerordentlich großen Absatz, trotz ihres verhältnißmäßig hohen Preises.

Dagegen giebt es literarische Werke, die großes Aufsehen erregen und doch wenig gekauft werden. Ueber Nietzsche wollte in neuester Zeit Jeder etwas schreiben; man konnte seinen Namen in allen Tageszeitungen lesen, aber wie hoch mag wohl die Zahl der von Nietzsches Werken abgesetzten Exemplare sein? Dagegen vermehrten sich unerwartet rasch die Auflagen von „Rembrandt als Erzieher", obschon selten ein Werk so viel Angriffe und Gespötte erdulden mußte wie dieses Buch. Allerdings ermöglichte der billige Preis (2 Mark für einen Großoktavband von 356 Seiten) einen raschen Absatz.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß in Deutschland — von seltenen Ausnahmefällen abgesehen — ein theures Buch wenig gekauft wird, mag es noch so werthvoll sein und noch so viel Aufsehen erregen. Umgekehrt hätte man aber Unrecht, zu glauben, der billige Preis genüge, um den Absatz eines Buches herbeizuführen. Es giebt aber viele Fälle, aus denen hervorgeht, daß minder gute und theure Bücher verkauft werden, während werthvolle und billige Bücher vernachlässigt werden. Oft ist die Ausstattung dabei von Wichtigkeit, und zwar spielt dabei wieder weniger die Gediegenheit der Ausstattung eine Rolle, als vielmehr eine gewisse Originalität, eine neue Idee u. dgl. Auch die Verlagsfirma spielt eine große Rolle. Ein Buch, das bei dem einen Verleger unbeachtet bleibt, würde bei einem andern Verleger ein stark begehrter Artikel werden. Nicht immer ist es also der innere Werth eines Buches, der ihm zum buchhändlerischen Erfolg verhilft; oft sind es sogar Zufälligkeiten, die diesen herbeiführen. Literarischer und buchhändlerischer Erfolg gehen nicht immer Hand in Hand; oft sind beide ganz unabhängig von einander.

Einen eigenartigen Zweig des Buchhandels bildet der Vertrieb von sogenannten Kolportage-Werken, unter denen die Romane besonders zahlreich vertreten sind. Nur ein Theil von Sortiments-Buchhandlungen befaßt sich mit der Kolportage, indem sie entweder direkt an ihre Kunden die Lieferungen von Romanen und anderen Werken versenden oder durch Kolporteure dieselben absetzen lassen. Die meisten Buchhändler aber beschäftigen sich nicht mit Kolportage-Literatur, weil sie es unter ihrer Würde halten, derartige Produkte zu vertreiben.

Man hätte aber Unrecht, die **Kolportage** unbeachtet zu lassen oder sie an und für sich zu bekämpfen, denn eine sehr große Zahl von Büchern und Heften der besten Literatur wird heut zu Tage durch den Kolporteur vertrieben. Man muß nämlich zwischen Kolportage-Romanen und besseren Lieferungswerken, sowie teuern Büchern unterscheiden, die ebenfalls durch Reisende vertrieben werden. Sogar der reiche und gebildete Mann ist in Deutschland nur selten eifriger Bücherkäufer, und zumal in den Provinzen, wo das geistige Leben nicht so rege ist, wie in den Großstädten, ist auch für ihn die Anregung, die der Kolporteur ihm durch das Vorlegen der Neuheiten von Büchern und Zeitschriften giebt, willkommen und sogar geradezu nothwendig. In noch weit höherem Maße sind die breiten Schichten des Volkes auf die Kolportage für den Bezug ihres Lesestoffs angewiesen. Ist es doch eine Thatsache, daß zwei drittel der gesammten buchhändlerischen Produktion auf dem Wege der Kolportage vertrieben wird. Kein Einsichtiger wird behaupten, daß all diese Bücher das Licht der Vordertreppen zu scheuen hätten.

Zu der Zeit, als die Kolportage sich auszubreiten begann, machte die Schundliteratur etwa 90 Prozent des Umsatzes der „fliegenden Buchhändler“ aus; jetzt befassen diese sich aber in stets steigendem Maße auch mit dem Vertriebe anderer Werke. Dem **Reisebuchhandel** liegt wesentlich der Vertrieb der größeren künstlerischen, technischen und populär-wissenschaftlichen Werke ob, deren Interessenten aufgesucht und aufgemuntert sein wollen. Nur durch die freie Bewegung, die seit Einführung der Gewerbeordnung dem Buchhandel gestattet ist, ist es möglich geworden, solche monumentalen Werke, wie Brockhaus und Meyers Konversationslexikon, zu schaffen, die nur durch große Auflagen im Stande sind, die Kosten für die Sorgfalt des Inhaltes und der Ausstattung hereinzubringen, und solche Auflagen sind eben nur zu erzielen durch jenen intensiven Vertrieb, den der Kolportage- und der Reisebuchhandel geschaffen haben. So wurde die vorige Auflage von Meyers Konversationslexikon hauptsächlich durch den Reisebuchhandel in 116000 Exemplaren verbreitet. Dasselbe ist bei anderen encyklopädischen Werken der Fall. Neben diesen und ähnlichen Werken, z. B. Buch der Erfindungen u. s. w., sind es insbesondere religiöse Werke, Prachtbibeln, technische Werke u. s. w., die sowohl in die Ateliers der Architekten, die Büreaus der Ingenieure als auch in die Werkstätte des Handwerkers wandern,

um ihnen Aufklärung und Fortbildung in ihrem Geschäfte zu bieten. Die Verlagshandlung Velhagen und Klasing in Bielefeld theilt mit, daß von ihren Verlagsartikeln: „Daheim“; Andrees Handatlas; Stackes deutsche Geschichte; Jäger, Weltgeschichte in vier Bänden; deutscher Reichsbote; Kalender für Stadt und Land; Rogge, Kaiserbüchlein; Rommel, Lutherbüchlein, welche zum Theil in ungeheuer großen Auflagen erschienen sind, zwei drittel lediglich durch den Volks- und Reisebuchhandel Absatz gefunden haben.

Was speziell den Kolportage-Roman betrifft, der für uns ein besonderes Interesse bietet, so ist dies allerdings eine Klasse von Literaturerzeugnissen, die sich eines üblen Rufes erfreuen. Sie werden auf Hintertreppen an Dienstboten abgesetzt, die Lieferung von einem Druckbogen zu zehn Pfennig. Durch Abnahme der ersten Lieferung verpflichtet sich der Abnehmer zum Ankauf des ganzen Werkes und ein solches Werk umfaßt nicht selten 100 und mehr Lieferungen. Einer Köchin, die sich hat verleiten lassen, einen Bogen eines solchen Werkes anzunehmen, wird daher eine Ausgabe verursacht, die einen verhältnißmäßig hohen Theil ihres Lohnes ausmacht.

Welches ist der Inhalt dieser Romane? „Die meisten Kolportage-Romane, sagt Dr. Fränkel, haben die Thaten großer Verbrecher und Verbrecherinnen zum Gegenstand und deren Verherrlichung zur Aufgabe. Der Held ist in der Regel durch die Schuld der „Gesellschaft“, insbesondere durch ungerechte Vorgesetzte, philiströse Arbeitgeber, beschränkte Eltern in die Bahn des Verbrechens getrieben worden, und bethätigt nun seine von Hause aus groß angelegte Natur durch die meisterhafte Vorbereitung und ebenso kühne wie geniale Ausführung seiner Einbrüche, Bankberaubungen und ähnlichen Leistungen. Dabei handelt es sich eigentlich um eine Art von ausgleichender Gerechtigkeit, denn der edle Räuber nimmt natürlich den Reichen und giebt den Armen, er ist außerordentlich wohlthätg. Nach diesem Schema sind die fraglichen Erzählungen mit wenigen Ausnahmen gearbeitet: Der Kolportage-Roman erweckt Mitgefühl und Bewunderung für den Verbrecher und wird so zur Schule des Verbrechens. Und dieses Gift hat, Dank der rührigen Thätigkeit der Kolporteure, eine ungeheure, täglich wachsende Ausbreitung erlangt. In den Hütten der Armut, in den Arbeiterwohnungen, in den Familien der kleinen Handwerker, überall finden wir die bunten Hefte, deren äußere Erscheinung für den gebildeten Geschmack ebenso widerwärtig ist wie der Inhalt.“

Der „Scharfrichter von Berlin“ enthält auf den ersten 240 Seiten nicht weniger als 12 ausführlich geschilderte Schand- und Greuelthaten, darunter eine unrechtmäßige Hinrichtung, einen Kinderraub, eine Orgie in der Banditenkneipe, einen Vatermord, einen Ehebruch, einen versuchten Giftmord, eine Leichenberaubung, eine Revolte, das Treiben einer Falschmünzerbande u. s. w. Was in den Romanen von Söndermann und Viktor von Falk, der beiden „Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes“ (!) geboten wird, ersieht man z. B. aus folgenden Kapitelüberschriften:

> Der Mord auf der Liebesinsel; Die Beichte der Dirne; Die Piraten der Spree; Gift und Dynamit; Hinter der Kirchhofsmauer; Die Bauernfänger von Berlin; Im Zellengefängniß zu Moabit; Die Geliebte des Prinzen; Die schöne Nihilistin; Das Bombenattentat; Die schönen Frauen des Harems; Das Verbrechen im Kerker; Der Hochstapler; Galgenvögel; Die unheimliche Kiste; Auf Pistolen u. s. w.

Ein Verleger kündigte eine neue Ausgabe des „Schinderhannes“ mit folgenden, schier unglaublich dünkenden Worten an:

> „Als eine kräftige, feurige Jünglingsgestalt, ringend und kämpfend mit seinem tragischen (!) Geschick, tritt uns Schinderhannes, Deutschlands größter Räuberhauptmann, hier entgegen. Wenn auch die Leidenschaft diesen wild und zügellos, in trüber, trauriger Zeit aufgewachsenen Sohn der Rheinlande auf die Bahn des Verbrechens getrieben, so war es auch wiederum die ihn ganz beherrschende Macht der Liebe zu Julia, dem jungen, unschuldigen Mädchen, die seinem wildbewegten Räuberleben ein so eigenthümliches Gepräge verlieh. Immer wieder versuchte es Julia, die durch ihre imponirende Schönheit, sowie durch ihr tiefes sittenreines Gemüth einen unbezwinglichen, veredelnden Zauber auf den kühnen Banditenchef ausübte, den geliebten Helden (!) dem Verderben zu entreißen; aber das Verhängniß (!) erfaßte nur zu bald wieder den Wankelmüthigen, um ihn auf diejenige Bahn zurückzuschleudern, die ihn ins Verderben führen mußte und schließlich auch auf das — Blutgerüst brachte u. s. f. u. s. f.

Diese traurige Literatur erfreut sich fortgesetzt eines starken Absatzes, weshalb immer neue Kolportage-Romane erscheinen. Die Katastrophe von Schloß Berg, das Drama von Meyerling sind schon in Dutzenden von Kolportage-Romanen behandelt worden, gerade wie der Hauptmann Dreyfus und sein „todesmuthiger Vertheidiger“ Zola, der „Millionenräuber Grünenthal“ in neuester Zeit in Zehnpfennigheften ausgeschlachtet wurden. Der Roman auf den Mädchenmörder Schenk konnte man z. B. in zahllosen Häusern Bayerns und Oesterreichs vorfinden. Ueber den König von Bayern erschienen 13, auf den Tod des Kronprinzen Rudolf

entfielen 22 solcher Machwerke, und über Johann Orth wurden etwa 5 sensationelle Romane veröffentlicht, bevor man auch nur etwas Sicheres über die Schicksale des unglücklichen Erzherzogs erfahren haben konnte. Die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich ist natürlich auch schon in Kolportageromanen bearbeitet worden.

Vom „Scharfrichter von Berlin" wurden 250 Tausend Exemplare abgesetzt, die „Totenfelder in Sibirien" hatten schon 150 Tausend Abnehmer gefunden, bevor sie zu Ende geführt waren.

Es liegt hier eine wenn auch nicht planmäßige, so doch wenigstens geschäftsmäßige Vergiftung der Volksseele vor. Mit Recht sagt Müller-Guttenbrunn in seiner kleinen Schrift über „Volkslektüre", es sei gerade als ein erschwerender Umstand zu erachten, daß die Leser dieser Romane gerade den tiefsten Schichten der Bevölkerung angehören.

Es giebt kaum Worte, die stark genug sind, die Verderblichkeit solcher Machwerke zu brandmarken. Die Verfasser sind meist Leute ohne Kenntnisse, ohne Talent und ohne sittlichen Halt, deren Begabung sich darauf beschränkt, Szenen zu schildern, bei denen den Leser eine Gänsehaut überläuft, und eine „Spannung" hervorzurufen, wie sich der von ihnen geschürzte Knoten lösen wird. Für den Käufer steht dem Opfer, das er durch Zahlung des Preises bringt, keinerlei geistiger Gewinn gegenüber. Die Beschäftigung mit solchen Büchern führt vielmehr zu einer Verödung des Kopfes und des Herzens. Der Kampf gegen diese Kolportageromane ist daher ein verdienstliches Werk.

Diejenigen, die diesen Kampf zuerst aufnahmen, haben nun irrigerweise geglaubt, daß die Geschäftsform, in der diese Preßerzeugnisse vertrieben werden, das schädliche Element sei; sie haben das Hausieren mit Büchern verbieten wollen. Dadurch würden aber auch die guten Erzeugnisse des Buchhandels getroffen, und die Verleger von Kolportage-Romanen würden schließlich doch noch neue Mittel finden, ihre Waare an den Mann zu bringen. Das einzige Mittel, die schlechte Kolportage-Literatur zu bekämpfen, besteht darin, auf demselben Wege gute Bücher unter das Volk zu bringen, und zwar solche Werke, die auch den gewöhnlichen Mann und das bescheidenste Dienstmädchen zu interessieren vermögen.

Leider herrscht ein gewisses Vorurtheil gegen alle Kolportage-Literatur. Man sieht dieselben als identisch mit Schauer- oder Hintertreppen-Romanen an. Nun ist es ja wahr, daß die Mehrzahl dieser Werke in literarischer Hinsicht sehr niedrig stehen und

eigens nur für eine gewisse Kategorie von Lesern geschrieben wurden, die eben keine hohen Ansprüche an den Inhalt stellen. Aber das will doch nicht sagen, daß ein in Lieferungen erscheinender und von Kolportage-Buchhändlern vertriebener Roman schon deshalb werthlos sein muß. Ich erinnere nur daran, daß z. B. manche bessere Werke französischer Schriftsteller einige Jahre nach ihrem Erscheinen in Buchform auch in illustrirten Lieferungen zu 10 Centimes (8 Pfennig) ausgegeben wurden. Und was sollte einen deutschen Schriftsteller, der einen längeren werthvollen Roman in volksthümlicher Fassung geschrieben hat, hindern, ihn auch in Form von 10-Pfennig-Heften den unteren Kreisen des Volkes zugänglich zu machen?

Dieses vorausgesetzt, wollen wir einiges über die Herstellung und den Vertrieb von Kolportage-Romanen bemerken. Dieselben müssen volksthümlich geschrieben sein und die Leser von einem Heft zum andern in Spannung halten. Es ist ja wahr, daß hierdurch der Autor leicht in Gefahr geräth, einen Skandalroman zu schreiben, allein wer ernstlich gewillt wäre, die literarische und die sittlich-künstlerische Seite nicht außer Acht zu lassen, könnte auch diese Klippe umschiffen. Die Verleger halten natürlich darauf, daß die Geschichte möglichst packend sei, und sie setzen dieses auch als Bedingung, wenn sie einen Schriftsteller beauftragen, ihnen einen Kolportage-Roman zu liefern.*)

Der Kolportage-Buchhandel im Allgemeinen verdankt nicht etwa dem zunftmäßigen alten Buchhandel sein Entstehen, sondern er hat sich erst in der neuesten Zeit entwickelt, nachdem die Gesetzgebung nicht mehr hemmend auf den Druck und Vertrieb von Büchern und Schriften einwirkte. Die Presse wurde in Deutschland ja erst 1848 frei, und erst nach jener sturmbewegten Zeit wurde

*) In dem Nachlaß eines Verfassers von Kolportage-Romanen wurde u. a. folgender Brief eines Verlegers vorgefunden: „Wir haben jetzt schon das 4. Heft fertig und noch keine schaurige, reizende, kraftvolle Handlung. Wie lange noch soll es so weiter gehen? Wann wird endlich einmal ein Mord oder eine sonstige pikante Handlung die Erzählung spannend machen? Wir bedauern fast, Ihnen neuerdings unser Vertrauen geschenkt zu haben. Ihre breite, behagliche Schilderung des Familienlebens paßt für den Geschmack unserer Leser nicht. Auf diese Art bekommen wir nicht für das 5. Heft, das wir bis Mittwoch in Händen zu haben hoffen, eine merkliche Besserung in dieser Hinsicht Könnten Sie nicht den alten Landpfarrer zu einem Intriguanten stempeln? Um so weniger das nach der Einleitung zu erwarten wäre, um so mehr würde der Roman gewinnen. Ueberhaupt ist es nötig, die schlechten Charaktere zu häufen. Für das 7. Heft, wie Sie wissen, die kritische Nummer, ist für den Schluß die ausführliche, genaue Schilderung einer Mord- oder Greuelszene nötig, die aber erst in Nr. 8 fortgesetzt und in Nr. 9 zu Ende geführt wird.“

in Deutschland gestattet, Druckschriften auch außerhalb des Geschäftslokals zu verkaufen. Die Kolportage-Buchhändler sind insofern im Vortheil gegenüber andern Buchhändlern, als sie alle Geschäfte gegen Kasse abschließen, was bekanntlich bei den Sortimentern bei weitem nicht immer der Fall ist.

Was den Umfang eines Kolportage-Romans betrifft, so umfaßt derselbe gewöhnlich 100 bis 150, zuweilen auch bis 200 und sogar 250 Lieferungen von je einem Bogen. Die „Papierzeitung" hat einmal folgende Berechnung angestellt:

„100, 130 und 150 Hefte sind in der Regel die Ziffer, welche als Maßstab für den geschäftlichen Erfolg angesehen werden, 130 und 150 Hefte zeigen schon einen sicheren Romantreffer an. Einer dieser Romane umfaßt sogar 200 Hefte, es ist der bei Werner Große in Berlin erschienene Roman „Kornblume und Veilchen". Interessant dürfte es sein, ungefähr festzustellen, welches Kapital diese Romane in 10-Pfennigheften darstellen. Man rechnet in den einschlägigen Geschäftskreisen in der Regel auf den Roman etwa 25000 Mark Kosten für Herstellung und Vertrieb. Die Ziffer darf nicht überraschen, denn das erste Heft wird in einer Auflage von 100000 und mehr Exemplaren gedruckt, die sich aber von Heft zu Heft in annähernd gleichmäßigem Verhältnisse bis zu 20000 oder 10000, je nach dem Anklange, den der Roman findet, herabmindert. Heft 1 bis 5 werden umsonst an die Kolportage-Handlungen abgegeben. Vom 6. Hefte an bringt jedes verkaufte Heft dem Verleger 5 Pf. Eine Auflage von 5000 Exemplaren entspricht also einem Hefterträgnisse von 250 Mark, bei einem Romanumfange von 100 Heften einem Gesammterträgnisse von 25000 Mark. Eine Auflage von 5000 Exemplaren ist also allein nothwendig zur Kostendeckung. Was über 5000 Exemplare abgesetzt wird, bildet den Reingewinn".

Die „Fachzeitung für den Kolportage-Buchhandel" erklärte aber, diese Ziffern seien viel zu niedrig gegriffen. Sie sagte, jene Berechnung sei vor 10 bis 20 Jahren zutreffend gewesen, als z. B. die kleineren Kolportage-Verleger in der sächsischen Oberlausitz gewisse reich bevölkerte Fabrik- und Industriebezirke ausschließlich versorgten und „abgrasten". Mit 25000 Mark könne aber ein für den Berliner und den übrigen deutschen Millionenmarkt arbeitender Großverleger nicht mehr rechnen. Das Fachblatt giebt sodann eine eingehende Aufstellung aller Einnahmen und Ausgaben, die durch die Herausgabe eines bedeutenden Kolportage-Romans entstehen. Ich begnüge mich, das Wichtigste daraus hervorzuheben.

Die ersten Hefte bilden das „Sammelmaterial" und von diesen hängt größtentheils der Erfolg des Werkes ab. Von einem in Berlin erschienenen Roman, der 150 Hefte umfaßte, wurden vom

1. Heft 2500000 Stück gedruckt, vom 2. Heft 215000 und von da an ging die Auflage abwärts bis zum 5., das noch in 175000 Exemplaren ausgegeben wurde. Die folgenden Hefte wurden nur mehr an die Abonnenten abgegeben, jedoch nahm die Zahl dieser immer mehr ab. Dies ist eine konstante Erscheinung; aus verschiedenen Gründen wird eine mehr oder weniger große Zahl Abnehmer untreu. Interessant sind folgende Angaben über den Absatz der bezahlten Hefte. Es wurden nämlich gedruckt:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Von | Heft | 6 | bis Heft | 8 | zwischen | 75 | und | 70000. |
| „ | „ | 9 | „ „ | 15 | „ | 70 | „ | 60000. |
| „ | „ | 16 | „ „ | 28 | „ | 60 | „ | 50000. |
| „ | „ | 29 | „ „ | 45 | „ | 50 | „ | 40000. |
| „ | „ | 46 | „ „ | 70 | „ | 40 | „ | 30000. |
| „ | „ | 71 | „ „ | 110 | „ | 30 | „ | 20000. |
| „ | „ | 111 | „ „ | 120 | „ | 20 | „ | 18000. |
| „ | „ | 121 | „ „ | 130 | „ | 18 | „ | 16000. |
| „ | „ | 131 | „ „ | 136 | „ | 16 | „ | 15000. |
| „ | „ | 137 | „ „ | 146 | „ | 15 | „ | 14000. |
| „ | „ | 147 | „ „ | 150 | „ | 14 | „ | 13000. |

Von Heft 6 bis Heft 150 wurden also an 5 Millionen Stück abgesetzt, obschon fast $^5/_6$ der Abnehmer vor Beendigung des Werkes „abgesprungen" waren. Dennoch wurde der fragliche Roman als ein sogenannter „Durchschläger" bezeichnet.

Der Verleger überläßt die 10-Pfennig-Hefte gewöhnlich gegen 50 % Rabatt, manchmal sogar zu $4^1/_2$ Pfennig, statt zu 5 Pfennig. Jene 5 Millionen bezahlter Hefte brachten also ca. 225000 Mk. ein.

Was die Ausgaben betrifft, so betrugen dieselben nahezu 150000 Mk., nämlich für:

| | | |
|---|---|---|
| 12750000 Druckbogen (nebst 1 % Zuschuß) . . . | 30906 | Mk. |
| 8500000 Umschläge (nebst 1 % Zuschuß; 1700000 Bogen) . . . . . . . . . . . . . . | 13600 | „ |
| 8500000 Illustrationen (850000 Bogen) . . . | 6800 | „ |
| 12750000 Drucke Textbogen . . . . . . . . | 19125 | „ |
| 8500000 Umschlagdrucke . . . . . . . . . | 8500 | „ |
| 8500000 Illustrationen . . . . . . . . . | 8500 | „ |
| 8500000 Hefte zu broschieren . . . . . . . | 17000 | „ |
| 225 Bogen Satz . . . . . . . . . . . | 4050 | „ |
| 225 „ Stereotypie . . . . . . . . | 2700 | „ |
| 225 „ Schriftsteller-Honorar (à 30 Mk.) . . | 6750 | „ |
| 150 Illustrationen (Zeichnungen) . . . . . . | 1500 | „ |
| 150 Aetzungen . . . . . . . . . . . . | 1500 | „ |
| Emballage . . . . . . . . . . . . . | 2500 | „ |
| Geschäfts-Unkosten . . . . . . . . . . . | 20000 | „ |
| Summa: | 143431 | Mk. |

Der Gewinn, den jener Roman dem Verleger einbrachte, kann also auf 80 bis 100000 Mk. berechnet werden. Diesem Gewinn gegenüber ist das Honorar, das der Autor erhielt (6750 Mk.), verhältnißmäßig sehr gering.*)

Eine Thatsache springt beim Anblick der oben erwähnten Auflage der verschiedenen Hefte besonders in die Augen: Das ist die Abnahme der Käufer. Das Werk hat nämlich keinen Werth für die, welche es nicht ganz besitzen, und deshalb werden bedeutende Summen auf diese Weise nutzlos ausgegeben. Natürlich sind hieran nur die Käufer selbst schuld. Es sind eben keine eigentlichen Bücherfreunde, die jene Kolportage-Romane kaufen, sondern gewöhnlich Arbeiter und untere Beamten, die nicht einmal 50 Pfennig oder 1 Mark für ein ordentliches Buch ausgeben mögen. Sie lassen sich hauptsächlich durch das groschenweise Bezahlen verleiten. Diese Kategorie von Lesern ist dieselbe in allen Ländern.

In Fankreich sind die Kolportage-Romane gewöhnlich schon vorher im Feuilleton des „Petit Journal" oder des „Petit Parisien" erschienen oder wenigstens im Genre der Feuilleton-Literatur dieser Sousblätter geschrieben. Jede Lieferung kostet 10 Centimes; dieselbe umfaßt in den meisten Fällen nur ½ Bogen (8 Seiten Oktav), wovon die erste Seite gewöhnlich durch eine Abbildung in Anspruch genommen wird, so daß nur mehr 7 Seiten Text bleiben. In den meisten Papier- und Zeitungshandlungen erhält man die erste Lieferung gratis oder für 5 Centimes die zwei ersten Lieferungen. Man liest diese, ist gespannt, wie die Geschichte ausgehen wird, denn sie scheint nach dem Anfang zu urtheilen, garnicht lang werden zu wollen, man kauft deshalb auch die folgenden Lieferungen, — sie kosten ja nur zwei Sous, aber die Geschichte wird immer verwickelter und packender, und endlich hat man hundert oder zweihundert Lieferungen gekauft, und da merkt man erst, daß es doch eine theure Geschichte geworden ist. Solche Lieferungswerke sind offenbar verhältnißmäßig viel theurer als andere Werke (die Illustrationen können dabei nicht in Betracht gezogen werden, denn sie sind gewöhnlich primitiv ausgeführt und haben keinen Werth.)

Es ist nach dem Gesagten leicht begreiflich, daß mit Kolportage-

*) Allerdings setzt der Verleger bei jenem Unternehmen ein bedeutendes Kapital aufs Spiel, allein dieser Umstand kann doch jenes Mißverhältniß nicht rechtfertigen. Und deshalb wäre es billig, daß der Autor außer einem festen Honorar, das mit 30 Mk. per Bogen gewiß nicht zu hoch bemessen ist, noch Tantiemen vom Reingewinn erhielte, falls dieser eine bestimmte Summe übersteigt.

Romanen viel Geld verdient werden kann. Allerdings irren sich die Verleger manchmal in ihren Spekulationen. Ein, ich möchte fast sagen zu einer gewissen Berühmtheit gelangter, Kolportage-Roman ist „Der Scharfrichter von Berlin“. Ueber diesen veröffentlichten verschiedene Zeitungen eine Notiz, für deren Richtigkeit ich allerdings nicht eintreten kann. „Der frühere Scharfrichter Krauts, hieß es in derselben, der jetzt eine Roßschlächterei betreibt, lieferte seiner Zeit das Material zu dem Kolportage-Roman „Der Scharfrichter von Berlin“, dessen Held er selbst ist. Für dieses Material erhielt er nach seiner eigenen Mittheilung zunächst 3000 Mk. Damals betrieben die Verleger eine kleine Buchdruckerei mit Handpressen; als Krauts sie nach längerer Zeit wieder einmal besuchte, hatten sich die Verleger eine große Druckerei mit Dampfbetrieb eingerichtet. Freimütig gestanden sie ihm, daß sie trotz der erfolgten Beschlagnahme an dem Werke 1¼ Millionen Mark verdient hätten. Um sich nobel zu zeigen, zahlten sie Herrn Krauts noch 5000 Mk.“ Mag auch die Summe von 1¼ Millionen etwas hoch gegriffen sein, so kann man doch immerhin annehmen, daß die Verleger einen bedeutenden Gewinn dabei herausgeschlagen haben.

Die Gesetzgebung hat das Kolportage-Unwesen in den letzten Jahren wiederholt zu bekämpfen versucht, aber ohne Erfolg. Das Versprechen, z. B. bei Abnahme der 60. Lieferung einen Spiegel, der 120. ein „Oelgemälde“ als „Gratis-Prämie“ draufzugeben, darf nicht mehr auf dem Umschlag der Hefte ausgesprochen werden; in Folge dessen soll dies jetzt mündlich geschehen, indem der Kolporteur sich in jeder Gegend als Lockvogel eine Person hält, welche auf Befragen seitens der Kunden den richtigen Empfang der Prämien bestätigt. Auch durch die Bestimmung, daß die Kolporteure behördlich genehmigte Verzeichnisse der bei ihnen verkäuflichen Schriften zu führen haben, ist keine bemerkbare Verbesserung des Inhalts der letzteren herbeigeführt worden. Selbst wenn die betreffenden Beamten oder Selbstverwaltungskörperschaften wirklich immer (was wohl zu bezweifeln ist) von den durch den Kolporteur vorgelegten Büchern die schlechtesten richtig herausfinden und verbieten, so werden dadurch die übrigen, welche man zuläßt, noch nicht gut. Deshalb muß das Verbot der von der Behörde für unzulässig befundenen Schriften so lange mehr oder weniger wirkungslos bleiben, als nicht für besseren Ersatz gesorgt ist.*)

*) Am 22. März d. J. haben die Minister für Handel und Gewerbe und des Innern für Preußen eine Anweisung zur Ausführung des Titels III der

Da die Kolportage-Literatur einen bedeutenden Einfluß auf das Volk ausübt und zwar speziell auf solche Kreise, die der besseren Literatur nicht zugänglich sind, so wäre es dringend zu wünschen, daß tüchtige Schriftsteller sich dieses Zweiges der literarischen Produktion annähmen. Es sind nur zu häufig gewissenlose Spekulanten, die solche Kolportage-Romane fabriziren und dabei nicht im Geringsten dafür besorgt sind, dem Volke eine angemessene Lektüre zu bieten. Gewiß kann man den Arbeiterklassen keine psychologischen Romane in 100 oder 200 Lieferungen darbieten, allein die Romane müssen ja nicht unbedingt diese Ausdehnung haben — die große Zahl der „abspringenden“ Käufer scheint sogar ein Beweis dafür zu sein, daß jene Geschichten gewöhnlich zu sehr in die Länge gezogen werden, — und selbst eine Kriminalgeschichte, die man zum Vorwurf wählt, kann man ja in literarisch wertvoller Weise bearbeiten und so gestalten, daß die Erzählung nicht bloß das Interesse des Volkes weckt, sondern auch einen moralischen Einfluß auf dasselbe ausübt.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, den einen oder andern Schriftsteller, der bis jetzt nur verächtlich auf die Kolportage-Literatur herabblickte, für die Mitwirkung auf diesem Gebiete, auf dem eine Reform dringend Noth thut, zu gewinnen.

Das sicherste Mittel, der schlechten Literatur entgegen zu wirken, ist das, die gute Literatur zu verbreiten. Wer vom Kolporteur ein Werk kauft, bekundet damit, daß er das Bedürfniß empfindet, einen Theil seines jährlichen Einkommens für Lesestoff zu verwenden. Er nimmt den schlechten Lesestoff, weil ihm dieser zunächst angeboten wird, und er würde den besseren nehmen, wenn er ihm ebenso bequem angeboten würde. Er hat nur nicht die Zeit zu suchen

Gewerbeordnung („Gewerbetrieb im Umherziehen“) erlassen, die einschneidend in den Kalportagebuchhandel wirken wird. Es wird nämlich bestimmt, daß „Werke, welche in Lieferungen erscheinen, im Ganzen zur Kalportage erst dann zugelassen sind, wenn das Werk aallständig aorliegt. Sind erst einzelne Lieferungen veräffentlicht, sa kann die Zulassung des ganzen Werkes ausnahmsweise dann erfolgen, wenn nach dem Charakter des Werkes, den bei der Herausgabe beteiligten Persanen oder auf Grund anderer Umstände angenommen werden darf, daß auch die späteren Lieferungen den Voraussetzungen in § 56 Ziffer 10 der Gewerbeardnung nicht zuwiderlaufen werden. Ist diese Gewähr nicht varhanden, so ist die etwaige Zulassung auf die erschienene ader aorgelegten Lieferungen zu beschränken.“

An der Hand dieser Bestimmung kann alsa die Verwaltungsbehörde (der Bezirksausschuß, in Berlin der Palizeipräsident) verlangen, daß ihr jede einzelne Lieferung var dem Vertrieb durch Kalpartage vorgelegt wird. Es ist ihr damit eine ziemlich weitgehende Gewalt verliehen, die Verbreitung von Schundliteratur zu verhindern. Selbstaerständlich ist es ihr aber nicht möglich, lediglich minderwertige Werke zu aerbieten.

und nicht das Talent zu wählen; er ist angewiesen auf das, was ihm in die Hände kommt. Und da ist es nun die Aufgabe Derer, denen die Bildung des Volkes am Herzen liegt, dafür zu sorgen, daß ihnen Gutes in die Hände kommt.

In einem Staate, in welchem man darauf hält, daß jedes Kind lesen und schreiben lernt, muß auch Sorge dafür getragen werden, daß die Erwachsenen die erlernte Kunst üben. Und das Bedürfniß dieser Uebung empfinden sie und haben sie von jeher empfunden. Noch vor fünfzig Jahren genügten vielleicht die Volksbücher vom Faust und von der schönen Magellone, sowie die „neuen schönen Lieder", die auf Büttenpapier gedruckt wurden, diesem Bedürfnisse. Heute ist der Anspruch und die Zahlungsfähigkeit größer geworden. Es bildeten sich Vereine, die sich die Aufgabe stellten, gute Bücher zu so billigem Preise herzustellen, daß man auf einen Absatz nicht bei den Tausenden, die bisher Kunden des Buchhändlers gewesen waren, sondern bei den Hunderttausenden rechnen durfte, die niemals einen Buchladen betreten hatten. Und sie suchten für ihre Erzeugnisse Absatz durch Vermittlung der Kolporteure.

Seit 1841 sind in Deutschland zahlreiche Vereine gegründet worden, die sich zur Aufgabe stellten, Volksbildung zu verbreiten und Volksschriften zu veröffentlichen, zuerst in Zwickau, dann in Magdeburg, Bremen (der auf A. Lammers Anregung gegründete „Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag"), Weimar u. s. w.

Einen anerkennenswerthen Erfolg auf dem Gebiete der Volksliteratur erzielte der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften". Dieser Verein hat nach seinen Satzungen den Zweck, „durch Herausgabe geeigneter Schriften den Deutschen aller Lande, namentlich den ärmeren Schichten, guten und wohlfeilen Lesestoff, sowohl unterhaltender wie belehrender Art zuzuführen, um dadurch auf die sittliche und geistige Hebung des Volkes hinzuwirken." Der Verein besitzt die Rechte der juristischen Persönlichkeit. Die Mitglieder zahlen 3 Mark und haben dafür das Recht, die vom Verein herausgegebenen Werke zu einem Vorzugspreise zu beziehen; bei Zahlung von mindestens 10 Mk. Jahresbeitrag erhalten sie die Schriften „unentgeltlich". Der Verein unterhält eine Verlagsbuchhandlung in Weimar unter dem Titel: „Schriften-Vertriebsanstalt". Der Verein wurde 1889 gegründet und hat in den ersten Jahren seines Wirkens eine rege Thätigkeit entfaltet.

Der Verein hat in Deutschland Zweigvereine gegründet und auch in deutschsprachigen Gegenden des Auslandes festen Fuß zu fassen gesucht. Er hat nicht immer den Erfolg und die Anerkennung gefunden, die er erwartet hatte. Auch im geschäftlichen Betrieb hat es nicht an Schwierigkeiten gefehlt, weil der wohlorganisirte Kolportage-Buchhandel den Verein als einen Konkurrenten ansah und der Sortimentsbuchhandel sich nur wenig dafür interessirte.

Nach dem ersten Geschäftsbericht des Vereins wurden bis zum 1. Januar 1891 251552 Hefte (à 10 Pfg.) gegen feste Bezahlung, 77555 Hefte gratis, 810 Halbjahrbücher und 1317 Markbände, bis zum 1. Juni 1891 dagegen 505657 Einzelhefte, 1259 Halbjahrbücher und 3361 Markbände ausgegeben. Gegen Mitte des Jahres 1892 aber hatte der Verein (seit 1890) ca. 1 Million Einzelhefte und über 10000 Exemplare der verschiedenen Bandausgaben abgesetzt. Nach dem Rechenschaftsbericht für 1892 hatte der Verein 5443 Mitglieder (Ende 1891 5663). Als Endergebniß seiner Thätigkeit stellte sich mit Abschluß des Jahres 1892 ein Gesammtvertrieb von 1250529 Einzelheften, 6819 Halbjahrbüchern und 9060 Markbänden, sowie 739 Einbanddecken heraus. 172507 Einzelhefte wurden von der Anstalt selbst, 1026831 vom Verein als Gratis-Vertriebs- bezw. Agitationsmaterial verbraucht. Dies ist jedenfalls ein bemerkenwerthes Resultat, aber der Verein hat doch nicht den Erfolg gehabt, den man erwartet hatte, und in den letzten Jahren hat man nichts mehr davon gehört.*)

Im Jahre 1890 erließ der Verein ein Preisausschreiben, nach welchem unter 83 Manuskript-Einsendungen dem Charakterbild aus dem Chiemgau: „Der Puppenspieler“ von Karl Schultes, Hoftheater-Direktor a. D., der angesetzte Preis von 1000 Mark zuerkannt ward. Außer diesem Preise erhielt der Verfasser 350 M. Honorar. Für das Verlagsrecht der übrigen Erzählungen wurden nur sehr geringe Honorare (75 bis 250 Mk.) gezahlt. Im Jahre 1893 übernahm der Verlag die Armand'schen Romane, für deren Neuausgabe der Verfasser zu seinen Lebzeiten 60000 Mk. verlangt hatte; sein Rechtsnachfolger überließ sie dem Verein ohne feste Honorarzahlung unter der Bedingung, daß ihm von einem etwaigen Reingewinn ein Anteil von 30% zukäme.

Der Verein hatte vorher schon mit älteren und neueren Werken

*) Den Weimarer Verlag des Vereins finde ich nicht einmal mehr im Buchhändler-Adreßbuch verzeichnet.

mannigfache Versuche gemacht. Er kam dann zu der Ueberzeugung, daß er einen zeitgemäßen Roman aus der Gegenwart von einem erprobten Schriftsteller bringen müsse. Da er sich keine fertigen Romane zur Auswahl vorlegen lassen konnte, entschloß er sich, einen für seine Zwecke passenden Roman in Auftrag zu geben. Zu dem Zwecke ersuchte er eine Anzahl Schriftsteller um Einsendung von Entwürfen und hat dann Max Kretzer mit der Ausführung eines solchen Romans beauftragt. „Glaubten wir doch aus dem Entwurfe zu ersehen, daß bei aller Festhaltung einer idealen Tendenz es an der realistischen Ausgestaltung im einzelnen nicht fehlen würde, auf die bei unseren Zwecken nicht verzichtet werden darf.“*) Der Verfasser erhielt für den Roman „Irrlichter und Gespenster“ (3 Bände mit zusammen 1376 Seiten) 18000 Mk. Honorar. Hierzu kamen bedeutende Kosten für die Agitation. Der Erfolg entsprach diesen Aufwendungen nicht, und der Verein hat auch meines Wissens seither keine besonderen Anstrengungen mehr zur Erlangung guter Werke gemacht. Vor einigen Jahren versandte er ein Rundschreiben an zahlreiche Schriftsteller, um sie zu ersuchen, ihre Werke zum unengeltlichen Abdruck zu überlassen. Unter den deutschen Schriftstellern sind nun aber nur wenige so gestellt, daß sie umsonst arbeiten könnten, und bei den Schriftstellern gilt es doch auch: „Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth.“

Auch der Abdruck der für den Verein erworbenen Erzählungen in Zeitungen zwecks Erschließung einer „wenn auch bescheiden, so doch sicher fließenden Einnahmequelle“ entspricht meiner Ansicht nach nicht den Zwecken des Vereins.

Welch große Hoffnungen hatte man an dieses Unternehmen geknüpft! Man lese nur einmal, was August Lammers in Westermanns Monatsheften (Dezember 1889) darüber schrieb. Er wies auf die wenigen aus der deutschen Nationalliteratur für die Verbreitung im Volke geeigneten Werke hin:

> „Es muß fortan in Menge wahrhaft gut gedichtet und neu geschrieben — muß eine Nationalliteratur der Zukunft geschaffen werden. . . . Sinnergreifende Schöpfer wie Ludwig Knaus, Benjamin Vautier, Franz Defregger und ihres gleichen werden bald gewiß die Deckung des Volkserzählungsheftes, das zu Hunderttausenden hinausgeht, mit ihren Umschlagbildern nicht mehr für unter ihnen stehend erachten. Vielmehr wird dies dem wahren Nationalmaler und Menschenfreund gerade als die echte sozialreformatorische Aufforderung ins Herz greifen. Wenn die edle Weimarer Unternehmung gelingt, an welcher kein

*) Rechenschaftsbericht des Vorstandes. Weimar 1893.

Gewinntrieb haftet, wird sie binnen wenigen Jahren echte Volksschriftsteller aus den Windeln ihrer unbewußten Talente herausgefördert haben und sie bestimmen, jahraus jahrein freudig für die Hunderttausende und Millionen zu schaffen, welche sich durch sie erst ganz unbewußt, dann immer bewußter und dankbarer vom Seelenstaube reinigen, von geistigen Fesseln befreien und allmählich in das wahre Verständniß ihrer Zeit wie ihrer Umgebung einführen lassen wollen."

Einen Volksschriftsteller hat der Weimarer Verein nicht entdeckt, und kein großer Zeichner hat sich für das Unternehmen interessirt. Es scheint, als ob doch die Organisation nicht ganz die richtige gewesen sei.

Schon 1894 bezweifelte Julius Lippert*) mit Recht, „ob ein Hundert oder Tausend guter und mittlerer, neu geschriebener oder neu gedruckter Romane mehr durch ihre Existenz und Verbreitung die der schlechteren vernichten werde." Und er fügte hinzu:

„Uns scheint es eben nicht, daß der Geschmack an der schlechteren Sorte nur deshalb noch vorhanden ist, weil es an der besseren fehlte. Man kann nicht übersehen, daß sich im Laufe der Zeit der Geschmack ganz wesentlich gehoben und gebessert hat, und daß, von den Extravaganzen neuer Richtungen abgesehen, Verfasser und Verleger diesem Umstande Rechnung tragen und tragen müssen. Wir haben und produziren noch täglich einen Ueberfluß von guter und bester Unterhaltungsliteratur, und wenn ein so groß angelegter Verein auch nur ein Theilchen von jener „Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes" gewinnen will, die ihm vorschwebt, so wird es nicht sowohl durch seine Produktion als durch die Art der Verbreitung geschehen können; aber auch dann bleibt noch die Frage, ob auf der Hintertreppe der Kolporteur in objektiv besserer Waare dem mit der schlechteren den Rang ablaufen wird."

Hierzu muß denn doch bemerkt werden, daß zur Verbreitung guter Bücher meist nicht die Anstrengungen gemacht werden, wie zur Verbreitung schlechter Kolportage-Romane. Der große Absatz, den die Weimarer Hefte immerhin gefunden haben, beweist doch, daß auch bessere Sachen Käufer finden.

Lobend muß man es anerkennen, daß bisher auch schon andere gemeinnützige Vereine zahlreiche gute Schriften unters Volk gebracht haben. Außer den eigentlichen Vereinen zur Verbreitung von Volksbildung haben z. B. die verschiedenen Genossenschaftsverbände manche gute Schrift verbreitet.

Auch im Ausland finden wir solche Vereine. Zu den ältesten gemeinnützigen Körperschaften, die sich auch die Verbreitung guter

*) 25 Jahre des Strebens für Volksbildung. Prag 1894. S. 24.

Schriften angelegen sein lassen, gehört wohl die „Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen“ in Basel, deren Gründungszeit in das Jahr 1777 zurückreicht. Die Thätigkeit dieses Vereins zur Förderung der Volksbildung ist eine außerordentlich umfassende; außer Schriftenherausgabe gehören Vortragsveranstaltungen, Volksbüchereien und Museen, Kindergärten, Fortbildungs- und Fachschulen aller Art zu seinem Programm. Eine ähnliche „Gesellschaft für Gemeinnützigkeit“ wurde 1810 in Zürich gegründet. Beide Vereine haben nur einen örtlichen Wirkungskreis und werden durch ziemlich hohe Mitgliedsbeiträge (in Basel z. B. 10 Fr. jährlich) erhalten.

In der Schweiz giebt es außerdem mehrere „Vereine für Verbreitung guter Schriften“ (in Basel, Bern und Zürich). Sie bestreben sich, in der Bekämpfung der schädlichen Literatur mit der Schule und dem Elternhaus Hand in Hand zu gehen, wie sie es sich auch angelegen sein lassen, die Bestrebungen des „Schweiz. Vereins gegen unsittliche Literatur“ energisch zu unterstützen. Die einzelnen Schwestervereine, die den Vertrieb der Schriften auch in Regie betreiben, unterhalten unausgesetzt einen regen und freundschaftlichen Verkehr. Jeder Verein veröffentlicht jährlich etwa vier Hefte, die zu je zehn Centimes verkauft werden. Der Basler Verein hat auch ein Haushaltungsbuch veröffentlicht, das die Hausfrauen zu einer einfachen Rechnungsführung veranlassen soll. Welch große Zahl von Schriftchen durch diese Vereine verbreitet werden, kann man z. B. aus folgender Angabe ersehen. Das Total der im Jahre 1893 von Basel vertriebenen Schriften betrug, in Zehnerheftchen umgerechnet, 411900 Exemplare. Der Gesammtvertrieb in den vier Jahren des Bestehens des Basler Vereins betrug 1507400 Exemplare. Zum Basler Rayon gehören 304 Ortschaften und Ablagen. Die Vereine besorgen selbst den Vertrieb der von ihnen herausgegebenen Schriftchen. Trotz des billigen Preises wird meistens noch ein Ueberschuß erzielt, so daß z. B. der Basler Verein jedes Jahr an die zwei obern Klassen der dortigen Volksschule eine Weihnachtsgabe gratis vertheilen kann (z. B. „Heinrich von Eichenfels.“) Außerdem wird ein Reservefonds aus Geschenken, Vermächtnissen und Jahresbeiträgen auswärtiger Mitglieder gebildet.

Für Böhmen besteht ein „deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag, der bereits etwa 200 Heftchen herausgegeben hat, unter denen sich zahlreiche werthvolle Arbeiten befinden. In dem 1869 erschienenen Aufruf heißt es, der Verein

sei bestimmt, „wahrhaft gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten, vor Allem solche, die dazu dienen, die Wohlfahrt des Volkes zu befördern, die kleine Ackerwirthschaft, das kleine Gewerbe und den Arbeiterstand in mannigfacher Weise anzuregen und zu heben, und das gesammte Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und Freiheiten, seiner Bedürfnisse und Ziele zu leiten."

Seit langer Zeit besteht auch schon in Holland eine ganz eigenartig wirkende und weit über das Land verzweigte „Maatschapy vor nut van't algemeene" (Gesellschaft für Gemeinnutzen).

Man wird mich vielleicht auch an die Lesezirkel, Leihbibliotheken und wie diese schönen Einrichtungen noch sonst heißen mögen, erinnern, die doch auch viele Bücher unters Volk bringen. Daß die Leihbibliotheken gerade in Deutschland so üppig emporgeblüht sind, kann man dem Volk der Dichter und Denker wahrhaftig nicht zur Ehre anrechnen. Heut zu Tage, wo Zeitschriften und Bücher so billig sind, giebt es für niemand eine Entschuldigung, wenn er seinen Lesestoff aus einer Leihbibliothek bezieht. Ich möchte schon deshalb keine Zeitschrift und kein Buch aus einer Leihbibliothek in die Hände nehmen, weil sie viel zu schmutzig aussehen. Ich meine, ein etwas feinfühlender Mensch könnte doch eigentlich keinen Genuß von der Lektüre einer Schrift haben, in denen bereits zahlreiche Leser mit mehr oder weniger sauberen Händen (meistentheils wenig sauberen, nach dem Aussehen der Hefte oder Bücher zu urtheilen) geblättert haben.

„Das Schlimmste," sagt F. Meyer*) mit Recht, „besteht darin, daß die Mappen in gesunde Familien gelangen, nachdem sie zuvor in solchen gewesen, bei denen ansteckende Krankheiten herrschten. Je tiefer die ärztliche Wissenschaft die Krankheitsursachen erforscht und je ausgedehnter die Entdeckungen hierin werden, desto entschiedener sollte jeder Hausvater die Seinigen vor der großen Ansteckungsgefahr durch die Lesezirkelmappe zu schützen suchen; er sollte sie nicht in das Haus einlassen! Das Gleiche gilt von den Bücherleihanstalten. Die Stimmen der Aerzte, die solche Warnungen ertheilen, werden immer zahlreicher und lauter."

Für das Geld, das man als Leihgebühr entrichtet, kann man sich doch aus den billigen Sammlungen (Reclam, Hendel, Meyer u. s. w.) gute und interessante Schriften auswählen. Der billige

*) Das Lesebedürfnis des Volkes und dessen Befriedigung. Weimar 1891. S. 6.

Preis ermöglicht es jedem, sich etwas zu kaufen, was seinen Wünschen besonders entspricht. Schillers Tell hat in der Reclamschen Ausgabe einen Absatz von 619000 Stück gehabt, Goethes Hermann und Dorothea eine solche von 490000, der erste Theil des Faust 290000, Walter Scotts Ivanhoe 45000 und Boz-Dickens' Pickwickier 40000.

Man wird vielleicht auch auf die vielfach bestehenden Volksbibliotheken hinweisen; allein welch kleiner Theil der Bevölkerung benutzt sie! Und vor allem, die Landbevölkerung hat keinen Nutzen davon. Dr. Fränkel sagt:

„Der Mißerfolg der Volksbibliotheken ist sehr einfach zu erklären: der Kolporteur nimmt den Leuten die Mühe des Weges bis zur Bibliothek und die noch schwierigere Mühe der Auswahl ab. Das Volk liest, was ihm ins Haus getragen, was ihm durch den Kolporteur mit unermüdlicher Zungenfertigkeit angepriesen, ja oft förmlich aufgedrungen wird. Das sind zunächst die neuesten Couplets, auf deutsch Gassenhauer, Lieder, deren Inhalt ebenso gemein wie dumm zu sein pflegt, was nicht hindert, daß dieses Zeug z. B. in den Häusern und auf den Höfen und Straßen Berlins ausgeboten und massenhaft gekauft wird. Vielfach trägt der Kolporteur selbst die von ihm feilgehaltenen Couplets auf den Höfen zum allgemeinen Ergötzen vor. Es ist für den Volksfreund kein Vergnügen, dieses entsittlichende Treiben zu beobachten: das allgemeine Beifallsgelächter über die mit lauter Stimme in die Lüfte gebrüllten Gemeinheiten, die lebhafte Theilnahme der Dienstmädchen und der „Frauen aus dem Volke" (welche beide über diesem Genuß natürlich ihre häuslichen Pflichten versäumen), die gespannte Aufmerksamkeit der Kinder auf Dinge, welche ihrer Kenntniß noch lange verborgen bleiben sollten. Ein in meinem Hause dienendes Mädchen mußte uns bekennen, daß sie dem Kolporteur im Laufe eines Vierteljahres Mk. 5,25, für ihre Verhältnisse gewiß einen sehr bedeutenden Betrag, bezahlt habe (die Frage hat ihre nicht geringe wirthschaftliche Bedeutung!), allerdings nur zum kleinsten Theil für Lieder, im wesentlichen für einen Roman, der zwar auf das denkbar schlechteste Papier gedruckt, aber zweifellos auch dies nicht werth war."

Der Verbreitung schlechter Kolportage-Romane kann man, wie schon gesagt, abgesehen von der Aufklärung, bei der, außer den Geistlichen, Lehrern, Arbeitgebern u. s. w., jeder mitwirken kann, am besten durch Verbreitung guter Werke auf demselben Wege entgegenarbeiten.*) Wenn einmal ernstliche Versuche auf diesem

*) Einen eigenartigen Versuch hat neuerdings Ludwig Jacobowsky gemacht, indem er eine Sammlung von Gedichten (300 Gedichte von 100 Dichtern) auf dem Kolportagewege zu verbreiten sucht. Dieses Büchlein „Neue Lieder fürs

Gebiete gemacht werden, werden auch bessere Schriftsteller ihre Mitwirkung nicht versagen. Man wird dann auch die Mittel haben, anständige Honorare zu zahlen, denn gute Bücher schreibt niemand umsonst.

Es hat jedoch keinen Zweck, immer neue Werke zu produziren. Unter hundert neuen Werken befindet sich vielleicht kaum eines, das nur an eines der älteren besseren Werke heranreicht. Dagegen bleiben Hunderttausende Exemplare guter Bücher unverkauft. Die Vereine, die sich die Verbreitung von Büchern im Volke angelegen sein lassen, mögen sich doch an die Verleger wenden, die oft noch große Vorräthe guter älterer Werke haben (dies thut z. B. der Borromäusverein für die katholischen Gegenden). Wie wäre es, wenn die Verleger einmal gemeinschaftlich ein Verzeichniß ihrer Lagervorräthe aufstellten und den erwähnten Vereinen all die Bücher, die keine Aussicht auf Absatz mehr haben, zu niedrigen Preisen zur Verfügung stellten? Wenn das Volk für einige Groschen ein Buch bekommt (auch wenn es eine ältere Ausgabe ist), so kauft es dasselbe gern. Das sieht man z. B. an den Zola-Romanen, die jetzt in den deutschen Bazaren massenhaft verkauft werden, obschon diese stark gekürzten, aber dafür keineswegs verbesserten Uebersetzungen fürs Volk so ungeeignet wie nur möglich sind. Leider entschließen sich die Verleger nur ungern, bessere Werke zu „verramschen“ (d. h. zu einem billigeren als dem ursprünglich angesetzten Ladenpreise zu vertreiben), weil sie dadurch dem Ansehen ihres Geschäftes zu schaden fürchten. Französische Verleger haben dafür einen andern Ausweg gefunden. Einzelne große Verlagshäuser wie Dentu, Garnier u. s. w. übernehmen große Posten solcher Auflagereste von Romanen und populär-wissenschaftlichen Werken und verschicken sie nach den französischen Kolonien und andern überseeischen Ländern, wo diese Bücher willige Abnehmer finden. Dieser massenhafte Versandt von französischen Büchern nach allen Teilen der Welt trägt nicht wenig dazu bei, die Ausbreitung der französischen Sprache zu fördern und zu festigen.

---

Volk“ ist 160 Seiten stark (kleines Format) und ist in einer Auflage von 100,000 Stück gedruckt. Es kostet nur 10 Pfennig, so daß der Preis sicher kein Hindernis für die Verbreitung ist. Der Herausgeber will durch dieses Büchlein der Verbreitung großstädtischer Straßenlieder entgegenwirken. Daß dieses ihm auch nicht annähernd gelingen wird, ist ja klar, aber man darf doch darauf gespannt sein, wie das Volk eine Auswahl der besten deutschen Gedichte, die ihm durch Kolporteure ins Haus gebracht wird, aufnehmen wird.

Die preußische Regierung hat dieses Jahr zum ersten Mal im Etat des Kultusministeriums eine Summe von 50 000 Mark zur Förderung von Volksbibliotheken eingestellt. Es ist dies jedenfalls ein sehr löbliches Vorhaben, allein auf dem Wege kann nur etwas erreicht werden, wenn jedes Jahr ein größerer Betrag für Volksbibliotheken ausgegeben wird. Einzelne Regierungspräsidenten, Landräthe und Schulbehörden haben sich übrigens in neuerer Zeit der Volksbibliotheken bereits in erfolgreicher Weise angenommen. In England haben, wie Dr. Pieper berichtet, die Städte das Recht, eine besondere Bibliothek-Steuer zu erheben, die jährlich bedeutende Summen aufbringt. Die Volksbibliothek erhält dadurch den Charakter einer Anstalt, zu der alle Bürger beitragen und auf deren Benutzung jeder Gemeinde-Angehörige ein volles Anrecht hat. Dadurch wird das Interesse der Gesammtheit für die Bibliothek bedeutend gesteigert. Amerika ragt hervor durch die gewaltigen, nach vielen Millionen zählenden Stiftungssummen, die von Privatpersonen für Volksbibliotheken aufgewendet wurden. In Deutschland haben einzelne Stadtgemeinden bislang sich nur zu verhältnißmäßig spärlichen jährlichen Beiträgen verstehen können, und an großen Stiftungen für Volksbibliotheken fehlt es fast gänzlich. Auch die Vereine, die sich mit der Errichtung von Volksbibliotheken befassen, müssen mit bescheidenen Mitteln auszukommen suchen. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin sucht z. B. Bücher von Privatleuten zu erhalten, die für diese überflüssig geworden sind.

Der Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande befaßt sich mit Recht auch damit, dem Volke Bücher zugänglich zu machen. Auf der letzten Generalversammlung hat z. B. Hr. Rittergutsbesitzer Hans von Schöning in einem Vortrage über die Wohlfahrtseinrichtungen im Kreise Pyritz folgendes über die Sallentiner Volksbibliothek mitgeteilt:

„Bald nachdem ich nach Sallentin gekommen war — vor etwa acht Jahren · hielt ich darauf, daß die Unterhaltungsblätter der Lokalzeitungen und auch diese selbst in die Knechtstube kamen, d. h. in den Raum, in welchem die unverheiratheten Pferdeknechte ihre Mahlzeiten, erstes Frühstück, Mittag- und Abendessen, einnehmen. Ich fand, daß die Knechte die Blätter gern lasen, und nahm an, daß die Beschäftigung mit dieser Lektüre ihnen immerhin zuträglicher sein müsse, als wenn sie die darauf verwendete Zeit mit Obststehlen und Liebesabenteuern zubrächten. Späterhin gab meine Frau an ihre Nähkinder die als „Kleine Palmzweige" bekannten Heftchen zum Lesen

aus, mit Beding der Rückgabe. Wir beobachteten, daß diese Heftchen oft sehr spät zurückgegeben wurden und zwar lag der Grund hierzu nicht etwa in dem langsamen Durchlesen durch die Kinder, vielmehr waren die Hefte nacheinander von mehreren Familienmitgliedern gelesen worden, oft sogar in andere Familien weitergewandert. So sahen wir bald, daß ein großes Bedürfniß nach Lesestoff vorhanden war. Wir regten dann die Verbreitung des „Arbeiterfreundes" an, des wohl allgemein bekannten Wochenblattes; dasselbe fand Beifall, und augenblicklich werden in meinen Amtsbezirk, der nur etwa 800 Seelen zählt, 100 Exemplare desselben gehalten, natürlich ohne daß die Leute hierzu beisteuern; den größeren Theil der Kosten tragen die Kirchenkassen, den Rest lege ich selbst zu. Nach und nach sammelten wir Bücher an, die uns zur Ausgabe an unsere Leute geeignet schienen. Meine Frau ist dann später der „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" beigetreten und erhielt von dieser sogleich 50 prächtige Bücher, die wir selbst aus einer großen Zahl auswählen durften. Nach diesem Zuwachs konnte man mit Recht schon von einer Volksbibliothek sprechen; dieselbe ist dann immer mehr, auch noch einmal durch durch die Güte der vorbezeichneten Gesellschaft, vergrößert worden, und zählt heute weit über 200 Bände.

Von kleinen Erfahruugen, die Hr. von Schöning mit der Bibliothek gemacht hat, führte er Folgendes an:

„Zunächst halten wir, wenigstens bei der Eigenart unserer Leute, die Erhebung eines Leihgeldes für ausgeschlossen: es würde niemand bezahlen wollen, und wenn es auch noch so wenig wäre. Sodann ist bei uns nicht darauf zu rechnen, daß die Leute kommen, sich ein Buch zu holen, nicht weil sie zu schüchtern wären; es unterbleibt lediglich aus Schwerfälligkeit. So nimmt denn meine Frau auf ihren Krankenbesuchen in den Dörfern immer einige Bücher mit und macht damit stets große Freude. Sehr wichtig ist, nach unserer Beobachtung, daß man den Geschmack der Leute kennt und danach die richtige Auswahl trifft, nicht nur bei Anschaffung von Büchern, auch bei der Ausgabe. Unsere Leute wählen nicht selbst aus, man muß ihnen geben; verfehlt man dann aber das richtige, so kann man damit die ganze Bibliothek in schlechten Ruf bringen. So hatte meine Frau einmal den Versuch gemacht, einem anderen Dorfbewohner einen Theil der Bibliothek zur Verwaltung anzuvertrauen. Der Betreffende gab einmal an ein schon älteres, gewecktes Mädchen ein Märchenbuch: das war ein Mißgriff, der zur Folge hatte, daß Schundlektüre im Dorfe Eingang fand. Meine Frau hat dann die Bücher zurückgenommen und besorgt die Ansgabe wieder selbst, was ihr übrigens viel Freude und verhältnismäßig wenig Mühe macht. Im allgemeinen ist die für die heranwachsende Jugend geschriebene Lektüre unseren Leuten als Lesestoff lieb und willkommen; die älteren lesen gern erbaulich geschriebene Bücher. Gut bewährt hat sich die vor zwei Jahren erfolgte Beschaffung einer Bibliothek für den

Kriegerverein des uns benachbarten Dorfes Dölitz. Dieselbe ist durch den „Christlichen Zeitschriften-Verein" bezogen, dessen Bücher dem Geschmack unserer Leute meist durchaus angepaßt sind. Die Bibliotheksbücher werden in Dölitz in den regelmäßigen Monats-Versammlungen ausgegeben, sind sehr begehrt und werden gern gelesen. Ich wiederhole zum Schlusse: es besteht zweifellos ein großes Lesebedürfniß bei unseren Leuten auf dem Lande, und wird dasselbe nicht mit guten Büchern oder Zeitschriften befriedigt, so findet um so leichter eine in sittlicher und politischer Beziehung bedenkliche Lektüre Eingang."

Hr. Landrath Johannes in Diez a. d. Lahn hat mit der Errichtung einer Kreiswanderbücherei guten Erfolg gehabt. Die zu dem Zweck angeschafften landwirthschaftlichen Bücher bleiben Eigenthum des Kreises; mit den Orten wird allmählich gewechselt. Nach dem Aussehen der Bücher zu urtheilen, wurden am meisten benutzt die Bändchen über Schweinezucht und Ziegenzucht, also über die Zucht der Thiere des kleinen Mannes. Die Lektüre praktischer Werke ist für den Landmann, den Arbeiter, Handwerker u. s. w. gewiß von großem Nutzen, aber er kann doch nicht alles im Kopf behalten, was er gelesen hat, und wie oft kommt es dann vor, daß er später das Werk zu Rathe ziehen möchte, während es ihm dann nicht mehr zur Verfügung steht.

Aehnlich verhält es sich auch mit andern Büchern erzählenden und unterhaltenden Inhalts. Wie oft möchte man in einem schönen Buche, das man früher gelesen hat, das eine oder andere nochmals lesen. Man möchte es vielleicht auch seinem Sohne oder seiner Tochter zu lesen geben, aber das Buch ist vielleicht gar nicht mehr zu erreichen. Man kann oft die Erfahrung machen, daß gerade der gewöhnliche Mann des Volkes ein Buch, das ihm gefallen hat, als einen Familienschatz betrachtet, dessen Genuß er außer seinen Angehörigen nur seinen besten Freunden zu theil werden läßt. Er ist stolz, es zu besitzen, und das Geld, das er dafür ausgegeben hat, reut ihn nicht im Geringsten.

So sehr ich also den Werth von Volksbibliotheken, Lesehallen, Wanderbüchereien u. s. w. hoch schätze, so möchte ich doch immer wieder betonen, daß man diesen Einrichtungen nicht allein seine Aufmerksamkeit widmen soll. Das Volk ist auch bereit, für Bücher Geld auszugeben. Allerdings giebt es ärmere Gegenden, wo der gewöhnliche Mann nicht die Mittel hat, sich Bücher zu kaufen, und hier ist es dankbar zu begrüßen, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, gute Bücher leihweise zu lesen. Aber im Uebrigen überlasse

man nicht der schlechten Kolportage-Literatur das Feld, sondern suche auf demselben Wege gute Bücher zu verbreiten. Herder sagt mit Recht: „Ein Buch hat oft auf Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben." Welch großen Genuß und welch großen geistigen Gewinn könnte das Volk aus seiner Lektüre schöpfen, wenn all jene Millionen Hefte werthloser Kolportage-Romane durch gute Schriften ersetzt wären!

# Russisch-Polen.

Eine Reise-Studie

von

**Hans Delbrück.**

---

Wer von unsern verehrten Lesern, sofern er nicht von Geburt oder Beruf dem Osten angehört, ist schon einmal über die Spree gekommen? Oder wenn schon, wie weit und wie oft? Betrachtet man es recht, so hört für den Menschen des Westens die Welt an diesem Flußrand auf. Auch der Berliner, so weit er nicht jenseits wohnt, kommt nicht hinüber. Das ganze amtliche Berlin, das Schloß, die Palais, die Ministerien, der Reichstag und Landtag, die Museen, Opern- und Schauspielhaus, die Universität, das Kammergericht, die Denkmäler, die großen Hôtels liegen im Westen, auf der Seite, die nach den vornehmen Villen-Orten, nach Potsdam, Sanssouci und nach der Kulturwelt ausschaut; unmittelbar an der Spree liegt noch die Börse und jenseits in dem eigentlichen alten Berlin liegt wohl das Rathhaus oder das Wallner-Theater, das ein Westler aufsucht, aber das sind nur einzelne Schaumspritzen, die hinüberfliegen, die eigentliche Völkerwoge reicht nur bis an das Fluß-Ufer; hier brandet sie und staut zurück. Der Sachse, Rheinländer und Süddeutsche, der Berlin besucht, der Engländer, Amerikaner, Franzose, der Deutschland bereist, bis an diese Stelle kommt er und hier kehrt er um. Die Kurfürsten-Brücke am Schloß ist die größte Völker-Scheide der Welt. Der westliche Berliner selbst, wenn wir annehmen, daß er einmal in seinem Leben der Wissenschaft halber den Friedrichshain besucht hat und um geographisch genau zu sein, auf der Reise nach Heringsdorf oder ins Riesen-

Gebirge einige Meilen weiter östlich bis ins Oder-Gebiet gekommen ist — der sonstige regelmäßige Lebenslauf führt ihn höchstens bis an die Spree-Brücke und von dem, was jenseits liegt, sieht er nichts. Verreist er, so verreist er nach dem Westen, Süden oder Norden, aber nicht nach Osten. Der ganze Osten selber aber, durch dieses Thor strömt er ein, wenn er den Westen aufsucht. Wie eine Riesen-Klammer verbindet Berlin die östliche und westliche Hälfte des preußischen Staates miteinander, nur über Berlin verkehren sie; ja der ganze andere Nordosten, Stockholm, Petersburg, Moskau, Warschau steht in Verbindung mit dem Westen durch Berlin. Der Westen seinerseits aber kommt ihm entgegen bis an diesen Punkt und nicht weiter. Scharf abgeschnitten, mitten in einem Volk und Staat, ja mitten durch die Stadt selber hindurch geht hier die Grenze zweier Welten. Um über die Spree, über die Brücke mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten hinaus nach Osten zu kommen, muß man schon dort geboren sein, oder aber amtlich oder geschäftlich gezwungen sein, die Reise zu machen.

In jener Gegend aber, im fernen unbekannten Osten wohnt die Sphinx, das große Räthsel der Zukunft, das Schicksal der Welt im zwanzigsten Jahrhundert und dritten Jahrtausend. Man spricht von Amerika, das mit seiner aufblühenden Jugendkraft das alternde Europa bedrohe. Ich fürchte nichts davon. Bloße wirthschaftliche Kraft richtet nicht viel aus in der Weltgeschichte; erst wenn sie sich in politische und kriegerische Kraft umsetzt, wird sie gefährlich. Die Vereinigten Staaten aber werden schwerlich jemals dazu gelangen, eine große Militärmacht zu werden. Sie wollen es ja garnicht und sie sind ein viel zu lockeres Staatsgebilde, um es, selbst wenn sie es wollten, durchzusetzen. Kriegsmacht läßt sich nicht mehr improvisiren: in langer, hingebender, opfervoller Friedensarbeit will sie ausgebildet sein. Sollten die Vereinigten Staaten dergleichen wirklich versuchen, so werden sie daran eher selber zu Grunde gehen, als daß sie es erreichen. Von Amerika wird der große Stoß, der das Angesicht der Welt einmal verwandelt, nicht kommen.

Auch aus dem alten Kultur-Europa, der romanisch-germanischen Welt schwerlich. Die Verhältnisse sind hier allenthalben so im Gleichgewicht, daß nirgends eine starke Erschütterung zu erwarten ist. Die großen Gegensätze haben sich so sehr in die Tiefe zurückgezogen, daß, da die Welt einmal Objekte für ihre Leidenschaft gebraucht, sie sich über den ungerechten Richterspruch eines französischen Gerichtshofes aufregt. Von allen Großstaaten der

brüchigste ist offenbar Oesterreich, aber auch an den Zerfall dieser Mosaik-Monarchie glaube ich nicht. Eine Großmacht hat eine wunderbare Lebenskraft: ohne einen ungeheuren Rammstoß von außen wird die habsburgische Dynastie ihre zehn Nationen noch lange zusammenhalten.

Wie aber sieht es in Rußland aus? Entweder die Welt bleibt noch auf Jahrhunderte ungefähr so, wie sie ist, oder wenn eine Bewegung kommen sollte, die ihr Angesicht verändert, so kann sie nur von Rußland ausgehen. Schon einmal, beim Tode Friedrichs des Großen, war Europa in einem solchen Zustand des Gleichgewichts, daß wesentliche Veränderungen kaum irgendwo möglich schienen. Da brach, drei Jahre nach dem Hinscheiden des großen Preußenkönigs, in Frankreich die innere Bewegung los, deren Gewalt Niemand auch nur entfernt geahnt hatte und die in fünfundzwanzig Jahren revolutionärer und kriegerischer Krämpfe nicht bloß Frankreich, sondern auch die Verhältnisse von ganz Europa, die inneren wie die äußeren, die wirthschaftlichen wie die sozialen, die materiellen wie die geistigen um und umwandelte. Es giebt enthusiastische Russen, die da meinen, daß von ihrem Lande einmal die Vollendung ausgehen werde: daß der russische Agrar-Kommunismus die soziale Reform-Idee der zukünftigen Kultur-Welt sein werde. Diese Erwartung halte ich ganz sicherlich für verkehrt. Aber daß das Geheimniß der Zukunft im Innern Rußlands zu suchen ist, glaube ich auch. Ist dieser Staat wahrhaft gesund und stark, so wird er einmal Asien erobern, die Engländer aus Indien vertreiben und die Welt beherrschen. Ist aber die russische Macht nur Schein, bricht dies ungeheure Gebilde einmal auseinander, stürzt es in Anarchie, so wird das ganz andere Folgen haben, als wenn etwa England eine Niederlage erlitte und seine Kolonien verlöre, oder wenn Oesterreich sich in mehrere Staaten auflöste, oder als der Niedergang und die Niederlage Frankreichs gehabt hat. Die Elemente, aus denen die Staaten des alten Europa zusammengesetzt sind, sind ihrer Natur nach so gesund und harmonisch, daß sie auch nach den größten Krisen in irgendwie modifizirter Gestalt fortleben können. Von Rußland aber gilt der Satz: es wird sein wie es ist, oder es wird nicht sein. Die starre Einheit von Nationalität, Staat und Kirche, die das Wesen des Russenthums ausmacht, läßt die Ideen des westlichen Europa nicht eindringen, oder, wenn sie eindringen, sprengen sie diese granitene Pyramide auseinander

Es ist wahrlich nöthig, daß wir in Deutschland die große Frage des Ostens studiren. Unser Schicksal, da nach Rankes Ausdruck die auswärtige Politik die innere beherrscht, wird davon in höherem Maße abhängen als von unseren eigenen Parteikämpfen. Wie es in England aussieht und in Frankreich und in Amerika, das wissen wir. Ueber Rußland aber bewegen sich unsere Vorstellungen in einer Art Halbdunkel. Die entgegengesetzten Urtheile tönen an unser Ohr; sehr Wenige aber haben selber einen Blick in diese eigenthümliche Welt gethan: schon über die Kurfürsten-Brücke geht ja der Reisende nicht hinaus. Bis nach Tilsit und Memel reicht noch Deutschland; das ist von Berlin noch ebenso weit wie von Straßburg und Metz dahin, viel weiter als von Köln oder Frankfurt, aber schon diese ganze Hälfte unseres eigenen Landes wird nicht mehr besucht und gar über die russische Grenze begiebt sich der zivilisirte Mensch so leicht nicht. Selbst in Westpreußen habe ich kaum Jemand gefunden, der einmal Weichselaufwärts bis Warschau gekommen wäre.

Auch ich kann mich nicht gerade rühmen, mit eigenen Augen und Ohren so sehr viel vom Osten in mich aufgenommen zu haben. Ich habe mich nach Möglichkeit in der Literatur umgesehen, ich habe mit manchem guten Kenner gesprochen, aber ich beherrsche weder die russische noch die polnische Sprache und bin, abgesehen von einem kurzen Besuch in Posen, auch erst in diesen Wochen so weit gelangt, ein größeres Stück wenigstens des russischen Polen mit eigenen Augen zu sehen und von den Bewohnern direkt über ihre Zustände zu hören. Erst bei dieser Gelegenheit habe ich auch unsern eigenen deutschen Osten kennen gelernt, die Herrlichkeit der Marienburg geschaut und die wunderbare Pracht des alten Danzig auf mich wirken lassen. Das ist ja das Eigenthümliche, daß die Völkerscheide, die Berlin bildet, unser eigenes Volk theilt, daß es im ganzen Westen kaum Einen oder den Andern giebt, der weiß, daß an der Nogat eine Stadt liegt mit einem Bauwerk, ehrwürdiger und ebenso schön wie das Heidelberger Schloß, ja auch wohl kühn neben dem Kölner Dom zu nennen. Daß Danzig weit mehr bietet als Augsburg, vollauf rivalisiren darf mit Nürnberg und dabei so ganz anders, daß nur, wer beide Städte gesehen hat, sagen darf, er kenne der Charakter des alten deutschen Bürgerthums.

Mir ist an dem malerischen Strande der Danziger Bucht erzählt worden von einem andern deutschen Reisenden, der auf dem Thurm der Marienkirche einen Hymnus auf die landschaft-

liche Schönheit Ostpreußens anhörte. Der Preisende war ein Bayer, ein Alpinist, der über die Dünen der kurischen Nehrung gewandert war und die Einsamkeit dieser wunderbaren Sandhügel zwischen zwei Meeren so erhaben gefunden hatte wie nur je die Schneegipfel seiner Berge. Wer weiß von Alledem etwas im deutschen Westen? Aber mein Zweck ist keine Reiseschilderung, sondern die Aufzeichnung einer Reihe von politischen Beobachtungen, die ich auf meiner Reise, namentlich in Warschau, gemacht habe.

Auch die Stadt Warschau hat meine Erwartungen übertroffen. Sehr merkwürdig spiegelt sich in dem äußeren Anblick die verschiedene Geschichte der beiden Städte Warschau und Danzig ab. Warschau ist als Großstadt die jüngere. Die mittelalterliche Hauptstadt Polens war Krakau. Warschau war nur die Residenz der Herzöge von Masovien und erst Ende des sechzehnten Jahrhunderts siedelten die polnischen Könige dahin über. Danzig ist die Stadt des Bürgerthums. Ein Patrizierhaus steht neben dem andern; man sieht die üppige Fülle, in der diese Geschlechter lebten. Warschau hat solche Häuser nicht, aber es hat eine Anzahl von fürstlichen Palästen; neben ihnen nur die Häuser kleiner Leute, die seit einem Menschenalter modernen Miethskasernen Platz machen. Gewiß kein gesunder politischer Zustand, ein Volk, das wie das polnische nur aus Adel und beherrschter Masse bestand. Aber man darf sich jenen Adel doch nicht, wie es in Deutschland wohl vielfach geschieht, als fast kulturlos vorstellen. Diese Paläste mit ihren großen Bibliotheken, schönen Sammlungen, geschmackvoller Ausstattung beweisen, daß die polnische Aristokratie doch theilnahm an jener französisch-europäischen Bildung, die das vorige Jahrhundert allenthalben beherrschte. Den König Stanislaus Poniatowski pflegt man sich als einen liederlichen Schwächling, einen schönen Lumpaci Vagabundus vorzustellen, mißhandelt von seiner eigenen Aristokratie. Aber dieser König hat auch das prächtige Schloß auf dem hohen Ufer der Weichsel an der Praga-Brücke ausgebaut und sehr sehenswürdig ausgestaltet. Das Lustschloß Lazienki ist höchst originell und Willamow, früher den Potocki, jetzt den Branicki gehörend, ist prächtig und reich wie ein privates Nationalmuseum. Die meisten der großen alten Magnatenfamilien existiren auch heute noch und verfügen über einen riesigen Grundbesitz, führen aber, aus Politik, Staats- und Hofdienst verdrängt, ein Stillleben, sind auch wohl nicht mehr als die Führer der Nation zu betrachten.

Das Merkwürdigste an Warschau aber ist sein heutiger Zustand. Es gehört zu den Großstädten, deren rapides Wachsthum immer von Neuem Erstaunen hervorruft. Es hatte vor zwanzig Jahren 325000 Einwohner, heute hat die eigentliche Stadt nach der letzten Volkszählung 638000, mit den Vororten aber bereits weit über 800000 Einwohner. Im Jahre 1840 hatte es erst 1600 massive Häuser. Heute ist es eine Stadt größer als Hamburg, ein Industrie- und Handelsplatz ersten Ranges. Wohl sieht man viel dürftiges Volk auf der Straße, unsaubere Juden in Menge, die aus Rußland ausgewiesen, sich jüngst massenhaft hierhergezogen haben; die Lastwagen sind oft nur mit einem, schlechtgenährten Pferd bespannt. Die ganze Lebenshaltung der unteren Klassen steht noch weit unter derjenigen der deutschen, aber die Physiognomie der Straßen, die Fülle und Bewegung zeigt, daß es modernes Leben ist, was hier pulsirt und mächtig fortschreitet. Aber nicht bloß Warschau ist in dieser Weise aufgeblüht, sondern das ganze Königreich Polen ist im Begriff, ein Industrieland zu werden. Es hat in diesem Jahrhundert schneller an Einwohnern zugenommen als sogar Deutschland. Die Gebiete, die heute das deutsche Reich machen, hatten im Jahre 1815 etwa 24½ Millionen Einwohner, heute 55, also erheblich mehr als das Doppelte. Kongreß-Polen aber wurde im Jahr 1815 auf 3 Millionen Einwohner geschätzt und hat jetzt über 9½, also mehr als das Dreifache. Es ist dichter bevölkert als Frankreich; es hat 75 Einwohner auf den Quadratkilometer, Frankreich nur 72, Deutschland 100. Neben Warschau existirt die große Fabrikstadt Lodz mit fast 400000 Einwohnern und an der Warschau-Wiener Bahn, in dem an Oberschlesien angrenzenden Gebiet, wo die Bergwerke liegen, reiht sich Fabrik an Fabrik.

Als ich mich erkundigte, wie es mit dem Wohlstand der Bauern stände, erhielt ich entgegengesetzte Antworten; der Eine sagte gut, der andere schlecht. Endlich aber vereinigte man sich dahin, daß es auf den Standpunkt ankomme: im Vergleich mit der Vergangenheit habe der polnische Bauer erhebliche Fortschritte gemacht; im Vergleich mit den polnischen Bauern in Preußen aber sei er noch auf einem recht niedrigen Standard. Die russische Regierung hat die polnischen Bauern unter den allergünstigsten Bedingungen von ihren früheren Feudalherren abgelöst und sie zu freien Eigenthümern gemacht. Aber sie hat kulturell und intellektuell nichts für sie gethan; Volksschulen existiren auf dem Lande so gut wie

gar nicht. Die preußische Regierung hat die Bauern wirthschaftlich bei Weitem nicht so günstig gestellt, weil sie auch gegen den Adel gerecht sein wollte, aber sie hat sie durch das Schulwesen, die prompte, tüchtige Verwaltung und die Einfügung in die Kultur und das Verkehrswesen des ganzen Landes so sehr gehoben, daß sie es viel weiter gebracht haben als ihre Landsleute unter dem Szepter des Zaren.

So sind zwei Stücke des alten Polen, fremden Staatswesen eingefügt, wohlhabend geworden. Das russische wesentlich auf industrieller, das preußische auf agrarischer Grundlage. „Wie sieht es denn", fragte ich einige polnische Herren, „in dem dritten Theil, in Galizien aus?" „O, das grade Gegentheil," hieß es; „und wie kommt es," fuhr ich fort, „daß das einzige Land, in dem Ihre Nationalität herrscht, nicht blüht?"

Die Antwort war bald gefunden. Sie ist, denke ich, nach vielen Seiten von Interesse. Das russische Polen ist zu einem wohlhabenden Industrieland geworden, nicht etwa durch die bewußte Fürsorge der russischen Regierung. Das größte Werk, was sie für das Wirthschaftsleben Polen hätte ausführen können und müssen, die Schiffbarmachung der Weichsel, hat sie unterlassen. Dieser mächtige Strom wird kaum zu etwas Anderem benutzt, als zum Flößen; in unabsehbaren Linien treiben die Stämme aus den galizischen Wäldern hinab nach Danzig, um hier bearbeitet oder verfrachtet zu werden. Selbst flache Kähne sieht man nur wenig und ein vereinzeltes kleines Dampfschiff fährt, wenn der Wasserstand es erlaubt. Beliebig treten die Gewässer in den Niederungen über die Ufer und treiben die Sandbänke hierhin und dorthin, so daß das Fahrwasser sich täglich verändert. Rußland aber denkt nicht daran, kostspielige Stromarbeiten auszuführen, um den Polen eine Wohlthat zu erweisen. Selbst mit Eisenbahnen ist das Land noch ganz sparsam ausgestattet. Eigentlich nur neun Linien ziehen sich durch dieses Land, das an Umfang einem Viertel des deutschen Reiches gleichkommt. Keine direkte Linie geht nach Posen oder Breslau; in großen Bogen und Winkeln über Thorn und Skiernewice muß man fahren, wenn man von Berlin nach Warschau will. Dennoch sind es die Russen gewesen, die freilich sehr wider ihren Willen Polen zum Industrieland gemacht haben: indem sie Polen mit ihrem eigenen Staatskörper verbanden, liefert sie ihm diesen als Absatzgebiet aus. Um der unfruchtbaren Sandgegend von Lodz einigen Verdienst zu verschaffen, siedelte die Regierung (als sie noch

unter russischer Hoheit, aber ihrem Charakter nach polnisch war) deutsche Weber an. Aus dieser Ansiedlung ist die gewaltige Fabrikstadt entstanden. Sie hatte vor aller russischen Konkurrenz den Vorzug, an der Grenze Kultur-Europas zu liegen, von Deutschland die leitenden Persönlichkeiten, wie die Maschinen, wie alle neuen Anregungen, wie die Kapitalien zu beziehen, und konnte dabei, durch den hohen, russischen Zoll geschützt, den Vertrieb immer weiter in die Massen des russischen Volkes hinein ausdehnen. „Die Reisenden haben das Glück von Lodz gemacht", sagte mir mit Selbstbewußtsein ein Mitglied dieses Standes, das seit Jahren ganz Süd-Rußland durchzog. Lodz ist eine fast deutsche Stadt mit deutscher Zeitung; die Sprache in den Geschäften ist deutsch und die Polen lieben die Stadt nicht. Aber von dieser deutschen Industrie auf ihrem Boden haben sie selber gelernt und sind in flottem Zuge, nunmehr, namentlich in Warschau, auch einen eigenen Mittel- und Industrie-Stand auszubilden. Schon rüstet man sich in Warschau, einmal der Ausgangspunkt der sibirischen Bahn zu sein. Warum Warschau? Weil in Warschau das eigenthümliche russische Bahn-System mit der etwa zwanzig Zentimeter breiteren Spurweite anfängt. Hier also muß Alles, was aus Europa kommt, umgeladen werden. Das ist der natürliche Umschlags-, Sortier- und Pack-Platz. Jede neue Erwerbung, die Rußland für sich macht, macht es zugleich auch für die polnische Industrie, die seiner eigenen, älteren, mehr und mehr auf den Leib rückt. Schon bringt Polen, das noch nicht ein Dreizehntel der Volksmasse des russischen Gesammtreichs einschließt, ein Sechstel seiner ganzen Eisen- und Stahl-, ein Viertel seiner Textil-Produktion hervor.*)

Gerade umgekehrt, wie man nun sofort sieht, liegt es in Galizien. Kongreß-Polen wurde verbunden mit einem wirthschaftlich inferioren, Galizien mit einem überlegenen Gebiet. Wien und Böhmen versorgten das österreichische Polen so reichlich mit Industrie-Artikeln, daß eigene Manufakturen nicht aufkommen konnten. Diese natürlichen Verhältnisse sind stärker als alle Pläne und Bestrebungen einer Regierung. Galizien ist ein rückständiges agrarisches Gebiet geblieben: erst regierte hier die indolente österreichische Bureaukratie, dann kam der polnische Adel wieder ans Regiment: das Ergebniß ist Fortsetzung dessen, was wir in Deutschland „polnische Wirthschaft" nennen. Armuth, Wucher, Korruption sind die Physiognomie dieser Landschaft und dieser Gesellschaft.

*) Neue Zeit. 14. Jahrgang. 2. Bd. S. 466. (1891.)

Sollen die Polen den Russen nun dankbar sein, daß sie sie aus solchen Zuständen gerettet und davor bewahrt haben? Dazu gehörte doch wohl, daß die Russen, dies zu leisten, den guten Willen gehabt hätten, wie etwa die preußische Regierung, die doch mit vollem Bewußtsein ihre polnischen Unterthanen in das deutsche Kulturleben übergeführt hat und sie gern und voll daran theilnehmen läßt. Die russische Regierung aber hat Alles gethan, was in ihren Kräften lag, den polnischen Aufschwung zu verhindern. Ihre Schutzzölle sollten dienen, in Moskau, am Don und am Ural eine Industrie großzuziehen, aber nicht in Warschau, Lodz und Czenstochau. Mit aller wünschenswerther Deutlichkeit wurde das amtlich ausgesprochen. Als 1887 die Eisenzölle von Neuem erhöht wurden, ordnete der Allerhöchste Befehl vom 21. April/3. Mai an: „Den Ministern der Reichsdomänen und der Finanzen wird aufgetragen, baldmöglichst gemeinsam auszuarbeiten und zur Prüfung in vorgeschriebener Ordnung vorzustellen Vorschläge zu Maßnahmen, um in den westlichen Grenzgebieten der weiteren Entwicklung der bestehenden und der Entstehung solcher neuen Gußeisenschmelzereien und Eisenwerke vorzubeugen, welche mit fremdem Material und unter Beihülfe fremder Arbeiter arbeiten". Aber dieser Allerhöchste Befehl ist machtlos geblieben, denn die große Industrie blüht nur auf Kulturboden und davon findet man in Rußland noch immer unendlich wenig, in Polen, dem Nachbarlande Deutschlands, viel mehr und das giebt den Polen über Rußland ein wirthschaftliches Uebergewicht, welches sich durch das Anwachsen des intelligenten polnischen Mittelstandes noch fortwährend weiter ausdehnt. Neben den Deutschen und deutschsprechenden Juden, die ja vorlängst im wirthschaftlich-industriellen Leben Rußlands eine prävalirende Rolle gespielt haben, treten jetzt sehr stark die Polen auf. Ich fragte einem hohen russischen Beamten, der im Unterrichtswesen steht, ob es richtig sei, daß gerade die Verdrängung der Polen aus dem Beamtenthum dem polnischen Wirthschaftsleben durch die Intelligenzen, die in diese Sphäre hinübergeschoben würden, so sehr zu Gute komme. Nicht nur das, sagte er, sondern schon auf die polnischen Schulen wirkt es. Jedes polnische Kind weiß bereits: ich habe nirgends in den hohen Behörden einem Onkel oder Vetter, der mir einmal helfen wird; nur durch mich selbst kann ich etwas erreichen. So werde schon von früh auf jedes kleinste Talent bei den polnischen Knaben wie Mädchen sorgsam ausgebildet. Die Russen aber wüßten, daß sie im Tschinownikthum auf jeden

Fall ihr Unterkommen finden. So geschieht es, daß der Stand der polnischen Techniker weit nach Rußland hinein berufen wird, um die russischen Arbeiter anzuleiten und zu beaufsichtigen. Aus freiwilligen Gaben sind jetzt mehrere Millionen Rubel zusammengebracht, um in Warschau ein Polytechnikum zu gründen.

Der industrielle Aufschwung, den Polen genommen, hat so viel Wohlstand ins Land gebracht, daß man selbst die sehr üble Lage, in der sich der Großgrundbesitz befindet, darüber verschmerzt. Der polnische Großgrundbesitzer hat nicht den hohen Schutzzoll (etwa 25% des Werthes), der noch heute den deutschen schützt; im Gegentheil, das Land wird überschwemmt mit dem durch die überaus billigen Bahnfrachten mobil gemachten innerrussischen Getreide. Dabei ziehen im Süden die Arbeiter ab in die Fabriken und Bergwerke, im Norden gehen sie als Wanderarbeiter über die Grenze nach Deutschland. So ist in Polen Mangel an ländlichen Arbeitern ganz wie bei uns, und bei ihrem geringen Wohlwollen für den polnischen Adel hat die russische Regierung bisher nichts gethan, dem abzuhelfen. Jetzt freilich soll sie ernstlich der Frage der Wanderarbeiter näher getreten sein und Prüfungen anstellen. Unsere Landwirthe mögen sich das gesagt sein lassen: sperrt die russische Regierung einmal die Grenze und entzieht den Arbeitern das Benefizium der billigen Pässe, so bricht über unsere östliche Landwirthschaft eine Katastrophe herein.

Von der eigenthümlichen wirthschaftlichen Symbiose Polens mit Rußland wird man ausgehen müssen, wenn man den heutigen politischen Zustand verstehen will. Die Russen regieren in Polen, aber die Polen nutzen Rußland wirthschaftlich aus. Als ich die in unserem vorigen Heft veröffentlichte Denkschrift des General-Gouverneurs Fürsten Imeretinsky las, hatte ich das Gefühl: wie kann ein so kluger Mann, wie dieser georgische Fürst offenbar ist, sich der Hoffnung hingeben, daß die Polen sich jemals dem russischen Staatsgedanken unterwerfen werden? Er selber schildert uns ja, wie schlechthin ablehnend gegen alles Russische sich die oberen Stände bisher verhalten und wie auch der Bauernstand, der bisher zu Rußland hielt, anfängt in das andere Lager überzugehen. Wenn er schließlich behauptet (s. Sept.-Heft S. 440) eine neue Strömung lasse sich bemerken; ein Kreis von Intelligenzen habe die Kühnheit, laut zu erklären, es sei im Interesse der polnischen Gesellschaft, mit der russischen Regierung in Frieden und Einverständniß zu leben, wenn nur die Regierung keine Invasion in

das Gebiet des katholischen Glaubens, der polnischen Sprache und Nationalität mache — darf man das glauben? Der Aufenthalt in Polen hat mich belehrt, daß die Hoffnungen Imeretinskys doch nicht so völlig illusorisch sind. Freilich ein Theil der Polen, namentlich die Jugend, hält an dem alten Ideal eines zukünftigen, unabhängigen Nationalstaates fest. Aber ein sehr großer Theil und wie mir scheint, die eigentliche Intelligenz und der maßgebende Theil des Polenthums hat erkannt, daß alle Träume vom zukünftigen Nationalstaat Utopien sind. Früher wurden alle Hoffnungen auf Frankreich gesetzt. Frankreich ist herabgestürzt von seinem früheren Stand und findet seine letzte Zuflucht in der Allianz mit Rußland. Oesterreich hat den Polen immer noch gewisse Aussichten geboten; Oesterreich ist in völlig desolatem Zustand. Eine Zeit lang hat man die Hoffnung auf Deutschland gesetzt; Deutschland ist wieder gut Freund mit Rußland geworden und haßt die Polen. An eine Erhebung aus eigener Kraft denken selbst die Phantasten nicht mehr. So hat sich eine opportunistische Partei gebildet, die geneigt ist, dem Fürsten Imeretinsky entgegen zu kommen. Das ist nicht etwa die alte panslavistische Partei, die auf die Eigenart der Nationen verzichten will, zu Gunsten einer slavischen Rassen-Einheit. Diese Partei hat — zum Heile Europas — bei den Polen doch immer noch wenig Anklang gefunden. Man will sich nicht der russischen Nationalität, sondern nur dem russischen Staatsgedanken unterwerfen unter der Bedingung, daß die polnische Nationalität dabei erhalten bleibe. Das ist also in der That das, was Imeretinsky anbietet.

Daß dieser Gedanke ein sehr künstlicher ist, leuchtet ein. Aber die absolute politische Nothwendigkeit erzwingt zuweilen so künstliche Bildungen und es fehlt nicht an Analogien. Soeben sind die Delegirten von acht deutschen Universitäten in Siebenbürgen gewesen, um der Enthüllung des Denkmals für den Bischof Teutsch beizuwohnen und den fernen Volksgenossen Zeugniß abzulegen, daß wie sie mit uns, so wir mit ihnen uns Eins fühlen in der nationalen deutschen Gesinnung. Diese Siebenbürger Sachsen aber, in der Unmöglichkeit, je mit dem Vaterlande politisch vereinigt zu sein, haben im vollen Ernst sich dem ungarischen Staatsgedanken angeschlossen unter der Bedingung, daß man ihnen ihre Nationalität ungekränkt läßt. So haben sie nicht nur den magyarischen Staatsmännern, sondern auch den deutschen Gästen versichert und es ist nicht möglich, einen Zweifel in ihre Worte zu setzen. Etwas Aehn-

liches nun, wenn auch ganz von fern erst, scheint sich mir in Russisch-Polen anzubahnen. Gegenüber den alten Intransigenten bildet sich eine opportunistische Partei, die auf die europäische Lage, die Nutzlosigkeit des revolutionären Strebens, die Opfer und Schmerzen, die das ewige Martyrium kostet, endlich auf das wirthschaftliche Gedeihen und die Vortheile der Vereinigung mit Rußland, die Schädigung, die eine Zollgrenze im Osten anrichten würde, hinweist und auf Grund all dieser Betrachtungen nach einem modus vivendi sucht.

Wie weit diese Stimmung bereits um sich gegriffen hat, mögen einige kleine Erlebnisse und Zwischenfälle bezeugen, wo sie ganz absichts- und zusammenhangslos zu Tage trat.

Ich fragte in Gesellschaft einiger polnischer Herren, ob schon Söhne der alten Magnaten-Geschlechter in die russische Armee eingetreten seien. Die Frage wurde verneint und ein junger Gelehrter, der eben erst dazu getreten war, fügte ohne Weiteres ein „leider noch nicht“ hinzu.

Indem ich mein Erstaunen über das Wachsthum der polnischen Industrie aussprach, wandte sich das Gespräch auch auf die russische. Es hätte nahe gelegen, diese der polnischen gegenüber herabzusetzen. Aber ganz im Gegentheil, so gern man auch hervorhob, wie der polnische Techniker und Administrator auch von den russischen Kapitalisten und Gutsherren den eigenen Landsleuten vorgezogen werde, so hatte man doch auch volle Anerkennung für das Gedeihen und die Solidität der russischen Industrie, die ja freilich zum großen Theil von Fremden und mit fremdem Gelde betrieben wird. Umgekehrt gab man zu, daß das überhastige Wachsen Warschaus mancherlei Schwindel im Gefolge gehabt habe. Man war gerade in Besorgniß vor einem Krach. Aber die wirthschaftliche Zukunft Rußlands wie im Besonderen der russischen Staatsfinanzen wurde höchst günstig beurtheilt. Die militärische Kraft Rußlands, hieß es, werde im Westen vielleicht überschätzt, die wirthschaftliche aber unterschätzt. Nur der russische Weinbau fand wenig Anerkennung: Der Krimwein ist sehr gut, Sitzbäder darin zu nehmen, sonst aber nicht, wurde mir erklärt, als ich wünschte, auch dieses Landesprodukt kennen zu lernen. Andere freilich behaupten, es gäbe auch sehr gute Lagen.

Eine wahrhaft freudige Anerkennung fand endlich das russische Branntwein-Monopol. Es wirke überaus segensreich, da die staatlichen Agenturen ein von schädlichen Substanzen freies, gereinigtes

Getränk in verschlossenen Flaschen verabreichen*), die verderblichen jüdischen Schänken aber und der Vertrieb auf Borg mit dem daran hängenden Wucher beseitigt sind. Vereine zur Veredelung der Volksfeste suchen den Alkoholismus noch weiter mit Erfolg zu bekämpfen.

Ich glaube kaum, daß man früher, als der böse Feldmarschall Gurko noch in Warschau waltete, so viel unbefangene Anerkennung für Russisches aus polnischem Munde hätte hören können und sehe darin ein Zeichen, daß das Streben des Fürsten Imeretinsky auf gegenseitige Annäherung nicht ohne Widerhall geblieben ist, denn nicht nur an einer Stelle, sondern an ganz verschiedenen und bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich stets dieselbe Beobachtung gemacht. Ob nun aber der modus vivendi wirklich gefunden werden wird, das ist eine Frage, die ich noch keineswegs bejahen möchte. Die Bedingung ist ja, daß die Polen den russischen Staatsgedanken annehmen und der russische Staat ist ein Joch, das die Russen selber kaum zu tragen vermögen. Nur durch Absperrung von der europäischen Gedankenwelt und strengste, stete Beaufsichtigung glaubt der russische Staat seine Autorität aufrecht erhalten zu können. Die Zensur prüft jedes Wort, ehe es gedruckt werden darf, ja selbst jede Inschrift, jedes Firmen-Schild. Jedes Buch, jede Zeitschrift, jede Zeitung, die die Grenze passirt, wird einer Untersuchung unterworfen und was dem Geiste eines loyalen russischen Unterthanen schädlich sein möchte, ausgeschnitten oder durch Ueberstreichen mit Druckerschwärze unleserlich gemacht. Man denke, welche Aergerlichkeiten, welche Thorheiten, welche unwürdigen Eingriffe hier täglich das Leben des gebildeten Mannes mit Bitterkeit erfüllen müssen. Auch der persönliche Verkehr mit Kultur-Europa soll möglichst unterbunden werden. Für jede Reise bedarf man eines Passes, der in Warschau etwa sechsunddreißig Mark kostet. Katholische Priester aber, es sei denn, daß sie ein ärztliches Attest beibringen, erhalten überhaupt nicht die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland.

Das führt bereits auf die besonderen Beschwerden und Beschränkungen, denen Polen unterworfen ist. Zum russischen Staatsgedanken gehört die Einheit von Staat und Kirche. Zwar die

*) Ich berichte, was ich gehört habe. In starkem Widerspruch damit steht, was Fr. K. Witte in seinen jüngst erschienenen „Russischen Reiseeindrücken" (Rostock 1899) erzählt. Er findet zwar auch die erste Qualität des Monopol-Branntweins sehr gut, die zweite, für den gemeinen Mann bestimmte aber „abscheulich" und dabei zu billig.

bestehenden religiösen Abweichungen werden tolerirt, aber unverbrüchlich gilt das furchtbare Gesetz, daß, wer einmal zur orthodoxen Kirche gehört, nicht aus ihr austreten darf. Hunderttausende von Katholiken sind einmal in sogenannten unirten Kirchen getauft worden, die ein Ukas wieder von der katholischen Kirche getrennt und zur orthodoxen hinübergeführt hat. Nun sollen auch alle in jenen Kirchen Getauften und ihre Nachkommen orthodox sein. Sie weigern sich dessen; sie lassen sich in den orthodoxen Kirchen nicht trauen, schleichen über die Grenze, um in Galizien einen katholischen Priester zu finden oder leben lieber in wilder Ehe. Anarchisch-soziale Zustände sind die Folge.

Russisch ist in Polen die Staats- und Schul-Sprache. Das ist nicht so sehr drückend, da Russisch und Polnisch sehr nahe verwandt sind. Es sei nicht verschiedener als Hochdeutsch und Plattdeutsch sagen die Einen, als Hochdeutsch und Holländisch die Anderen. Die russische Schrift macht fast die größte Schwierigkeit. Aber das russische Schul-System im Ganzen genügt den Polen nicht. Die Russen behaupten zwar, es sei besser als das frühere polnische, aber das besagt vielleicht nicht so viel und die Polen verlangen heute mehr. Der russische Aberglaube verhindert die Einführung des richtigen Kalenders; in Folge dessen müssen alle großen Feste in Polen doppelt gefeiert werden, einmal nach dem kirchlichen (europäischen), zwölf Tage später nach dem russischen Kalender. Die Schulen haben auf diese Weise nur einhundertundfünfzig Unterrichtstage im Jahr: da kann das Lern-Pensum des modernen Menschen schwerlich bewältigt werden. Ueberdies verlangen die Polen, daß wenigstens die polnische Sprache und Literatur in der eigenen Sprache gelehrt werde.

Die ländliche Volksschule fehlt noch in Polen wie in Rußland so gut wie ganz und das ist nicht ein bloßes Manko, sondern System. Derselbe russische Staat, der die oberen, lesenden Klassen in Vormundschaft nimmt und ihnen vermöge der Zensur nur die Gedanken zukommen läßt, die er selber approbirt, derselbe Staat wünscht ein geistiges Leben bei den unteren Klassen überhaupt nicht und hält es nicht nur für überflüssig, sondern für schädlich und gefährlich, wenn sie Lesen und Schreiben lernen. Auch das Aufsteigen der begabteren Söhne des Volkes zu höherer Bildung wird möglichst hintangehalten. Die Zahl der Schulen ist gering und die Stellenzahl in jeder Klasse beschränkt, so daß es selbst für gebildete Familien oft sehr schwer ist, die Schulplätze für

ihre Kinder zu erobern. Selbst die Zahl der Studenten in den verschiedenen Universitäten ist neuerdings auf ein Maximum festgesetzt worden, um die jungen Männer besser beaufsichtigen zu können, und um den Geist der Auflehnung, der ja in diesem Sommer zu Unruhen führte, völlig zu brechen, ist vor wenigen Wochen ein Ukas erschienen, wonach die Behörde jeden Studenten, der sich an einem akademischen Spektakel betheiligt, ohne Weiteres auf zwei oder drei Jahre als gemeinen Soldaten in die Armee stecken kann. Das sind heute noch die russischen Ideen über Bildung, Recht und Kriegerstand. Die Armee eine Strafanstalt, die akademische Jugend unter der Fuchtel, Bildung ein Gift, das nur in kleinen Dosen gegeben werden darf. Aus solchen Unterrichtsanstalten gehen die Klassen hervor, die das Weltreich zu regieren haben.

Macht man sich klar, was der russische Staatsgedanke thatsächlich ist, so scheint es unmöglich, daß ein Volk wie die Polen, das den Anspruch erhebt, ein Glied der westlichen Kulturwelt zu sein, sich ihm jemals unterwerfe oder auch nur einen modus vivendi mit ihm finde. Aber die Noth, sagt das Sprichwort, macht wunderliche Schlafgesellen. Los von Rußland können die Polen einmal nicht, und werden sie besser daran sein, wenn sie in der ewigen absoluten Opposition verharren? Es giebt doch auch wieder Momente, die den Ausgleich erleichtern. In erster Linie kommt den Russen in merkwürdiger Weise die Abwandlung zu Gute, die sich jüngst in den politischen Ideen des westlichen Europa vollzogen hat und die ich als den Bankerott des parlamentarischen Idealismus bezeichnen möchte. Man will ja bei uns keineswegs wieder zum Absolutismus zurückkehren, aber die Vorstellung, daß man im Konstitutionalismus den Idealstaat erreichen würde, die die Köpfe und Herzen unserer Väter beherrschte, ist vergangen. Wer spricht heute vom deutschen Reichstag, oder preußischen Landtag, Abgeordnetenhaus wie Herrenhaus mit besonderem Respekt? Du lieber Gott! Wer verherrlicht heute noch die freie Presse? Man weiß nicht verächtlich genug von den Zeitungschreibern zu reden. Es ist ein Rückschlag in den Stimmungen eingetreten, der bis nach Rußland hin gewirkt hat. Ich war ganz erstaunt, aus polnischem Munde zu hören, daß die Autokratie doch eigentlich die beste Regierungsform sei. Goethe hat sich ja einmal für die Einschränkung der Preßfreiheit ausgesprochen: „Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie, geistreich zu sein und das ist ein sehr großer Vortheil.“

Man dürfe nicht direkt und grob seine Meinung heraus sagen, sondern müsse sie feiner auf indirekte Weise zu verstehen geben. Als drastisches Gegenstück zu diesem erlauchten Ausspruch mag ich das Wort eines Polen wiederholen, der zu mir sagte: „Wir leben hier unter der Kosakenpeitsche, aber das macht klug. Wir sind hier mehr als unsere Landsleute in Preußen, die an der deutschen Bildung theilnehmen. Was spielen diese denn für eine Rolle in Ihren Parlamenten?"

Das zweite Moment, das in Betracht kommt, ist die soziale Folge der Umwandlung Polens aus einem Agrar- in ein Industrieland. Trotz aller Absperrung dringen die sozialdemokratischen Ideen auch in die polnische Arbeiterschaft ein und je weiter das fortschreitet, desto mehr wird die Neigung der oberen Klassen wachsen, sich an die bestehende Staatsgewalt, und wenn es auch die russische ist, anzuschließen. Auf diesen Punkt ist schon von der sozialdemokratischen Seite selber, durch Rosa Luxemburg aufmerksam gemacht worden. „Der polnische Adel, die polnische Geistlichkeit und Bourgeoisie fühlen sich wohl im Hundeloch und fangen an, die insurrektionelle Fahne abzuschwören" zeterte ein polnisch-sozialistischer Aufruf.

Das dritte sehr wichtige Moment, das eine polnisch-russische Annäherung ermöglichen würde, ist die Leichtigkeit, mit der die Bedingung der Polen, Wahrung ihrer Nationalität, erfüllt werden kann. Die Gefahr einer Russifikation ist für die Polen thatsächlich nicht vorhanden. Alle Gewaltsamkeiten Gurkos haben darin nicht das Geringste erreicht und einsichtige, unbefangen urtheilende Russen haben mir gegenüber auch entschieden bestritten, daß sie je beabsichtigt gewesen sei. Was man wolle und gewollt habe, sei die Durchführung der russischen Staatssprache, denn Rußland sei kein Föderativ-Staat. Man berief sich darauf, daß eine große polnische Presse ungehindert existiere und daß der russische Staat das polnische Nationaltheater in Warschau nicht nur dulde, sondern aus öffentlichen Mitteln sogar unterstütze. Was nun auch die Absicht Gurkos gewesen sei, der jetzige Gouverneur Imeretinsky will jedenfalls von dem Gedanken der Russifizirung nichts wissen. Er selber spricht mit den Polen auf seinen Gesellschaften polnisch und er hat den Polen erlaubt, dem Dichter des Patriotismus, Mickiewicz, dessen Werke nur zu besitzen, früher Sibirien in Aussicht stellte, ein stattliches Denkmal mit polnischer Inschrift zu setzen. Daß er damit in der That den Polen ein starkes Pfand für seinen Willen auf Aussöhnung gegeben hat, wird erhellen, wenn man etwa folgende Lieder der Gefangenen aus Mickiewicz' „Dziady" liest:

Der Erste: „Damit ich gläubig werde, muß ich erst Jesus und Maria den Zaren, der mein Land besudelt, züchtigen sehen. So lange der Zar lebt und Nowosilcow trinkt und ich selbst Sibirien fürchten muß, so lange darf Niemand erwarten, daß ich rufen werde: Jesus, Maria!"

Der Zweite: „Was thut es, wenn ich Verbannung, Zwangsarbeit, Ketten ertragen muß, wenn mir nur als treuem Unterthan gestattet wird, für meinen Zaren zu arbeiten! — Wenn ich in den Bergwerken mit Fleiß und Kunst schmieden muß, so sage ich mir: Dieses graue Eisen wird eines Tages eine Axt für den Zaren. — Falls ich aus dem Zuchthause herauskomme und mir ein junges tatarisches Frauenzimmer zum Weibe gegeben wird, so sage ich zu ihr: Gebäre mir einen Pahlen für den Zaren (Pahlen, der Mörder Pauls I.) — Schickt man mich als Kolonisten aus, werde ich Hetman oder Bojar, so will ich auf meinem Acker Hanf säen, nur Hanf, für den Zaren. Aus Hanf macht man einen Strick, einen grauen Strick, den man mit Silber einflechten kann; vielleicht wirft ein Orlow die Schärpe um den Hals des Zaren. (Orlow, der Mörder Peters III.)"

Der Dritte: „Mein Geist war verstummt, mein Lied lag im Grabe, aber mein Genius hat Blut gewittert, und mit einem Schrei erhebt er sich wie ein Vampyr, begierig nach Blut. Er durstet nach Blut, nach Blut. Ja, Rache, Rache! Rache über unsere Henker! Rache, wenn Gott will, und wenn Gott nicht will!"

Was Imeretinsky sonst beabsichtigt, ist unseren Lesern ja bereits aus der von Herrn Rohrbach veröffentlichten Denkschrift bekannt, auch der Widerstand, auf den er in Petersburg stößt. Die Einführung einer Anzahl polnischer Unterrichtsstunden an den Gymnasien, worauf die Polen natürlich bestehen müssen, ist bisher noch nicht genehmigt.

Mag nun aber der General-Gouverneur durchdringen oder nicht, jedenfalls ist seine Idee die eines klugen Realpolitikers, denn die Russifizirung Polens ist eine Utopie. Ich stellte einmal in einer Gesellschaft polnischer Herren in Warschau die Frage: Wenn ein Pole sich entnationalisirt, wird er dann leichter ein Deutscher oder ein Russe? Ein jüngerer Schriftsteller war zunächst geneigt, sich für den Russen zu entscheiden, indem er auf die Einheit der Rasse und die Verwandtschaft der Sprachen hinwies. Dann aber schloß er sich doch auch den anderen Herren an, welche einstimmig ihre Meinung dahin abgaben: leichter ein Deutscher. Denn beim Uebergang zum Deutschthum sei es dem Polen noch möglich, seine

Religion zu behalten; vom Russenthum aber sei unzertrennlich die orthodoxe Kirche und zu dieser hinabzusteigen, sei schlechterdings unmöglich. Es hätte zwar in Petersburg einmal einen Mann gegegeben, der zugleich Pole und griechisch-orthodox sein wollte, aber er sei auch einzig in seiner Art gewesen und werde es bleiben.

Gerade diese Unmöglichkeit, daß die Polen jemals Russen werden, auch wenn sie die russische Sprache lernen und sich dem russischen Staatsgedanken anschließen, erleichtert nun die Annäherung, weil die Polen dabei für ihre Nationalität nichts zu besorgen haben. In kompakter Masse zusammensitzend, bleiben sie unter allen Umständen, was sie sind. In Preußen steht es umgekehrt. Hier sind sie über vier Provinzen weit auseinander gezerrt, von Pleß bis an die Ostsee, von Meseritz (zwanzig Meilen von Berlin) bis Lyck vertheilt und fast allenthalben mit Deutschen gemischt. Die Provinz Posen selber hat über ein Drittel Deutsche; rein polnische Kreise und Städte giebt es nur wenige. Der Uebergang vom Polenthum zum Deutschthum und vom Deutschthum zum Polenthum findet ziemlich häufig statt. Mischehen sind zahlreich. Hätten wir statt der jetzigen Halbheit eine wahrhaft muthige, von Selbstvertrauen erfüllte nationale Politik, so würde die Germanisirung vermuthlich bald Fortschritte machen. Die Polen selber sind sich darüber auch ganz klar. Am Schlusse einer Gesellschaft in Warschau sagte mir einer der polnischen Herren, als der Wein etwas die Zunge gelöst hatte: „Herr Professor, ich will Ihnen etwas sagen, Sie sind ein sehr liebenswürdiger Mann, aber Sie sind wie jene Zahnärzte, die in die Zeitung setzen: „Schmerzloses Zahnausziehen." Sie wollen uns die Schmerzen dabei ersparen, aber unsere Nationalität wollen Sie uns nehmen, so gut wie die Anderen. Aber ich sage Ihnen, wir haben eine Vitalität, die nicht zu überwinden ist. Unsere Politik ist jetzt, möglichst viel Kinder in die Welt zu setzen und Wohlstand zu erwerben, wir sind noch zu arm. Europa, fügte er mit trotzigem Humor hinzu, hält Polen für den Krebs an seinem Körper, aber der Krebs ist nicht zu operiren."

Wie wunderbar sind doch die Geschicke der Völker. Mit welchen Hoffnungen blickten die Italiener in die Zukunft, welche Erwartung hegte die Welt von der in Jahrtausenden bewährten Genialität dieser Nation, als sie die Zerrissenheit, die Fremdherrschaft, den Priesterdruck überwand, ihre nationale Einheit fand und als gleichberechtigtes Volk in die Reihe der Großmächte eintrat! Wie gar sehr sind diese Hoffnungen enttäuscht worden. Arm, elend, ohne

Ideale, ohne Talente, ohne Erfolge kriecht dieses moderne Italien über den Erdboden hin. Noch schlimmer steht es in Spanien. Als einzige von allen katholischen Nationen hält die französische sich noch aufrecht, aber ohne wahre Freude am Dasein. Dagegen Polen, das in völlige Auflösung versunken, endlich von den Nachbarn, ohne daß es auch nur einen wahrhaft großen, heroischen Widerstand geleistet hätte, aufgetheilt wurde und zum Tode verurtheilt, ausgelöscht schien unter den Namen der Völker! Gerade unter der fremden Herrschaft hat es erst sein Volksthum gefunden. Zwischen einer stumpfen Bauernschaft und einem wilden, ziellosen, verrätherischen Adel ist ein kräftiger Mittelstand emporgewachsen. Die Dreitheilung hat das einheitliche nationale Bewußtsein so wenig zerrissen, und vielleicht weniger als das der Deutschen, die ja auch zertheilt, unter nicht weniger als vier Staaten, das Reich, die Schweiz, Oesterreich und Rußland leben. Von allen katholischen Nationen sind die Polen, die früher besonders gern als Beispiel angeführt wurden, wie der Katholizismus die Völker herunterbringe, das einzige, das vorwärts schreitet. Man könnte noch an Ungarn denken, aber es ist nicht zu vergessen, daß fast ein Drittel der Magyaren protestantisch ist. Auch die Polen waren einmal für einen Augenblick dem Protestantismus gewonnen. Heute sind sie katholisch, weil der Katholizismus national ist und sie wahren ihre Nationalität, weil sie katholisch sind. Die großen polnischen Dichter waren katholische Romantiker. Aber sie faßten die Kirche anders auf, und die Kirche ist hier auch etwas Anderes als in anderen Ländern. Da sie nicht daran denken kann, nach Herrschaft zu streben, so ist sie hier tolerant; sie hütet sich, den Freidenker zu verfolgen und der Freidenker hütet sich, sie anzugreifen, denn sie sind Bundesgenossen gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Wird sie auch einmal mit diesem Feinde in ein Bündniß treten? Hier sind wir wieder bei dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung angelangt. Im Osten wohnt die Sphinx. Von einem Pol zum anderen schwanken die Räthsels-Lösungen, die Antworten, die Urtheile. Hier heißt es: Rußland ist der Koloß mit den thöneren Füßen, binnen Kurzem wird er zusammenbrechen. Dort aber: nein, seine Kraft wurzelt in einem Boden, der unerschöpflich ist und Kraft zieht Kraft an, nächstens wird es sogar die Polen seinem Staatsgedanken unterworfen und eingegliedert haben und dann kann es ganz Europa in die Schranken fordern.

# Element.

Von

**Paul Wendland,**

Wilmersdorf b. Berlin.

---

Was heißt Element? Der Gebildete würde auf diese Frage antworten, daß man früher Feuer, Wasser, Luft und Erde Elemente, d. h. Grundstoffe, aus denen alle zusammengesetzten Körper gebildet sein sollten, genannt habe. Der Gebildete weiß auch, daß die moderne Chemie siebzig und etliche Elemente unterscheidet; er weiß vielleicht auch, daß die junge Wissenschaft damit noch keineswegs am Schlusse ihrer Weisheit angelangt ist. Jedem ist auch ein anderer Gebrauch des Wortes geläufig: Wir reden von Elementen der verschiedenen Wissenschaften, vom Elementarunterricht, als dem Unterricht in den Anfängen des Wissens, wörtlich in den Buchstaben. Da liegt auch dem Laienverstande die Frage nahe: Welches ist der ursprüngliche Sinn des Wortes? Bezeichnete es anfänglich die Anfangsgründe des Wissens oder die vermeintlichen Grundstoffe der Körperwelt? Diese Frage führt zu der weiteren: Welches ist die Grundbedeutung des Wortes, von welchem Stamme ist es abgeleitet? Mancher Gebildete würde sich vielleicht bei der Antwort beruhigen, es sei eben ein lateinisches Wort; der deutsche Sprachverein könnte uns etwa eine oder mehrere Verdeutschungen freundlich vorschlagen (durch deren Annahme wir uns übrigens eines guten Stückes Sprach- und Kulturgeschichte berauben würden). Klügere werden der Frage gegenüber ihre Unkenntniß eingestehen, und sie brauchen sich ihrer um so weniger zu schämen, als die Philologie selbst bisher keine Antwort auf die Frage gefunden hatte, wenigstens

keine überzeugende. Von den bisherigen Versuchen, der Bedeutung des elementum auf den Grund zu gehen, sei nur ein ganz sinnreicher erwähnt. Wie wir vom ABC, die Griechen vom Alphabet reden, so hat man elementum aus der Zusammenstellung der Buchstaben LMN erklärt. Aber diese Erklärung scheitert schon an der Thatsache, daß auch die römischen Schulkinder mit ABC anfingen, man also vielmehr ein Wort abecetum hätte bilden müssen.

Der Wunsch, über Geschichte und Ursprung des Wortes ins Reine zu kommen, hat einen unserer ersten Philologen zu einer weite Gebiete der Sprachgeschichte und des menschlichen Denkens umspannenden Untersuchung*) geführt, die zunächst für Philologen bestimmt ist, deren Ergebnisse aber das Interesse weiterer Kreise zu wecken vermögen. Ich möchte die Leser bitten, den Weg, den uns Diels vorangegangen ist, an meiner Hand zurückzulegen. Die weite Wanderung wird, hoffe ich, sie nicht ermüden. Denn auch ehe wir zum Ziele gelangen und zur Frage, von der wir ausgegangen sind, zurückkehren, giebt es am Wege manche schöne Blume zu pflücken, manche weite Aussicht in eine Landschaft von oft zauberhaften Reizen zu genießen.

Diels rühmt gegenüber der landläufigen ungünstigen Beurtheilung mit Recht die technischen Leistungen des Alterthums**), das sogar der modernsten Zeit die Erfindung des Waarenautomates und des Taxameters vorweg genommen hat, das nahe an der Erfindung der Buchdruckerkunst gewesen sei und sie nur aus künstlerischem Gefühl verschmäht habe, weil ein antikes Auge die stereotype Unschönheit des Letterndruckes nicht ertragen hätte. Er will damit sicher nicht leugnen, daß der dichterische und spekulative Trieb doch der Grundzug des griechischen Geisteslebens ist und dessen innerstes Wesen uns erst erschließt. Der Grieche faßt die Außenwelt mit scharfem Blicke auf. Aber kaum hat er begonnen, einzelne Erscheinungen zu beobachten und zu erklären, so meint er auch, das Weltall bemeistern zu können. Der kühne Gedankenflug trägt ihn über alles Einzelne hinweg zu einer künstlerischen Gesammtanschauung der Welt in ihrer Entstehung und in

*) H. Diels, Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Leipzig, Teubner 1899. 93 S.

**) Für die technischen und naturwissenschaftlichen Leistungen des Alterthums verweise ich gern auf die Schrift eines der besten Kenner dieser Gebiete: M. Schmidt, Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien. Leipzig. 1899. Wie man auch über den praktischen Vorschlag des Verfassers denken mag, die Broschüre erhebt sich hoch über die Sintfluth moderner Reformvorschläge.

ihrem inneren Zusammenhange. Es ist leicht, diesen die wirkliche Welt hinter sich lassenden Flug der Phantasie zu bespötteln, wie es oft geschehen ist. Wir Modernen könnten neidisch auf diesen festen Glauben, allen Räthseln der Welt auf den Grund gehen zu können, blicken. Eins sollten wir nicht vergessen: Die Griechen haben nicht nur die Probleme gestellt, mit denen die Philosophie noch heute ringt, in Griechenland ist auch der reine, uninteressirte Geist der Forschung, der nichts als die Wahrheit will, geboren worden. Was ist uns dagegen Aegypten, Babylon, Indien?

An der Schwelle griechischen Denkens nun taucht das Stoffproblem auf. Giebt es wirklich so viele grundverschiedene Stoffe, als die bunte Erscheinungswelt unsere Sinne glauben machen will? Oder ist es möglich, die Vielheit zu beschränken oder gar der Welt einen einheitlichen Sinn abzugewinnen? „Sollte die Pflanze, die ihre Nahrung aus Erde, Luft und Wasser zieht und selbst wieder dem Thier zur Nahrung dient, während thierische Auswurfsstoffe wiederum die Pflanze ernähren helfen, die schließlich gleich dem Thierleib in jene erstgenannten Stoffe zerfällt — sollten diese im steten Kreislauf befindlichen Wesen einander wirklich innerlich fremd und nicht vielmehr bloße Umgestaltungen ursprünglich gleichartiger Stoffe oder gar eines Stoffes sein?"*) Solle etwa das Wasser oder die Luft oder das Feuer der in verschiedenen Erscheinungsformen sich darstellende Urstoff sein? Alle diese Hypothesen sind aufgestellt worden. Oder sollte die bunte Welt sich nicht besser erklären, wenn man diese Urstoffe kombinirte und ihnen die Erde gesellte? So meinte Empedokles (5. Jahrh.), und er ist damit der Vater der so lange herrschenden Elementenlehre geworden. Aber ist die Voraussetzung richtig, daß eins der uns wahrnehmbaren Stoffgebilde der Urstoff ist? Sind nicht vielleicht die qualitativen Verschiedenheiten der Stoffgebilde nur in unserer subjektiven Wahrnehmung begründet und existiren gar nicht in der Wirklichkeit? Ist also nicht der Urstoff hinter den ihrer sekundären Eigenschaften entkleideten Stoffe zu suchen? Und kann nicht so die einheitliche Naturerklärung gegenüber Empedokles ihr Recht behalten, so Unrecht sie hatte, wenn sie von einem der sichtbaren Stoffe ausging? So etwa schließt (Leukipp-) Demokrit, der Begründer der Atomenlehre. Alle qualitativen Eigenschaften zieht er von den Dingen ab und gelangt so zu einem Urstoff, der aus un-

*) Gomperz, Griechische Denker. I. S. 37.

endlich vielen unsichtbar kleinen, im Leeren sich bewegenden Körpern besteht. Nur durch Gestalt, Anordnung, Lage unterscheiden sich diese Körperchen, und auf ihrer verschiedenen Verbindung und Trennung beruht Werden und Vergehen aller Dinge.

So kannten also die ersten griechischen Denker Element und Elemente, aber sie hatten nur die Sache, nicht den Namen, noch nicht einen festen Begriff, noch nicht das dem elementum entsprechende στοιχεῖον (= stoicheion). Bald redet man von Wurzeln des Seins, bald von Gründen, Keimen, Gestalten, Ideen, Atomen. Eine feste Terminologie giebt es eben noch nicht. Noch Platos Zeitgenossen gebrauchen das griechische Wort στοιχεῖα von den Anfängen des Wissens oder der Wissenschaften, nicht von den Urstoffen. In der Schule Platos erst ist die Terminologie geschaffen und durch die Autorität des Aristoteles im Zusammenhange mit der von ihm durchgebildeten Lehre von den vier Elementen zu allgemeiner Anerkennung durchgedrungen.

Welche Vorstellung wollten die Philosophen damit ausdrücken, daß sie die Urstoffe mit dem Namen στοιχεῖα bezeichneten? Das muß uns der sonstige Sprachgebrauch des Wortes lehren. στοῖχος (= stoichos) bezeichnet jede Art von Reihe, bald die in Reih und Glied aufmarschirenden Soldaten, bald die Reihe des Chores, bald die reihen- oder schichtenweise gelagerten Ziegel, endlich die gewissermaßen in Reih und Glied aufmarschirenden Buchstaben. στοιχεῖα sind die einzelnen Glieder solcher Reihen. Die Philosophen, die diesen Ausdruck zuerst von den Urstoffen gebrauchen, vergleichen diese mit den Buchstaben. Wie aus den Buchstaben, sagen sie, die Worte und der ganze Reichthum der Sprache sich zusammensetzt, so aus den Elementen unser Leib und die ganze bunte Erscheinungswelt.

Auch Demokrit und seine Jünger verglichen die unendliche Kombinationsfähigkeit der Buchstaben mit der von ihnen angenommenen unendlichen Mannigfaltigkeit der Atomverbindungen. Ihre Gegner wandten dann in dem berühmten „Gleichniß vom umgestürzten Schriftkasten“*) das Bild gegen sie selbst; so wenig könne die schöne Welt aus einem Atomwirbel hervorgehen, wie sich aus einem auf die Erde geschütteten Haufen von Metallbuchstaben der Katechismus Epikurs zusammenfinden könne.

Also der Vergleich mit dem Alphabet, mit den Buchstaben als

*) S. Du Bois-Reymond, Reden I, 254.

Elementen der Sprache, der Schrift und des Wissens hat zur Bezeichnung der Urstoffe mit dem gleichen Namen geführt. Diese Bezeichnung ist dann nicht nur in der Sprache der Philosophen (und Mediziner) festgehalten, sie ist in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, nicht ohne unter dem Einflusse volksthümlicher Vorstellungen auch Wandlungen ihrer Bedeutung zu erfahren. Der Volksglaube, der sich stets die Natur in allen ihren Erscheinungen beseelt dachte und sich von einem unsichtbaren Geisterreiche umgeben fühlte, die stoische Philosophie, die die Götter als Personifikationen der elementaren Kräfte darstellte, die persische Elementenverehrung, die namentlich mit dem Mithrasdienst nach dem Westen dringt, die Astrologie, die die Gestirne als Elemente bezeichnet, sie alle wirken zusammen, um dem Worte στοιχεῖον wie auch seinem lateinischen Aequivalent elementum eine persönliche Bedeutung zu geben. Die Astral- und Elementargeister beginnen schon jetzt ihre verhängnißvolle Rolle zu spielen. Man schwört jetzt bei den Elementen, man bannt die wohlbekannte Schaar,

> Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
> Dem Menschen tausendfältige Gefahr
> Von allen Enden her bereitet.

Wir kennen aus Zauberpapyri und Bleitafeln die Künste, mit denen die Meister diese Geister und andere Dämonen in ihre Dienste zwingen.

> Wer sie nicht kennte, die Elemente,
> Ihre Kraft
> Und Eigenschaft,
> Wäre kein Meister
> Ueber die Geister.

So nimmt das griechische Wort die Bedeutung des Dämon an oder bezeichnet auch die Bildsäule, der der Dämon einwohnt. Noch heute nennt der Grieche στοιχειά Unholde und Schutzgeister aller Art, Baumgeister, Fluß-, Brunnen-, Teichnixen. Es wäre wohl lohnend, zu verfolgen, wie dieser Glaube an Elementargeister, den Theophrastus Paracelsus in eine Art wissenschaftliches System bringt, bei den Völkern des Mittelalters fortwirkt. Das „in Potz Element" entstellte „Gottes Element" zeigt schon eine Abschwächung des Aberglaubens*), den uns unsere an die volksthümliche Natur-

*) „Beim Element" muß nach Grimms Lexikon im vorigen Jahrhundert noch eine gebräuchliche Betheuerung gewesen sein.

beseelung anknüpfende Dichtersprache in seiner ursprünglichen Kraft nachzuempfinden so sehr erleichtert. „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand."

Dieser Volksglaube verbreitet ein neues Licht über den Sinn mancher Paulinischen Stellen, die Luther nicht richtig übersetzt hat und über deren Meinung die Ansichten der theologischen Ausleger weit auseinandergehen. Paulus wirft den galatischen Christen vor: „Wie möget ihr nun wieder umkehren zu den schwachen und armseligen Elementen, welchen ihr wieder von Neuem dienen wollt?" „Also auch wir, da wir noch unmündig waren, waren wir unter die Elemente der Welt geknechtet" (4, 9. 3). Und im Briefe an die Kolosser 2, 8 heißt es: „Sehet zu, daß euch Niemand verführe durch die Philosophie und eiteln Trug nach Menschenüberlieferung, nach den Elementen der Welt und nicht nach Christus". Gemeint ist die Verehrung und die Furcht vor den kosmischen, besonders den Sterngeistern. So haben die Kirchenväter aus dem Aberglauben ihrer Zeit heraus gewiß richtig gedeutet. — Die Offenbarung des Johannes kennt Engel, die über Feuer, Wasser, Erde walten. Und zum Beweise, welche eigenartigen Verbindungen das Christenthum oft mit dem Aberglauben der Zeit einging, füge ich zu den Ausführungen von Diels noch eine Urkunde des zweiten Jahrhunderts, in der es lautet: „Verschiedenartig sind die Gestirne und ihre Kräfte, heilsame, schädliche, rechte, linke. . . . Von diesem Widerstreit und Kampf der Kräfte rettet uns der Herr und giebt uns den Frieden vor dem Kampfe der Kräfte und der Engel, den die Einen für, die Andern wider uns führen".

Einen weiten Weg mußten wir zurücklegen, bis wir wieder beim lateinischen elementum angelangt sind. Wir mußten es, weil die römische Literatur und besonders die römische Philosophie die meisten Gedanken von den Griechen übernommen hat und darum nur aus griechischem Geistesleben heraus zu begreifen ist. So hat denn auch das römische Wort eine Geschichte, die der des griechischen parallel läuft. Auch hier ist die ursprüngliche Bedeutung nicht „Grundbestandtheil", sondern „Alphabet", Anfänge des Wissens und überhaupt der Wissenschaften. Der römische Dichter Lucretius, der begeisterte Apostel der Atomenlehre, wendet im ersten Jahrhundert v. Chr. die elementa, d. h. die Buchstaben als stehendes Bild an, um durch die Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzungen die unendliche Fülle der Atomverbindungen verständlich zu machen. Und der bildliche Ge-

brauch führt wie so häufig zur Prägung eines festen Begriffes: Die elementa sind die Atome. An ihn knüpft dann Cicero an, wenn er die vier Urstoffe Elemente nennt. Damit hat er die später überwiegende Bedeutung des Wortes geschaffen. Es ist nur auffällig, wie selten der Gebrauch des Wortes noch in dem Jahrhundert nach Cicero ist, wie sehr auch die physikalische Bedeutung zurücktritt. Je mehr wir uns der eigentlich christlichen Welt nähern, um so ausgebreiteter wird die Anwendung des Wortes. So bestätigt die Statistik eine Erklärung dieser Erscheinung, auf die schon frühere Bemerkungen über den biblischen Gebrauch des Wortes führen konnten: „In der That giebt das Evangelium den Schlüssel für die sonst schwer begreifliche Thatsache, daß ein gelehrtes Wort populär und schließlich geradezu gemein wird."

Und der Ursprung des Wortes elementum? Jede Ableitung des Wortes muß künftig von der durch die Sprachgeschichte erwiesenen Thatsache ausgehen, daß die Urbedeutung „Alphabet" ist. Eine Herleitung aus einem lateinischen Stamme ist bisher nicht gelungen, geschweige denn eine, die dieser Urbedeutung gerecht würde. Aber es war überhaupt sicher ein Irrweg, wenn man nach einer lateinischen Wurzel suchte. Vor Cicero und Lucrez begegnet das Wort in der römischen Literatur nicht. Das kann kein Zufall sein, es muß wirklich ungebräuchlich gewesen sein. Und das bestätigt zum Ueberfluß ein römischer Dichter des zweiten Jahrhunderts v. Chr., der das griechische στοιχεῖον gebraucht; also gab es noch kein römisches Ersatzwort. Das bestätigt weiter die Thatsache, daß Lucrez und Cicero, wenn sie das Wort auch gebrauchen, es doch als ungebräuchlich und fremdartig empfinden, daß Cicero daneben andere Umschreibungen gebraucht, daß das Wort sich erst allmählich und langsam einbürgert. Die sprachgeschichtliche Untersuchung, die jeder Worterklärung, die nicht bloße Spielerei sein will, vorangehen muß, beweist also, daß elementum ein Fremdwort und sein Ursprung im Griechischen zu suchen ist. Damit hat Diels den richtigen Weg gewiesen und vielleicht mit seiner ansprechenden Erklärung des Wortes auch das Ziel des Weges erreicht: Es wird uns aus dem Alterthum berichtet, daß man beim Elementarunterrichte den Kleinen, um sie spielend die Elemente zu lehren, Elfenbeinbuchstaben in die Hand gab. Die griechischen Schulmeister, die nach Italien zuzogen, werden wohl die Sitte mitgebracht haben. Mit dem griechischen elephas (elephantus) bezeichneten die Römer nicht nur das Thier, sondern auch seinen

Zahn. Von diesem Worte oder von den lautlich auch in griechischen Dialekten vorauszusetzenden Nebenformen elebas, elemas wird elementum zur Bezeichnung des elfenbeinernen Buchstabens abgeleitet sein. Das Bedürfniß, einen passenden Ersatz für das griechische στοιχεῖον zu schaffen, hat Lucrez und Cicero veranlaßt, das Wort aus der Schulstube in die Literatur einzuführen und an ihm dieselbe Erweiterung der Bedeutung zu vollziehen, die einst das griechische Wort erfahren hatte.

So sehen wir aus den Anfängen sinnender Weltbetrachtung den Begriff des Urstoffes auftauchen. Die mannigfachen Wortformen, mit denen er sich verbindet, zwischen denen er umherirrt, ohne eine feste Stätte zu finden, sind Zeuge, daß der Inhalt des Begriffes noch nicht fest bestimmt, sein Umfang noch nicht scharf umschrieben ist. Die Denkarbeit der großen Philosophen erst giebt ihm einen scharf bestimmten Inhalt und bannt ihn in eine feste Form, die der Träger dieses Gehaltes wird. Und nun hat das Wort (στοιχεῖον) auch wieder seine reiche Geschichte. Es geht in den Volksmund über und muß viel von seinem ursprünglichen Gehalt verlieren, und es deckt den Verlust durch Verbindung mit andern Vorstellungen, die den Begriff fast umwerthen. Das lateinische Ersatzwort wird dann zu dem Vehikel, das die an sein Original gebundene Tradition nach dem Westen und zu den modernen Nationen führt. Führwahr

> Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
> Empfunden nur von stillen Erdensöhnen.
> Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
> Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.

Die Theilnahme an der Vorbereitung des Thesaurus linguae latinae hat Diels bestimmt, sich durch einen praktischen Versuch „ein Urtheil über Methode und Schwierigkeiten der Arbeit zu bilden". Und jetzt, da die Verzettelung und Exzerption der Schriftsteller beendet und das so zusammengebrachte Material Jedermann in München zugänglich ist, da die Arbeit der Ordnung und Verwerthung des Materials beginnt, beansprucht die an W. von Hartel gerichtete Vorrede des Büchleins ein ganz besonderes Interesse. Sie lehrt uns, was wir vom Thesaurus erwarten, was wir nicht fordern dürfen. Erschöpfende Monographien, die die Geistesarbeit und Kulturentwickelung, die sich in der Geschichte einzelner Begriffe wiederspiegelt, geschichtlich darlegen, dürfen wir nicht fordern. Das Wenige, was in dieser Richtung bereits geleistet worden ist, wird

natürlich verwerthet werden. Aber nur aus griechischer Kultur kann die Sprache eines Volkes, das „die Fluth des Hellenismus über sich hat ergehen lassen", auf weiten Gebieten begriffen werden, und die Thatsache, daß die Geschichte der einzelnen Wissenschaften und der Technik bei den Griechen erst in den Anfängen steckt, daß wir einen Thesaurus der griechischen Sprache, wie wir ihn brauchen und wie er eigentlich die nothwendige Vorarbeit eines lateinischen wäre, nicht haben, zwingt hier zur Bescheidung und Beschränkung, zu einer Herabstimmung der idealsten Forderungen an die Lexikographie. Möchte der Wunsch in weitere Kreise dringen, daß Spezialuntersuchungen, die das Material des Thesaurus benutzen, diesem in nächster Zeit neue Gesichtspunkte zuführten!

Und vielleicht ist auch wenigstens der erste Anstoß zur Erfüllung des Wunsches eines Thesaurus der griechischen Sprache dadurch gegeben, daß Diels die unendlichen Schwierigkeiten der Aufgabe scharf ins Auge faßt und praktische Vorschläge macht, sie zu bewältigen. Für uns wirds ein frommer Wunsch bleiben, ein Traum, den wir nicht mehr erfüllt sehen können, der in uns das wehmüthige Gefühl weckt, wie unendlich weit Wissen und Können nicht nur Einzelner, sondern ganzer Generationen auf allen Gebieten der Wissenschaft hinter den letzten und höchsten Zielen zurückbleibt. Aber etwas können wir doch, die Saat ausstreuen, die in einer nicht zu fernen Zukunft aufgehen kann, dafür sorgen, daß uns die künftigen Generationen nicht den Vorwurf machen, daß wir nicht einmal die Vorbedingungen zum Plane des Thesaurus erfüllt haben, nicht einmal die Wege bereitet haben. Es ist eine tief beschämende Thatsache, daß zu einer Zeit, wo eine größere Anzahl späterer Autoren uns in guten Ausgaben vorliegt, für die griechischen Klassiker so wenig gethan ist, daß man mit den Fingern einer Hand auskommt, wenn man die vollständigen Klassiker-Ausgaben aufzählen wollte, die durch methodische Ausnutzung des handschriftlichen Materials eine sichere Grundlage für den künftigen Thesaurus geben.

# Der Individualismus in der Kunstkritik.

Von

**Max Lorenz.**

Kürzlich hat der im Kreise moderner Kunstbestrebungen bekannte und mit Recht geschätzte Kunstkritiker Franz Servaes unter dem Titel „Präludien"*) ein Buch veröffentlicht, in dem er je sieben Maler und Dichter unserer Tage charakterisirt, in der Absicht, von typischen Kunstleistungen unserer Zeit eine eindringliche Darlegung zu geben. „An repräsentativen Erscheinungen das Wesen moderner deutscher Kunst und Dichtung erläutern", wollen diese gesammelten Aufsätze. Ich möchte dieses sehr eigenartige und geistvolle Buch benutzen, um daran ein paar allgemeine Bemerkungen über das Wesen moderner Kunstkritik zu knüpfen.

Das Kennzeichnende und Bemerkenswerthe der Servaesschen Kritik liegt in dem persönlichen Verhältniß, in dem sich der Kritiker zu dem Künstler befindet. Servaes giebt nicht sachlich, aus bestimmten Gesetzen heraus begründete Analysen und Rezensionen einer Anzahl von Kunstwerken, sondern er entwirft ein Bild der künstlerischen Persönlichkeit, — ein Bild Böcklins, Klingers, Hauptmanns, Dehmels u. s. w. — nach dem Eindruck, den er, den seine Person von der anderen, von dem betreffenden Künstler empfangen hat. Ein solches Verfahren ist nicht herkömmlich und gewöhnlich, wenn man das Gewohnte und Ueberlieferte in Betracht zieht. Denn früher — und zum großen Theil ist es auch heute noch der Fall — fand das Kunsturtheil seinen Ausdruck nicht in einem

*) Präludien, ein Essaybuch von Franz Servaes. Verlegt bei Schuster u. Loeffler, Berlin u. Leipzig 1899.

persönlichen Verhältniß des Kritikers zum Künstler, sondern in einer sachlichen Auseinandersetzung der Kritik mit dem Kunstwerk. Der Kritiker galt als Kenner und gewissermaßen Verwalter bestimmter, anerkannter und allgemein für wahr und richtig gehaltener ästhetischer Regeln und Gesetze und fällte kraft dieser Gesetze und vermöge seiner Kenntniß ein objektives Urtheil über eine Kunstleistung. Sie entsprach jenen Gesetzen und wurde darum gutgeheißen, oder sie verleugnete jene Gesetze und wurde darum verworfen. Dieser Kunstkritiker war Kunstrichter. Der Kritiker von Servaes' Art dagegen ist nicht Richter, der ein Urtheil mit dem Anspruch auf objektive Richtigkeit und sachliche Giltigkeit fällt, sondern nichts mehr als der Freund und Dolmetscher des Künstlers, der ihn dem Publikum gegenüber vertritt.

Warum hat sich dieser Wandel im Wesen der Kunstkritik vollzogen? Der äußerliche und klar erkennbare Grund liegt natürlich darin, daß alte Kunstgesetze in einer veränderten Zeit auf eine neue Kunst nicht mehr anwendbar sind. Die Weltanschauung und die Kunstprinzipien, aus der heraus jene Gesetze abstrahirt wurden, sind zusammengebrochen. Der Künstler sieht die Dinge nicht mehr durch das Medium einer bestimmten, idealistisch-philosophischen Weltanschauung, sondern er tritt unmittelbar in Berührung mit der Natur und giebt seine allerpersönlichsten Eindrücke mit den Mitteln seiner Kunst wieder. Die modernste Kunst ist individualistisch. Und individualistisch ist dem entsprechend auch die moderne Kunstkritik. Der Kunstkritiker beurtheilt das Kunstwerk nicht mehr nach dem objektiven Maßstab bestimmter Gesetze, sondern er tritt, wie der Künstler unmittelbar vor die Natur, so unmittelbar vor das Kunstwerk und seine Kritik besteht nun einfach in der Beantwortung der Frage: Wie wirkt das Kunstwerk auf mein persönliches, unverfälschtes und unvoreingenommenes Gefühl? Worauf es jetzt ankommt, ist nur dies: gefällt das Werk oder gefällt es nicht, erregt es Lust- oder Unlustgefühle, erwärmt es oder läßt es kalt. Der alleinige Maßstab ist das Gefühl, liegt also ganz im genießenden Subjekt. Der Mensch — das Individuum — ist das Maß aller Dinge im Kunstleben geworden. Der Individualismus herrscht im Kunstschaffen wie im Kunstgenießen; er wird geradezu zum Prinzip erhoben, fast als ein neues Gesetz der Kunstkritik verkündigt. Das geschieht nicht etwa nur von den Publizisten der Tagesblätter und Wochenschriften. Zustimmend vermag Servaes an anderer Stelle aus einem kürzlich erschienenen Werke des Professors Cornelius

Gurlitt — „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ — zu zitiren: „Mein Urtheil ist — eines, und ist nur so viel werth, als ich selbst werth bin. Ich spreche es aus, weil ein innerer Trieb es von mir fordert, der so berechtigt ist, wie der, welcher einen Anderen treibt, zu bilden, zu malen. Aber es hat keine Giltigkeit über mich hinaus, und ich verwahre mich für alle Fälle selbst dagegen, daß mein Urtheil sich nicht ändern werde. Denn so lange wir leben, wechselt der Stoff, der uns bildet, und wechselt die Umgebung, von der wir abhängen. Niemals habe ich die Absicht gehabt, mein Urtheil zum herrschenden zu machen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Denn ich halte jeden solchen Sieg für eine Niederlage.“ Da haben wir den kunstkritischen Individualismus in der höchsten Potenz. Giltigkeit hat das Urtheil von vornherein nur für das urtheilende Individuum und auch da nur bedingt, nämlich bis zu dem Augenblick, da unter anderen, neu eingetretenen Verhältnissen das Individuum in seinem Gefühl, Geschmack und Urtheil sich ändert.

Es ist garnicht zu leugnen, daß dieser Individualismus zeitgemäß und darum nothwendig ist. Wir haben doch keine alle oder wenigstens alle „Gebildeten“ verbindende Weltanschauung mehr, in der wir wie in einem geistigen Nährboden mit einander wurzeln und woraus wir einen Geschmack, ein Gefühl, ein Urtheil alle miteinander ziehen könnten! Jener Individualismus ist nicht nur von unserm Verstande als zeitentsprechend anzuerkennen, er hat auch etwas für unser Gefühl Liebenswürdiges. Denn er ist aufrichtig und in seiner Aufrichtigkeit stolz und bescheiden zugleich. Er stellt den Grundsatz auf: ich bin ich und ich will und kann mir selbst genug sein; er läßt aber auch das „ich“ jedes Anderen gelten.

Trotz alledem läßt sich bei nächster und genauester Beachtung doch nicht verkennen, daß dieser kunstkritische Individualismus in mehrfacher Beziehung mit sich selbst in Widerspruch geräth und darum unhaltbar ist. Das zeigt sich sofort schon in der Art, wie ein individualistisches Kunsturtheil zu Stande kommt.

Der Beurtheiler läßt ein Werk auf sich wirken. Diese Wirkung äußert sich dadurch, daß Stimmungen in ihm erregt werden. Sein kritischer Beruf zeigt sich dann darin, daß er fähig ist, diese Stimmungen sprachlich bezw. schriftlich zum Ausdruck zu bringen, so daß sie auch Andern verständlich und begreiflich werden. Seine rein persönliche, nur ihm eigene, unverfälschte subjektive Stimmung hat der Beurtheiler wiedergegeben. So ist eigentlich bei dieser

Art der Beurtheilung das Kunstwerk objektiv ausgelöscht und existirt nur kraft der Stimmungsfähigkeit des Betrachters. Das mag dem Künstler vielleicht nicht ganz recht sein, denn er ist in seinem Kritiker auf- und untergegangen, er ist dessen individueller Willkür ausgeliefert und diese Willkür zieht vielleicht etwas ganz Anderes aus dem Werk, als der Künstler zu geben beabsichtigt hat. Dieser für den Künstler fatale Fall indeß wird in der Regel doch kaum eintreten, und zwar aus folgendem Grunde nicht: Wirksam auf unsere Seele ist nur das, was wir begreifen, was wir auch empfinden, was wir mitfühlen können. Erkennen heißt im tiefsten Grunde immer Wiedererkennen, das in der Außenwelt, was in dem Innenleben der Seele auch schon vorhanden und nur der Berührung, des Anschlagens von außen her bedarf, um zu erzittern und so zu Gefühl und Bewußtsein zu gelangen. Die Möglichkeit, ein Kunstwerk zu empfinden und zu genießen, wird also immer abhängig sein von einer Gemeinsamkeit, einer tiefinnersten Gleichheit zwischen der Seele des Künstlers bezw. Kunstwerks und seines Betrachters: diese Gemeinsamkeit und Gleichheit kann größer oder geringer sein, so wie zwei Kreise sich mehr oder weniger schneiden können. Der Genuß des Betrachters ist um so höher, je vollkommener die Gleichung aufgeht. So feiert z. B. Servaes — meiner Meinung nach über die Maßen — Richard Dehmel und scheut nicht davor zurück, ihn mit Beethoven in Parallele zu setzen. Der Grund ist sicherlich eine starke Aehnlichkeit in der seelischen Struktur Dehmels und seines Verherrlichers. Bleiben wir noch ein wenig bei dem Vergleich mit den zwei Kreisen: schneiden sich die Kreise gar nicht, so wird der betreffende Künstler für den Kritiker garnicht existiren; schneiden sie sich weniger als zur Hälfte, wird die Abneigung stärker als die Zuneigung sein; schneiden sie sich gerade zur Hälfte, so wird er zwischen Neigung und Abneigung schwanken, er wird abwägen, Licht und Schatten vertheilen, er wird objektiv sein, maßvoll im Lob und Tadel. So etwa steht Servaes zu Hauptmann. Das aber ist die Hauptsache: das Urtheil ist abhängig von einer Gleichheit oder doch Aehnlichkeit der seelischen Struktur zwischen Künstler und Kritiker, von einer Gemeinsamkeit der Empfindungen, von einer innersten Zusammengehörigkeit. Das bedeutet aber: das Kunsturtheil ist im tiefsten Grunde nicht individualistisch, sondern es hat — sozusagen — etwas Soziales an sich. Künstler und Kritiker sind durch etwas verbunden, das man als Sozialismus der Seele bezeichnen

könnte. Ganz ähnlich wie zum Künstler, ist das Verhältniß des Kritikers zum Publikum. Der Kritiker wird zunächst seine Freude und sein Genügen haben an seiner Fähigkeit, das Kunstwerk mitempfinden und darum verstehen zu können, und es wird ihm fernliegen, sein Urtheil Anderen aufzwingen, als Diktator diktiren zu wollen. Solche Diktatur würde nie und nimmer Kunstempfindung und Kunstgenuß bei den andern hervorrufen können. So erklärt denn Gurlitt mit Recht: „Niemals habe ich die Absicht gehabt, mein Urtheil zum herrschenden zu machen, selbst wenn ich es gekonnt hätte." Das aber wird doch auch der Kritiker nicht abweisen, daß ein Leser sein Buch aus der Hand legt mit dem Gedanken: was ich da gelesen habe, das ist sicherlich richtig, das ergreift mich, das begreife ich, das habe ich im Grunde auch schon dunkel und verworren gefühlt, als ich vor diesem Werk Böcklins oder jenem Klingers stand, was da jetzt der Kritiker mit so eindringlicher Klarheit ausspricht. Kurz gesagt also: auch die Würdigung und der Erfolg eines kritischen Werkes beruht auf gleicher Seelenstimmung. Auch der Kritiker steht seinem Publikum — gerade dem für ihn reifen Publikum — nicht als Individualist gegenüber mit dem Grundsatz: ich gegen euch Andere. Auch hier herrscht jener Sozialismus der Seele, der Künstler, Kritiker und Publiknm verbindet, ein Kunstwerk zur Wirkung führt und so in gewissem Sinne Kunst erst möglich macht. Was Anderes aber ist dieser Sozialismus der Seelen, diese gemeinsame Seelenstimmung Vieler, die durch einen Künstler ihren gestaltvollsten und nachdrücklichsten, durch den Kritiker ihren klarsten und begreiflichsten Ausdruck findet, als der Ansatz zu einer Weltanschauung, die heute erst als ein Drang und ein Wollen in den Herzen der Besten und Gebildetsten empfunden, über kurz oder lang aber sicherlich auch zur Gedankenform krystallisirt werden wird. So kann man die Kunst gewissermaßen als den Vorläufer und Wegbrecher der Philosophie betrachten. Beide aber, Kunst wie Philosophie, verschmähen, müssen verschmähen das Zufällige, Abgesonderte, Einzelne im Leben und leisten immer von Neuem wieder die Riesenaufgabe, durch Aufspüren und Darstellen des Typischen, Unvergänglichen, ewig Lebendigen und Wirkenden die organische Einheit alles Seienden zum Bewußtsein zu bringen und die Seelen der Menschen aus der Zerstreutheit und Zerrissenheit zur Gemeinsamkeit und Einheit zu sammeln und so zu höherem Leben zu führen.

* * *

Nach Servaes' Methode hat der Kritiker nicht die Aufgabe, den Künstler wie einen Angeklagten zu richten, sondern ihn zu betrachten und dann, nach der Betrachtung, sein Dolmetscher zu sein. Die Seele dieses oder jenes Künstlers ist von dieser oder jener Beschaffenheit — das ists, was den Inhalt einer Kritik auszumachen hat. In solchen Seelenanalysen leistet Servaes außerordentlich Hervorragendes. Tieferdringenden Scharfblick und feineres Verständniß selbst für entlegenste seelische Regungen wird man in der modernen Kunstkritik nicht leicht antreffen. Er legt die Seelen der von ihm behandelten künstlerischen Individuen bis zum Grunde blos. Und doch glaube ich nicht, daß mit der Psychologie des künstlerischen Individuums jede kritische Verpflichtung eingelöst ist. Ich will mich an bestimmte Beispiele halten.

In dem Aufsatz über Hauptmann schreibt Servaes bezüglich der „Einsamen Menschen": „Wie wunderbar allein dies Motiv: daß Menschen, die sich lieben, sich dennoch gegenseitig vernichten müssen, weil sie alle miteinander „einsam" sind und zu einander die Brücke nicht finden können! Welch ein Schmerz der Kreatur liegt darin!" Auch ich halte dieses Motiv für „wunderbar", d. h. für bewundernswerth, für tief und ergreifend. Es wird aber vielleicht noch wunderbarer, wenn wir entdecken, daß es garnicht den „Einsamen Menschen" allein zu eigen ist, daß ihm nicht nur Hauptmann Ausdruck gegeben hat, sondern auch eine ganze Reihe anderer zeitgenössischer Künstler in noch viel stärkerem Maße. Ich nenne vor allem Maupassant, dann sind auch als „Einsame Menschen" besonders Nagel und Glahn in Hamsuns Büchern „Mysterien" und „Pan" erwähnenswerth. Ich entdecke also, daß das Motiv der Einsamkeit garnicht eine individuelle Eigenthümlichkeit Hauptmannscher Kunst ist, daß es sich vielfach bei allerlei Individuen verschiedenster Länder findet, daß es also „in der Zeit" liegt, daß das Leid der Einsamkeit gewissermaßen ein Zustand, eine Krankheit des Zeitgeistes ist. Somit ergiebt sich als kritische Methode folgender Gang: von der Betrachtung des Kunstwerks zur Herleitung des Kunstwerks aus der Seele des Künstlers und die Erklärung der Künstlerseele aus der Seele der Zeit. Jede Künstlerseele muß nothwendigster Weise ein bemerkenswerthes Stück der Zeitseele sein, denn andernfalls könnte der Künstler nie und nimmer verstanden und genossen werden. Etwas absolut Individuelles, absolut Einsames kann es in Wirklichkeit garnicht geben. Unter „Zeitgeist" verstehen wir den einem bestimmten Zeitabschnitt eigenthümlichen geistigen

Charakter. Ein Zeitabschnitt kann aber nur dadurch eine „bestimmte" geistige Struktur aufweisen, daß ein anderer Zeitabschnitt von anderem Geist bestimmt war. Der Geist einer Zeit ist also bestimmt durch sein Anderssein, seinen Gegensatz im Verhältniß zum Geist einer früheren Zeit. Dem entsprechend ist der für eine Zeit typische Künstler am schärfsten zu begreifen durch sein Anderssein im Verhältniß zu dem für eine entgegengesetzte Zeit typischen Künstler. Der Naturalismus läßt sich am Besten und im Grunde begreifen durch sein Verhältniß zum Idealismus. Und nichts vielleicht breitet ein so klärendes Licht über den naturalistischen Hauptmann und sein künstlerisches Wesen, als der Vergleich mit dem idealistischen Schiller. So gelangen wir in der Kunstkritik vom Individualismus zum Historizismus.

Noch auf andere Weise können wir dazu gelangen. Servaes bespricht vierzehn Künstler. Was hat ihn gerade zu diesen vierzehn geführt? In einem inneren Zusammenhang stehen sie nicht: in einen solchen hat er sie auch garnicht gebracht, garnicht bringen wollen, bringen brauchen, vermöge seines kunstkritischen Individualismus, der sich auf die Betrachtung des Einzelwesens beschränkt. Servaes erklärt diese Vierzehn für „repräsentative Erscheinungen" innerhalb des modernen Kunstlebens, die „über den Tag hinaus Bedeutung" hätten. Was heißt aber eine „repräsentative Erscheinung" und was leistet Garantie für die Bedeutung „über den Tag hinaus"? Servaes steht gleich dem von ihm hoch gepriesenen Dehmel auf dem Standpunkt, daß es nicht genügt, nur ein Künstler, d. h. ein virtuoser Beherrscher der technischen Kunstmittel, ein „Artist", zu sein. Der große Künstler und der große Mensch lassen sich nicht trennen. Der große Künstler soll Führer der Menschheit zu einer höheren Kultur der Seele sein. In dem Sinne schreibt er: „Darin allein kann ich die Kulturmission der Kunst erblicken: daß, indem sie das Leben schmückt, sie zugleich eine höhere Menschheit schafft, eine, die wählerisch ist in ihren Bedürfnissen und erwählt in ihrem Empfinden; daß somit die Kunst ihrer entwickelungsgeschichtlichen Aufgabe sich bewußt bleibe: das ganze Leben mit neuem Rhythmus zu durchdringen und hierdurch ein ewiges Präludium zu werden für Alles, was singend hinaufstrebt." In nüchterner Prosa ausgedrückt, will Servaes also die das Leben weiterführenden und die Menschen kräftigenden Tendenzen in der Kunst zum Ausdruck gebracht und im Künstler verkörpert sehen. Ich stimme ihm in dieser Forderung bei, frage aber: Woran ist es

zu merken, daß ein Künstler solche Tendenzen verkörpert? Der sich selbst genügende Individualist kann darauf antworten: An dem heftigeren Drang meines Blutes, der stärkeren Spannung der Nerven, an der Freudigkeit der Seele, an der Seligkeit, — wenn man vor ein Kunstwerk tritt. Wer aber garantirt dem Beschauer die Reinheit und Lebenskräftigkeit seines eigenen Gefühls? Haben wir doch heutzutage Menschen, Künstler und Kritiker, deren Blut in Wallung geräth und deren Nerven sich spannen erst bei absonderlichen, ungewöhnlichen Reizungen! Eine objektive und zuverlässige Kenntniß der das Leben und die Seelen der Menschen fördernden Tendenzen können wir nur erlangen, wenn wir diese Tendenzen als erprobt und bewährt kennen lernen, d. h. aus der Geschichte entnehmen. In der geschichtlichen Entwickelung müssen wir die Kräfte aufsuchen, die als unauslöschliche, immer wieder ans Licht tretende, unzerstörbare das Leben gefördert haben. Sie bieten die objektivste Garantie dafür, daß sie auch in die Zukunft hinein sich wirksam und fördernd erweisen werden. Die Künstler, die auf der Entwickelungslinie der Geisteskultur sich befinden, die im innersten Zusammenhang, in sich selbst oft unbewußter Seelenverwandtschaft mit den vergangenen Kunstgrößen leben — die bieten die meiste Gewähr für die Zukunft. —

Der moderne Individualismus will von diesem Historizismus, diesem Bestreben, stets die Verbindung mit der Vergangenheit aufzusuchen, aufzudecken und herzustellen, gar nichts wissen. Mit Bewußtsein und Absicht macht man gegen den Historizismus Front. Nietzsche ist auch hier, wie so vielfach in den Bestrebungen der Modernen, der Fürst und Führer. In seiner 1874 erschienenen Schrift, „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben", sammelt er all sein Anklagematerial gegen die historische Richtung, von der er behauptet, daß sie die Persönlichkeit schwäche, ihr die unmittelbare und elementare Kraft nehme, unfruchtbar und blaß, epigonen- und greisenhaft mache. Die Instinkte werden unterdrückt, der Begeisterung bleibt bei der Betrachtung und dem Kleben am Thatsächlichen, bei der steten Rücksichtnahme auf „das, was ist", kein Raum. Nietzsche verlangt das Fahrenlassen alles dessen, was war und das Ergreifen des Augenblicks. „Bei dem kleinsten aber und bei dem größten Glücke ist es immer eins, wodurch Glück zum Glücke wird; das Vergessenkönnen oder, gelehrter ausgedrückt, das Vermögen, während seiner Dauer unhistorisch zu empfinden. Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheit

vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas thun, was Andere glücklich macht." Merkwürdiger und ungerechtfertigter Weise setzt Nietzsche seiner Schrift ein Wort Goethes als Motto voraus: „Uebrigens ist mir Alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Dieser selbe Goethe hat doch gerade die Begeisterung als das Beste bezeichnet, was wir aus der Beschäftigung mit der Geschichte gewinnen. Und er ist mehr im Recht, wie Nietzsche. Denn wenn wir aus der Geschichte auch garnichts Anderes ersehen könnten, dies merken wir doch unabweislich heraus, daß da eine Kraft in fortschreitender Entwickelung die Dinge beseelt und treibt, die nie zum Stillstand gelangt und über alle Fährnisse und Abgründe hinwegkommt. Es giebt da etwas Unüberwindliches, Allgewaltiges, daran auch wir betheiligt sind, das auch uns beseelt und begeistert, da wir doch — als Menschen — die vornehmsten Träger der geschichtlichen Entwickelung sind. „Geschichtlichen Sinn" haben, heißt durchaus nicht nur an Vergangenem kleben und das, was war, begreifen, verstehen und objektiv erklären, sondern es heißt vielmehr in seiner besten und höchsten Bedeutung, die Kräfte, die von der Vergangenheit bis zur Gegenwart ununterbrochen belebend und kräftigend wirksam waren, in sich wirkend spüren und in ihrer Vereinigung und Bewährtheit zum Nutzen und zur Gestaltung der Gegenwart verwenden. Das Heute dem Gestern organisch anreihen — das ist die große, fruchtbringende Aufgabe. Servaes allerdings spricht von dem „armen Gestern, dem wir mitleidvolle Blicke nachsenden". Lebt denn aber in Wahrheit das Gestern nicht mit dem, was in ihm lebenskräftig, typisch, ewig war in dem Heute und wird in dem Morgen leben? Das ist das Merkwürdige Nietzsches und seiner Jünger, daß sie das Antlitz von der bewährten Vergangenheit abkehren, um es ganz einer vagen Zukunft zuzuwenden. So sind sie, könnte man sagen, „verkehrte" Historiker. Von dieser Zukunft erwarten sie goldene Berge. Auch Servaes ist, was die Kunst betrifft, von solcher Zukunftsseligkeit erfüllt, deren Nahen er wohl zu ahnen meint. In dem Sinne spricht er von dem, was jetzt in der Kunst ist, als von Präludien, „nur" Präludien: „So erkennen wir auch im Kunstschaffen unserer Zeit kaum mehr als ein Vorspiel, dessen Klänge, weit entfernt unsere Sehnsucht zu beschwichtigen, sie nur desto

heller und glühender entfachen.“ Ich muß gestehen, daß ich in der Fülle dieser Zukunftshoffnung keine individuelle Stärke zu finden vermag, sondern eher das Gegentheil, so wie auch Nietzsches „Uebermensch“ mir durchaus als das Sehnsuchtsprodukt einer Seele erscheint, die dem Schicksal nicht gewachsen ist. Es ist so leicht, seinen Hoffnungen und Gedanken in der Zukunft freiestes Spiel zu lassen, da diese Zukunft ein luftiges, ja sogar luftleeres Gefilde ist, in dem der Gedanke an keiner Materie sich stößt, in der er aber auch an keinem Stoff seine organisirende, gestaltende Kraft zu erproben braucht. Gewiß bin auch ich der Ueberzeugung, daß wir noch nicht die Künstler haben, die das Leben unserer Zeit zu einer in sich geschlossenen Einheit als Kunstwerk harmonisch gestalten und so die Dissonanzen der Zeit sieghaft überwinden können. Warum aber sollen wir so heftig von der Zukunft fordern, was vielleicht gar noch die Vergangenheit zu gewähren vermag? Oder ist unsere Zeit etwa schon mit Goethe fertig, in dem Sinne fertig, daß sie ihn ganz begriffen, Alles aus ihm herausgeholt, ihn völlig in sich aufgenommen hat, so daß sie über ihn hinweg zu den höheren und ragenderen Halbgöttern der Zukunft schauen darf? Das ist doch wohl schwerlich der Fall und kaum Einer wird es behaupten. Aber freilich, Nietzsche meint ja, daß im Grunde auch die Vergangenheit nur aus der Zukunftshoffung und Zukunftsseligkeit heraus begriffen und überwunden werden kann: „Nur wer die Zukunft baut, hat das Recht, die Vergangenheit zu richten“. Daß etwas Wahres unter Umständen daran sein kann, soll nicht geleugnet werden. Wahrer aber dürfte für die Mehrzahl der Fälle doch der umgekehrte Satz sein: Nur wer die Vergangenheit begreift, hat das Recht, an der Zukunft zu bauen.

# Notizen und Besprechungen.

## Literarisches.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen, herausgegeben von Dr. J. W. Nagl, Dozenten für deutsche Sprache an der k. k. Universität Wien und Jakob Zeidler, k. k. Professor am Staats-Obergymnasium im III. Bez. Wien. 14 Lieferungen*) zu je 60 Kr. = 1 Mark. Wien, Karl Fromme's Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung. 672 S. Lexikon-Oktav.

Dem ernsten Literaturforscher wird dieses große, nach dem Vorgange der bekannten König schen Literaturgeschichte mit vielen „Bildchern" und Faksimiles ausgestattete Sammelwerk, ungeachtet sehr tüchtiger und zum Theil wirklich neuer Abschnitte, in manchem Sinne recht bedenklich erscheinen.

Schon der Titel macht uns stutzig. Wenn auf irgend einem Gebiete, so doch auf dem des deutschen Geisteslebens, der Geschichte der Literatur und Kunst, der Philosophie und Pädagogik, sollte sich die Beschränkung auf zufällige politische Grenzpfähle als ein Unding von selber verstehen. Auf diesem Boden giebt es Gott Lob nur ein großes deutsches Vaterland, „so weit die deutsche Zunge klingt." Man könnte, wollte man sich auf die Zeiten bis zu den Wirkungen der Lutherischen Bibel und der Reformation beschränken, mit Fug eine gesonderte Darstellung der ober- und

*) Deren erste man uns vorenthalten hat, wohl auf Grund übler Erfahrungen, die Verleger von Lieferungswerken öfter mit Zeitungsredakteuren mögen gemacht haben, denn es kommt allerdings vor, daß diese gegen Abdruck des beigefügten „Waschzettels" sich befugt halten, das unaufgeschnittene Werk an Sortimenter oder Antiquare zu überlassen. Wer jedoch andern eine Gewissenlosigkeit zumuthet, der hat sich nicht zu beklagen, wenn er durch eine viel geringfügigere zu Schaden kommt. Es ist nicht aus zu sagen, wie tief das Niveau der Kritik durch das gottlose Waschzettelsystem der Herren Verleger bereits gesunken ist.

der niederdeutschen Literatur unternehmen, denn hier waltete wirklich bis dahin volkliche Differenzirung oder Doppelung innerlich dennoch gleichartiger deutscher Volksbestandtheile, nur müßte man dann die politisch abgesonderten Niederlande selbstverständlich mit demselben Rechte der gesammtniederdeutschen Volksgemeinde zuweisen, wie die deutschen Schweizer der oberdeutschen. Gleichwohl sind die Beziehungen und Einwirkungen herüber und hinüber so mannigfach verschlungen, daß nur unverständiger Regionalismus dabei auf seine Rechnung käme. Und nun gar seit Ablauf des großen sechzehnten Jahrhunderts!

Ein Halbfranzose, Charles Schmidt, hat eine sogar sehr vorzügliche Histoire littéraire de l'Alsace geschrieben, die eben deutsche Literatur- und Bildungsgeschichte nur sein konnte, da sie die Zusammengehörigkeit mit den Geistern der rechten Rheinseite gar nicht zu vertuschen versucht. Und die Franzosen mußten damals (1879) lernen, daß es am Ende des fünfzehnten und Beginn des sechzehnten Jahrhunderts kaum irgendwo in Deutschland redlicher deutsch empfindende Gelehrte, Dichter und Führer des geistigen Lebens gegeben hat, als im Elsaß, voraus in Straßburg. Die Mitarbeiter und Schüler Wimphelings, Ringmann (Philesius), sogar der Franziskaner Murner, Sebastian Brant (1457—1521), der große Prediger Geiler von Kaisersberg (1445—1510), wer rechnete sie nicht unserer einigen deutschen Literaturgeschichte zu?

Und so, wenn der treffliche Biograph Gottfried Kellers, Jakob Bächthold, eine schweizerische Literaturgeschichte verfaßte, konnte ihm nicht einfallen, im Sinne politischen Pfahlbürgerthums die großen Zusammenhänge mit dem weiten Niederland zu leugnen.

Wäre die Tendenz unserer Oesterreichisch – Deutschen Literaturgeschichte diese selbe, bescheidener Eingliederung nämlich in die allgemeine deutsche Geistesgeschichte, so könnten wir sie freundlicher begrüßen. Nun aber stellt sich bei näherem Zusehen leider nur zu sehr heraus, daß hier ein wesentlich anderer Geist die Leitung gehabt hat, und das heut, wo wir überall bei den armen Deutschen des Kaiserstaates das lebhafte Gefühl der Zusammengehörigkeit alles Deutschen wahrnehmen, den sehnsüchtigen Ausblick auf das benachbarte Reich, das ihnen Schutz und Rettung bringen solle vor der Ueberfluthung eines übermüthig gewordenen Slaven- und Magyarenthums. Jene Wiener Herren aber, obwohl mit Recht stolz auf ihr Deutsch-Oesterreicherthum, steifen sich — in trauriger Verblendung — auf ihre dem norddeutsch-protestantischen Geiste angeblich fremde und unverständliche Volksbesonderheit, dabei man es mit der Zugehörigkeit zu ihren Marken nicht immer ganz genau nimmt. Sie bilden sich besonders darauf etwas ein, „in Formen katholischer Weltanschauung zu denken und zu fühlen“ (s. z. B. S. 657, aber auch sonst durch das Buch zerstreut in ähnlichen Wendungen). Diese Gesinnung mag wohl für das Verständniß mancher Erscheinungen des Barocks und des Jesuitenstiles des uns wie gebildeten

Italienern (ich nenne Giosuè Carducci vor Andern), so widerwärtigen seicento oder siebzehnten Jahrhunderts zuträglich sein, aber sie wird damit denn doch zu theuer erkauft.

Wir, das deutsche Kaiserreich, dessen Aufrichtung die deutsche Quittung auf den Triumph der Infallibilität bedeutet, und der Preußische Staat, sind geduldig und gerecht, wir üben wirkliche Parität, die der Ultramontanismus sich zwar zu Nutze macht, aber prinzipiell verhöhnt und unfähig wäre seinerseits zu gewähren.

Parität kann auf die Dauer nur auf dem Boden beiderseitigen Bedürfnisses eines friedlichen Zustandes ertragen werden, anders wird sie Selbstmord des gutherzigen Theiles. Der aber will, das zeigt sich hier in einer doch zunächst wissenschaftlichen Arbeit, die streitbare Kirche des Tridentinum und des jesuitisch gegängelten Vatikanismus, eben nicht sein.

Es ist sehr beachtenswerth, daß ein zwar auch stockkatholischer aber doch ehrlich deutsch empfindender Mann, der treffliche Dichter Jos. von Eichendorff wohl gewußt und freimüthig bekannt hat, daß „Protestantismus" im Grunde ein allgemein deutscher, uralter Charakterzug ist und bleiben müsse, womit er allerdings nicht an die unglücklichen staatskirchlichen Bildungen gedacht hat, die Deutschlands politische Entwickelung so lange hintangehalten haben.

Wir wissen uns sehr fern von der unhistorischen Auffassung der Pädagogik des Jesuitenordens und der kindischen Furcht vor seiner Allmacht und angeblichen Skrupellosigkeit seiner Mittel, Dinge, die lediglich zur Reklame für den gehaßten Gegner ausschlagen können, da wir all sein Bemühen als wesentlich anachronistisch auffassen, aber das fühlt auch der gut katholische Deutsche Oesterreichs, wenn er unbefangen ist, das Heil unseres Vaterlandes ruht nunmehr auf dem protestantichen Geiste, dem Geiste der Freiheit, des sittlichen Wahrheitsmuthes, dem Geiste der Kraft, der uns vorwärts bringt. Er ist der Geist, ohne den, wie Goethe richtig erkannte, auch ein Dichter wie Shakespeare nicht wäre zu denken gewesen, ohne den wir weder einen Kant, noch einen Lessing, weder Herder noch Schiller, weder einen Goethe noch einen Bismarck zu verehren hätten.

Auch echte Geschichtswissenschaft darf mit Stolz sich bewußt sein, daß sie im innersten Sinne protestantisch sei. Das ist nicht edlen katholischen Forschern zum Verdruß gesagt, die sehr gut wissen, welches Ansehens sie sich eben durch ihre redliche Unparteilichkeit in Rom selber erfreut. Von der Wahrheit hat Keiner zu fürchten, der reines Gewissens ist. Das attestirten vatikanische Archivare und Bibliothekare unserm Leopold Ranke und schon Friedrich Heinrich von der Hagen. Nicht unser Verdienst, aber doch ein Segen unseres Protestantismus ist es, daß wir paritätisch, das ist duldsam und gerecht sein können, leichter als wer etwa besorgen müßte, mit solcher Uebung seinem Beichtvater eine Schuld zu

bekennen. War es doch der an Luthers Bibel aufgesäugte Knabe Wolfgang, der die herrliche Figur des Bruders Martin im Götz so rührend — und doch wohl nicht unkatholisch — hinzustellen verstand, kein Calderon und kein Jesuit. Ja gewiß, wir vermögen die katholische Weltanschauung wohl zu verstehen, wie Eltern die Kinder, aber man fordere nicht, daß wir sie wieder in uns aufnehmen sollen. Lernte der katholisch gebliebene oder durch die gewaltthätige jesuitische Gegenreform wieder katholisch gemachte Süden unseres deutschen Bodens sich auch nur annähernd so in unsere geistige Welt zu finden, da wäre die Brücke geschlagen zum endlichen Alldeutschland. Aber das scheint zunächst die Aufgabe und das Interesse Oesterreichs, denn es ist, trotz aller uns gepriesenen „Bodenständigkeit" rückständig. Wir verdanken ihm sicherlich unendlich viel, es kann dereinst uns mehr verdanken. Aber erst, nachdem es sich aus der Umklammerung des Jesuitismus wird losgerungen haben. Vor der Hand thut sich unser Buch noch etwas darauf zu gut, wenn es die Jesuitenkomödie preist, die uns wohl etwas spanisch vorkommt, auszurufen somos hermanos, wir Oesterreicher sind ja Eure Brüder, ihr lieben Spanier. So denkt man also heute noch in achtbaren wissenschaftlichen Kreisen Wiens.*) —

Daß die vorangestellten Bemerkungen nicht vorgefaßter Meinung entstammen, sondern auf sorgfältiger Kenntniß des umfangreichen Werkes ruhen, dessen erste Hälfte etwa in den 14 Lieferungen vorliegt, muß an dem Faden der Darstellung selber aufgewiesen werden. Es soll kurz und bündig geschehen, sine ira et studio, so viel billig zu fordern ist. Vorweg sei gern bezeugt, daß wir dem Buche für vielfache Belehrung über manche z. Th. abgelegene und nicht leicht Jedermann zugängliche Dinge dankbar verpflichtet bleiben.

Ueber die erste Lieferung, da sie uns nicht zugegangen, läßt sich nur sagen, daß sie die Darstellung der Kolonisation Oesterreichs enthält. Die folgende behandelt „das nationale Erbe" d. i. Sprache und Glaube der Vorfahren. Schon hierbei wird der norddeutsche und westdeutsche Forscher die enge Beschränkung auf das bajuvarische Besiedlungsgebiet mit seinen fränkischen und alemannischen Einsprengungen schwerlich zusagend finden. Zu dem alten Merseburger Verrenkungssegen, dessen Wichtigkeit in den mythologischen Eingangsworten beruht, lassen sich vielfach landschaftliche Variationen stellen, aber wir nehmen dankbar Akt von der merkwürdigen Erhaltung bis in unsere Tage im Waldviertel:

Das Bein zum Bein,
Das Blut zum Blut,

*) S. 664 steht wortwörtlich: „Das somos hermanos (wir sind Brüder), welches die Spanier, eingedenk ihrer Abstammung, mit Beziehung auf die Deutschen sagen, scheint in ganz besonderem Sinne für die Oesterreicher zu gelten."

Die Flechs zur Flechs,
Das Fleisch zum Fleisch,
Sei alles gut
Beim heiligen Blut.

Wir freuen uns aufrichtig, hier in dem Abriß der österreichischen Sagengeschichte u. a. ziemlich unumwunden eingeräumt zu sehen, daß das Nibelungenlied, dessen Bearbeiter ich allerdings auch für einen Oesterreicher halte, (er mag ein Tyroler gewesen sein) für höfische Kreise bestimmt gewesen sei. (S. 70 vgl. jedoch 95, wo es doch bloß für höfische Zuhörer überarbeitet genannt wird.) Darauf, daß „Dietrich perner" d. i. Dietrich von Bern in Kärnten als Name erscheint, wird, scheint mir, zu viel Werth gelegt, da dasselbe auch anderwärts in deutschen Landen vorkam. Es beweist nur, was kaum noch besonderen Beweises bedürfte, daß die Helden unserer Volkssage populär genug waren, um neben die Märtyrernamen des kirchlichen Kalenders zu treten, ja zum Theil selber sich unter die Heiligen zu mischen. Ganz treffend wäre die Bemerkung S. 75 „daß wir an Siegfried einen heidnischen Sonnen- oder Frühlingsgott haben, ergiebt sich aus der kirchlichen Gegenüberstellung des Drachentödters St. Georg", wenn man nicht zu erwägen hätte, daß ja dieser St. Georg schon eine frühere Verchristlichung des Apollo- (oder Herakles-) Mythos zu sein scheint. Es könnte also der heidnische Drachentödter auch durch Vermittlung des christlichen Volksglaubens ins spätere nordische Heidenthum wieder zurückgelangt sein. Schillers Kampf mit dem Drachen ruht sicherlich auf griechischer Nachwirkung des pythischen Apollon.

Ich glaube, man thut der christlichen Kirche, die als solche ziemlich unschuldig dabei ist, doch Unrecht, wenn man alle die Legendendichtung, in die so viel altheidnischer Glaube sich gerettet hat, als absichtliche Entgegensetzung auffassen will. Der Glaube an wunderkräftige Helden, wo er sich fand, war ja auch eine Beglaubigung der Wunder, deren das missionirende Christenthum nicht entrathen mochte. Die Kirche verhielt sich daher auch ihnen gegenüber naiv gläubig, wie Luther sich mit allem tollen Teufelsspuk ernstlich herumschlug, an den seine Zeit und seine Volkskreise glaubten. Tradition war Tradition und Profan- und heilige Geschichte schieden sich keineswegs so feindlich, wie sie es später thaten.

Auch das ist richtig und wichtig, daß die „Klage" als ein älteres, vom Nibelungenliede ganz unabhängiges Gedicht erkannt wird. Die herrliche Idealgestalt des Markgrafen Rüdiger gilt als historisch wahrscheinlich, während der Bischof Pilgrim es sicher ist; er war ein geborener von Pechlarn und seine Einflußnahme auf die Entstehung der Dichtung ist gewiß glaublich (S. 88). Der Biterolf und Dietleib werden als steirisch angesprochen, so auch die kläglichen Reste eines Gedichtes von Walther und Hildegunde, 13 vollständige und 16 trümmerhafte Strophen, die der Nibelungenstrophe verwandt sind.

„Der Geist des österreichischen Volkes“, lesen wir S. 96, „hat sich in Dietrich sein Ideal geschaffen, und noch heute . . . freuen wir uns dieses Ideals. Wir Oesterreicher sind allerdings wie Dietrich von Mißtrauen gegen uns selbst erfüllt; das Fremde imponirt uns daher sogleich. Wir bekennen unaufgefordert unsere Schwächen, während Andere die ihrigen verheimlichen. Wir suchen und gestehen von vornherein die Rechtstitel der Andern freiwillig zu . . . Wir geben gern nach, erwarten aber dafür von der Einsicht des Anderen ein Gleiches. Darin täuschen wir uns meistens; und geradezu cynisch erscheint es uns, wenn der Andere diese Nachgiebigkeit als selbstverständliche Schwäche des Oesterreichers faßt, mit dem man machen könne, was man wolle. Wer aber unsere Geduld erschöpft hat und uns die Schmach anthun will, daß wir mit besseren Grundsätzen das Opfer Anderer werden sollen, entfesselt gegen sich die ganze Wucht unserer Abwehr.“

Wir wissen nicht, an wen der Verfasser dieser brillanten Tirade dabei gedacht haben mag, nur daß er den gutmüthigen Heldensinn unseres ganzen Volkes damit so ziemlich umschrieben hat. So meinen wir es hoffentlich Alle.

Das Gedicht Kudrun, das oft als deutsche Odyssee neben den Nibelungen gepriesen wird, mag in seiner durchaus nicht sehr glücklichen Redaktion steirisch oder tyrolisch sein, — hier wird ersteres behauptet — wir erblicken darin keinen speziellen Ruhm des Oesterreichers mehr und wären glücklich, tauchte noch irgendwo eine schlicht niederdeutsche Form dieses alten Wickinger-Romans von der norddeutschen Waterkant auf.

Es ist gewiß richtig, daß der ursprüngliche Vortrag epischer Sagenstoffe an die Musik gebunden war, aber mehr als zweifelhaft, ob die Strophen des Nibelungenliedes jemals wirklich noch gesungen worden seien. Wer will, der mag ja glauben, daß das ganze Gedicht, 2316 Strophen von je 25 Hebungen nach Lachmann (Hdschr. A), 2440 nach Holtzmann (Hdschr. B) auf die im altdeutschen Liederbuche von Franz M. Böhme S. 230 Nr. 13d gegebene schöne Melodie „Die brünlein, die do fließen, die sol man trincken“ sei gesungen worden. Ich bin der Meinung, es handle sich hier von vornherein um ein Lesebuch, nicht einmal um ein Textbuch für Vorleser, sondern ganz eigentlich um ein einsam in langen Winternächten zu lesendes Buch.

Der musikalische Vortrag für das dreizehnte Jahrhundert ergiebt sich als einfach undenkbar. Rechnet man auf die sechszehn bis siebzehn Takte der Melodie auch nur eine halbe Minute, so brauchte der Sänger 1157 Minuten oder über 19 volle Stunden ohne Pause. Da man wohl keinem Menschen die Ausdauer zutrauen darf, über vier Stunden monotonen Singsang auszuhalten, so erforderte das ganze Gedicht allein fünf Tage.

Wohl durfte die altepische Zeit sich auf den Vortrag einzelner Episoden aus der im Ganzen bekannten Geschichte beschränken und das allein

bezeugen auch historische Nachrichten. Die ritterliche Epik ist aber nicht mehr Sang zur Harfe, sondern Rede oder gar Schreibe, wie der daraus erwachsene Roman.

Gut dargestellt ist die Einwirkung der Kirche. Jede Art höherer Bildung war nur durch sie und für sie zu denken. So wird unsere älteste deutsche — aber auch durchaus nicht lediglich die österreichische — Literaturgeschichte zur Geschichte der Missionirung Deutschlands. Wir verdanken dabei irischen und schottischen Mönchen zunächst mehr als den direkten römischen Sendlingen. Der Liber confraternitatum von S. Peter in Salzburg bezeugt die rastlose Thätigkeit des Schotten Virgil († 784). Die Schreibschule Arnos war eine Art Verlagsort jener Zeit; das merkwürdige Gedicht Muspilli, wie es Schmeller taufte, und ein Andachtsbuch für Ludwig den Deutschen sind in ihr hergestellt worden. In Steier leistete St. Lambrecht ähnliche Dienste und der Bischofssitz Passau, das im Investiturstreite gut kaiserlich blieb, (gegen Salzburg) wird die Pflanzstätte der christlichen Bildung für das ganze Donauthal. Kurz behandelt wird S. 134 fgd. das geistliche Drama in seinen ältesten Formen. Wir hatten vor einiger Zeit Veranlassung, gelegentlich des Heinzelschen Buches, davon zu berichten.*)

Wir können auch über die nächsten Abschnitte um so getroster kurz sein, als sie auf J. Kelle's Geschichte der Deutschen Literatur (Berlin 1892) sich wesentlich gründen. Als ältestes Denkmal deutscher Dichtung in Oesterreich gilt darnach die ältere Genesis (ca. 1078) da sie in Kärnten entstanden sei, wo das Chorherrenstift Vorau den Ruhm des steirischen St. Lambrecht theilte.

Eine lesbare populäre Darstellung unserer älteren Literaturgeschichte, wie sie doch wenigstens Wilhelm Scherer geboten hatte, wider den man übrigens sage was man mag, finden wir in unserm „Handbuche“ (164), in den ersten Heften nicht. Es ist ein wirres Repertorium, und bequemer wäre es für den Leser schon, man hätte es in alphabetischer Folge als Wörterbuch der deutsch-österreichischen Literatur-Geschichte gegeben. Als einer der prächtigsten Bilderbeilagen sei wenigstens des Faksimiles der Handschrift einer Weltchronik gedacht, die der Bibliothek des Schottenstiftes in Wien gehört.

Das spezifisch Oesterreichische ist natürlich in all diesen kirchlichen Dichtungen, sowohl der Klosterdame Frau Ava, als in dem hohen Liede des Abtes Williram, eines Franken aus Ebersberg († 1085) und

*) Hier sei daher nur eine seltsame Deutung der Anweisung alter Spielbücher erwähnt: resurgentem adorent nobiscum dicentes: „aevia, aevia. Ew.“ Was aevia sei, erfahren wir gar nicht, Ew wird ergänzt Ewangelista!! Nun giebt das Wort aevia die Vokale a e u i a, um die Spieler zum Anstimmen des Alleluia aufzufordern, und das ew, gewöhnlich evovae geschrieben, giebt die Vokale der Schlußworte von in secula seculorum amen, die hier halbfett gedruckt sind.

sonst recht spärlich vertreten, ebenso auch in den kleineren kirchlichen Dichtungen und Legenden. So viel Poesie zwar in den besseren Legenden gerettet ist, so harte Prüfungen des gesunden Menschenverstandes stellen doch die vielen anderen dar, und wen nicht Liebe zu unserer alten Sprache hinzieht, der würde die darauf gewendete Zeit und Mühe beklagen. Freilich ist immer zu bedenken: man bildet sich wohl ein, die alte deutsche Dichtung so ziemlich zu übersehen, doch was ist's im Ganzen, als traurige Trümmer? Eins der beliebtesten Bücher des dreizehnten Jahrhunderts war das Marienleben des Karthäuserbruders Philipp von Seitz, auch des Gundaker von Judenburg „Christes Hort" (5305 Verse) ist nicht unbedeutend. Wir erhalten noch Notizen über die Dichtungen des Mönches Andreas Kurzmann von Neuberg in Steier, werden dann mit der Kindheit Jesu des Konrad von Fußesbrunn, eines Schülers Hartmanns von Aue, ins Donauthal geführt, dann aber brichts ab mit Verweisung auf Goedekes Kapitel „Legendendichtnng"!

Erst mit dem vierten Abschnitt „Rittertum" und der erzählenden Dichtung tritt das Donauland in nennenswerthe Konkurrenz mit der vorangegangenen übrigen Deutschen Kunstentfaltung. Da ist der Stricker mit mancher geistvollen Erzählung, der Pleier, Enenkel mit seiner zu einer Weltchronik ausgeweiteten Geschichte Oesterreichs, da ist der oft so ungerecht geringgeschätzte Ritter Ulrich von Liechtenstein und, wohl die dichterisch bedeutsamste Leistung, der Meier Helmbrecht, der nur nicht eigentlich als Dorfgeschichte wäre zu bezeichnen gewesen.

Ulrich von Liechtenstein, das verdient besondere Anerkennung, ist hier endlich einmal nach seinem Verdienst gewürdigt. Man darf billig erstaunt sein, daß die hohe Begabung und Kunst dieses Mannes bei unseren Literatoren bisher so verkannt werden konnte. Kennt und nennt man ihn doch fast nur als ein Muster ganz besonderer Verrücktheit wegen seiner Turnierfahrten und entrüstet sich über seine „Unsittlichkeit" und Frivolität. Daß er der poesievolle, alle Töne virtuos beherrschende aber auch der unserm heutigen Empfinden am nächsten kommende Lyriker des Mittelalters ist, wen kümmerte es? Auch so im guten Sinne volksthümlich ist kaum ein anderer Minnesinger. Ein ganz reizender Zug, der den ganzen Mann kennen lehrt, wie er leibt' und lebte, wird S. 207 nach der steierischen Reimchronik erzählt: „Als die steierischen Herren aus jener langen, bitteren Gefangenschaft bei Ottokar sich mit vielen großen Opfern gelöst haben und aus ihren Kerkern kommen, da merkt man ihnen allen an, wie schwer die harte Haft und die Sorgen sie bedrückt haben: bleich, mit spannenlangen Bärten, hinkend von der Qual der Fesseln, so treten sie betrübt vor den gewaltigen Böhmenkönig. Nur der Liechtensteiner allein, der hat sich den Bart zuvor scheeren lassen, hat neue, schöne Kleider angelegt, thut, als wenn ihm gar nichts widerfahren wäre, und gehabt sich so munter, daß der König darob verwundert seinen frohen Sinn preist." — Es ist derselbe

Mann, der blutige Zähren weinen konnte, zum Stein erbarmen, wenn seine hochmüthige Herrin ihr Ringlein zurückbegehrte.*)

Die eben erwähnte steirische Chronik des Ottokar (von Horneck) ist von Seemüller gewürdigt.

Mit der höfischen Epik in Böhmen verlassen wir den eigentlich österreichischen Boden. Dankbar jedoch müssen wir sein für die sorgsamen Dialektstudien dieses wieder so arg bedrängten altdeutschen Kulturbodens. Zog der erste Ottokar wohl vorzugsweise Sänger aus den Alpenländern an, aus Tyrol, Salzburg, Oesterreich, Kärnten, so doch auch andere und der mit Ottokar II. in persönlichem Verkehr stehende Ulrich von Eschenbach, der nicht talentlose Bearbeiter der Alexandreis des Gualtherus von Chatillon, war doch wohl ein Bayer, wie sein großer Namensvetter Wolfram. Auch die Fortsetzung des Tristan von Heinrich von Freiberg, glatt und geschmackvoll erzählt, gehört in diesen Kreis. Der Rückblick auf das höfische Epos S. 224 ist kurz und gut.

Nach kurzer Darstellung der Schwank- und Novellendichtung, aus der, beiläufig gesagt, unsere heutige Lustspieldichtung köstliche Motive nehmen könnte, wenn man nicht so — sittlich wäre, sich an Sardou und anderen französischen Possenfabrikaten zu begnügen, wendet sich das „Handbuch" zur Darstellung der höfischen Lyrik.

Ich kann vor allen Dingen nicht darin einstimmen, in Walther von der Vogelweide einen Oesterreicher zu sehen. Wir wissen ja Alle, man hat ihn sich neuerdings ganz resolut zugeeignet und auf den schönen Platz zu Bozen als deutsches und antirömisches Wahrzeichen aufgerichtet. Das mag ganz schön sein.**) Man hatte es aber ein wenig eilig damit. Ich habe nichts dawider, den höfischen Redaktor des Nibelungenliedes als Tyroler gelten zu lassen, aber Walther gehört, meine ich, von Geburts wegen nach Franken. In Oesterreich lernte er nur singen und sagen und hat auch mancherlei Trübes erfahren. Das kann hier nicht näher ausgeführt werden.

Unser Werk will natürlich auch die Ansicht Konrad Burdachs nicht gelten lassen, daß nämlich Oesterreich von dem Strome der höfischen Poesie, die ja von Westen her drang, am spätesten sei erreicht worden. Es habe eben sehr viel „bodenständigen" Volksthums bewahrt („bodenständig" ist ein Lieblingswort der Herren), ja die ältesten Minnesänger seien Oesterreicher, mindestens Zeitgenossen des Veldeke.

So wird hier auch Reinmar der Alte, der von Hagenau, die Leitefrau des deutschen Nachtigallenchores, für Oesterreich in Anspruch genommen,

*) Dazu stimmt nun freilich schlecht, wenn ein anderer der vielen Mitarbeiter des encyklopädischen Buches (s. S. 214) gleich wieder von dem „Don Quixote des Mittelalters" redet.

**) Auch an einem Bismarckdenkmal in Graz oder Cilli würde ja kein Reichsdeutscher Anstoß nehmen.

weil es bei Braunau und Linz, und in Niederösterreich noch vier andere Hagenauen giebt. Die Masse muß es bringen. Wir wollen nicht streiten, gelebt hat der Mann ja am Hofe Leopolds V. (1177—94.) Es sei typisches Geschick des Oesterreichers, heißt es einmal (241), in der Heimath nicht, oder lange nicht anerkannt zu werden. Ein leider durch die ganze bewohnte Erde geheiligter Typus. —

Man glaube ja nicht, daß die Zueignung Walthers auf reiner Bewunderung seiner tüchtigen deutschen und antiultramontanen Haltung beruhte, die ihm Töne eingab, wie die Welt sie nur noch aus Luthers Munde vernahm! Weit gefehlt! die Herren Redaktoren und Mitarbeiter, zum Theil selber Geistliche und hohe Würdenträger öffentlichen Lehramtes, verderben es nicht mit dem Romanismus und Jesuitismus. So wird Walther hier fast ähnlich gescholten, wie schon zu seinen Tagen von dem deutsch reimenden Italiener, dem Domherren Thomasin von Zirklaria. Er habe sich ca. 1212 mit maßlosen Mitteln an die Spitze des politischen Kampfes gestellt, dem gebannten Otto IV. ein Glückauf zugerufen. „Die Klugheit und Besonnenheit standen damals nicht auf Walthers Seite.“ Das ist zwar bloß als Zitat gegeben (249) aber doch offenbar mit Zustimmung der Herren Herausgeber.

Noch einmal, bei Erwähnung des braven welschen Domherrn vernehmen wir Klagen über den bösen, widerpäpstlichen und unzufriedenen Walther, der immer mit Bitten lästig fiel! Nun da tröste man sich mit dem frommen Hugo von Montfort († 1423), dem letzten und freilich auch ledernsten Vertreter des Ritterthums in Steier (und Vorarlberg) oder mit Oswald von Wolkenstein (1367—1445)! Zu loben ist die Bescheidenheit der österreichischen Literatoren, die sie hindert, auch Freidanks Bescheidenheit für sich anzusprechen, „bei dem Mangel an Nachrichten über den Verfasser“. (277.)

Ehe wir die Grenze zur neuen Zeit überschreiten und uns durch Professor Jakob Zeidler in Wien über die dramatische Literatur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts unterrichten lassen, war ein kurzer Aufsatz (von R. von Kralik) über die Musik zu genießen. „Nichts ist so schwer u., s. w.“ Wir verstehen nichts davon. — —

Als Illustration, wohl nach dem schönen Verleger-Grundsatz „ein Bild um jeden Preis“, sieht man unter andern die Photographie des Rathhauses zu Sterzing in seinem heutigen Zustande. Warum? Weil in demselben und speziell in dem auch abkontrafeieten Archivzimmer, die Passionsspiele gefunden wurden, von denen nun zu handeln war.

Damit Oesterreich doch auch auf diesem Gebiete hervorsteche, so sollen sich seine Spiele vor den „Nürnberger Machwerken“ besonders vortheilhaft auszeichnen. Ist das nicht fast kindischer Regionalismus in der Literaturgeschichte? „Machwerke“ kennt man wohl im Kaiserstaate gar nicht?

Die Entwicklung des Dramas wollte es so, daß es die Kirche (und

den Schulsaal der Klöster, muß man wohl hinzufügen) vermied und auf den Markt hinaus oder in die Säle der Rathshäuser flüchtete und damit in die Hände des zünftig gegliederten Bürgerthums gelangte. Daß nun der Einfluß der Renaissance sich stark geltend macht, ist begreiflich genug. Hans Sachs ist in der That eine Parallelfigur zu Albrecht Dürer. Ob wirklich der Uebermuth der Vaganten und Spielleute den Auszug aus der Kirche verschuldete, lassen wir auf sich beruhen. Hauptgattung blieben noch die Osterspiele und Tyrol sah die reichste Entfaltung dieser Blüthe. „Wien litt viel im Dienste seiner Mission in der Ostmark.“*) Seit 1580 kam Oberammergau und später Höritz der Bedeutung Sterzings nahe.

Daß der Protestantismus die Schulkomödie an Stelle dieser Spiele setzte, nehmen die Herren doch hoffentlich nicht für ungut, da es ihm ja bald die lieben Herrn Jesuiten recht emsig nachmachten.

Aus der großen Schwanksammlung Adalberts von Keller ließen sich einige aussondern, (s. S. 370) die als österreichisch zu gelten Anspruch haben, also auch frei von Nürnbergischem Einflusse seien. Zu ihnen, ganzer sechsen, tritt seit 1510 die Sammlung Vigil Rabers. Als älteste Posse (sie ist unflätig genug) gilt das Neidhartspiel (c. 1350), nur 58 Verse (S. 372).

Es ist aber nicht erkannt, daß wir hier doch nur den unreifen Versuch der Dialogisirung eines alten Schwankes vor uns haben, der auf den Namen des Neithart von Reuenthal geht und, daß V 35 nicht sowohl eine Regiebemerkung fehlt (sie steht ja da: Vadat Nithardus et ponat florem sub pileo et redeat) als daß sie unvollständig ist. Der rusticus muß, nachdem der Ritter Nithart den Hut über das erste entdeckte Veilchen gedeckt, seinen anders gearteten Viol unter den Hut setzen. Es ist eben ein kläglicher Versuch, den groben aber wenigstens witzig vorgetragenen Spaß zu dramatisiren, den man in v. d. Hagens Minnesängern III, 202 nachlesen mag. Oesterreich hatte keinen Grund, auf diese älteste Posse stolz zu sein. Der alte Schwank ist eine der übermüthigsten Farcen des romantisch-höfischen Frühlingsuchens und Grüßens. An Rabers Stücken wird auf Grund der Charakterisirung Michels, und gewiß mit besserem Recht, „unverfälschte Bodenständigkeit“ gerühmt. Der immer wieder vorschlagende Aerger über das rivalisirende Nürnberg wirkt auch hier fast komisch.

Mit der neunten Lieferung beginnt der zweite Halbband des

---

*) Daher sei das Wiener Passionsspiel von St. Stephan dort das einzige. Das Egerer Spiel, seine Quelle, mag schon eine Kompilation älterer sein und u. a. die Prager Marienklage wörtlich sich einverleibt haben, für uns bleibt es wegen der sauberen Redaktion eins der interessantesten Denkmäler dieser Kunstübung. An Gehalt steht es dem Oberammergauer Spiele gewiß nicht nach, aber es ist zu lang. Gedruckt in den Schriften des Lit. Vereins Bd. 156.

„epochalen" Werkes, wie es die Waschzettel des Verlags nennen. Er behandelt die Zeit von der Reformation bis zu Maria Theresia.

Man mißverstehe uns nicht, wenn wir auch bei dem kurzen Blick auf diesen Abschnitt, ja hier noch schärfer, die Schiefheit des Grundgedankens dieses ganzen Unternehmens betonen müssen, als schätzten wir die vielfache Belehrung gering, die dem allerdings etwas wirren und ungleichartigen Zusammenwirken so vieler tüchtiger Forscher zu verdanken bleibt.

Nicht nur in Oesterreich lag bis ins beginnende siebzehnte Jahrhundert Literatur und Wissenschaft in geistlichen Händen. Es ist ganz richtig, das sogenannte Klosterlatein, das Medium jeder höhern Bildung, ist keine todte Sprache, sondern ununterbrochene, lebendige Tradition der Schichten der Bildung, und wie jede lebendige ward es angeeignet im Umgang, nicht an der Hand von Paradigmen und Wörterbüchern oder gar Sammlungen Ciceronischer Phrasen unlebendig zusammengestümpert. Wir leugnen auch unsererseits keineswegs das hohe Verdienst Victor Scheffels, der den Wahn von dem angeblich „finsteren Mittelalter" zerstört habe. Wir schätzen aufs Höchste den Geist St. Benedikts, des gewaltigen Erziehers der mittelalterlichen, doch noch höher den Einfluß des h. Bernhard auf die mitteleuropäische Welt.

Wer wollte noch leugnen, daß auch der Humanismus mit der Pflege der Wissenschaft in engem Bezuge stand, wie sie in den Klöstern, Benediktinern, Cisterziensern und Chorherren, gepflegt ward? Aber es ist doch bereits ein neuer Geist in der italienischen Renaissance geboren, den Ulrich von Hutten mit dem Jubelrufe begrüßte, es ist eine Lust zu leben. Es ist der Geist eines starken Individualismus, der nothwendig die lange Bevormundung der römischen Kirche zerbrechen mußte.

Daß die deutschen Lande Oesterreichs und des Südens sich dem Segen der Reformation sobald wieder abwendig machen ließen, unter einem Spanier, der kein Deutsch verstand, daran laborirt dieses Reich bis heute zu seinem und unserm großen Schaden. Hier zeigt nur unser Handbuch eine Befangenheit, die geeignet wäre, den Riß zwischen dem Norden und Süden noch zu erweitern, wenn nicht glückliche Folgen unseliger Verblendung mächtiger wären, dennoch die alte Brücke wieder zu bauen. War es doch mit der Bedeutung Wiens, das eine Zeit lang der Mittelpunkt des Humanismus gewesen (Conrad Celtis) auch bald vorbei. Denn mit der Reformation trennt sich Oesterreich vom Norden, in dem es grollend aber ohnmächtig neue kräftige Staatenbildungen sich durchsetzen sah. Und gleichwohl ward es vom Norden her doch allmählich, wenigstens literarisch, wieder angegliedert. Der allgemeinen Herrschaft der neuhochdeutschen Schriftsprache vermochte es sich nicht zu entziehen, schon darum nicht, weil ein großer Theil ihrer Wurzeln in den eigenen Boden hinabreichte.

Mit der Abkehr der Reformation und der Auslieferung des geistigen Lebens an die spanischen Jesuiten ist auch die Folge herrlicher Ansätze abgebrochen.

Gewiß, als Kaiser Karl IV. Prag (1348) zur Universität machte (Wittenberg genoß es bald) und den bewunderten Patrarca zu sich lud, da war es eine Weile die Heimstätte der Renaissance in Deutschland. „Der Kanzler Joh. v. Neumarkt versetzt fast schon in das Weimar Karl Augusts.“ (S. 408) Fast! Aber wo bleibt die Folge, um dieses Wort im Goethischen Verstande noch einmal zu brauchen?

Die Herren wissen ganz genau, daß das deutsche Gemeinsamkeitsleben im Zeitalter der Reformation (durch den Jesuitismus) zerstört ward; sie erinnern uns wehmüthig an die Thätigkeit eines Nicodemus Frischlin in Laibach, an Balthasar Hubmayr, Nicolaus Herman, den großen Prediger Joh. Mathesius.

Ziemlich flüchtig, — es soll kein Tadel sein, denn wir wissen wohl, ein encyklopädisches Sammelwerk kann nicht jedes Thema erschöpfend behandeln — geht uns der österreichische Meistergesang und die dramatische (Schul-) Dichtung vorüber, die zum guten Theil gleichfalls sich in den Dienst der Reformation gestellt hatten.

Ich kann nicht umhin, hier ein merkwürdiges Aufleuchten der Selbsterkenntniß zu zitiren, das milder wirken mag, als wenn ein Nichtösterreicher es aussprechen sollte. Es ist zwar ganz gewiß nicht im Sinne aller Herren Mitarbeiter gesagt, aber die Leitung hat es doch durchgehen lassen.

S. 573 unten (es war die Rede von dem breiten und trockenen Dramatiker Schmeltzl.)

„Er verpflanzte das deutsche Schuldrama, das ihm vor Allem in Sachsen nahegetreten war, nach Oesterreich. Daß er aber dieses in der Schule eines Klosters zu Wege bringen konnte, war nur möglich im Hinblick auf die irenischen Neigungen, welche Oesterreich während seines Wiener Aufenthaltes beherrschten. Sein Drama fußt ebenso wie das lutherische auf der Bibel, nur daß es jede Polemik vermeidet. Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, Pflege aller stillen, herzlichen, häuslichen Tugenden, tiefe Wehmuth über die Zerrissenheit der Welt sind die Sonne, welche diese Schulbühne beleuchten. Wenn nun Schmeltzl in der Vorrede zum „blindgeborenen Sohn“ sagt, er habe die Aufführung nach alter Gewohnheit für den „Sonntag Lätare, obwohl er zu seiner Zeit besser Tristare“ genannt würde, bestimmt: so ist das tiefgefühlte Wahrheit. Man wird fast an das Grillparzer'sche Ideal von „des Inneren stillem Frieden“ und noch mehr an die rührende Figur des armen Spielmanns gemahnt. Das ist die Tragödie des von Haus aus lebensfrohen, liebenswürdigen Menschen, der, hineingestellt in die großen Konflikte einer schweren Zeit, welche Härte und Entschiedenheit verlangt, die Fragen des

Verstandes und der unerbittlichen Nothwendigkeit so gerne nach der Logik des guten Herzens lösen möchte. Das ist die österreichische Volksseele, welche uns ebensowohl im milden Markgrafen Rüdiger als in den Gestalten der eigenthümlichen Märchenwelt Raimunds entgegentritt." Grillparzer habe die Tragik dieses Oesterreicherthums in der Figur Kaiser Rudolfs II. meisterhaft dargestellt. — —

Einer der bedeutendsten Abschnitte ist dem interessanten Kapuziner-Prediger Abraham a. S. Clara (geb. 1644 † 1. 12. 1709) gewidmet, auf Grund eines sehr erschöpfenden Buches Karajans. Ob die begeisterte Schilderung genügen werde, ihm doch noch ein Denkmal zu errichten, müssen wir abwarten. Hier lesen wir (626): Die „bethörte, verkehrte und verkehrte Welt aber hat es bisher weidlich (sic) unterlassen, ihm ein öffentliches Denkmal zu setzen oder auch nur eine Gasse nach ihm zu benennen, ein trauriger Beweis, wie wenig wir Oesterreicher unsere hervorragenden Staatsmänner achten und — kennen." Das ist ja wohl kein Wunder, daß das verbiesterte und von dem poesiefeindlichen Nicolai damals beherrschte Berlin diesem Geiste 1795 und 1797 nicht gerecht werden konnte, man gab eine angebliche „Quintessenz" aus seinen Schriften als „ein Spezifikum fürs Zwerchfell" heraus. Schon die barocken Titel wirkten hier wie „Knallerbsen oder du sollst und mußt lachen." Auch Lessing hat ihm keinen Geschmack abgewonnen, das soll an dessen „oft pedantischer Aesthetik und Logik" gelegen haben. Nun dafür hat ihn Goethe für Schillers Wallenstein entdeckt. Ganz Ganz besonders hochmüthig behandle ihn Gervinus. Aber am übelsten zu sprechen sind die Herren auf Wilhelm Scherer. Wir hatten wohl auch Manches an Scherer und noch mehr an seinen Schülern zu bemängeln, hier müssen wir doch Anzapfungen von ihm abwehren, die eines gewissen pfäffischen Beigeschmacks nicht entbehren. Z. B. wenn es S. 640 heißt: „Man schmälert nun dieses Verdienst des freimüthigen Predigers, indem man (der Mann war eben Scherer) den Kaiser Leopold der lächerlichen Eitelkeit beschuldigt, er habe gerne seine Räthe und Höflinge mit der Brühe des Spottes übergießen lassen, wenn er nur selbst verschont blieb, um dadurch an „Superiorität" zu gewinnen. Einem religiös gesinnten Habsburger kann man eben ohne Beweis heute Vieles nachsagen, ohne des bereitwilligsten Beifalls zu entbehren." Auch daß Scherer als nervös und „protestantisch ungerecht" bezeichnet wird, bestärkt uns nur in der Ueberzeugung, daß die gelehrte Welt Deutsch-Oesterreichs gegen römische Pfaffen immer noch zärtlichere Rücksichten nimmt, als sie weiß Gott verdienten.

Wir gestehen gern, dem barocken Augustiner, der schon durch die Organisation seines Ordens „bodenständig" sei, nach dieser Zeichnung liebenswürdige Züge abgewonnen zu haben. Für „die Barocke" jedoch uns zu erwärmen vermögen wir verstandesnüchternen Protestanten nun

einmal nicht und die schlimmste Empfehlung wäre wohl die Zensur, nach der Barock so viel wie warmherziger, kunstfreudiger Katholizismus, die den norddeutschen Protestantismus beherrschende französische Renaissance aber wesentlich rationalistisch, unsinnlich, kalt und nüchtern sei. So wird rühmend der Jesuit und große Gelehrte Athanasius Kircher als offenbar schöneres Parallelbild zu Leibniz gegeben.

Wir sagten bereits, daß wir die populäre Furcht vor den Jesuiten nicht theilen, aber das wissen wir leider nur zu wohl, daß wahrhaft unparteiisch sich wohl protestantische Wissenschaft erweisen mag, nicht aber jesuitische, die niemals ihre Ordensziele als Hintergedanken oder secondi fini, wie die Wälschen sagen, los werden kann. Hier bleibt eine Kluft befestigt, ja sie scheint zur Zeit durch die politische Macht unseres Zentrums erweitert und ein Werk, wie das besprochene ist nicht geeignet, sie zu beseitigen. Der deutsche Bruder drüben im vielsprachigen schlimm erregten Kaiserstaate, dem wir gern die Freundeshand hinstreckten, dem wir auch wohl nützlich zu sein kräftig genug wären, er muß uns nicht zurückgeben: „Du gemüthloser Ketzer!“ — —

Weimar, im September 1899. Franz Sandvoß (Xanthippus).

---

Halbthier! Roman von Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey). Verlag von F. Fontane & Co. Berlin 1899.

Das Buch verdient denselben Erfolg und Beifall, den Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie“ gefunden hat. Doch ist die Art dieser beiden Romane von Grund aus verschieden. Die Reuter gab mit aktenmäßiger Genauigkeit eine naturtreue Darlegung wirklicher Lebensverhältnisse. Die Böhlau erhebt sich mit der Flugkraft der Phantasie aus der flachen Ebene der Wirklichkeit zur Höhe der Ideen. Ihr Roman ist ein idealistisches Werk. „Halbthier“ ist die Frau in ihrem Verhältniß zum Mann, der als Herr der Welt das schwächere Geschlecht zur Ordnerin und Hüterin seiner häuslichen Bequemlichkeit benutzt — das heißt dann Ehe —, oder zur Befriedigung seiner sinnlichen Lüste — dann nennt er's Liebe. Das Leben des ehelichen Halbthiers führt die Gattin des berühmten Schriftstellers Heinrich Ewald Frey, der im Hause Haustyrann und draußen, in der Gesellschaft, gefeierter Künstler ist, der für Freiheit und Schönheit sich herrlich begeistert. Bei den Nachtszenen in der Familie Freys entwickelt die Verfasserin eine unheimlich ergreifende Schilderungskunst. Ist die Frau wirklich zu nichts Anderem, Höherem bestimmt, als gute Hausfrau, getreue Dulderin, sorgsame und ewig geplagte Mutter zu sein? Lebt nicht auch in ihr ein Drang nach den vom Sonnenglück umglänzten Höhen des Lebens? O gewiß, dieser Drang lebt in der Frau, er lebt vor

Allem in Freys schönheitsseliger Tochter Isolde. Wie aber wird der Drang zum Ideal befriedigt? Isolde, in der die Künstlerseele des Vaters sich regt, lernt den Maler Henry Mengersen kennen, zunächst aus seinen Werken. Sie ist entzückt von diesen Bildern, begeistert, erhoben; sie findet darin ihre eigenen feinsten und herrlichsten Gefühle offenbart. Sie liebt Mengersen aus seinen Werken heraus, liebt ihn mit Inbrunst und Anbetung. Sie verwechselt den Künstler mit dem Menschen, um diesen Irrthum bitter zu büßen. Mengersen ist entzückt von dem Liebreiz, der Gefühlskraft, der Schönheit und Reinheit Isoldes, der Künstler in ihm ist entzückt. Sie erscheint ihm wie die Göttin der Reinheit und Keuschheit, die er in ihrer unberührten Nacktheit malen möchte. Für Isolde fließt Kunst und Leben in Eins zusammen und sie opfert sich aus Liebe und Kunstbegeisterung: sie wird Mengersens Modell. Als Künstler ist der Maler entzückt von dem Modell, als Mann sieht er in dem Mädchen nur den begehrten Gegenstand sinnlicher Lust. Der Mann verachtet, was der Künstler verehrt hatte. Was dem Künstler Göttin ist, ist dem Manne Halbthier. Isolde wähnte, aus dem Rausch ihrer Liebes- und Kunstbegeisterung wie eine Heilige ein Opfer zu bringen, und sieht sich gedemüthigt wie eine Hündin. Das ist das Problem, das im Mittelpunkt des Romanes steht. Isolde aber ist zu stark, um sich so schnell brechen und demüthigen zu lassen. Sie verabscheut, wo sie verehrt hatte. Der Maler aber begreift diesen Abscheu nicht, ebensowenig wie er vorher den Sinn des Opfers begriffen hatte. Er bleibt dabei, daß des Weibes Leben das Leben der Sinne ist und daß dieses Leben im Grunde doch nur für des Mannes Sinnenlust bestimmt ist. Diesen Glauben muß er mit dem Leben bezahlen. Denn als er — später einmal — mit Isolde an einsamer Parkstelle zusammentrifft und die Arme begehrlich nach ihr streckt, wird er von dem verkannten und geschmähten Weibe erschossen. So verfällt Isolde als Mörderin dem Tode, nach bürgerlichem Recht. „Also dem Tod lief sie zu? Ja, und mit ausgebreiteten Armen. Nein, sie kroch ihm nicht entgegen. Gottlob! Das fühlte sie mit Jubel, sie kroch nicht! Dann hatte sie doch etwas im Leben erreicht. Dann war sie doch etwas. Und da war es wieder das wunderbare Gefühl. Sie empfand sich wieder als der Begriff des ewig bedrückten Weibes, des geistberaubten Weibes, der Sklavin aller Völker. Und da brach ein Jubel in ihr auf. „Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen — ich breche durch! Und habt ihr mich verschüttet mit Schutt von Jahrtausenden — ich breche durch!“ Da mußte sie aufschreien im Kraftgefühl. Dann barg sie ihr Gesicht in einen vollen, jungen Buchenbusch, der am Wege herrlich entfaltet stand, weich und grün, feucht und flaumig. Sie kühlte ihr junges Gesicht in seinem duftenden Laub. Sie wühlte es ganz darin ein, wie in die Freuden der Erde. „Wie in die Freuden der Erde!“ Das sagte sie weich und innig. Dann warf sie sich nieder und küßte den Boden, auf dem sie stand: „Ich komme wieder“! rief sie laut. „Ich komme

wieder!" Und wie im Gebet preßte sie die Hände ineinander. Ja, sie wollte wiederkommen, — und sie mußte wiederkommen. Das war ihr fester, großer Wille, ihr heiliger Entschluß. Es gab hier eine Welt dumpfer, dummer, matter Seelen, Halbthierseelen! Sie wollte einen tiefen Todesschlaf halten, der die Kräfte stählte; dann wollte sie wiederkehren, stark und rein und gut — und mächtig — Alles vermögend mit der Kraft zu erlösen. So stand sie unerschütterlich, Herrin über Leben und Tod — in der Wonne ihrer großen Kräfte schon entrückt — und wartete auf die Sonne." — Dies ist der idealistisch-symbolistische Schluß des Romans. Er kann und darf allein als eine idealistische Kunstleistung genossen und beurtheilt werden. Es ist selbstverständlich, daß in „Wirklichkeit" und in allen Fällen die Stellung der Frau die eines „Halbthieres" nicht ist. Ich erinnere z. B. an den Roman der Höchstetter: „Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung", in dem die Frau geradezu als Halbgöttin dargestellt ist. Und würde Helene Böhlau, die gemüthstiefe Verfasserin der „Altweimarischen Liebes- und Ehegeschichten" etwa Christenes Verhältniß zu Goethe als „halbthierisch" bezeichnen wollen? Dennoch bleibt sicherlich das Recht bestehen, von einer bestimmten Stellung aus und aus gewissem, persönlichstem Eindruck das Verhältniß zwischen Mann und Weib einmal so darzustellen, wie es in dem vorliegenden Roman geschehen ist. Die künstlerische Wirkung ist garnicht so sehr von der objektiven Richtigkeit und von der beweisbaren Allgemeingiltigkeit abhängig, als vielmehr von der Kraft der subjektiven Seelenstimmung und der Eindrucksfähigkeit, mit der das subjektiv Empfundene zur künstlerischen Darstellung gebracht ist. Unter den von Frauenhand geschriebenen Emanizipationsromanen steht Helene Böhlaus „Halbthier" durch die Höhe der Ideen, die Stärke und Aufrichtigkeit der Empfindung, die Schärfe der Charakteristik und die Eindringlichkeit der Darstellung an erster Stelle. Max Lorenz.

---

## Nationalökonomie.

**Die englische Agrarkrisis, ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.** Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture" bearbeitet von Dr. Oskar Stillich. Jena 1899. Gustav Fischer. VIII und 149 Seiten. Preis 3,60 Mk.

Im September 1893 wurde in England eine königliche Kommission zur Untersuchung der Agrarkrisis ernannt, die bis 1895 in 177 Sitzungen tagte und 191 Sachverständige vernahm. Ihre Aussagen (46151 Fragen und Antworten) und sonstige Materialien wurden in drei großen Blaubüchern 1894 und 1895 veröffentlicht, die schon 1896 von König für sein

Buch über die Lage der englischen Landwirthschaft benutzt wurden. Der Schlußbericht (Final-Report) der Kommission, der den ganzen ungeheueren Stoff systematisch zusammenfaßt, ist dagegen erst 1897 erschienen.

Seine Ergebnisse einem größeren deutschen Leserkreise vorzuführen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit, die meines Erachtens als eine der wichtigsten nationalökonomischen Publikationen des letzten Jahres bezeichnet werden muß. Die ungeheuere Schnelligkeit der modernen wirthschaftlichen Entwickelung, die in wenigen Dezennien die ökonomische Situation eines Landes von Grund auf umgestaltet, tritt uns hier mit seltener Plastik entgegen. Es ist ein Buch, das in der gegenwärtigen wirthschafts-politischen Situation Deutschlands besondere Beachtung verdient, da es uns zeigt, welche bedenkliche Tragweite die durch den Preissturz der landwirthschaftlichen Produkte hervorgerufene agrarische Krisis auch bei uns angenommen hätte, wenn nicht durch den Schutzzoll ein gewisser Ausgleich zwischen den Produktionsbedingungen der deutschen und der billiger produzirenden fremden Landwirthschaft hergestellt worden wäre.

Aus der reichen Fülle des sehr geschickt und in anziehender Form verarbeiteten Materials seien nur wenige Thatsachen kurz hervorgehoben.

Die in den siebziger Jahren einsetzende ausländische Konkurrenz hat mit besonderer Wucht den Ackerbau, namentlich die Getreideproduktion, getroffen; der Viehzucht ist ein ausländischer Wettbewerb erst in den achtziger Jahren erstanden, und er hat bisher auch nicht die selbe Intensität wie im Körnerbau erlangt. In Folge dessen hat sich die Weidewirthschaft auf Kosten des Ackerlandes stark ausgedehnt; es entfielen in Millionen acres auf das

| | 1875 | 1895 |
|---|---|---|
| Ackerland . . . . | 18,10 | 15,97 |
| Weideland . . . . | 13,31 | 16,61 |
| Summa: | 31,41 | 32,58. |

Am stärksten hat sich die Anbaufläche für Weizen verringert, der am meisten im Preise gefallen ist; sie betrug 1873/75 3,67 Mill. acres, 1893,95 nur noch 1,79 Mill. acres. In den siebziger Jahren deckte die heimische Produktion noch die Hälfte des Weizenbedarfs, gegenwärtig aber nicht mehr ein Viertel. Günstiger liegen die Dinge bei Gerste und namentlich bei Hafer, wo nur 40 und 20% des Bedarfs vom Auslande bezogen werden.

Trotz der Vergrößerung des Weideareals hat die Viehzucht keine Fortschritte gemacht; der Viehbestand ist im Gegentheil sogar eher zurückgegangen. 1892 gab es in Großbritannien 6,945 Mill., 1895 aber nur 6,354 Mill. Stück Rindvieh. Auch die Schafe hatten sich gleichzeitig von 28,735 auf 25,792 Mill. Stück verringert. Die gesammte jährliche Fleischproduktion wurde geschätzt:

1876/78 auf 1,326 Mill. tons
1893/95 „ 1,374 „ tons,

stagnirt also so gut wie vollständig. Gleichzeitig ist aber die Fleischeinfuhr von 0,336 Mill. auf 0,689 Mill. tons gestiegen, während die Fleischpreise erheblich gefallen sind. Die Einfuhr von Molkereiprodukten (Butter, Käse ꝛc.) hat sich ebenfalls mehr als verdoppelt und überragt jetzt schon bedeutend die eigene Produktion Englands. Es ist der englischen Landwirthschaft also nicht gelungen, für das, was sie im Körnerbau verloren, in der Viehzucht einen Ersatz zu finden.

Auch in der Wollproduktion ist England in steigendem Maße vom Ausland abhängig geworden; die heimische Produktion, die 1876/78 noch mehr als zwei Fünftel des Bedarfs lieferte, deckt jetzt nur noch wenig mehr als ein Viertel. In seinen beiden wichtigsten Bedarfsartikeln, in Weizen und in Wolle, ist Großbritannien zu drei Vierteln auf auswärtige Zufuhren angewiesen.

Die Agrarkrisis hat nicht nur die landwirthschaftliche Produktion bedeutend verringert und Englands Abhängigkeit vom Ausland außerordentlich erhöht, sie hat auch tiefgreifende soziale Veränderungen zur Folge gehabt.

Die Entvölkerung des platten Landes ist noch weiter vorgeschritten. Die Zahl der landwirthschaftlichen Arbeiter ist — bei einer Zunahme der Gesammtbevölkerung Großbritanniens von 26 auf 33 Milionen — von 1871 bis 1891 von 1162000 auf 920000 Personen gefallen. Die geringe Zahl der Bauern (yeomen und freeholders) ist noch weiter zusammengeschmolzen. Auch die Zahl der Pächter dürfte sich nicht unbeträchtlich verringert haben; ihre Lage muß als sehr kritisch bezeichnet werden.

Der steuerpflichtige Rohertrag des ländlichen Grund und Bodens ist von 1879/80 bis 1893/94 von 59,6 Millionen Lstrl. auf 46,3 Millionen Lstrl., also um mehr als eine Viertelmilliarde Mark zurückgegangen. Der Rohertrag des rein landwirthschaftlich benutzten Grund und Bodens dürfte noch stärker gesunken sein, da die obigen Zahlen auch Hausgärten, Parks ꝛc. einschließen, deren Ausscheidung erst für 1896 möglich ist: im letzteren Jahre stellte sich der Rohertrag des landwirthschaftlich benutzten Bodens allein nur auf 24,5 Millionen Lstrl. Der Kapitalwerth des landwirthschaftlichen Grund und Bodens in Großbritannien hat von 1875—94 um 834 Millionen Lstrl., d. h. um 50 Prozent, im ganzen Vereinigten Königreich sogar um rund 1 Milliarde Lstrl. abgenommen. Der Bodenertrag ist gegenwärtig unter das Niveau der vierziger Jahre herabgesunken.

Am stärksten hat die Krisis die Eigenthümer des Grund und Bodens, also die Bauern und die Landlords, getroffen. Da die bäuerlichen Grundstücke meist gänzlich stark mit Hypotheken belastet sind, so leidet der selbstwirthschaftende Besitzer viel mehr als der Pächter, der durch Pachtreduktionen und Pachterlasse einen großen Theil der Verluste auf den Landlord überwälzen kann. Am wenigsten unter der Krisis haben die Land-

arbeiter gelitten, die den Vortheil der billigen Lebensmittel hatten; neuerdings sind aber auch ihre Löhne gefallen.

Die größten Verluste an Einkommen wie an Vermögen haben jedenfalls die Landlords zu verzeichnen; und nur dem Umstand, daß die Krisis am schwersten eine kleine und enorm reiche Klasse traf, die gleichzeitig durch die Werthsteigerung des städtischen Grund und Bodens und durch ihre Gewinne in Handel und Industrie die erlittenen Verluste großentheils wieder ausglich, ist es meines Erachtens zu danken, daß die englische Agrarkrisis nicht zu sozialen Katastrophen geführt hat. In Deutschland mit seinen Millionen von bäuerlichen Besitzern wäre eine Krisis, die den Bodenwerth um 20 Milliarden Mark verringert, die ihn auf die Hälfte reduzirt hätte, jedenfalls nicht ohne die schwersten Erschütterungen vorübergegangen.

Eine Heilung der Krisis ist nur von einer Preissteigerung der landwirthschaftlichen Produkte zu erwarten; ob die seit 1895 eingetretene langsame Aufbesserung der Preise anhalten wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls ist es von Interesse, daß die englische Landwirthschaft auf die eingetretene Besserung der Preise sofort mit einer Ausdehnung der Produktion reagirt hat.

Auf die Palliativmittel, die die Kommission vorschlägt, näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur ein Punkt sei hervorgehoben: Die englischen Eisenbahnen nehmen durchweg höhere Frachten für englische*) als für ausländische Agrarprodukte, angeblich, weil die Verladung der ausländischen Produkte eine leichtere sei, thatsächlich aber wohl, wie mir scheint, weil die englischen Eisenbahngesellschaften vielfach mit den Schiffsgesellschaften liirt sind und deshalb an einem möglichst großen Transport ausländischer Produkte ein Interesse haben; übrigens wird Bahnfracht und Seefracht gewöhnlich nicht getrennt, sondern in einer Rate erhoben. Diese Thatsache scheint mir bei uns gerade jetzt besondere Beachtung zu verdienen, angesichts der Bestrebungen, durch Ausbau des Kanalnetzes einen großen Theil des Gütertransports von den Staatseisenbahnen auf die privaten Transportgesellschaften zu übertragen.

---

Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Siebente Auflage. Bearbeitet von Wilhelm Stieda. Stuttgart 1899, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XVI und 1119 Seiten. Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz geb. 18,50 Mark.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein so altes und bekanntes Werk

*) Erst neuerdings sind — wohl in Folge der Agrarenquête — auf einzelnen Bahnen und zwar hauptsächlich im Lokalverkehr mit London besondere Tarifermäßigungen für gewisse landwirthschaftliche Produkte eingeführt worden.

wie Roschers „Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes" einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen. Es genügt hier zu konstatiren, daß Stieda, unter sorgfältiger Schonung und Beibehaltung der ganzen Roscherschen Systematik und Darstellungsmethode, über deren Vortrefflichkeit die Ansichten allerdings getheilt sind, durch zahlreiche Ergänzungen und einzelne Streichungen das Roschersche Werk bis auf die Gegenwart fortgeführt und in Einklang mit dem augenblicklichen Stande unserer wissenschaftlichen Kenntnisse gesetzt hat. Das Buch ist in der neuen Auflage dadurch um etwa zehn Bogen stärker geworden, da der Herausgeber in ernster und gründlicher Arbeit eine erstaunliche Fülle neuen Materials eingefügt hat.

So begreiflich Stiedas pietätvolles Bestreben ist, Roschers Text nach Möglichkeit in seiner ursprünglichen Form zu erhalten, so sollte er doch nicht davor zurückschrecken, seine Ausdrucksweise dort, wo sie unserem modernen Empfinden gar zu veraltet klingt, entsprechend zu modifiziren; so patriarchalische Ausdrücke, wie „Fabrikherren", „Abhängigkeit der Fabrikarbeiter von ihren Herren" u. a. m. sollten wirklich beseitigt werden.

---

Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Von Moritz Cantor. Leipzig 1898, B. G. Teubner. X und 136 S.

Die kleine, recht hübsch ausgestattete Schrift hat den deutschen Büchermarkt um eine sehr originelle Erscheinung bereichert, die — um ein oft mißbrauchtes Wort einmal mit Recht anzuwenden — einem wirklichen Bedürfniß entspricht.

Der Verfasser hat seit vielen Jahren in jedem Winter an der Heidelberger Universität eine zweistündige Vorlesung über „politische Arithmetik" gehalten, deren Inhalt er hier einem größeren Publikum zugänglich macht, das sich vermuthlich nicht auf den kleinen Kreis der nationalökonomisch geschulten Leser beschränken wird. Denn die hier behandelten Fragen haben fast durchweg ein allgemeines Interesse, wenn sie auch freilich für den Nationalökonomen von besonderer Wichtigkeit sind. Heutzutage wird es fast für Jedermann nothwendig sein, etwas von den Rechnungsweisen des Bank- und Börsengeschäfts, des Versicherungswesens, der verschiedenen Lotterien und des staatlichen und kommunalen Anleiheverkehrs zu verstehen. Ueber alle diese Fragen unterrichtet Cantor in knapper und doch auch für den mathematischen Laien verständlicher Form; dabei beschränkt er sich erfreulicher Weise nicht ängstlich auf die rein mathematischen Fragen, sondern bemüht sich, ein vollständiges Bild der behandelten Materien zu entwerfen, sodaß seine kleine, aber erstaunlich reichhaltige Schrift ein vollständiges Kompendium der Technik des Bank- und Börsenverkehrs sowie des Versicherungswesens darstellt. Selbst die geschichtliche Entwicklung des Ver-

sicherungswesens wird in großen Umrissen skizzirt, auch die einschlägigen juristischen Bestimmungen und die durch das Bürgerliche Gesetzbuch bedingten Veränderungen werden sorgfältig mitgetheilt.

Eine detaillirte Inhaltsangabe erleichtert die Benutzung der Schrift als Nachschlagebuch, was um so dankenswerther ist, als man bekanntlich nichts so leicht wie mathematische Formeln vergißt. Ein Anhang giebt ausgerechnete Tafeln für die üblichen Zinsfüße von 3, 3 ½ und 4 % für alle Jahre von 1—100, um logarithmisches Rechnen nach Möglichkeit überflüssig zu machen.

Cantor ist ein Meister knapper und prägnanter Darstellung, seine Schrift durchaus ein Unikum. Wir wüßten kein Buch in der deutschen Literatur, das in ähnlicher Weise mathematisches Wissen mit einer so gründlichen Kenntniß des praktischen Geschäftsverkehrs vereinigte und zugleich so erschöpfend über zahlreiche und wichtige Fragen orientirte.

---

Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. Von Dr. Karl Walcker, Privatdozenten der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1899, Roßberg'sche Hofbuchhandlung. VIII und 134 Seiten.

Während die Schriften anderer Gelehrter von Auflage zu Auflage dicker und umfangreicher und vielfach auch theurer werden, verfolgt Herr Dr. Walcker lobenswerther Weise den umgekehrten Brauch. Seine Schriften haben in der zweiten verbesserten Auflage fast durchweg eine erheblich knappere Fassung erhalten und sind dem entsprechend auch im Preise reduzirt worden. So kostete seine Theoretische Nationalökonomie in der ersten Auflage (1882) 9 Mark, in der zweiten verbesserten Auflage (1888) nur 2 Mark; seine Landwirthschaftspolitik sowie seine Gewerbe- und Handelspolitik ist in der zweiten verbesserten Auflage ebenfalls für 2 Mark zu erstehen, während die erste Auflage sich auf 7 Mark stellte. Auch das vorliegende Werk, der V. Band seines großen „Handbuchs der Nationalökonomie", hatte früher einen weit größeren Umfang und kostete 8 Mark, während man es jetzt in der völlig umgearbeiteten Fassung schon für 3 Mark erhalten kann.

Zu diesen Kürzungen ist Herr Dr. Walcker durch die richtige Erkenntniß veranlaßt worden, daß „die meisten jüngeren wie älteren Leser einer Geschichte der Nationalökonomie wenig Zeit haben" und er hat mit Recht geglaubt, „auf diesen Umstand Rücksicht nehmen zu müssen". Immerhin war es nicht leicht, auf 88 Seiten — der Rest des Buchs ist mit

einigen Exkursen und zwei Registern ausgefüllt — eine vollständige Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus zu geben. Dieses Ziel ließ sich auch nur dadurch erreichen, daß der Verfasser bei der Auswahl des Stoffes von folgenden Grundsätzen ausging: „Die wichtigsten Daten sind immer zu geben, auch wenn sie bereits bei J. Kautz, W. Roscher, J. Ingram, L. Cossa und im J. Conrad'schen Handwörterbuch der Staatswissenschaften stehen. Im Uebrigen kommt es darauf an, solche Daten zu geben, die in den genannten Büchern nicht zu finden sind." Der Verfasser will also die genannten, meist recht „verdienstvollen" Werke nicht überflüssig machen, obwohl er „im Anschluß an berühmte, verstorbene und lebende Nationalökonomen nicht alle im Handwörterbuch geäußerten Ansichten theilt", sondern nur ergänzend neben sie treten.

Erst wenn man sich das klar gemacht, begreift man die oft wahrhaft lapidare Prägnanz seiner Darstellung.

„A. Schäffle, geb. 1831, war Anfangs Freihändler, wurde gemäßigter Schutzzöllner und Bimetallist. Dasselbe gilt vom Berliner, 1835 geb. Professor Wagner. Zu den Mitarbeitern des Letzteren gehören Prof. H. Dietzel in Bonn, (geb. 1857), ferner der badische Finanzminister A. Buchenberger für Agrarpolitik und Professor K. Bücher in Leipzig (geb. 1847) für Gewerbe und Handelspolitik.

B. Hildebrand, 1812—78, Prof. in Jena, begründete 1863 Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, die seit 1878 vom Halleschen, 1839 geborenen Prof. J. Conrad herausgegeben worden. Seine drei Mitredakteure sind W. Lexis, geb. 1837, Prof. in Göttingen, L. Elster, geb. 1856 und E. Löning, geb. 1843, Prof. der Rechte in Halle. Lexis ist einer der tüchtigsten und vielseitigsten deutschen Nationalökonomen. Das 1872 von F. von Holtzendorff begründete Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft hatte 1877—80 Brentano zum Mitredakteur, wird seit 1881 von Schmoller herausgegeben. L. Brentano, geb. 1844, ist Prof. in München, G Schmoller, geb. 1838 Prof. in Berlin."

Mustergiltig in seiner schlichten Knappheit muß auch der Abschnitt über den deutschen Merkantilismus des achtzehnten Jahrhunderts genannt werden. (S. 15).

„Als Friedrich Wilhelm I. in Litauen seine neuen Bauernkolonien schuf, sagte er, „die können nicht prosperiren, wenn wir nicht eine Anzahl Städte in ihre unmittelbare Nähe setzen." Aehnliche Ansichten wurden von Friedrich dem Großen, J. v. Justi und dem österreichischen Freiherrn J. von Sonnenfels geäußert, obgleich Friedrich so manche grobe Vorurtheile der Merkantilisten theilte. J. Möser wird häufig überschätzt."

Wem diese überaus prägnante Darstellung zunächst nicht behagen sollte, wird sich gewiß mit ihr versöhnen, sobald er beim tieferen Eindringen in Walckers Schrift sieht, daß ihm statt zweckloser Wiederholungen längst bekannter und auch in anderen Büchern enthaltener Geschichten eine Fülle interessanter und bisher gänzlich unbekannter Thatsachen zur Entschädigung geboten wird.

„Der Verfasser der vorliegenden Schrift wurde 1839 in Pernau in Livland geboren, studirte in Dorpat und Berlin, wurde 1873 badischer und 1886 sächsischer Staatsbürger und ist seit 1877 Dozent an der Universität Leipzig. Mein Handbuch der Nationalökonomie erschien in 5 Bänden, 1882—84. Die 2. Auflage 1888 ist viel kürzer gefaßt . . . . (S. 52/53.)

Autobiographische Notizen habe ich auf Wunsch der Herausgeber, im Literarischen Deutschland von A. Hinrichsen, 2. Aufl. 1892, in A. de Gubernatis' Dictionnaire international des écrivains du jour, Florenz, 1891, Bd. 3 und im Literarischen Leipzig, 1897, gegeben. Eine Familientradition besagt, daß meine germanisch-reformirten, nicht etwa keltisch-katholischen, Vorfahren, die sich auch Walker schrieben, zur Gentry, zum niederen Adel, Schottlands gehörten, und im 18. Jahrhundert wegen ihrer Betheiligung an einem Stuartschen Aufstande nach dem Festlande, nach Württemberg, Sachsen und Kurland, kamen. Mein Großvater wurde in Stuttgart, mein Vater in Mitau geboren. Auch mein Großvater mütterlicher Seite stammte aus Deutschland, aus Seesen.

Roschers Ausdruck Deutschrussen paßte nicht auf die Balten meiner Jugendzeit. Ein Deutschamerikaner lernt das Englische als eine lebende Sprache. Ich habe das Russische dagegen wie eine todte Sprache, wie das Lateinische und Griechische, gelernt. Fast alle meine Lehrer stammten aus Norddeutschland (Berlin, Schlesien, Thüringen, Schleswig-Holstein). Ich habe Livland nie als wahre Heimath, immer nur als eine Art Gasthaus auf dem Rückwege nach Deutschland betrachtet. Auch verschiedene andere Familien sind im 18. Jahrhundert nach Livland gegangen, im 19. Jahrhundert wieder nach Deutschland zurückgekehrt. — Ich werde manchmal irrthümlich, ohne meine Schuld, als Dr. phil. oder jur. bezeichnet. (S. 54.)

Im Album Academicum der Kais. Univ. Dorpat, 1889, sind aus den Jahren 1802—89 14331 Immatrikulirte verzeichnet, mit Angabe der späteren Lebensstellung. Als Kuriosum sei erwähnt, daß in Pernau 1835, 1838, 1839 drei Nationalökonomen geb. wurden, nämlich Gerstfeldt, A. v. Miaskowski und ich. Auch Ersterer lebte, 1873—83, in Leipzig. G. T. Walker Nr. 2948, ist mein Vater, J. Walker, Nr. 5189, mein Vetter. Unter meiner Nummer 6681 muß es Zeile 2 heißen: Dr. oeconomiae publicae et statisticae, Zeile 4 etatsmäßiger Dozent. In Pernau wurden auch K. G. Jochmann, 1789—1830, und der Petersburger Prof. des Völkerrechtes F. v. Martens geboren, Letzterer 1843. Jochmanns Reliquien wurden 1838 von H. Zschokke in 3 Bänden herausgegeben. Er hebt gegen Montesquieu hervor, die deutsche Freiheit stamme von den Aeckern, nicht aus den Wäldern, Deutschlands. R. v. Gneist zitirt diese Worte beistimmend . . . . (S. 75)

Die Grundlagen meiner Anschauungen über die russischen Zustände bestehen in Folgendem. In den 1860er Jahren beschäftigte ich mich in Dorpat eingehend mit der volkswirthschaftlichen, besonders der steuerpolitischen Literatur Rußlands, über die ich 1869 schrieb. 1861—72 verkehrte ich in Narva viel mit dem 1806 geborenen, 1873 verstorbenen Baron Nikolaus v. Bistram (dem Vater des Autors, der im 2. Bande Roschers zitirt wird). Der

ältere Bistram, ein Verwandter des kurländischen Barons v. Bistram, der mit der Gräfin Ida v. Hahn-Hahn befreundet war, hat in München Nationalökonomie studirt, war Majoratsherr in Polen, russischer Garderittmeister a. D. und Kammerherr, ein geistreicher Mann, der viel mit dem höheren russischen und polnischen Adel verkehrt hatte, ein guter, unbefangener Kenner der russischen und polnischen Zustände. Er fühlte sich als Esthländer, wurde auch in der esthländischen Familiengruft der Bistrams beeerdigt, war indeß auf dem väterlichen Gut im Gouvernement Petersburg geboren." . . . . (S. 79).

Neu und werthvoll ist auch der folgende statistische Nachweis, durch den hoffentlich eine thörichte Legende für immer zerstört wird. (S. 74/75.)

„Engländer und andere Nichtdeutsche glauben häufig, jeder deutsche Gelehrte trage eine Brille, und habe „Schmisse," Hiebernarben, im Gesicht. Beides ist stark übertrieben. Die Zahl der Leipziger Professoren und Privatdozenten dürfte circa 150 betragen. Im Sammelwerk „Das literarische Leipzig". erschienen 1897 58 Porträts von Leipziger Professoren und Privatdozenten Davon tragen 44=75,8 % keine Brille, während 14=24,1 % eine Brille tragen. In der Illustrirten Zeitung erschienen am 7. April 1894 die Porträts von 16 Professoren, die mit Ausnahme K. Mengers lauter Reichsdeutsche sind. Davon tragen 10 (62,5 %) keine Brille, während 6 (37,5 %) eine Brille tragen. Auch im Auslande gab und giebt es dagegen Brillenträger. Washington trug z. B. nach Bancroft 1783, im 51. Lebensjahre, eine Brille.

In Leipzig machen die Verbindungsstudenten, wie man gewöhnlich annimmt, $1/_{10}$ oder $1/_{11}$ aller Studenten aus. Aehnlich ist es auf anderen großen Universitäten. Die große Mehrheit der deutschen Professoren, Privatdozenten, Studenten hat glatte, narbenlose Gesichter."

Diese Ausführungen dürften allgemeiner Zustimmung gewiß sein. Dagegen scheinen mir andere geistreiche und originelle Behauptungen des Verfassers geeignet, einen gewissen Widerspruch herauszufordern.

„Die freihändlerische Denkweise hat etwas Kühles, Kritisches, Besonnenes, Verstandespolitisches, Männliches, während die schutzzöllnerische, vollends die sozialistische Denkweise etwas Gefühlspolitisches, Unbesonnenes, Weibliches hat" (S. 85).

„Einer der ersten Anhänger Smiths sagte bereits: Der Freihandel sei Protestantismus auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Das ist unzweifelhaft. Man wende nicht ein, daß Bastiat Katholik war. Er zog eben nicht die letzten Konsequenzen." (S. 22.)

Alle Anerkennung verdient Walckers muthiges Eintreten für Heinrich Heine, dem er auch den ihm gewöhnlich schnöde vorenthaltenen akademischen Rang, den er doch rite erworben hat, beilegt.

„Der Dr. jur. H. Heine hat, ähnlich den deutschen Klassikern, auch Verdienste um die Nationalökonomie, überhaupt die Staatswissenschaften. Bei ihm finden sich im guten Sinne des Worts kathedersozialistische Ideen und namentlich gesunde, staatsmännische Ansichten über das sog. Königthum der sozialen Reform." (S. 48.)

Das ist freilich auch kein Wunder; denn „Heine ist zum Protestantismus übergetreten und fühlte protestantisch."

Absolut nothwendig zur Erzeugung protestantischen Fühlens ist übrigens die Taufe nach Walckers vornehm toleranter Ansicht nicht.

„1880 erschien in der „Gegenwart" ein Artikel von Oppenheim, der mehr deutsch und protestantisch, als israelitisch gehalten war. Der verdienstvolle Nationalökonom war damals zu den von mir sog. ungetauften Protestanten zu rechnen." (S. 75/76).

Schon aus dieser Aeußerung erhellt Walckers fortschrittliche Gesinnung, die uns noch stärker in folgendem Satz entgegentritt, dessen Begründung einzelne Skeptiker freilich nicht ganz überzeugen dürfte.

„Die Zukunft des Protestantismus gehört der Aufklärung, wie auch der starke Absatz der Romane der Frau H. Ward beweist." (S. 113).

Mit ebenso großer Energie und mit ebenso treffenden Argumenten wie gegen den Ultramontanismus zieht der Verfasser gegen den Sozialismus und die Sozialisten zu Felde.

„Karl Marx's Vater hieß Mordechai, stammte von einer langen Reihe von Rabbinern ab und nahm 1824 bei der protestantischen Taufe den Namen Marx an. K. Marx wurde 1818 in Trier geboren und starb 1883 in London wohin er 1849 geflüchtet war. . . . Marx's Auszüge aus englischen Fabrikinspektoren-Berichten sind interessant. Der Kern der Marx'schen Lehre, ist indeß ebenso unhaltbar, wie der Hexenglaube, oder ein anderer Aberglaube. Wenn das Unternehmerverhältniß wirklich an und für sich ein unsittliches Ausbeutungsverhältniß wäre, so wäre auch der ganze Sozialismus verdammenswerth, der ebensowenig ohne einen staatlichen Unternehmergewinn auskommen könnte, wie eine heutige gut rentirende Staatsfabrik. Man denke z. B. an die bayerischen Staatsbrauereien. Wenn die Marx'sche Lehre richtig wäre, so wäre es eine heilige Pflicht der Menschheit, zu einem Zustand ohne Unternehmergewinn, d. h. zum Leben halb nackter Jäger- und Fischerhorden zurückzukehren". (S. 65/66).

Nachdem Walcker so den gefeierten Heros der Sozialdemokratie als unheilbaren Konfusionarius entlarvt hat, enthüllt er uns auch die geradezu unglaubliche und empörende Unwissenheit Ferdinand Lassalles.

„Er war, trotz seiner theilweisen Belesenheit, so unwissend, daß er von Tellkampfs u. A. grundsätzlicher Verwerfung der ungedeckten Noten nichts wußte, ja sogar zum sog. Inflationismus im Sinne der Robespierreschen Assignatenwirthschaft neigte. . . . Er hat Rodbertus flehentlich, ihm mit Ideen auszuhelfen (!), Rodbertus ging indeß darauf nicht ein, hauptsächlich wohl, weil er seiner Normalarbeitstags-Idee selbst nicht recht traute und lieber vor einem kleinen Gelehrtenpublikum, als vor dem großen Publikum Fiasko machen wollte." (S. 66/67).

Und dies Fiasko war ihm sicher; denn „sein Sozialismus besteht hauptsächlich im Wahne, nach einigen Hundert Jahren werde das Kapital- und Grundeigenthum abgeschafft werden."

Auch von Friedrich Engels ist nicht viel Gutes zu berichten; er theilt leider „die Grundirrthümer Marxs, obgleich er den Letzteren an Begabung weit übertrifft."

Trotz der scharfen Kritik, die Walcker an den Sozialisten übt, ist er weit von parteiischer Ungerechtigkeit entfernt.

In seinem 1897 erschienenen Buche über Marx hatte er behauptet, Marx sei nur 3 Fuß und 10—11 Zoll, also nur etwa 112—114 Zentimeter groß gewesen, und er hatte daran die Bemerkung geknüpft:

„Personen mit einer Körperlänge von 105—140 Centimeter bilden nach Meyers Konv.-Lex., Art. „Zwerge" den Uebergang von diesen zur normalen Größe. Sie sind zwerghafte Gestalten."

Nachdem ihn die sozialdemokratische Presse belehrt hat, daß er sich verlesen habe, daß es in seiner Quelle thatsächlich statt 3 Fuß 5 Fuß heiße, benutzt er mit schönem Freimuth in seiner Schrift die erste sich ihm bietende Gelegenheit, um Marx das ihm gebührende Gardemaß von 1,70—1,73 cm zuzuerkennen, und er bittet den Leser, den angeführten Zusatz von den „zwerghaften Gestalten" zu streichen.

Sehr beherzigenswerth sind auch gerade in den gegenwärtigen Zeitläufen die Worte, mit denen er seine Ausführungen über den Sozialismus beschließt.

„Es wäre übertrieben, alle Sozialisten, unter denen sich ja auch gemäßigte, in ihrer Art wohlmeinende Männer befinden, für Teufel in menschlicher Gestalt zu halten."

In der Gegenwart wird häufig geklagt, daß es originellen Köpfen schwer sei, gegenüber den nivellirenden Tendenzen der Zeit sich Anerkennung und Beachtung zu verschaffen. Wenn man jedoch bedenkt, daß Dr. oec. publ. Walckers „Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" bereits in vierter Auflage vorliegt, so wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß kernige Eigenart und wahre Originalität in Form und Inhalt auch heute noch zahlreiche dankbare Bewunderer findet.

Berlin. Dr. Paul Voigt.

# Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Eleonora Duse als Gast, Casa paterna (Heimath) von Hermann Sudermann.

Deutsches Theater: Rosmersholm, Schauspiel in vier Akten von Henrik Ibsen.

Die Magda in Sudermanns „Heimath" ist wohl die größte Paraderolle, die in der modernen Dramen-Literatur zu finden ist. Als solche wird sie wenigstens von den Heroinen aller Länder über die Bühnen von tausend Städten geschleift. Ich weiß nicht, ob dem Dichter immer damit gedient ist. Ich möchte es sogar bezweifeln. Denn giebt es doch unter den Virtuosinnen auch welche von solcher Art, daß sie den Glanz der Rolle noch durch den Glanz der Toiletten zu verdunkeln trachten, so daß sie auf diese Weise sicherlich sich mehr ihrem Schneider, als ihrem Dichter verpflichten. Dagegen kann es jeden Dichter nur zum Gefühle tiefster Dankbarkeit stimmen, durch Eleonora Duse vertreten zu werden. Sie offenbart mit ihrer hohen und reinen Kunst den tiefsten und eigensten Gehalt der Rolle, wenn auch nicht Jedem. Irgend ein Zeitungskritiker setzte seinen Lesern diese Lehre vor: „Sudermann hat ein Familiendrama der gekränkten Offiziersehre geschrieben. Die Duse führt uns die Tragödie der verrathenen Liebe, der ermordeten Lebensillusionen vor." Keins von beiden, weder das, was Sudermann untergeschoben, noch das, was der Duse zugeschrieben wird, ist zutreffend. Ganz allgemein ausgedrückt: „Heimath" ist die Tragödie der modernen Frau. Diese Tragödie, wie sie übrigens ähnlich auch von den hervorragendsten weiblichen Schriftstellerinnen empfunden und dargestellt wird, besteht darin, daß das Weib unserer Tage zum Bewußtsein ihrer Einzelpersönlichkeit erwacht und herangewachsen ist, gewissermaßen aufhört, nur Weib — d. h. „Weibchen", Geschlecht — zu sein, um Mensch, Individuum zu werden. Dieser Drang zum Menschenthum, zur individuellen Freiheit trieb Magda aus dem väterlichen Hause, in dem der Zwang, die Konvention, die Zucht, die Ordnung

herrschen. Magda wird gewöhnlich als die weltberühmte Künstlerin mit den Vagabundenmanieren dargestellt, die in ihrem schrankenlosen Selbstgefühl wähnt, über Allem hocherhaben zu sein. Das ist grundfalsch. Magda ist im tiefsten Grunde und als Typus das zum Menschenthum erwachte, zur Persönlichkeit herangewachsene Weib. Daß sie Sängerin wird, ist von sekundärer Bedeutung und eine Folge, die nicht aus dem Grundproblem des Stückes, sondern einerseits aus individueller und mehr zufälliger Anlage, andererseits aus theatralischen Absichten des Dichters herzuleiten ist. Auch wenn sie nicht die Stimme und die künstlerische Begabung hätte, wäre Magda aus dem Hause gegangen. In erster Linie also — es sei nochmals betont — ist Magda nicht die Künstlerin, sondern das zur Persönlichkeit gereifte Weib. Sonnenklar wird das dadurch bewiesen, daß sie, dem Herrn v. Keller gegenüber, bereit ist, ihre Künstlerlaufbahn aufzugeben und, dem Vater zu Liebe, in die Ehe zu willigen; um keinen Preis aber will sie ihr Kind verleugnen. Als frei gewordene und der Freiheit würdige Persönlichkeit also trat Magda aus dem Vaterhause in die Welt. Da begegnet ihr aber, was auch der Isolde Frey in Helene Böhlaus Roman „Halbthier" widerfährt: der Mann, der bisherige „Herr der Welt", glaubt nicht an diese Persönlichkeit, an den Menschen im Weibe. Es ist ihm gerade gut zur Beute seiner Sinnenlust. So ergeht's jener Isolde mit dem Maler Mengersen, und so ist es auch das Schicksal Magdas in ihrer Beziehung zu dem Herrn v. Keller. Sie bleibt stark, sie kämpft weiter. Und Sieg wechselt mit Niederlage. Man thut gut daran, jene Frage zu verneinen, die sie im entscheidenden Augenblick an ihren Vater richtet, ob denn nämlich jener Herr v. Keller der Einzige ist, der sie besessen, der sie beschmutzt hat. Sie bedarf als Weib der großen, beruhigenden, einen Liebe, die sie aber nicht finden kann, und taumelt so von dieser Liebschaft zu jener. Das Genie ihrer Seele reißt sie immer wieder empor, rettet sie. Aber immer bleibt die Sehnsucht nach Liebe, nach einer Heimath. So kommt sie denn schließlich wieder ins Vaterhaus, nicht etwa um sich als Siegerin huldigen zu lassen, sondern zunächst demüthig, wie mit gefalteten Händen, als das vom Leben gepeitschte und zerschlagene Weib, das eine Heimath begehrt. Im selben Augenblick allerdings, in dem sie das Haus ihres Vaters betritt, fühlt sie auch sofort mit schmerzlichstem Befremden, daß hier die Heimath ihrer Seele nicht sein kann. Der Konflikt, der sie ehemals aus dem Hause trieb, setzt sofort wieder ein, aber vertieft, verschärft, auf höherer Stufe des Gegensatzes. — Eins ist in der Darstellung und wohl überhaupt in der Persönlichkeit der Duse so ganz besonders ergreifend: ihr Antlitz ist von den herben Linien tiefsten Grams durchfurcht; aus ihren Augen klagt ein unauslöschlicher Schmerz, und das Leid läßt sie alt erscheinen. Aber hinter diesem vergrämten und tausend Erfahrungen der Seele kündenden Gesicht blickt ein anderes durch, ein Gesichtchen, ein Kindergesichtchen, staunend und fragend, wie merkwürdig doch eigentlich alles in dem soge-

nannten Leben beschaffen ist. Ich glaube, daß dieser Kontrast von tiefster Weltkenntniß und grauenvollstem Lebensschmerz auf der einen Seite und von unschuldigster, naiver, kindlichster Verwunderung über all dieses bunte Lebensspiel andererseits die unerhört tragische Wirkung erklärt, die das Spiel, ja schon die Persönlichkeit der Duse in jedem Augenblick erzielt. Diese unvergleichliche Tragödin wirkt wie eine Verkörperung und Offenbarung des Genies im Sinne Schopenhauers etwa. — Einen neuen und zum ersten Mal befriedigenden Aufschluß giebt das Spiel der Duse über den Schluß des Dramas. Gewöhnlich sammeln sich alle, einschließlich Magdas, bestürzt und klagend um den vom Schlage getroffenen und sterbenden Vater und der Pastor Heffterdingk spricht zu Magda die Schlußworte: „Es wird ihnen Niemand verwehren, an seinem Grabe zu beten". Die Worte haben bisher immer den anderen Magda-Darstellerinnen gegenüber als sinnlose und unangebrachte Verlegenheitsphrase gewirkt. Die Duse spielt den Schluß so: Zunächt merkt sie bei ihrer Erregung — sie ist vor Erregung „außer sich" — garnicht, was vorgeht. Dann versteht sie, der Vater sei gestorben. Mechanisch tritt sie zu und mechanisch redet sie den Todten an. Dann wankt sie weg, wie um hinauszugehen, von dem verworrenen Gefühl getrieben: hier, an der Stätte ihrer Schuld, darf sie mit den Anderen nicht vor der Leiche knien. Aber nur wenige Schritte taumelt sie der Thür entgegen. Dann fällt sie zusammen, dem Pfarrer in die Arme, erst jetzt zur Besinnung und zum Bewußtsein der Vorgänge gekommen. Und dann bricht sie in ein Weinen aus — ich wollte, das Wort „herzbrechend" wäre noch nie gebraucht, um es jetzt für das Weinen der Duse erfinden zu können. Sie bricht nicht nur dem Hörer zeitweilig das Herz, vor Allem ist es das Weinen einer vom Schicksal nun wirklich endgiltig gebrochenen Seele: die triumphirende Magda ist zur büßenden Magdalene geworden, der nur noch der Trost bleibt, am Grabe des Todten zu beten. Ob sie etwa vor der Welt auch fernerhin noch Sängerin bleibt, ist ganz ohne Belang; das ist etwas rein Aeußerliches, Gleichgiltiges. Das innere Leben ihrer Seele ist zum Abschluß gekommen. — In der Darstellung der Duse sinkt Magda dem Pfarrer Heffterdingk in die Arme. Das ist nicht ohne innerste und symbolische Bedeutung. Die Beiden gehören nämlich im Wesen und Leben ihrer Seele zusammen. Ich habe noch nie eine richtige Darstellung dieses Pfarrers gesehen, der eine der merkwürdigsten und interessantesten Charaktere in der modernen Literatur ist. Heffterdingk ist von Hause aus eine Natur, zum Befehlen bestimmt, zum Genuß des Lebens begabt, voll Kraft und Freude. Und diesen Mann bestimmt irgend eine Anlage oder Erfahrung der Seele, — nicht etwa seine Ansprüche auf Herrschaft aufzugeben — sondern diese Herrschaft zu erweitern, indem er durch Dienen herrscht und mit der Kraft der Liebe statt der Härte des Schwertes seine Gewalt ausübt. Er hat sich bei Zeiten freiwillig zu der Entsagung ent-

schlossen, zu der Magda durch ein tragisches Schicksal gezwungen wird. So taucht denn auch am Schlusse der „Heimath“ das Sudermann immer und immer wieder bewegende Problem auf, durch Entsagen und Dienen ein Freier und ein Herr zu werden.

* * *

„Rosmersholm“ hat Ibsen auf der Höhe seines Könnens als sein vollkommenstes Werk geschaffen. An Tiefe und poetischer Stimmungskraft kommen ihm andere, nachfolgende seiner Werke, vielleicht gleich; aber die Tiefe wird immer dunkler. Rosmersholm dagegen enthält eine seltene Mischung von Tiefe und Klarheit. Mit wenigen, aber unauslöschlichen Linien ist diese Tragödie gezeichnet, die Tragödie des menschlichen Ideals. Wir Menschenkinder haben schließlich doch immer ein und dasselbe Ideal, danach unsere Seele ringt: es ist das Glück. Und dieses Glück, das wir erstreben und nie besitzen, ist die sichere Ruhe unserer Seele in sich selbst, die Zufriedenheit, die Vollkommenheit. Auf zweierlei Weise könnte unsere Seele zu dieser Vollkommenheit und dieser Ruhe in sich, dieser Abgeschlossenheit und diesem Fertigsein gelangen. Die eine Weise ist die: „ich bin ich“, fühle mich nur als Individuum, arbeite an der Befriedigung meiner individuellen Lüste mit Kraft und Rastlosigkeit, unbekümmert um die Anderen, jenseits von Gut und Böse. Und die andere Weise ist so beschaffen: in selbstloser Liebe arbeite ich im Dienste der Anderen, der Mitmenschen, sorge unablässig für ihr Glück und finde dabei zugleich mein eigenes. Individualismus und Sozialismus, Mensch und Mitmensch — das ist sicherlich der schroffste Gegensatz, der das Menschengeschlecht qualvoll peinigt. Gerade der Edelste, Beste, Tiefste, der Genialste hat zweifellos an einer Stelle der Seele das Gefühl sitzen: ich gegen euch Andere, was habe ich mit euch gemein, was wißt ihr von meiner Seele und ihrer Sehnsucht. Ebenso aber hat auch wieder dieser selbe Edelste und Tiefste allem Lebenden gegenüber das Empfinden: „das bist du,“ und es giebt keinen Schmerz in der Welt, der nicht auch dein Schmerz ist. Also heile die Schmerzen, lindere die Leiden der Anderen; das ist dann dein Glück. — Rebekka West vertritt das Prinzip und die Idee des Individualismus. Sie stammt da irgendwoher aus dem Norden mit seinen hohen, zerklüfteten Bergen, wo die Menschen abgetrennt und einsam leben. Sie ist die uneheliche Tochter eines seltsamen, unheimlich schrullenhaften Doktors West, dessen Tochter und vielleicht auch dessen Geliebte; jedenfalls aber — und das ist die Hauptsache — ist sie ohne Familie, empfindet nicht die Heiligkeit der Familienbande, ist ohne Herkunft, ohne Tradition, ein wildes, nur auf sich selbst gestelltes Geschöpf, das nur eine Rücksicht kennt, die auf den Drang des Blutes und die Erfüllung der Lüste. Sie kommt aus ihrem einsamen, wilden Berglande der Mitternachtssonne in das friedliche Tiefland, darin die Menschen neben einander wohnen und mitein-

ander schaffen. Sie kommt in das Haus des ehemaligen Pastors Rosmer auf Rosmersholm in der bewußten Absicht, sich die Stelle zu erobern, die zur Zeit die noch lebende, aber kranke Pastorsgattin Beate inne hat. — Rosmersholm ist ein alter, vornehmer Landsitz, den das Pastorengeschlecht der Rosmers seit Jahrhunderten inne hat. Und immer hat sich dieselbe Tradition von Familie zu Familie vererbt: arbeiten für das Glück der Mitmenschen, durch Opfer und Dienen eine Macht sein. Die Rosmers vertreten die soziale Idee, das Prinzip der menschlichen Gemeinschaft. Sich opfern, erfordert mehr Seelenkraft, als sich durchsetzen, und die Nothwendigkeit des immer erneuerten Opfers zehrt an den Kräften, sodaß schließlich der letzte aus dem Stamme der Rosmers ein edler aber schwacher Mann geworden ist, dieser grüblerische, schwärmerische Johannes Rosmer, dem sich Rebekka mit der wilden Triebkraft ihrer Elementarseele zugesellt. Und nun besteht das Drama in dem Gegenspiel zwischen Johannes und Rebekka. Diese will jenen zu ihrer Anschauung bekehren, auf daß er ein freier, selbstherrlicher Mann wird, der mit der Tradition der Vorfahren bricht, der sich von den der Vergangenheit entnommenen Pflichten nicht mehr belasten läßt. Der opferungsfähige Johannes Rosmer wirkt mit seiner priesterlichen Anschauung wiederum auf Rebekka ein. Im Prinzip und in der Theorie vereinigen sie Individualismus und Sozialismus zu der Synthese: „Freie Adelsmenschen,“ das sind solche, bei denen Willen und Sollen im Einklang steht, bei denen Rücksicht auf sich selbst und auf Andere zusammenfällt. Um an der Schaffung solcher „freien Adelsmenschen“ arbeiten zu können, müßte man an die ureingeborene Güte der Menschennatur felsenfest glauben. Das kann Rebekka nicht, weil sie von der Schuld ihrer Vergangenheit sich belastet fühlt. Und auch Rosmer kann es nicht, da er erfährt, daß das Wesen, das er liebt, Rebekka, mit Trug in sein Haus getreten und mit Falschheit und Ränken sich zunächst bewußt in seine Seele eingeschlichen hat, um sich seiner und seines Hauses zu bemächtigen. Rosmer müßte — so meint er — eine That selbstlosester Aufopferung sehen, um wieder den Glauben an die Menschen zu gewinnen. Zu der That erklärt sich Rebekka bereit: sie will sich tödten, mit der Erklärung: „Ich stehe unter der Macht der Rosmersholmschen Lebensanschauung jetzt. Es gehört sich, daß ich sühne, was ich verbrochen habe.“ Dem gegenüber drückt dann auch Rosmer seinen Entschluß zu sterben aus mit den Worten: „Nun gut. Dann stehe ich unter der Macht unserer frei gewordenen Lebensanschauung, Rebekka. Es giebt keinen Richter über uns. Und deshalb müssen wir sehen, daß wir selbst Justiz üben.“ Das also ergiebt sich als Quintessenz des Ganzen: Rebekka fällt der sozialen Anschauung der Rosmers anheim, und Rosmer der individualistischen Rebekkas. Sie wechseln den Platz und geben damit den Boden auf, aus dem sie gewachsen sind. So bleibt denn als logischer Schluß für das Leben dieser Entwurzelten nur der gemeinsame Tod. Einer stirbt am

Andern, Rebekka an Rosmer, der Individualismus am Sozialismus — und umgekehrt. In dem Sinne fragt Rebekka zum Schluß: „Ja, aber vorher sag' mir noch Eins: Gehst du mit mir, oder gehe ich mit dir?" Darauf erwidert Rosmer: „Der Frage werden wir nie auf den Grund kommen." Nein, nein, der quälenden Frage werden wir sobald nicht auf den Grund kommen, wie sich Individualismus und Sozialismus, Mensch und Mitmensch zu einander verhalten.

Um die beiden Hauptfiguren sind ganz wenige Nebenpersonen gruppirt, um das Problem heller zu beleuchten. Beate reicht nur noch aus dem Reich des Todes wie ein Gespenst hinein. Sie vertritt das Prinzip der Rosmers, das Prinzip der Selbstaufopferung, bis zum äußersten Extrem; sie tödtet sich in dem von Rebekka genährten Wahn, dem Glücke Rosmers im Wege zu stehen. Aber noch über ihr Grab hinaus reicht ihre Opferfähigkeit: selbst um den Preis der Wahrheit sucht sie den geliebten Mann gegen etwaige spätere Angriffe sicherzustellen; daher hat sie die Unterredung mit Kroll und schreibt den Brief an Mortensgard. Der Rektor Kroll, Rosmers Schwager, theilt im Prinzip die Lebensauffassung der Rosmers. Nur was bei diesen Seele und Leben war, ist bei dem Rektor zu todter Materie erstarrt. Das Prinzip der Unterordnung, das Wesen der Tradition faßt Kroll politisch-reaktionär auf und verwandelt es so in sein Gegentheil, in reaktionären Despotismus. Ulrik Brendel verkörpert das reine, vollkommene, abstrakte Ideal, das sich durch nichts im Leben verunreinigen läßt, am wenigsten durch die Lumpen, die dem armen Idealisten zur Kleidung dienen. Für dieses Ideal ist an der Tafel des Lebens kein Platz reservirt. Peter Mortensgard, der Journalist, ist der Mann der Zukunft und des Erfolges, darum, weil er sich um alle diese Probleme und Ideale garnicht kümmert. Für ihn bedeutet das Leben eine Reihe von Verhältnissen und eine Kette von Thatsachen, die man kennen, benutzen und dirigiren muß. So bringt man es zu etwas. Die Dinge nehmen, wie sie sind, wie sie scheinen, und keine Tiefen und Geheimnisse hinter den Dingen suchen — das ist praktische Lebensklugheit. Der Idealist Brendel mit der Alles umfassenden und verstehenden Seele kennt auch Mortensgard gut: „Peter Mortensgard ist der Häuptling und Herr der Zukunft. Ich habe niemals vor dem Antlitz eines Größeren gestanden. Peter Mortensgard hat die Kraft zur Allmacht in sich. Er vollbringt Alles, was er will .... Denn Peter Mortensgard will nie mehr, als er kann. Peter Mortensgard ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben: Und siehst du -- das ist ja das große Geheimniß des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weltweisheit." –

Zum Schluß kann ich nicht umhin, auf eine Merkwürdigkeit hinzuweisen, die sich mir während der Vorstellung aufdrängte. In gewisser Weise steckt nämlich in „Rosmersholm" Hauptmanns Drama „Fuhrmann Henschel". Auch Henschel ist der milde, hilfsbereite, sozial angelegte und schwache Mann, der an ein dem Drang seiner wilden Triebe nachgebendes

Weib Hanne gerathen ist. Auch diese Hanne geräth in ein Haus, in dem die Frau krank ist und es entsteht nachher das Gerücht, Hanne hätte durch gewisse seelische Einwirkungen zu ihrem Tode beigetragen. Henschels Schwager spielt in dem Konflikt zwischen dem Fuhrmann und Hanne eine Rolle, die der des Rektors Kroll sehr ähnlich ist. Durch den Hinweis auf diese Aehnlichkeit will ich natürlich nicht Hauptmanns Originalität im Mindesten zu nahe treten. Im Gegentheil: bei der Aehnlichkeit des Stoffes und der Situation wird gerade der fundamentale Unterschied zwischen Hauptmann und Ibsen so recht klar. Hauptmann geht in seinem Kunstschaffen sicherlich vom Individuum, von einem bestimmten Menschen, vom Einzelleben, vom Einzelfall und von der Anschauung solch eines Einzelfalles aus. Den weiß er dann mit solcher Lebenswahrheit und Lebensnothwendigkeit darzustellen, daß das Individuelle und Vereinzelte als durchaus und unablöslich zum Leben gehörig erscheint. „Das ist das Leben" — den Eindruck hat man schließlich. Das Vereinzelte und Individuelle als allgemeingiltig und typisch darzustellen — darin liegt die Kunst Hauptmanns. Umgekehrt verhält es sich bei Ibsen. Ihm ist der Sinn des Lebens eine Idee und der Kampf der Menschen ist der Kampf von Ideen, irgendwelchen mystischen Mächten, die von den Seelen der Menschen Besitz ergriffen haben. Seine Kunst besteht darin, die Welt der Ideen individualisiren und mit Fleisch und Blut umkleiden zu können. Das bewunderungswürdigste Beispiel dafür ist Ulrik Brendel. Ich glaube, daß Ibsens Art doch tiefer und weiter greift, wie die Hauptmanns. Wie weit der Stimmungsgehalt Ibsenscher Kunst greift, sieht man auch darin, daß schon Rosmersholm in der Grundlage die mystischen Stimmungen enthält, die Maeterlinck, der Modernste unter den Modernen, nachher virtuosenhaft weitergebildet hat. Ueber Ibsen sind wir noch lange, sehr lange nicht hinaus.

In der Darstellung des „Deutschen Theaters" sind Rektor Kroll (Hermann Nissen), ganz besonders aber Ulrik Brendel (Oscar Sauer) und Peter Mortensgard (Max Reinhardt) vollkommen zum Ausdruck gebracht. Den Rosmer des Herrn Reicher könnte ich mir in Maske und Art auch ganz anders denken. Er machte doch vielleicht mehr den Eindruck eines berühmten Naturforschers oder Arztes, als den des Pastors aus einem uralten Pastorengeschlecht. Fräulein Dumont ist eine vornehme und geistvolle Künstlerin, zur Zeit vielleicht die erste unserer Berliner Bühnen. Aber ich glaube nicht, daß ihr so komplizirte und gebrochene Charaktere wie der Rebekkas liegen. Die wilde Vergangenheit Rebekkas muß doch immer noch, auch in der Läuterung, durchschimmern; der Bruch der Seele, ihre Entwurzelung muß ganz deutlich werden. Das Elementare und das eigenthümliche seelische Fluidum, das in Rebekka webt und zittert, besitzt Fräulein Dumont nicht. Sie ist in manchen anderen Rollen vollendeter.

Berlin-Steglitz, 22. 9. 99. Max Lorenz.

# Politische Korrespondenz.

## Die Bagdad-Eisenbahn.

Dieser Tage beginnen der deutsche Generalkonsul in Konstantinopel, Stemrich, und einige deutsche Bautechniker mit ihm eine auf viele Monate berechnete Reise vom Bosporus nach dem unteren Euphrat und Tigris. Zweck der Expedition ist eine endgültige Untersuchung der Terrainverhältnisse sowie der wirthschaftlichen und allgemeinen Kulturbedingungen für den Bau der großen deutsch-türkischen Zentralbahn aus dem vorderen Kleinasien nach Bagdad resp. zum persischen Golf. Es handelt sich dabei vor allen Dingen um die Wahl zwischen verschiedenen Routen.

Gegenwärtig endet das deutsche Bahnsystem in Anatolien in zwei parallelen Strängen an zwei direkt nord-südlich von einander gelegenen Stellen, Angora und Konia (Ikonium). Die Entfernung zwischen beiden beträgt in der Luftlinie ca. 250 Kilometer; beide liegen annähernd halbwegs zwischen der Westküste Kleinasiens und der Linie, längs der die Halbinsel an dem asiatischen Kontinent wurzelt. Es fragt sich erstens, ob zunächst der nördliche oder südliche Strang fortgesetzt werden, und zweitens, welche Route die Bahn einschlagen soll, sobald sie aus Kleinasien in das Stromgebiet des Euphrat und Tigris eintritt: ob sie in der Hauptsache dem nördlichen oder dem südlichen der beiden Zwillingsströme folgen soll. Die oben genannte deutsche Expedition wird ihre Reise voraussichtlich so einrichten, daß von den beiden in Betracht kommenden Hauptlinien die eine auf dem Hin-, die andere auf dem Rückweg in Augenschein genommen wird.

Um die Frage des ganzen großen Bahnbaues richtig zu würdigen, muß man Allem zuvor sich darüber klar sein, was die Bahn eigentlich soll. Angenommen, sie ist von Smyrna—Konstantinopel bis Bagdad oder Basra fertig, so würde ihr zunächst ja wohl ein gewisser Antheil am durchgehenden Waarentransport vom persischen Golf zum Mittelländischen und Aegäischen Meere zufallen. Die Einnahmen hieraus können aber keine erheblichen sein, weil die großen und für die Frage der Rentabilität einzig in Betracht kommenden Transit-Gütermassen aus Persien und Indien der Billigkeit der Schiffsfracht wegen stets den Weg durchs Rote Meer und den Suezkanal nehmen werden. Dagegen würde der Personen- und Postverkehr nach Indien ihr mit Sicherheit weitaus zum größten Theil sich zuwenden. Die Fahrzeit von London bis an die Euphratmündung via Wien—Konstantinopel—

Bagdad betrüge sieben bis acht Tage, von Basra bis Bombay per Schnelldampfer fünf bis sechs Tage; man gelangte also von Westeuropa aus in zwei Wochen nach Indien, während jetzt die Dampfer der Peninsular and Oriental Steam-Navigation Company über Suez und Aden in sechsundzwanzig Tagen, also der doppelten Zeit, von London nach Bombay fahren.*) Immerhin, so wichtig der Besitz des schnellsten und kürzesten Weges nach Indien auch ohne Zweifel ist: die finanzielle Rentabilität der Bahn kann eine Erwerbsgesellschaft — und das ist die anatolische Eisenbahncompagnie — darauf doch nicht gründen. Es ist aber ein Irrthum, wenn man annimmt, das erstrebte Ziel liege hauptsächlich in der Richtung, sich in den Dienst des Transitverkehrs zu stellen. Es ist von hoher Wichtigkeit für die Bedeutung und den Werth der Bahn, aber viel wichtiger und werthvoller werden diejenigen Güter sein, die in dem von der Bahnlinie durchzogenen Gebiet durch den Bau selber geschaffen werden sollen! Die Bahn wird Kleinasien, das nördlichste Syrien und Mesopotamien überhaupt erschließen, sie soll und wird die Werthe erst erzeugen, die sie hernach transportirt, so wie das die großen amerikanischen Transkontinentalbahnen gethan haben und vielfach noch heute thun. Das Land, das jetzt wüste liegt, sei es, weil keine Leute da sind, die es bewässern und bebauen, sei es, weil keine Möglichkeit besteht, die Erzeugnisse, die es hervorbringen **könnte**, dorthin zu schaffen, wo sich gute Verwerthung für sie bietet — das Land soll eine Lebens- und Verkehrsader erhalten, auf der Menschen, Unternehmungen, Kenntnisse und Kapitalien hinein- und die Produkte, die dann erzeugt werden, wieder herausströmen! Das und nichts Anderes ist die eigentliche Basis, auf die der Bahnbau wirthschaftlich fundirt werden soll **und fraglos fundirt werden kann**. Weizen, Vieh, Wolle, Baumwolle, Seide, Oel, Wein können um ein Vielfaches mehr in den Gebieten erzeugt werden, die durch die Bahn erschlossen werden sollen **und sie werden es** mit Sicherheit, sobald ihre Erzeugung Gewinn bringen wird. Allerdings gehört dazu neben dem Bahnbau auch ein gewisses Mindestmaß an Verständigkeit seitens der türkischen Behörden in Steuer- und Verwaltungssachen — aber unter deutschem Einfluß wird man auch hierin auf das unbedingt Nothwendige hoffen dürfen, zumal die türkische Regierung selber finanziell dabei nicht am schlechtesten fahren wird.

Man könnte fragen, ob nicht die großen technischen Schwierigkeiten und die zweifellose Spärlichkeit der jetzt vorhandenen Bevölkerung dennoch starke Zweifel an den finanziellen Aussichten der Bahn rathsam erscheinen lassen.**) Keineswegs. Natürlich kommt es sehr darauf an, welche Route gewählt wird, aber es steht außer Frage, daß man ohne Schädigung anderer erheblicher Interessen eine solche einschlagen kann, die keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bietet. An einer Stelle muß freilich das gewaltige Taurus-Gebirgssystem überschritten werden, das die Flußgebiete des Schwarzen von denen des Mittelmeers und des Persischen

*) Ueber Brindisi werden allerdings 4—5 Tage gespart.

**) Vgl. den Artikel „Die Bahn Angora-Bagdad“ in der „Täglichen Rundschau“ vom 21. Sept. 99.

Golfes scheidet, aber diese Aufgabe ist garnicht so schrecklich. Von dem berühmtesten, zwei Tagereisen langen Tauruspaß, den Pylae Ciliciae, kann ich z. B. aus eigener Anschauung versichern, daß er viel mehr romantisch ist, als für eine Eisenbahn schwierig; nur am Nord- und Südeingang sind längere enge Felsendefileen. Während die Kammhöhe zu beiden Seiten bis 3000 Meter ansteigt, liegt die Paßhöhe am Gülek-Boghas, der schwierigsten Stelle, nur 1300 Meter hoch. Der Brenner ist noch 100 Meter höher und hat einen offenen Bahnübergang, ohne Tunnel. Schwieriger soll der Uebergang zwischen Charput und Diarbekir, noch schlimmer der in der Richtung von Kaisarie (Cäsarea in Cappadocien) auf Marasch sein, wo Taurus und Antitaurus zu überschreiten sind. Was aber die geringe Dichte der Bevölkerung angeht, so trifft diese Beobachtung erstens nur für den bei weitem kleineren Theil der projektirten Strecke zu, und zweitens wird ja eben der Bahnbau die Folge haben, daß die Bevölkerungsmenge reißend zunimmt. Selbst wenn man Amerika hier als Beispiel nicht heranziehen will, so wird man doch gelten lassen müssen, was sich jetzt in Sibirien längs der neuen, ja noch garnicht vollendeten Pariserbahn zeigt: Ansiedlungen, Städte und Dorfschaften, Ackerbau und Gewerbe, entwickeln sich zur eigenen Ueberraschung der Russen mit ungeahnter Schnelligkeit längs dem vorwärtsrückenden Schienenstrange.

Eine andere Seite der Sache aber — und eine mindestens ebenso entscheidende, wie die wirtschaftliche — ist die politische. Namentlich handelt es sich um Rußland. Wird Rußland es zugeben, daß wir ein so großes und politisch so immens wichtiges Gebiet, wie es die Bagdadbahn durchziehen soll, selbst nur wirthschaftlich unterwerfen? Vor zehn Jahren hätte Rußland sich uns vielleicht noch um jeden Preis entgegen gestellt — heute wird es das sicherlich nicht thun, wenn wir nicht in seine natürliche Interessensphäre innerhalb der Türkei eingreifen. Rußlands Lebensinteressen liegen heute nicht mehr im nahen, sondern im fernen Orient, in Ost- und Südasien. China und Persien sind ihm heute wichtiger, als die Türkei; dort handelt es sich ihm um die großen Ziele seiner Weltpolitik, hier nur mehr darum, daß keine solche Verschiebung der Besitz- und Machtverhältnisse eintritt, daß es militärisch von dieser Seite her leicht gefördert resp. in Schach gehalten werden kann. Eine fremde Macht kann Rußland unter keinen Umständen dulden: erstens an den türkischen Meerengen, zweitens auf dem Plateau, das die Südufer des Schwarzen Meeres beherrscht, und drittens nördlich der armenischen Tauruskette und des persisch-kurdischen Grenzgebirges auf den Hochländern am oberen Euphrat und um die großen Salzseen von Wan und Urmia. Der Bospurus, Sinope, Trapezunt, Siwas, Erserum und Wan sind Rußland gegenüber, wenn einmal eine außertürkische Macht in diesen Ländern Fuß fassen sollte, noli me tangere. Da eine dereinstige Auftheilung der Türkei doch immerhin das Wahrscheinliche ist, Rußland dann aber um seiner eigenen Sicherheit willen mit Nothwendigkeit die Hand auf das ganze Gebiet n ö r d l i c h von der Linie Dardanellen — Kaisarie — Diarbekir — Mosul legen wird, so kann es selbst rein wirthschaftliche Unternehmungen Deutschlands innerhalb dieser seiner Interessensphäre kaum anders als ungern sehen. Andererseits haben auch wir nur ein mäßiges Interesse daran, Bahnbauten in Ländern zu

unternehmen, die früher oder später mit einer gewissen Naturnothwendigkeit in die Hände einer wirthschaftlich wie politisch so autonomen und autokratischen Macht fallen, wie es Rußland ist. Der Sultan soll allerdings, eben um seine militärische Stellung gegenüber Rußland zu verbessern, den dringenden Wunsch hegen, daß eine Bahnverbindung zwischen Angora und Erserum hergestellt wird (über Josgad-Siwas-Ersingjan) aber man kann sicher sein, solange Rußland irgend in der Lage ist, diese Strecke, sei es mit welchen Mitteln es wolle, in Konstantinopel zu hintertreiben, daß aus diesem Projekt nichts wird. Wirthschaftlich ist es überdies von allen in Betracht kommenden eins der unrentabelsten.

Mit diesen Erwägungen ist gegeben, daß unser Bahnbau sich so weit wie möglich südwärts hält. Ich sage „soweit wie möglich", denn, wie bereits betont, ist die schließliche Rentabilität, und damit die Wahrscheinlichkeit der Ausführung überhaupt, nicht unabhängig von der Wahl der Trace. Hauptsächlich kommen nun folgende Möglichkeiten in Betracht. 1. Die Angoralinie wird ziemlich gerade ostwärts über Siwas—Malatia—Charput nach Diarbekir und von dort weiter nach Mosul und Bagdad geführt. Diese Route wird bis kurz vor Diarbekir in die angenommmene russische Interessensphäre fallen. 2. Die Konialinie wird über Eregli und durch die Pylae Ciliciae auf Aintab, Biredschick am Euphrat und Urfa auf Diarbekir zu gebaut — und dann weiter wie oben. 3. Die Angora- und die Konialinie vereinigen sich etwa bei Kaisarie, und die Bahn geht dann zunächst über den Antitaurus nach Malatia, von dort weiter wie oben. Diese Route dürfte die kostspieligste sein. 4. Die Konialinie wendet sich nach dem Durchgang die Pylae Cilicien auf Adana in Cilicien und Aleppo, vielleicht mit einem Dampftrajekt über den Golf von Iskenderun, und folgt jenseits Aleppo direkt dem Euphrat stromabwärts bis in sein Mündungsgebiet. Diese letztere Trace hat das gegen sich, daß sie fast von Aleppo bis Bagdad durch ein Gebiet führen würde, das weder angebaut noch überhaupt je in nennenswerthem Maße anbaufähig gewesen ist resp. sein wird. Ein Zurückweichen vor russischen Prätensionen bis auf diese — rein technisch wohl bequemste — allersüdlichste Linie dürfte also wohl aus dem Grunde zwecklos erscheinen, weil hier die finanzielle Rentabilität mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nicht mehr vorhanden ist.

Zwischen den vier genannten Möglichkeiten sind noch verschiedene Theilkombinationen möglich, die aufzuzählen hier wohl zu weit führen würde. Zunächst wird man in Betreff der Fragen Wo? und Wie? am Besten thun, die Rückkehr der Stemrichschen Reisegesellschaft abzuwarten. Auch auf die verschiedenen Transaktionen, die bereits zwischen der deutschen Gesellschaft und Engländern resp. Franzosen in Betreff des Anschlusses der deutschen Bahnen an die im vorderen Anatolien bereits bestehenden fremden Linien stattgefunden haben, gehe ich nicht ein — ebensowenig auf die naheliegende Frage, ob und welche politischen Gründe dabei mitgewirkt haben, daß der Weiterbau der Angoralinie solange gestockt hat und dafür der südlicher gerichtete Vorstoß bis Konia so energisch betrieben worden ist. Eines aber muß gesagt und mit aller Bestimmtheit immer und immer wiederholt werden: Die Bagdadbahn soll und muß gebaut, und sie muß bald und in der Hauptsache von uns gebaut werden!

Ohne den Bahnbau ist vorauszusehen, daß die deutschen Kräfte, die jetzt verschiedene Unternehmungen in der Türkei ins Auge fassen wollen, sich hierher und dorthin nach verschiedenen Orten zersplittern, und wenn es dann einmal zu einer Liquidation der türkischen Masse kommt, dann sitzen wir an hundert verschiedenen Stellen über die ganze Ländermasse hin zerstreut, in die sich drei, vier Mächte theilen sollen. Die ganze Türkei können wir nicht bekommen, weder in einem noch im andern Sinne, also müssen wir von vorneherein dafür sorgen, daß wir uns eine großes, zusammenhängendes Stück mit festem wirthschaftlichem Rückgrat — eben der Eisenbahn vom Aegäischen Meer zum persischen Golf! — aus der Gesammtmasse heraus sichern. Für die Einsetzung großer, in der Heimat überschüssiger deutscher Kräfte im Orient gewährt dieses Eisenbahnunternehmen allein eine Grundlage, die hinreichend breit und sicher ist und dazu eine dauerhafte und fortschreitende Entwickelung verbürgt. Die deutsche, von der Bahn durchzogene, erschlossene und zusammengehaltene Interessensphäce würde folgende Gebiete umfassen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Südkleinasien, | 200 000 Quadratkilometer | mit | 3—$3^1/_2$ Mill. Einw. |
| 2. Nordsyrien, | 70 000 „ | „ | 1 „ „ |
| 3. Mesopotamien, | 260 000 „ | „ | $1^1/_2$ „ „ |
| zusammen | 530 000 Quadratkilometer | | |

mit ca. sechs Millionen Einwohnern, ein Gebiet, ziemlich so groß wie Deutschland. Daraus kann man entnehmen, welcher Zukunft die Länder der Bagdadbahn fähig sind. Um keiner Utopien geziehen zu werden, füge ich hinzu, daß allein das alte Babylonien, die Landschaft am unteren Euphrat und Tigris, zur Zeit des Perserreiches nicht weniger als ein Drittel der Steuerkraft des ungeheuren Gesammtreichs besaß! Die Wiederkultivirung Babyloniens ist eine Frage, die außerhalb dieser Erörterungen bleiben muß, aber selbst abgesehen von diesem fernsten Ziele hängen für uns an der schleunigen Inangriffnahme der Bagdadbahn so unermeßliche Interessen, hängt daran ein so gewaltiges Stück unserer zukünftigen Weltstellung, des größeren Deutschland über dem Meere, daß es Thorheit und Kurzsichtigkeit wäre, ja ein Verbrechen an der Zukunft unserer Nation, wenn durch unsere Versäumniß Fremde dieses Unternehmen an sich brächten! Paul Rohrbach.

---

## Die Maßregelung der Beamten-Abgeordneten. Transvaal. Die Psychologie des Dreyfus-Prozesses.

Als ich unsere vorige Monatsbetrachtung über die innere Politik unter den Wirkungen des Kanal-Streits abschloß, sagte ich, daß man von unserm Standpunkt mit dem Ergebniß ganz zufrieden sein könne: der Kanal selbst, der uns als ein sehr fragwürdiges Unternehmen erscheint, ward abgelehnt und die darüber entstandene Spannung zwischen der Regierung und den Konservativen erschien uns für das allgemeine Interesse fördersam. Seitdem hat sich meine Auffassung etwas verändert.

Als ich jene Worte schrieb, waren die Maßregelungen der beamteten konservativen Abgeordneten noch nicht heraus und diese Wendung erfüllt mich mit Besorgniß. Die Chance, daß der Kanal nunmehr durchgesetzt werden könne, ist dadurch gewiß nicht verbessert. Es ist ja möglich, daß man endlich eine Majorität im Abgeordnetenhause gewinnt, indem man in die Vorlage eine Menge Kompensationen, namentlich für Schlesien, hineinnimmt, die die Abgeordneten dieser Landestheile hinüberziehen. Für konservative Abgeordnete aber ist ein solcher Uebergang jetzt jedenfalls sehr erschwert und die gemaßregelten Landräthe und Regierungspräsidenten können am allerwenigsten eine veränderte Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, ohne sich dem schnödesten Verdacht auszusetzen. Da wir gegen den Kanal sind, so würde uns das nicht weiter grämen. Aber die Maßregelungen selber bedeuten in der Geschichte des preußischen Konstitutionalismus einen verhängnißvollen Abschnitt. Eine der schönsten Traditionen aus der Zeit des absoluten preußischen Königthums war die unabhängige Gesinnung, die dem Beamtenthum, man darf sagen, gestattet wurde. An sich ist ja der Beamte nur Organ des höchsten souveränen Willens und in Frankreich würde sich Niemand vorstellen können, daß der Präfekt eine andere Ansicht haben könne als sein vorgesetzter Minister. Das sichert eine prompte Verwaltung, wie sie Frankreich auch immer gehabt hat. Aber es tödtet in dem Beamten die selbständige Persönlichkeit und macht aus der ganzen Bureaukratie einen leblosen Mechanismus. Eine gewisse Selbständigkeit innerhalb des Beamtenthums ist ein so hohes moralisches Gut, daß selbst Schwierigkeiten, die dadurch bei der Ausführung der Verordnungen entstehen, gern in Kauf genommen werden müssen. Das hat schon der herrische Friedrich Wilhelm I. erkannt, der in seinen Dienstreglements immer wieder darauf zurückkommt, die Beamten sollten ihm ihre abweichende Meinung frei und offen sagen, denn, fügt er hinzu, „Wir sind doch Herr und König und können thun, was Wir wollen.“ So war es auch möglich, das Landrathsamt zu schaffen, das allein Preußen eigenthümlich ist und sonst in der Welt nirgends existirt. Denn der Landrath soll nicht reiner königlicher Beamter, sondern zugleich Vertrauensmann seines Kreises sein. Daher hat er den Namen, der den Gegensatz bildet zum „Hofrath“. Die Räthe, die den brandenburgischen Kurfürsten vom „Lande“ beigegeben wurden, haben in ihrem ursprünglichen Charakter etwas von Abgeordneten an sich und es entsprach daher durchaus der historischen Entwickelung, daß man, obgleich ihr Beamtencharakter allmählich immer stärker geworden ist, ihnen dennoch die Wählbarkeit für die Volksvertretung ließ und die Kreise sie sogar oft mit Vorliebe deputirt haben. Daß ein gewisser Widerspruch darin liegt, ist unbestreitbar. Der Beamte, namentlich der Verwaltungsbeamte, der zugleich Abgeordneter ist, hat zwei Herren zu dienen: dem Willen von oben und dem Willen von unten. Aber da zuletzt doch alles Heil des Staates darauf beruht, daß diese beiden Willen sich

immer wieder zu einem einzigen zusammen finden, so ist es bis heute möglich geblieben, den formellen Widerspruch zu überwinden. Die Regierung war tolerant, die Landraths-Abgeordneten behandelten etwaige Opposition im einzelnen Falle mit dem nöthigen Takt. Als ich selbst Mitglied des Abgeordneten-Hauses war, war der Landrath von Rauchhaupt der Führer der konservativen Fraktion und ich sagte mir damals öfter, mich in den Historiker der Zukunft versetzend, daß es einmal als ein Ausdruck der besonderen Großartigkeit des preußischen Staatswesens betrachtet werden würde, wie ein Beamter der vierten Rangklasse mit solcher Selbständigkeit und freimüthiger Kritik seinem vorgesetzten Minister als Macht gegen Macht gegenübertreten konnte, ohne daß doch das feste Knochengerüst der Subordination, dessen der Staat bedarf, dabei irgend welchen Schaden litt. Noch Herr von Bennigsen hat als Oberpräsident den Widerstand gegen das Zedlitz'sche Volksschutzgesetz geführt und die Allianz seiner Partei mit der radikalen Opposition dagegen angedroht und das war eine nicht bloß praktisch-wirthschaftliche, sondern eine Frage fundamentaler Prinzipien.

Jetzt ist dergleichen für alle Zeiten vorbei. Das Ministerium Hohenlohe-Miquel-Recke-Posadowsky hat aus unserem Staatswesen eine Kraft ausgeschaltet, die nie wieder ersetzt werden kann. Die preußischen Verwaltungsbeamten sind zu bloßen Präfekten herabgedrückt. Wenn bei den nächsten Wahlen für Landtag oder Reichstag Beamte aufgestellt oder gewählt werden sollen, so weiß man von vornherein, daß sie nichts als Regierungskommissare sein werden und wollen. Eine der stärksten Stützen der königlichen Autorität in Preußen, das Vertrauen, daß nicht bloß aus äußerem Gehorsam, sondern mit wahrer innerer Zustimmung die politische Intelligenz, die in unserem Beamtenthum steckt, die Regierung unterstütze, dieses Vertrauen ist für die Zukunft unterbunden und muß absterben.

Am deutlichsten wird das hervortreten in dem veränderten Charakter der konservativen Partei. Sie war immer nur eine halb-selbständige, halb-gouvernementale Partei. Die vielen Beamten in ihr hielten sie in steter enger Fühlung mit der Regierung. Hierauf wesentlich beruht ihre politische Tüchtigkeit und Kraft. Jede Partei hat gewisse extreme, fanatische Elemente und kann sie für die Wirkung auf die Massen auch kaum entbehren. Auch die Mittelparteien, wie die nationalliberale, sind keineswegs ohne solche leidenschaftlichen und extremen Tendenzen. Es kommt nur darauf an, daß nicht diese, sondern die besonnenen und staatsmännischen Elemente die Oberhand und die Führung behalten. So haben, auch nachdem eine heftige Aufwallung unter den Konservativen Herrn von Helldorff herausschleuderte, doch die klugen Rechner unter ihnen die Agrar-Demagogen immer einigermaßen in Schranken gehalten. Das wird in Zukunft kaum noch möglich sein. Die Beamten scheiden aus, und die Konservativen werden eine materielle Klassen-Vertretung gewisser Schichten, grade wie die Sozialdemokraten auf der andern Seite. Bisher muß man freilich

gestehen, hat sich das noch nicht gezeigt. Mit außerordentlichem Takt und höchster Zurückhaltung, ohne sich dabei irgend etwas zu vergeben, hat die konservative Presse ihre Sache geführt. Aber ich glaube kaum, daß sie diese Haltung wird behaupten können. Die natürliche Leidenschaft der Wählermassen wird endlich alle Schranken durchbrechen.

Unter dem reinen Partei-Gesichtspunkt könnte man diese Entwicklung mit einer gewissen Schadenfreude ansehen. Was ist zuletzt der Sinn des Ganzen? Die Regierung hat, um die formelle monarchische Autorität zu stärken, gewisse lebendige politische Kräfte, die sich ihr augenblicklich unbequem erwiesen, gewaltsam aus dem Wege geräumt. Das ist nichts als die neue Anwendung einer Methode, nach der schon lange bei uns gearbeitet wird. Auf demselben Blatt stehen die Umsturzvorlagen, die Majestätsbeleidigungs-Prozesse, der dolus eventualis, der grobe Unfug, die Disziplinarprozesse gegen Bürgermeister, Ortsschulzen und akademische Lehrer — alles das haben die Konservativen stets (vielleicht einzelne Fälle ausgenommen) gebilligt und vertheidigt: nun hat es endlich einmal bei ihnen selber eingeschlagen. Persönlich haben sie kaum ein Recht, sich zu beklagen, aber wer auf den Ruhm, die Größe und das Heil Preußens sieht, der muß sich, welcher Partei er auch angehöre, darüber betrüben, und es ist ein Zeichen jenes Fanatismus, von dem wir sagten, daß er auch bei den Mittelparteien existire, wenn nationalliberale Blätter wie die National-Zeitung und die Kölnische Zeitung ihren Liberalismus und das konstitutionelle Verfassungsrecht so weit vergessen konnten, die Maßregelungen, weil sie gegen Konservative gerichtet sind, zu billigen.

Ich wiederhole noch einmal, eine gewisse Spannung und Trennung zwischen den Konservativen und der Regierung ist in unsern Augen keineswegs etwas Verwerfliches, sondern im Gegentheil zur Zeit sehr wünschenswerth. Aber die Art, wie der Konflikt herbeigeführt worden ist und der Gegenstand, an den er anknüpft, scheinen mir so unglücklich wie möglich gewählt. Selbst diejenigen, die den Kanal-Bau aus innerster Ueberzeugung für ein Kulturwerk halten, die mit Enthusiasmus von dem Segen sprechen, der von ihm ausgehen soll, sie werden doch nicht glauben, daß in all den Provinzen und Landschaften, die an diesem Segen keinen Theil haben sollen, sich eine starke Stimmung für ihn und deshalb gegen die Konservativen hervorrufen lassen werde. Mag der Kanal endlich im Abgeordneten-Hause angenommen werden, in weiten Landstrichen wird immer ein starkes Vorurtheil gegen ihn bleiben, das der konservativen Partei zu Gute kommt. Nun giebt es aber einen andern Gegenstand, wo die wirthschaftlich-rückständigen Anschauungen der Konservativen nicht bloß scheinbar oder vielleicht, sondern ganz sicher dem allgemeinen Interesse hindernd in den Weg treten werden und überwunden werden müssen. Das ist die Erneuerung der Handelsverträge, über die in ein oder zwei Jahren der Kampf entbrennen wird. Hier war schon längst vorauszusehen, daß einmal ein Zusammenstoß

zwischen der Regierung und den Konservativen erfolgen müsse. Hier war auch eine Parole gegeben, die Alles, was nicht wirklich extrem-agrarisch ist, um die Regierung gesammelt hätte. Der Kanal-Kampf stärkt nun die Stellung der Konservativen im Lande so sehr, unterstützt die Meinung, daß unsere Wirthschaftspolitik auf Kosten der Landwirthschaft arbeite, in so weiten Kreisen, ruft den Gedanken, daß der Opfer, die die Landwirthschaft gebracht, nun genug seien, so stark hervor, daß der Kampf für die Handelsverträge dadurch äußerst erschwert werden wird.

Hätte die Regierung umgekehrt, statt die Gewaltmaßregeln gegen die Beamten zu ergreifen und den fast hoffnungslosen Kampf für den Kanal fortzusetzen, ruhig einen Schritt zurückgethan, zunächst die Kanalstrecke Dortmund—Rhein von einer Privat-Gesellschaft bauen lassen, nnd das gute Verhältniß zu den Konservativen aufrecht erhalten, so wäre sie in eine vortreffliche Position gekommen und hätte alle übermäßigen agrarischen Ansprüche stets mit dem Hinweis auf die Nachgiebigkeit in der Kanal-Forderung abgeschlagen und dabei alle besonnenen Elemente auf ihrer Seite gehabt. Nun ist die Situation so verfahren, wie möglich. Unsere Liberalen bieten weder nach ihren Ideen, noch nach ihrem Personalbestand die Kraft, auf die die Regierung sich stützen kann; aus guten Gründen scheut diese sich, mit den Konservativen völlig zu brechen und doch kann sie, da wegen der Handelsverträge der neue Konflikt bereits am Horizont steht, sich nicht wieder mit ihnen vertragen. Was wird werden?

Ueber den Rücktritt des Ministers des Innern, Herrn von der Recke, ist nichts zu sagen und über den des Kultusministers Herrn Bosse möchte ich nichts sagen.

* * *

Der Hintergrund, auf dem sich der Haager Friedenskongreß abspielte, war der eben vollendete Krieg zwischen Nordamerika und Spanien; nunmehr wird das große Humanitätswerk auch in die rechte Beleuchtung gebracht durch das heraufziehende Gewitter: England—Transvaal. Wer nun noch nicht einsieht, daß es die Despoten sind und der Militarismus, die die Welt mit der furchtbaren Kriegsgeißel heimsuchen und daß man die Völker nur mit parlamentarischen und demokratischen Verfassungen zu beglücken braucht, um die Menschheit von der Kriegsfurie zu befreien, dem ist nicht zu helfen. Oder ist es nur die abnorme Bosheit gerade dieser beiden Völker, der Amerikaner und der Engländer, die alle Vernunft zu Schanden macht und die Welt in die Kriegsgreuel stürzt? Ich möchte den Friedenspredigern vorschlagen, sich wenigstens in Deutschland auf diese Hilfsargumentation zurückzuziehen; sie werden sich dadurch, wenn auch nicht die Friedensidee zum Siege führen, doch in weiten Kreisen Sympathie erwerben. Man hat heute in Deutschland weder für die Nordamerikaner noch für die Engländer viel übrig und das Vorgehen gegen Transvaal erscheint als die brutale Vergewaltigung eines Kleinen durch einen Großen.

Wir wollen offen gestehen, daß wir die Sache nicht so ansehen können. Wenn es denkbar wäre, daß sich ganz Südafrika von England loslöste und ein unabhängiges, holländisches Staatswesen bildete, das in derselben Weise sich geistig an das Mutterland anschließend, wie Nordamerika an England, die Sphäre der niederländischen Nationalität, Sprache und Kultur erweiterte, so würde uns das mittelbar auch für Deutschland als ein Gewinn erscheinen. Nicht weil wir den Niederländern nach Rasse und Sprache näher stehen als den Engländern, sondern weil es ganz generell unser Interesse ist, zwischen Engländerthum und Russenthum möglichst viel anderen Kulturvölkern, seien es Niederländer oder Italiener, Franzosen oder Dänen, Raum zu gönnen, und unsere eigene zukünftige Weltstellung auf der Anlehnung an eine solche Reserve von weiteren kleinen und großen Nationalitäten beruht. Aber der Gedanke, daß Südafrika in dieser Weise niederländisch werden könnte, ist eine Utopie. Wenn auch England jetzt im Besitz des zweiten Weges nach Indien ist, und alle Etappen, Gibraltar, Malta, Egypten, Aden fest in der Hand hat, so kann es sich doch auch die Station am Kap niemals nehmen lassen. Es würde den größten und erschöpfendsten Krieg deßhalb führen und es denkt ja auch Niemand an eine solche Umwälzung. Wenn dem aber so ist, so haben wir zu fragen, ob wir ein besonderes Interesse daran haben, daß die beiden unabhängigen Buren-Republiken bestehen bleiben. Man denkt zunächst: selbstverständlich; so ist doch der Ausbreitung des Engländerthums eine Schranke gesetzt. Aber eine nähere Ueberlegung, glaube ich, zeigt, daß diese Schranke, so wie sie jetzt ist, keinen Werth hat. Diese Burenstaaten sind ein eigenthümliches Gebilde, das man mit dem höchsten Wohlwollen betrachten kann, wovon man aber nicht erwarten und kaum wünschen kann, daß es bestehen bleibe. Der strenge volksthümliche Calvinismus des siebzehnten Jahrhunderts ist das einzige Kulturelement, das diese ausgewanderten Söhne Europas mitgebracht und bewahrt haben und das sie abhält, wieder in die absolute Barbarei des germanischen Urwaldes zurückzusinken. Sie haben kein höheres Schulwesen, kaum eine Schriftsprache. Das schlechthin Unentbehrliche an etwas höherem Menschenthum müssen sie, unfähig, es selber hervorzubringen, aus dem Mutterlande beziehen. Auf sich selbst beschränkt, hätte das biderbe Völkchen sein Stillleben noch lange fortsetzen können. Durch den Zufall aber, daß die Goldfelder auf seinem Gebiet entdeckt sind hat sich eine große modern-europäische Kolonie unter ihnen aufgethan und hieraus ist der Konflikt entsprungen. Die Buren wollen der Herrenstand in ihrem Lande bleiben, die Einwanderer, die wohl häufig moralisch inferior, kulturell aber und namentlich wirthschaftlich weit überlegen sind, dauernd als bloße Gäste behandeln, ihnen keine politischen Rechte geben und sie dabei mit Hilfe ihrer Gesetze möglichst ausnutzen. Es ist ganz klar, daß das auf die Dauer ein schlechterdings unhaltbarer Zustand ist. Es ist unmöglich, daß in Kolonialländern die ursprüngliche Ein-

wandererschicht alle späteren präkludirt. Wir haben hier einen von den zahllosen Fällen, wo man mit dem formalen Recht nicht durchkommt. Die erste Einwanderungsschicht setzt fest, was Rechtens ist, die späteren Einwanderer also haben sich dem Recht des Staates, in den sie sich begeben, zu unterwerfen. Ganz richtig. Aber gegen das bestehende positive Recht reagirt stets ein anderes, aus den allgemeinen Prinzipien abgeleitetes Recht, mag man es nun das natürliche, das allgemeine Menschenrecht, das Recht der Revolution, das Recht der lebendigen Kraft, das Recht der historischen Entwickelung nennen. Wer sich nicht auf den rein konservativ-formalistischen Standpunkt stellt, kann das Recht der fremden meist englisch-amerikanischen Minenbesitzer, Goldgräber und Kaufleute gegenüber der Burenregierung nicht leugnen. Ebensowenig ist zu leugnen, daß die Engländer kraft der bestehenden Verträge ein Recht haben, sich in die inneren Verhältnisse Transvaals einzumischen. Ob dieses Recht eine wirkliche Suzeränetät darstellt, ob es soweit geht, wie die Engländer behaupten, mag mit Fug bestritten werden, aber darauf kommt in der That nicht viel an. Wir haben hier eben einen Fall, wo das formale Recht nicht ausreicht; nicht ohne Grund lehnt England deshalb auch ein Schiedsgericht ab. Es beruft sich darauf, daß es die südafrikanische Großmacht ist und als solche die transvaalischen Zustände, durch die die Rechte so vieler englischer Unterthanen berührt werden, nicht länger dulden will.

Der Zeitpunkt für das Eingreifen Englands ist so gewählt, daß man kaum erwarten darf, es werde von seiner Forderung abstehen. Es ist klar, daß Rußland augenblicklich sehr friedlich gestimmt ist und die Gelegenheit einer südafrikanischen Verwicklung nicht benutzen wird zu einem Vorstoß gegen die Engländer in Asien. Die Vereinigten Staaten stehen so gut mit England wie noch nie und haben auf Kuba und den Philippinen alle Hände voll zu thun. Mit Deutschland hat England einen Vertrag geschlossen, dessen Inhalt noch nicht bekannt geworden ist, der aber England auch nach dieser Seite Deckung gewährt. Frankreich allein wagt, wie Faschoda gezeigt hat, mit England nicht anzubinden. So ist England gerade jetzt in der günstigen Lage, seinen Spahn mit Transvaal ohne die Gefahr einer fremden Einmischung ausfechten zu können. In einigen Jahren ist die politische Weltlage vielleicht eine ganz andere. Mit gutem Grund sind also jetzt die Engländer zur Offensive geschritten.

Wir wollen hoffen, daß die Kriegsdrohung, die Rüstungen und der zweifellose Ernst des englischen Vorgehens endlich doch genügen werden, um die Buren ohne wirklichen Krieg zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie würden ja gewiß den Engländern einen tapferen und zähen Widerstand entgegensetzen und sich nicht leichten Kaufes geben, aber selbst der Sieg würde nutzlos sein. Die Welt hätte nichts davon, als das Schauspiel des tragischen Heroismus. Ein bloßer Burenstaat mit einer wirthschaftlichen Enklave wie Johannesburg in seiner Mitte, ist auf die Dauer unhaltbar

und würde, wenn gewaltsam gehalten, aus einer Krisis in die andere stürzen. Alles Mitgefühl für den wackeren, niederdeutschen Stamm kann uns nicht abhalten, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Rechnet man, daß der Krieg die volle Kraft der Engländer in Anspruch nehmen, sie auf längere Zeit hinaus fesseln und Gelegenheit geben werde, ihnen anderwärts etwas abzuzwacken, so mag man aus diesem Grunde den Krieg wünschen, aber von Liebe zu den Buren würde ein solcher Wunsch nicht eingegeben sein.

Mit oder ohne Blutvergießen, etwas früher oder später, das Ende dieses Konflikts kann immer nur sein, daß den „Uitlanders“ in Transvaal politische Rechte gegeben werden und haben sie diese erst, so werden sie schon selber dafür sorgen, daß sie bald völlig gleichberechtigt mit den Buren werden und dann ist es mit dem jetzigen Buren-Staat zu Ende. Denn die „Uitlander“ haben schon jetzt die Majorität im Lande und sind ihrer Sprache nach zum allergrößten Theil englisch.

Vielleicht würden die Buren sogar am besten thun, sich einfach in das britische Kolonialreich aufnehmen zu lassen. Sie würden ja damit keineswegs einfach unter englische Herrschaft gerathen, sondern sofort Anschluß an ihre Landsleute nehmen, die im Kap-Parlament bereits die Majorität haben. Durch einen solchen Zusammenschluß aller niederländischen Elemente würde das Fortbestehen des niederländischen Volksthums vermuthlich besser gesichert sein, als durch die isolirten und kaum entwickelungsfähigen burischen Republiken. Das englische Kolonialreich ist ja so liberal organisirt, daß jede Kolonie ein fast selbständiges Staatswesen bildet. Haben die Niederländer in Afrika wirklich die moralische und geistige Spannkraft in sich, ihre Nationalität zu behaupten, so giebt ihnen die parlamentarische Verfassung der Kolonie dazu Spielraum. Selbst wenn es zum Kriege kommt und die Buren unterliegen und werden mit Gewalt in das englische Weltreich hineingezwungen, so dürfen wir hoffen, daß die Krisis nicht zum Untergang führen, sondern nur neue Lebensbedingungen für eine eigenthümliche und werthvolle Nationalität schaffen werde.

Sollte die Gewaltsamkeit, mit der England vorgeht, überdies dazu führen, daß das Königreich der Niederlande, dessen Herz schlägt für die alten Abkömmlinge, sich enger an Deutschland anschließt, so kann auch diese Folge der Transvaal-Krisis uns nur erwünscht sein. Der Besuch, den die junge Königin Wilhelmine augenblicklich in Deutschland am preußischen Königshause macht, entbehrt vielleicht nicht alles politischen Hintergrundes.

* * *

Dreyfus ist unschuldig. Das kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Es ist nicht bloß nicht nachgewiesen, daß er schuldig ist, sondern es ist positiv nachgewiesen, daß er an dem Verbrechen, dessen er angeklagt war, unschuldig ist. Auch die Hypothese, daß er an Rußland verrathen, daß dies in der geheimen Verhandlung vorgekommen und daß er deshalb

verurtheilt worden sei, ist offenbar hinfällig. Wenn dem so wäre, so hätten Anklage wie Verteidigung zweifellos ganz anders operirt. Wozu hätte die Anklage den verzweifelten Versuch gemacht, Dreyfus wegen Verraths an Deutschland und Italien verurtheilen zu lassen und die öffentliche Meinung fortwährend weiter durch diese Behauptung erregt, wenn sie sicher gewesen wäre, die Anklage mit der anderen Begründung durchzubringen? Die Vertheidiger aber, Demange, Labori, und namentlich Picquart, die doch auch ihre persönliche Stellung zu wahren haben, hätten sich nicht so unbedingt für Dreyfus in die Schanze geschlagen, wenn sie gewußt hätten, daß er trotz Allem, wenn auch an anderer Stelle, ein Verräther gewesen sei. In einem so langen und so leidenschaftlich durchgefochtenen Prozeß hätte ein derartiger geheimer Hintergrund überhaupt nicht so völlig verborgen bleiben können. Das Ganze ist eine phantastische Hülfskonstruktion, entsprungen aus dem Bedürfniß den Vorgang kriminell und psychologisch verständlich zu machen, aber so rationell es wäre, es ist nicht so gewesen. Es ist möglich, daß Dreyfus mit russischen Offizieren verkehrt hat und daß die gefälschten Papiere z. B., die Briefe unseres Kaisers von der russischen Kriegspartei, vielleicht einem hochgestellten Mann, den Franzosen in die Hände gespielt sind. Aber von irgend einer verrätherischen Verbindung Dreyfus' mit den Russen, von irgend einer Verschuldung seinerseits kann nicht die Rede sein.

Die Erklärung seiner Verurtheilung liegt ausschließlich darin, daß der Prozeß zu eine Parteisache geworden war. Es ist traurig genug für die Menschheit, aber es ist so, und keineswegs eine Eigenthümlichkeit Frankreichs: ist irgend eine Angelegenheit erst zur Parteisache gestempelt und die Leidenschaften haben sich dafür und dawider erhitzt, so ist es mit dem Erfolg aller sachlichen Gründe vorbei. Selbst kluge und klare Köpfe sind dann Sophismen und Verdachtsgründen zugänglich, die sie in jedem andern Fall verächtlich bei Seite schieben würden.

Für diejenigen, die außerhalb stehen, wird der Vorgang dann ganz unverständlich. Mann weiß sich nicht anders zu helfen, als daß man ein ganzes Volk für verrückt erklärt und weiß nicht, daß in dem eigenen Volke sich ganz analoge Verschiebungen abspielen. Man beobachte das einmal auf anscheinend ganz neutralem Gebiete: Fragen der Wissenschaft.

Mit was für Argumenten suchen Schweizer Gelehrte, die sonst durchaus besonnen und methodisch gebildet sind, die Tell- und Winkelried-Sagen zu retten, wenigstens ein Stück, einen Schimmer davon wissenschaftlich zuzustutzen! Die Tschechen haben ebenfalls eine alte Heldengeschichte, die aber nicht einmal wirkliche Sage, sondern eine einfache Fälschung eines bestimmten Gelehrten aus unserem Jahrhundert ist. Als ein Professor der tschechischen Universität Prag das einmal öffentlich, aber in rein wissenschaftlicher Form bekannte, wurde er von seinen Kollegen ebenso öffentlich und förmlich in die Acht erklärt. Man glaube ja nicht, daß wir in

Deutschland anders sind: ich will keine Beispiele nennen, um nicht auf der Stelle den Sturm zu entfesseln.

Man meint vielleicht, daß vereidigte Richter, die den unmittelbaren Erfolg ihres Urtheils, Tod und Leben eines Menschen, vor Augen haben, mit größerer Unbefangenheit urtheilen müßten, als selbst die Gelehrten im Streite der Wissenschaft. An sich müßte wohl auf beiden Gebieten mit gleicher Objektivität geurtheilt werden, und wenn Richter vielleicht noch ein stärkeres Verantwortungsgefühl haben, so sind sie dafür auch nur durch mehr oder weniger Zufall zur Entscheidnng berufene Durchschnittsmenschen, während bei wissenschaftlichen Streitigkeiten naturgemäß die hervorragendsten Intelligenzen und Talente die Führung nehmen. Das eigentliche Problem des Dreyfusprozesses liegt ja auch nicht darin, daß von den sieben Richtern fünf auf schuldig erkannt haben, sondern darin daß, wie unbefangene Berichterstatter gemeldet haben, diese Theilung auch die des französischen Volkes etwa richtig widergibt. Die große Mehrheit der Franzosen hat sich weder durch die Ehrwürdigkeit Scheurer-Kestners, noch durch die Gluth Zolas, noch durch die Ritterlichkeit Picquarts, noch durch den Scharfsinn Laboris, noch durch die Beredsamkeit Demange', von der Unschuld des Dreyfus überzeugen lassen. Fünf Kriegsminister hintereinander und in langer Reihe Generale und Offiziere sind vor dem Gerichtshof in Rennes aufgetreten und haben bezeugt, daß sie Dreyfus für schuldig halten. Kein Wunder, daß der Gerichtshof selber sich dem Eindruck solcher Zeugnisse, in denen die Stimme der Armee widerhallte, nicht hat entziehen können. Männer die im Stande sind sich vom Korpsgeist zu emanzipiren und völlig ihrem eigenen Urtheil und Gewissen zu folgen, sind allenthalben unendlich selten.

Die Frage ist also nun, weshalb diese Verraths-Anklage, die doch etwas ganz Persönliches ist, zu einer Parteisache werden konnte und das liegt ausschließlich in Dreyfus Eigenschaft als Jude. Die judenfreundlichen Blätter in Deutschland stellen es so dar, als ob eine ungeheure militärisch-jesuitische Verschwörung in Frankreich existiere, die die Republick stürzen wolle und diesen Prozeß benutzt habe, um zu zeigen, daß sie die Gewalt besitze. Von antisemitischer Seite wieder wird das ganze Eintreten für Dreyfus als eine Judenmache, das Werk eines „Dreyfus-Syndikats" hingestellt. Das Eine ist so falsch wie das Andere. Es ist vielmehr ein Vorgang, der sich bei jedem sensationellen Prozeß, in den Juden verwickelt sind, wiederholt und den wir vor wenigen Jahren bei der Verfolgung des unglücklichen Schlächters Buschof in Xanten bei uns selber erlebt haben. Wenn der Verdacht eines schweren Verbrechens sich irgendwo auf einen Juden lenkt, so setzt sich sofort die bei allen Völkern verbreitete antisemitische Stimmung dahinter, vergrößert die Verdachtsmomente und verallgemeinert die Anklage gegen das Judenthum überhaupt. Naturgemäß sind die Juden auf diesem Punkt sehr empfindlich, treten für den Angeklagten auf die Schanze

und suchen nachzuweisen, wie wenig er doch eigentlich belastet sei. Nicht lange dauerts, so sind sie fertig mit dem Urtheil, daß die Anklage schlechthin nichtig sei. Dieser Uebereifer aber reizt die Gegner zu der Frage: Wäret Ihr auch so sicher, wenn der Angeklagte kein Jude wäre? Soll er etwa deshalb von vornherein als unschuldig gelten, weil er Jude ist? Gewiß haben die Juden absolut Recht, wenn sie bei jeder Anklage auf Ritualmord von vornherein die Anklage bekämpfen, denn der Ritualmord ist nichts als ein wahnwitziger, grauenhafter Aberglaube, und Blätter, die ihn auch nur als eine Möglichkeit hinstellen, sollten sich ihrer Unwissenheit schämen. Aber was diesen Aberglauben am Leben erhält, ist gerade das leidenschaftliche und einmüthige Eintreten des ganzen Judenthums für jeden dieses Verbrechens Verdächtigten. Gerade in diesem Augenblick spielt sich in Böhmen wieder ein solcher Fall ab. Was sollen die Juden machen? Sollen sie etwa, ohne zu kämpfen, den Justizmord geschehen lassen? Die Grenze ist schwer zu ziehen, aber soviel ist sicher, daß das Eintreten der Presse und das Anrufen der öffentlichen Meinung gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was erzielt werden soll: Nehmen die Juden die eine Partei, so nehmen die Antisemiten, die doch in der Volksmeinung die bei weitem Stärkeren sind, die andere, und der persönliche Kriminalprozeß ist zur Parteisache geworden.

So ist es auch mit Dreyfus gegangen. Als er das erste Mal verurtheilt wurde, geschah es auf die Aussage Bertillons hin, der als berühmter Schreibsachverständiger erklärte, daß der Angeklagte das Bordereau geschrieben habe. Ferner auf Grund der Aussage Henrys, der das Bureau der geheimen Nachrichten vertrat und die ganze Autorität dieser mystischen Behörde in die Wagschale warf. Endlich kamen noch hinzu die gefälschten Papiere, die dem Angeklagten nicht vorgelegt wurden.

Bertillon ist seitdem als ein Verrückter erkannt; Henry war möglicher Weise selber der Verräther oder stand jedenfalls ganz unter dem Einfluß Esterhazys, des wirklichen Verräthers; die Fälschung der Geheimpapiere wird nicht mehr bestritten. So war die erste Verurtheilung Dreifus' ein Justizmord auf Grund falschen Zeugnisses, wie er leider nur zu oft vorkommen wird. Der Antisemitismus spielte dabei eine zwar schon sehr laute, aber doch nicht entscheidende Rolle. Dreyfus hatte sich durch sein etwas zudringliches, neugieriges und renommistisches Wesen unbeliebt gemacht und der Verdacht setzte sich schadenfroh hinter die kleinen Blößen, die er sich gegeben hatte.

Nachdem er aber nunmehr verurtheilt war und der Feldzug seiner Freunde zu Gunsten seiner Befreiung begann, da entwickelte sich an diesem Streit der Gegensatz von Judenthum und Antisemitismus, der in Frankreich, obgleich ja das ganze Land weniger Juden hat, als die Stadt Berlin allein, stärker ist als bei uns. Das rein demokratische Regiment hat die Macht des Geldes in Frankreich außerordentlich gesteigert. Wäh-

rend bei uns die Traditionen des Hofes, des einflußreichen Adels, des Offizierkorps und des Beamtenthums die Geldmacht einschränken, giebt es in Frankreich nichts als das allgemeine gleiche Stimmrecht, das dem Gelde nur wenig Widerstand entgegenzusetzen vermag. Das Geld aber ist zum sehr großen Theile jüdisch. Mit noch nicht vergessenem Zorn gedenken die Franzosen Panamas, und daß fast alle Macher bei dieser Schmutzwirthschaft Juden waren. Das war Dreyfus' Unglück auf der einen Seite, auf der anderen, daß die Antisemiten die „Ehre der Armee“ als ihre Parole ausspielen konnten. Das einmal gesprochene Urtheil eines Kriegsgerichts sollte nicht angefochten werden dürfen und alle Offiziere, die vom Kriegsminister Mercier an abwärts leichtsinnig oder böswillig bei dem ersten Urtheil mitgewirkt hatten, setzten nunmehr um ihrer selbst willen Alles daran, um dieses Urtheil aufrecht zu erhalten und einzelne Schurken darunter griffen zu wirklichen Fälschungen. Die Leidenschaft verblendete die Sinne auf beiden Seiten mehr und mehr und das Volk nahm naturgemäß Partei „für die Armee“ und „gegen die Juden“. Wie sollte es auch nicht, wenn es auf jener Seite Freycinet sah, den einstigen Leiter der nationalen Vertheidigung; Billot, der 1870 vom Obersten zum kommandirenden General befördert wurde wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit; Boisdeffre, dem man als Chef des Generalstabes die Leitung des Revanchekrieges geglaubt hatte anvertrauen zu dürfen?

Ist nun der Prozeß Dreyfus ein Zeichen des moralischen Nierderganges des französischen Volkes? Keineswegs. Vielmehr ist der Muth und das Talent, mit der eine Reihe von Persönlichkeiten sich aus den Lagern des Parteivorurtheils gerettet und für die erkannte Wahrheit gekämpft hat, im höchsten Grade achtungswerth. Der Prozeß ist ein Zeugniß wohl großer moralischer Verwirrung, aber auch großer moralischer Kraft unter den heutigen Franzosen. Wenn er dennoch eine Etappe in dem Niedergange dieser Nation bedeutet, so trifft das nicht sowohl das französische Volk als den französischen Staat. Das Entscheidende ist der Mangel jedes festen, in sich selbst ruhenden Zentralpunktes in diesem Staatswesen. Alles ist dem Parteigetriebe anheimgegeben, nirgends eine Instanz, die einen solchen Streitfall, wie diesen Dreyfus-Prozeß mit wirklicher Unbefangenheit beurtheilte oder der man das auch nur zutraute. In Deutschland würde ein derartiger Justizmord entweder soweit möglich wieder gut gemacht, oder aber aufrecht erhalten werden; auf keinen Fall aber würde das ganze Staatsgebäude darüber ins Wanken kommen. So mag man es den Franzosen sogar zum Ruhme anrechnen, daß die Idee der Gerechtigkeit so unerschrockene und opferfähige Vertheidiger bei ihnen gefunden hat, aber die Stellung Frankreichs unter den Weltmächten hat einen unverwindlichen Schaden erlitten, da man gesehen hat, daß ein einfacher Kriminalprozeß im Stande ist, dieses ganze Staatswesen beinah umzustürzen.

Der Ausgang, den man endlich gefunden hat, Dreyfus wieder schuldig sprechen zu lassen, aber mit mildernden Umständen, nnd ihn dann zu begnadigen, kann wohl als der Ausdruck einer gewissen taktischen Geschicklichkeit gelten, steht aber moralisch dafür auf einer um so geringeren Stufe.

24. 9. 99. D.

---

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

***Barolin, Johannes C.*** — Der soziale Staat im Staate. 20 S. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

***Bartolomäus, R.*** — Die Provinz Posen anf dem Frankfnrter Parlament. (Ansschnitt aus der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XIV. Jahrg. 1. und 2. Heft.

***Bericht*** über Handel und Industrie von Berlin nebst einer Uebersicht über die Wirksamkeit des Aeltesten-Kollegiums im Jahre 1898, erstattet von den Aeltesten der Kanfmannschaft von Berlin. 263 S. Berlin, Julins Sittenfeld.

***Bierbaum, O. J.*** — Gugeline. Ein Bühnenspiel in fünf Antzügen. Berlin, Schnster & Loeffler.

***Büdingen, Dr. med. Theodor.*** — Zur Bekämpfnng der Lungenschwindsucht. (Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege.) 31 S. Oktav, Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn.

***Füsslein, W.*** — Hermann I. Graf v. Henneberg (1224—1290) und der Anfschwung der Hennebergischen Politik. Abdruck ans der Zeitschrift für Thüringsche Geschichte nnd Altertnmsknnde. XIX, Bd.

***Hausing, Dr. Karl.*** — Hardenberg nnd die dritte Koalition. Historische Studien Heft XII. Oktav. 109 S. Berlin, E. Ebering.

***Hausindustrie*** nnd Heimarbeit in Deutschland und Oesterreich. 1 Bd. Süddentschland und Schlesien. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. LXXXIV. 506 S. Leipzig, Duncker & Hnmblot.

***Henning, Hans.*** — Der Zustand der schlesischen Festnngen im Jahre 1756 und ihre Bedeutung für die Frage des Ursprnngs des 7jährigen Krieges. 46 S. Jena, Bernhard Vopelins.

***Hron, Karl.*** — Der dentsche Ausgleich mit dem Staate Oesterreich Oktav. 207 S. Wien, Friedr. Schalk.

***Richter, Dr. Arwed.*** — Ueber einige seltenere Flugschriften ans den Jahren 1523—1525. 44 S Oktav. Hamburg, Lütcke & Wulff.

***Runge, M.*** — Festrede im Namen der Georg-Angust-Universität zur Akademischen Preisvertheilung am 5. Juni 1899. (25 S.) 40 Pf. Göttingen 1899, Vandenhoeck & Rnprecht.

***Schanz, M.*** — Römische Litteratnrgeschichte II. 1., (2. Auflage). Oktav. (XII 372 S.) M. 7.—. München 1899. C. H. Beck.

---

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

---

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

# Shelley.

Von

**Marie Gothein.**

Nur selten wird das Leben eines Künstlers der Vorstellung entsprechen, die seine Werke erwecken; nur zu oft werden wir jene Enttäuschung des Kindes empfinden, das vergebens auf der Stirne des wirklichen Königs die Krone sucht, die sein Märchenprinz trägt. Percy Bysshe Shelley gehört zu den Ausnahmen, die auch im Leben die Dichterkrone trugen. Niemand, der seinen Erdenpfaden gefolgt ist, wird sich dem Zauber dieser Persönlichkeit entziehen. Wie groß er auch als Dichter war — England nennt ihn jetzt seinen größten Lyriker —, bedeutender war er noch als Charakter, in seinem Kampf gegen eine Welt der Konventionen und Kompromisse.

Wie interessant und außergewöhnlich dieses Leben war, haben gleich seine Freunde und Gefährten empfunden; denn kaum für einen Dichter besitzen wir so viele Schilderungen von Augenzeugen wie für Shelley. Seine Schwester Hellen giebt ein reizendes Bild seiner Kinderjahre, sein Vetter und Schulkamerad Medwin, der auch für Byron Eckermann-Dienste geleistet hat, hat die Schulzeit geschildert, Jefferson Hogg erlebte die stürmische Universitätszeit und seine erste Ehe mit ihm und giebt eine oft gefärbte, aber höchst lebhafte Darstellung dieser Periode; die letzten Monate dieses kurzen Lebens erzählt mit vollendeter Grazie Trelawney, der abenteuernde Freund Byrons und Shelleys, einer der Helden des griechischen Aufstands, der bis 1881 als ein Veteran aus diesen Glanztagen englischer Dichtung gelebt hat. Von den dazwischen

liegenden Jahren erfahren wir durch Leigh Hunt, dessen gastliches Haus den Sammelpunkt der jungen und stürmischen Talente bildete, und vor Allem aus den Anmerkungen von Mary Shelley zu den Werken ihres Gatten.

Schon im Jahre 1884 hat Druskowitz eine deutsche Biographie, die nicht werthlos aber recht trocken und platt ist, verfaßt. Danach erschien Dowdens englische, vorzügliche und erschöpfende Biographie, die eine Menge neuen Materials verwendet. Das vorliegende, kürzlich erschienene Buch*) von Helene Richter ist in der Schilderug des Lebens ganz von Dowden abhängig; schon in der äußeren Form zeigt es dadurch, daß jede Quellenangabe unterdrückt ist, an, daß es sich an ein weiteres gebildetes Publikum wendet und der literarischen Forschung keine neuen Aufschlüsse bieten will und kann. Die ersten Kapitel sind denn auch weiter nichts als eine gedrängte Uebersetzung aus Dowdens höchst reizvoller Schilderung der Jugendjahre, und auch weiterhin folgt die Verfasserin in der Erzählung aller Wechselfälle dieses Lebens jenem einen Leitfaden. Doch im biographischen Theil beruht auch das Verdienst dieser Arbeit nicht. Es ist allerdings ein Mangel, daß der Dichter als Mensch hier uns nicht so lebendig wird, wie das bei dem herrlichen Material erreicht werden könnte. Nicht zum Mindesten rührt dies daher, daß uns die Freunde Shelleys zu wenig vor Augen geführt werden, selbst von Mary Shelley giebt die Verfasserin nur ein blasses Bild, das sich der Leser aus verstreuten Bemerkungen zusammensetzen muß. Auch verschmäht sie ganz, was der englische Biograph in freilich etwas ausgiebigem Maße thut, den Dichter selbst aus seinen Briefen reden zu lassen. Unbedingtes Lob aber verdient die Besprechung der Werke, die schon äußerlich den größten Raum des Buches einnimmt. Es sind poetisch nachempfundene Analysen, die bei Dichtungen wie denen Shelleys, deren Inhalt schwer greifbar und deßhalb in Prosa nicht leicht nachzuerzählen ist, verdienstvoll an sich sind. Das Urtheil, wenn ich auch im Einzelnen nicht immer mit ihm übereinstimme, ist verständnißvoll und von Sympathie für den Dichter und seine Werke getragen. Jeder, der Shelley als Dichter genießen will, wird hier eine gute Unterstützung und eine feinsinnige Hilfe finden.

Dafür macht sich aber in diesen literarischen Abschnitten ein Mangel recht fühlbar: Shelley war zwar zweifellos ein höchst

*) Helene Richter, Percy Bysshe Shelley. Weimar, Verlag von Emil Felber. 1898. 640 S.

origineller Dichter, doch war er nicht, wie die Verfasserin meint, Beginner und Vollender seiner Richtung. Nur einige Ansätze sind hier gemacht, wenigstens seinen Vorgängern ein schwaches Streben auf gleicher Bahn zuzuerkennen, während das Zeitalter der Nachfolger mit den verächtlichen Schlußworten abgethan wird: „Die englische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ist Epigonen-Dichtung. Manche haben den Mantel des Propheten aufgegriffen und sich in seine Fetzen getheilt; sein Geist ist aber auf Keinen herabgestiegen". Das ist hart gegen Browning, den genialen Denker unter den Dichtern, und gegen Tennyson, dessen feine Lyrik die weiteste Skala der Empfindungen beherrscht. Shelley mit all' dem wunderbaren Flug seiner Phantasie war ein echtes Kind seiner Zeit; er eilte ihr zwar voraus, wie jeder Genius dies thut, aber er ist nur denkbar an der Stelle, wo er wirkte. Er selber hat das ausgesprochen in der Vorrede zu seinem entfesselten Prometheus: „Dichter sind in einem Sinne die Schöpfer, im anderen die Geschöpfe ihrer Zeit. Ein Dichter ist das vereinigte Ergebniß solcher inneren Kräfte, die in der Natur anderer nur beschränkt erscheinen". Eine Hauptaufgabe eines jeden Biographen muß es sein, sich in die Strömungen der Zeit seines Helden zu versenken, um den Quellen nachzugehen, aus denen sein Geist geschöpft hat. Es ist hier nicht von der Sucht die Rede, einzelne Entlehnungen aufzuweisen, die zu oft nur ein Triumph der Gelehrsamkeit des Verfassers sein soll, sondern darauf kommt es an, den künstlerischen und sozialen Ideengehalt seiner Werke nach seinem Ursprung und Fortschritt zu kennzeichnen.

Zwei Hauptrichtungen sind in Shelleys Dichtung zu verfolgen: sein Verhältniß zur Natur und seine sozialreformatorischen Bestrebungen. In dem ersten trat Shelley bereits ein reiches Erbe an, das er zu mehren wußte. So neu, wie die Verfasserin dieses Buches meint, war seine Naturauffassung nicht. Es kann gar nichts falscher sein als „die Lakisten" mit den Worten abzuthun: „sentimentale Schwärmerei der Landschaftsmalerei und naturgeschichtliche Beschreibung". Gerade sie haben endgiltig mit aller naturgeschichtlichen Beschreibung aufgeräumt und sie haben die Landschaftsmalerei zugleich mit dem gehaßten Formalismus des achzehnten Jahrhunderts siegreich überwunden. Sie waren es, und hier vornehmlich Wordsworth, die in die englische Dichtung einen tieferen Zug durch die Idee einer Weltseele, die sich in dem kleinsten wie in dem größten Werk der Natur offenbart, gebracht haben. Für Wordsworth besitzt jede Blume, jeder Vogel, jeder Fels ein Em-

pfindungsleben, das mit dem des Menschen übereinstimmt, und doch ganz unabhängig von ihm sich nur dem enthüllt, der mit aufmerksamer, weitgeöffneter Seele ihm lauscht. Shelley selber hat gar nicht das Gefühl gehabt, auf diesem Gebiete neue, reformatorische Gedanken zu haben. Das zeigt sich schon daran, daß er hier nie polemisirt hat, wie es noch mit loderndem Eifer Wordsworth, Coleridge und ihre Anhänger thaten. Hierin hat er sich vielmehr immer zu Wordsworth als seinem Meister bekannt. Er giebt aber diesen Ideen eine neue Wendung, indem er in den Naturkult einen stark anthropomorphistischen Zug hineinträgt, der durch das Studium der Antike zwar begünstigt wurde, in seinem eigenen Wesen aber tief begründet lag.

Bei Wordsworth bekam die Natur um ihn keine neue Gestalt, nur ein neues Leben. Er selbst blieb immer der stille Weise, der sein aufmerkendes Ohr zu ihr neigt. Shelley dagegen braucht für seinen hohen Gedankenflug gleichgeartete Wesen; er trifft sie über den Wolken, auf dem stürmischen Meere, oder als Hüterinnen zauberhafter Gärten. Es sind dies nicht Personifikationen gleich den Naturwesen der griechischen Mythologie, sondern die elementaren Kräfte der Natur selbst, die ihm schön und erkennbar werden wie die Gestalt einer Geliebten, fast unkörperlich und doch individualisirt; sie haben ein Empfindungsleben, für das die Sprache, so sehr sie nach einem gesteigerten Ausdruck ringt, doch immer im Kreise des Menschlichen bleiben muß. Der Dichter ist mitten unter ihnen, er leidet mit ihnen, er sucht sie, er fleht zu ihnen. Es war bei den beiden Dichtern nicht nur ein Temperamentsunterschied, nein ein Rassengegensatz vorhanden. Der vierschrötige, nordische Bauer Wordsworth geht spazieren mit gesenktem Auge, sinnend bespricht er sich mit den Gewalten, die seine priesterlich gestimmte Seele vernimmt. Wenn aber Shelley mit seiner aristokratischen, feingliedrigen Gestalt im Kahne hingestreckt sich auf dem schaukelnden Meere wiegt, das ungeschützte Antlitz der glühenden Sonne ausgesetzt, mit ungeblendetem Auge in das geliebte Blau starrt, oder wenn er auf den schwindelnden, blumenumwachsenen Bogen der Caracalla-Thermen träumend sitzt, so ist es ihm ein Leichtes, sich selber in diesen seinem Geiste so vertrauten Regionen über der Erde zu fühlen.

Himmelweit scheinen dagegen die beiden Dichter sich in den sozialen Tendenzen ihrer Werke zu scheiden: der hochkirchliche Tory und der revolutionäre Atheist, was haben sie noch mit

einander gemein? Dennoch liegen die Wurzeln ihrer Anschauungen nicht gar so weit auseinander. Für Beide ist die französische Revolution der Boden gewesen, aus dem diese entsprangen. Kein Biograph vergißt zu erwähnen, daß jener 4. August 1792, an dem der kleine Percy Bysshe Shelley in Fieldplace in der Grafschaft Sussex das Licht der Welt erblickte, der gleiche Samstag war, an dem zu Paris sich die Führer der Jakobiner zu der folgenschweren Sitzung vereinigten, in der sie grundsätzlich den Sturz des Königthums beschlossen.*) Man möchte gerne einen Kontakt zwischen dieser gewitterschwülen Sitzung und der Geburt des Knäbleins annehmen, denn die revolutionäre Feuerseele und den geistigen Wagemuth hatte er sicher nicht von den beschränkten Eltern: der Vater, ein reicher englischer Durchschnittsedelmann, „ein gutmüthiger, launenhafter Querkopf", wie ihn Dowden nennt, und die Mutter ganz ohne eigenen Willen und eigenes Urtheil.

Allerdings, als Shelley anfing, über seine phantastischen Kinderträume hinauszusehen, und statt mit der Riesenschlange in Fieldplace zu kämpfen oder mit seinem Schwesterchen als Engel und Teufel verkleidet seine Umgebung zu erschrecken, die Unterdrücker der wirklichen Welt zu sehen und zu hassen, was bei ihm eins war, da sah es traurig in seinem Vaterlande aus. Im Ministerium hatte das Triumvirat Castelreagh, Liverpool und Elton Anfangs unter der Zustimmung der ganzen Bevölkerung, die vor Napoleons Geißel zitterte, den Krebsgang der Reaktion begonnen; der König war in unheilbaren Wahnsinn verfallen, und an der Spitze des Staates stand ein Wüstling, der spätere Georg IV. Jung sein in den Zeiten verängstigter Reaktion, die auf solche große Hoffnung folgte wie die der Revolution, das heißt prädestinirt sein zur Opposition. Dies Loos theilte Shelley mit Moore, Hunt und Byron.

Wordsworth dagegen hatte zwar die Revolution als Jüngling begeistert miterlebt, aber sein Freiheitsideal hat sich an den Kriegen gegen Napoleon ausgestaltet, und seine Freiheitssänge waren gegen den Erben in der Revolution gerichtet, sie verherrlichten einen Krieg, der die alten Throne Europas wieder aufrichtete, und die Erhaltung der wirklichen, wie der vermeintlichen Segnungen der Institutionen des eigenen Landes. Diesen Konflikt sah die junge

*) Eine bedenkliche Verwechselung begegnet H. Richter, wenn sie auf den 4. August 1792 die Ereignisse der freilich viel berühmteren Nacht des 4. August 1789 verlegt.

Dichterschule nicht, sah Shelley nicht, wenn er in seinem schönen Sonett an Wordsworth in ihm den verlorenen Führer der Freiheit beklagt.

Zudem lebte Wordsworth damals als gereifter Mann in seinem den Horizont begrenzenden Berglande; sein von Rousseauschen Ideen getränkter Geist sah in seinem nordischen Bauernschlag die Verkörperung des ersehnten Naturzustandes der Menschheit; im Landleben erblickte er im Gegensatz zu der Verderbniß der Städte das Heil der Welt, und gerade dieses schien ihm überall durch Neuerungen und Umwälzungen gefährdet; Kirche und Staat wurden in seinen Augen immer mehr die einzig zuverlässigen Hüter dieses Schatzes — kein Wunder, daß er mehr und mehr der Sache der Freiheit, wie er sie selber früher gepriesen hatte, verloren ging.

Für Shelleys Weltanschauung bestimmend wurde das Studium von Godwins „Politischer Gerechtigkeit". Wie kein Zweiter ist dieser ihm Lehrer gewesen. Bis hinein in die phantastischen Träume seiner Jugenddichtungen können wir den Gedankengang jenes leidenschaftslos raisonnirenden Kopfes verfolgen, der ebenso kühl die Nothwendigkeit eines radikalen Umsturzes der Gegenwart, wie die abenteuerlichsten Zustände des sicherlich erwarteten goldenen Zeitalters bespricht.

Aber war Godwin in seinem Privatleben schüchtern, kleinlich und egoistisch, weit entfernt ein Märtyrer seiner Grundsätze zu werden, so war Shelley unerschrocken und selbstlos. Mit Godwin sah er in scharfem Gegensatz zu Rousseau nicht in einem naiven Naturzustand den Anbruch des Millenniums, sondern in der gleichmäßigen höchsten geistigen Vollkommenheit und der durch Duldsamkeit gemilderten Selbstherrlichkeit der Individuen. Durch diesen wissenschaftlichen Anarchismus Godwins gelangte er zu der völligen Negierung des Staates. Er forderte, daß alle Menschen zur gleichen geistigen Freiheit emporgehoben würden, daher sah er, ganz verschieden von Wordsworth, beim Landvolk nur Elend und geistige Knechtschaft. Seine sensitive Natur litt unter jeder Berührung mit geistiger und materieller Noth, überall suchte er dann, wie unter einem inneren Zwange, zu helfen; er hat sein ganzes Leben hindurch über sein Vermögen den Armen und Bedrängten gegeben. Ein Zug unerschöpflicher Menschenliebe verbindet ihn wieder eng mit Wordsworth, beiden blieb Byrons Weltschmerz und Menschenverachtung fremd. Wohl hat Shelley im Alastor

wenigstens einmal einen Jüngling geschildert, der auf der Jagd nach seinem Ideal weltflüchtig und menschenscheu wird, noch am ersten den Gestalten Byrons vergleichbar; aber gerade dies Werk leitet er mit den Worten ein: „Von denen, die ohne Sympathie mit der Menschheit zu leben versuchen, gehen die Reinen und Zartempfindenden unter an der Tiefe und Leidenschaft, mit der sie nach Gleichempfindenden suchen, sobald die Leere ihres Gemüthes sich ihnen plötzlich fühlbar macht. Alle Uebrigen, selbstsüchtig, blind und verstockt, bilden jene kurzsichtige Menge, die das ewige Elend und die Verlassenheit der Welt zugleich mit ihrer eigenen verschulden." Das ist aus dem gleichen Geist entsprungen, aus dem Wordsworth, auf den er sich unmittelbar darauf beruft, versichert, daß man ihm die größte Segnung rauben würde, wenn man ihm den Umgang mit Menschen nähme.

Beide Dichter führt ihre tiefe Menschenliebe zu einem unerschütterlichen Optimismus. Shelley sieht mit Godwin und der gesammten Aufklärungs-Literatur all unser Elend nur in den jämmerlichen sozialen und religiösen Einrichtungen — eine schwache philosophische Position, aber für ihn eine volle dichterische Wahrheit, mit der er es auch persönlich ernst nahm. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn aber hatte nichts von dem jüdischen „Auge um Auge" an sich; nicht auf Vergeltung zugefügten Unrechtes kam es ihm an. Seinen Laon in der „Empörung des Islam" jammert der schlotternde Tyrann auf dem Kaiserthrone, so daß er ihn vor der Volkswuth schützt, und den Iren, die er befreien möchte, ruft er zu: „Kein Blutvergießen, keine Gewalt! Vervollkommnet euch selbst, so werdet ihr eure Gegner zwingen." Ganz ebenso hatte Godwin schon 1793 Angesichts der Pariser Schreckenstage verlangt: „Laßt uns nicht heut erzwingen, was die Wahrheit morgen von selbst gewinnen muß."

Um Shelleys stürmisches, erstes Auftreten jedoch ganz zu verstehen, müssen wir ihn in die Schule zurückbegleiten. In Sionshouse und Eton lehnte er sich in seinem angeborenen Haß gegen alle Unterdrückung gegen die Tyrannei seiner Mitschüler auf. Von jeher neigt das Kraftgefühl des englischen Schulbuben zur Brutalität, und den „tollen Atheisten", wie er schon damals hieß, zu necken, war ein herrlicher Sport; er konnte so prachtvoll böse werden. Das gleiche Mißtrauen umgab ihn auch in Oxford, wo nur Hoggs Freundschaft es Anfangs weniger fühlbar machte. Die extremen Ansichten, die der Knabe schon früh aus den alten

Epikuräern und den modernen Aufklärungsphilosophen eingesogen hatte, und die er in „seiner Leidenschaft, die Welt zu reformiren“, nicht laut genug überall verkündigen konnte, paßten nicht nach Oxford und nicht mehr ins Jahr 1809.

Was schlimmer war, auch zu Hause ging die Saat des Mißtrauens auf; Eltern und Verwandte mußten nach Allem, was sie von dem Sohne hörten, befürchten, daß er ein Ungerathener werden wolle. Und Shelley empfing die erste tiefe Herzenswunde, als seine schöne Kousine, mit der er stillschweigend verlobt war, sich um dieser seiner Ansichten willen von ihm wandte. Aber solche Kränkungen haben ihn nicht einen Augenblick dahin gebracht, seinen Haß gegen einen Menschen auszulassen; an allem Unglück war ja nur der Geist der Unduldsamkeit schuld; „hier schwöre ich“ schrieb er damals in tiefem Schmerze an Hogg „und breche ich meinen Schwur, so vernichte mich die Ewigkeit! — niemals eine Intoleranz zu vergeben. Es ist der einzige Punkt, wo ich mir erlaube, Rache in mir zu ermuthigen, dauernde, lange Rache.“ Und als viele Jahre später Trelawney den Dichter kurz vor seinem Tode fragte, weshalb er sich denn immer selbst einen Atheisten genannt habe, antwortete Shelley: „Ich gebrauche das Wort, um meinen Abscheu vor dem Aberglauben auszudrücken; ich nahm es auf, wie ein Ritter in alten Tagen einen Handschuh aufnahm, um dem Unrecht zu trotzen.“

Er ging nach Oxford zurück und gleichsam als Antwort auf das daheim erlittene Unrecht schrieb er die Schrift „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus“. Auch die Universität nahm den Fehdehandschuh auf und antwortete mit der Relegation. An der kleinen Schrift ist viel merkwürdiger als der Inhalt, der über den dürrsten Empirismus der Aufklärungszeit nicht hinauskommt, die Art ihrer Entstehung. Seit Langem hatte es für Shelley einen eigenthümlichen Reiz besessen, mit Personen, die er gar nicht kannte, eine weitläufige Korrespondenz über religiös-philosophische Fragen zu führen. Theils wollte er sich selbst über seine Zweifel Klärung verschaffen, theils seinem heftigen Bekehrungseifer Genüge thun. Dies Schriftchen sollte nun zugleich der leichteren Anknüpfung solcher Episteln dienen; darum war es „so kurz, so methodisch, so klar wie möglich“. Es mußte ja auch den Gegner vollkommen überzeugen, wenn er nur mit ihm den Satz an der Spitze für unumstößliche Wahrheit nahm: „Die Sinne sind die einzige Quelle aller Kenntniß für den Geist.“

Erfolgreich hatte die Universität diesen ersten Vorstoß in dem Kampfe, dem Shelley sein Leben weihen wollte, abgewehrt, kaum ein Jahr war vergangen und von Neuem stellte er sich in die vordersten Reihen. Diesmal galt es nicht der religiösen, sondern der politischen Unduldsamkeit: Den Iren wollte er in ihrem Existenzkampfe gegen die Unterdrücker helfen. Vor elf Monaten hatte er die Universität verlassen, was hatte er aber alles in dieser Spanne Zeit erlebt! Man kann das Maß dieses Lebens nicht gleich mit dem anderer messen; wie mit prophetischem Geiste sprach er damals die Worte aus: „Die Zeit ist nicht allein nach ihrer Dauer zu messen, noch die Lebensdauer nach der Anzahl der Jahre. Das Leben eines begabten und tugendhaften Mannes, der im dreißigsten Jahre stirbt, kann ein verhältnißmäßig langes sein."

Ihn, den Neunzehnjährigen, begleitete auf dieser Don-Quixote-Fahrt nach Irland seine sechszehnjährige Frau, das Schulmädchen Harriet Westbrook, die er vor ein paar Monaten der „Tyrannei" ihres Vaters entführt hatte, der sie, ein freies Wesen, noch zwingen wollte, in die Schule zu gehen, wo man sie neckte um ihrer aufgeklärten Ansichten willen. Und doch litt sie ja nur um Shelley, weil sie seine Ideen vertrat; an seine Ritterlichkeit appellirte sie also, und nicht vergebens. Er konnte sie ja nun nicht mehr im Stich lassen; aber wohl war ihm dabei von Anfang an nicht. Seitdem hatten die beiden Kinder-Gatten ein Wanderleben geführt, bald im Norden, in Edinburgh an den Seen, bald im Süden, bald in London. Es war nur der Beginn ewiger Wanderungen, ihn traf das Schicksal einer Lieblingsfigur seiner Dichtung, des ewigen Juden. In London hatte er Godwin persönlich kennen gelernt, und sich keinen Augenblick von dem Kontraste zwischen Mensch und Lehrer in ihm enttäuschen lassen. Aber er ließ sich auch nicht einen Augenblick beirren, als er den abenteuerlichen Plan faßte, nach Irland zu gehen, wofür Godwin — und diesmal nicht nur aus seiner üblichen Aengstlichkeit, sondern weil er die völlige Aussichtslosigkeit einsah, jede Unterstützung verweigerte. Die kleine Harriet aber war entzückt, und höchst wohlgemuth setzte Shelley im Februar 1812, in der Tasche seine Adresse an das irische Volk, nach Dublin über.

Die Flugschrift war recht billig und daher auch recht schlecht gedruckt; unter möglichst viel Leute sollte sie vertheilt werden. Und jedes Mittel war recht hierzu. Vom Balkon wartete man, bis

Jemand vorbeikam, „der so aussah;" dann wurde ihm eine Broschüre buchstäblich an den Kopf geworfen, was der bildhübschen muthwilligen Harriet unendlichen Spaß machte. Sie konnte sich vor Lachen nicht mehr halten, als die Kapuze einer alten Dame dazu herhalten mußte, die Schrift hineinzustecken — „und zu Alledem sah Percy immer so ernst darein". Es war ihm auch heiliger Ernst damit; denn die Wahrheiten, die er da verkündigte, waren „einige, wenige, große, die ja jedes Kind begreifen konnte und die die Menschen nur hören mußten, um sie einzusehen." Shelley war mit neunzehn Jahren ein Doktrinär vom reinsten Wasser; er verstand gar nichts von irischer Politik und kaum mehr vom irischen Volkscharakter. Diesem Volke von ausgeprägtem Stammesgefühl glaubte er sich gleich am Eingang als Kosmopolit empfehlen zu müssen; und wenn er die Katholiken-Emanzipation vertrat, so war es nur, weil sie eine Staffel zur Freiheit war; die Hauptsache aber war ihm, daß die Iren besser, tugendhafter, weiser, vor Allem aber tolerante Freidenker würden. Ziemlich lang beseelte ihn die glückliche Hoffnung, „eine edle Nation aus der Lethargie ihrer Knechtschaft aufzurütteln;" unausbleiblich war dann die Enttäuschung; selbst die von den Frauen gefürchtete Verfolgung blieb aus; man nahm ihn leben nicht ernst.

Eine Enttäuschung weit bittererer Art wartete seiner. Nur zu schnell verflog der Traum einer glücklichen Ehe. Aus dem fügsamen, frohen Kinde entwickelte sich bald eine vergnügungssüchtige Kokette, die über die Ziele und Träume ihres Gatten lachte, und endlich ferne von ihm ihren eigenen Freuden nachging, ohne seinen flehentlichen Bitten zur Rückkehr Gehör zu leihen. Shelley litt furchtbar unter dieser Entfremdung. „Jeder, der mich kennt", klagte er, „weiß, daß meine Lebensgefährtin poetisches Gefühl und philosophisches Verständniß haben muß, Harriet aber hat keines von beiden". In hartem Kampfe löste er sich innerlich von ihr, dann aber mit der ihm eigenthümlichen Energie auch vollständig. Ein halbes Verhältniß, wie es wohl Harriets oberflächlichem Sinn möglich schien, hinzuschleppen, war ihm einfach undenkbar.

Shelley ist den Doktrinarismus in seinen Prosaschriften nie ganz losgeworden, trotzdem er später bisweilen wie in seinem Vorschlag zur Parlamentsreform auch praktisch richtige Vorschläge entwickeln konnte. Ziemlich lange hat er aber auch in seinen poetischen Werken mit dieser Untugend zu kämpfen gehabt. Welch weite sandige Strecken müssen wir in der „Königin Mab" durchlaufen,

um zu einer Oase seiner Poesie zu gelangen. In diesen blühenden Stellen zeigt er allerdings schon die ganze Lieblichkeit seiner Muse. Zum ersten Male, nachdem er eine Periode romantischer Hinneigung zum Schauerromane überwunden hatte, empfinden wir in dieser Reihenfolge von Visionen auch seine Fähigkeit, der Natur menschlich vernehmbare Laute zu verleihen. Die luftigen Bewohner der höheren Regionen sind uns nahe gerückt, sie sind nur leichter, freier; sie sind leidlos, denn das Leiden ist nicht nothwendig, sondern nur etwas vom Menschen Gewolltes — so lehrt das Gedicht. Macaulay, gewiß ein kühler Kritiker, sagt von ihm: „Er bringt das höchste Wunder des Genius zu Wege, daß Dinge, die nicht sind, gedacht werden, als ob sie seien, daß die Phantasien eines Geistes zu persönlichen Erinnerungen eines andern werden.“ Daneben hat aber der jugendliche Dichter der Königin Mab noch zu viel auf dem Herzen, was er sagen muß, und er nimmt hierzu noch einen großen Apparat von Anmerkungen zu Hilfe. „Sie werden lang und philosophisch sein“, schreibt er. „Ich werde die Gelegenheit, die ich für günstig halte, ergreifen, um meine Grundsätze darzulegen, was ich syllogistisch in einem Gedichte nicht mag. Ein sehr didaktisches Gedicht ist, glaube ich, ein sehr dummes.“ Wir können dieser Einsicht nicht genug danken, daß die langen Abhandlungen über Deismus, Empirismus und Vegetarismus unter den Strich gekommen sind.

Shelley war bis zuletzt ein Lehrer in seinen Dichtungen, ja mehr als das: er trat mit dem glühenden Wunsche auf, ein Weltreformator zu sein; er hat nie, wie sein Zeit- und Dichtergenosse Keats, ein „l'art pour l'art“ gekannt. Wie Byrons Dichtungen immer wieder die eine große, zerrissene Seele vorführen wollen, die einen unaussprechlichen Schmerz trägt, der ihr das Leiden der ganzen übrigen Welt klein und verächtlich macht, so liegt fast allen Dichtungen Shelleys e i n e Idee, wenn man will e i n e Lehre, zu Grunde. Wie er selbst sagt: „Es sind Visionen, welche meine eigene Vorstellung vom Schönen und Gerechten verkörpern.“ Das Schöne und Gerechte ist aber für ihn nicht jetzt auf Erden, es muß erst kommen, man muß es erringen; darum immer wieder in allen seinen größeren Dichtungen das Bild des von seinem Gewissen gepeinigten, ruhelosen Tyrannen, der nur zum Spott Herrscher genannt wird, während er doch der größte Sklave ist. In seiner Vorliebe für alles Unterdrückte, Verachtete dieser Welt geht Shelley so weit, daß er z. B. zweimal, in „Laon und Cythna“ und in

den „Assassinen“, die Schlange als das Prinzip des Guten hinstellt und ihr gegenüber den Adler, das Zeichen der Macht, als das einstweilen siegende Böse. Alle diese Dichtungen, ob ihre Helden untergehen, wie in „Laon und Cythna“ und in „Hellas“, oder ob sie siegen wie im „Entfesselten Prometheus“, schließen mit dem Triumphgesang auf das kommende, goldene Zeitalter, wo das Leid nicht mehr ist, wo das Ideal der Revolution, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die ganze Natur, den vollkommenen Menschen an ihrer Spitze, durchdringt.

Dieser gleichbleibende Ideenkreis, den Shelley in „Königin Mab“ zuerst aufnahm, bildet noch im entfesselten Prometheus, den er auf der Höhe, nachdem er seine Schaffenszeit nahezu durchlaufen hatte, schrieb, den Kern, aber hier doch nur den — wenn man will immer noch doktrinären — Kern. Aus diesem ist ihm eine Fülle großartiger Phantasien erwachsen. „Der Mangel an Selbstsucht in Shelley wirkt ungünstig auf seine Poesie zurück“ sagt ein neuerer Kritiker von ihm, er hinderte ihn, Einzelwesen in ihrer immer beschränkten Eigenart zu schildern; alle seine Gestalten sind typisch und lassen uns das auch keinen Augenblick trotz ihrer Lebensfülle vergessen. Im entfesselten Prometheus hat Shelley das Urbild des selbstlosen Dulders geschildert. Auch Prometheus hat einst im Trotze Jupiter geflucht, nun aber, da die Stunde der Weltbefreiung naht, hat er überwunden, und dies ist nicht, wie der Geist der Erde wehklagend fürchtet, ein Rückzug, sondern nur die großmüthige Zuversicht des Siegers:

„Ich wünsche nimmer
Daß irgend ein lebendig Wesen leide.“

Hier liegt zwar keineswegs, wie Mary Shelley andeutet, eine Verwandtschaft mit jener christlichen Weltauffassung vor, die von der Sündenschuld ausgeht, doch hat ihm in der Person seines Welterlösers Prometheus zweifellos die erhabene Leidensgestalt des Gekreuzigten vorgeschwebt. Wiederholt bekennt er, und namentlich auch in diesem Drama, seine Verehrung für die Person Christi, aber für ihn hat der Galiläer keine Erlösung vom Leide gebracht, vielmehr hat diese „verachtungswerthe Religion“ nur Leid um Leid auf die geknechtete Welt gehäuft.

So nimmt sein Prometheus eine besondere Stellung ein unter den Titanengestalten der Dichtung, die sich gegen die bestehende Weltordnung auflehnen. Der gewaltige Rebell Miltons, der zu groß war, um in einer einheitlichen Weltregierung neben dem

All-Einen Platz zu finden, der schwermüthige Fürst der Finsterniß, der Kain versucht, und der um seiner Weisheit willen von dem Allwissenden gestürzt ward, Goethes Prometheus, wie ihn ein Jahrfünft später Byrons Phantasie erschuf, und der stolze, schaffende Künstler, der zu viel konnte und darum dem Haß des Allmächtigen trotzt — alle diese entstanden aus einer tief pessimistischen Weltanschauung. Den Triumphator, den Ueberwinder hat nur der siegreiche Optimismus Shelleys erfassen können. Wie um dieses Uebermaß der selbstlosen Hingabe an sein Werk zum Ausdruck zu bringen, verschwindet Prometheus fast ganz für uns, sobald die Befreiung anbricht. Wir sehen ihn nur noch in seinen Wirkungen, in den Jubelchören der befreiten Welt; das ganze All hat Stimme und Leben erhalten, um seiner Freude Ausdruck zu geben; der Mensch ist nur noch eine harmonische Seele von vielen Seelen.

„Der blaue Himmel Roms, das kraftvolle Erwachen des Frühlings in diesem göttlichen Klima und das neue Leben, mit dem es den Geist bis zur Trunkenheit durchdringt, das gab die Inspiration für dieses Drama", schreibt er selbst. In solcher Stimmung wurden ihm die griechischen Tragiker und Plato ein persönliches Erlebniß. Er hat mit dem verlorenen aber in seiner Tendenz bekannten Schlußtheil der äschyleischen Trilogie wetteifern wollen, doch bewußt ging er über den alten Tragiker, dem der Mythus und seine eigene religiöse Stellung eine Versöhnung Prometheus und Jupiters vorschrieben, hinaus. „Eine Versöhnung des Kämpen der Menschheit mit ihrem Unterdrücker", das war Shelley zu denken unmöglich. Die Züge von Aeschylus' „gefesseltem Prometheus" finden wir nur noch in dem Fluche wieder, den Shelleys geläuterter Titan das Idol Jupiters, um die Erinnerung seiner Vergangenheit heraufzubeschwören, wiederholen läßt, den er aber zugleich von sich weist.

Neben der Promethie haben noch Aeschylus' Perser Shelley, wie er selbst berichtet, für sein Hellas als Vorbild gedient. Es ist sehr bezeichnend, daß dies gerade die beiden Stücke sind, in denen Aeschylus noch am wenigsten seine Größe als Dramatiker entfaltet hat, in denen er ebenso wie Shelley mehr grandiose Hymnen, theilweise in Dialogform, als Dramen giebt. Sein Hellas und Aeschylus' Perser zeigen schon in ihren Stoffen Uebereinstimmung, hier der neue gleichzeitige dort der antike Befreiungskampf des griechischen Volkes gegen die Herrschaft des Orients. Den „Persern" entlehnt hat Shelley auch die Inszenirung, die

uns in das Lager der Feinde der eigentlichen Helden führt. Ethisch aber hebt sich der moderne Dichter über den antiken hinaus, der, um den Siegesjubel des eigenen Volkes auszudrücken, nur ein einziges, grandioses Wehgeschrei des besiegten Feindes finden kann. Shelley zeigt den noch siegreichen Tyrannen innerlich bereits überwunden, und wenn auch hier wie in seinem Jugendwerk Laon und Cythna die muhammedanischen Unterdrücker bis zum Schluß siegreich bleiben, so tönt doch über Tod und Untergang hinaus in unzerstörbarer Gewißheit der Hoffnungsgesang der kommenden Freiheit. Das war der Tribut der Dankbarkeit, den Shelley den durch Knechtschaft zwar verderbten aber nicht entarteten Nachkommen des glorreichen Volkes brachte: „denn wir sind alle Griechen"; bekennt er, „unsere Gesetze, unsere Religion, unsere Kunst, unsere Literatur haben ihre Wurzeln in Griechenland".

Shelley ist zweifellos der griechischste unter den englischen Dichtern. Das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte die dichterische Blüthe einer griechischen Renaissance gebracht, die wissenschaftlich schon aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts datirte. Wordsworth hatte den Reigen eröffnet, indem er 1814 schon eine kurze Periode hindurch in Laodamia und Dion sich klassischen Stoffen zuwandte, in denen er würdig und ernst echte Züge antiker Ethik zum Ausdruck brachte. Keats hatte sich mit leidenschaftlicher Hingabe ganz den antiken Mythenkreis zu eigen gemacht und ihn mit glühender Phantasie in sich lebendig gemacht. Doch er sah das griechische Alterthum durch die Brille der englischen Renaissance. Shelley, der den jungen Dichter aufs Höchste bewunderte, sprach doch mit dem Wunsche, „ich möchte ihn Griechisch lehren", das richtige Verständniß für den Mangel bei Keats aus, ihm fehlte die Anschauung der griechischen Form. Und gerade hierin war Shelley Meister. Seine Uebersetzerthätigkeit, die jede kleine Lücke seiner produktiven Zeit ausfüllte, führte ihn in das innerste Geheimniß der griechischen Form und Sprache ein und obgleich Shelley außer dem entfesselten Prometheus keinen wirklich antiken Stoff behandelt hat, so zeigen doch Werke wie Adonais und Hellas, wie er seinen ganz modernen originellen Gedankeninhalt in die reinen Formen der klassischen Bildung zu kleiden vermochte.

Der entfesselte Prometheus und Hellas erscheinen als die Erfüllung eines Versprechens, das „Königin Mab" und „Laon und Cythna" nur gegeben. Welch ein weiter Weg und eine wie kurze

Spanne Zeit! Zwar den unreifen, trockenen Empirismus, der die Nothwendigkeit des Atheismus beweisen sollte, hatte er dichterisch schon in der „Königin Mab" überwunden; deistische und pantheistische Vorstellungen halten sich hier bereits die Waage, und frühe Plato-Studien verrathen sich in der gern gepflegten Vorstellung von einem gleichberechtigten Dasein der Ideenwelt über der der Erscheinungen; im Prometheus aber erklingt ein hohes Lied des Pantheismus. Die künstlerische Phantasie wird sich und kann sich aber nie auf ein metaphysisches System einschwören; so finden sich denn auch in Gedichten dieser Periode, besonders in Hellas, Stellen, die für seine Verehrung von Berkeleys Idealismus zeugen; und der alte Ahasverus, der immer wieder, seit schon den Knaben Schubarts Fragment tief erregt hatte, in seinen Dichtungen auftritt, bis zuletzt in Hellas immer weiser und milder werdend, scheint doch der verkörperte Beweis eines außerweltlichen, regierenden Willens zu sein.

Mit Prometheus zusammen erschienen neun andere Gedichte, alles Perlen der Lyrik Shelleys, die den Siebenundzwanzigjährigen auf der Höhe seines Könnens zeigen. In immer neuen Formen bekunden sie eine Zwiesprache der Dichterseele mit den waltenden Naturmächten, sei es der freie, unlenkbare Westwind, die segenspendende Wolke, sei es die zum Himmel jubelnde Lerche, sei es die Mimose, die da:

„Liebt wie die Liebe, und was ihr gebricht,
Ersehnt sie im Herzen: der Schönheit Licht."

Alle sind wesensgleich, gleichen Stammes mit dem Dichter. Nur einmal in diesen Jahren und gewissermaßen nur einmal in seinem Wirken hat Shelley die künstlerische Sphäre gewechselt, um, wie er sagt, „eine Leidenschaft, die ich selber nie gefühlt, in keuscher Sprache und nach den Regeln einer aufgeklärten Kunst zu schildern": Er schrieb im Jahre 1819 sein Drama: „Die Cenci".

Mitten in der Arbeit am Prometheus erregten ein altes Manuskript, das den Untergang des Hauses Cenci berichtete, die lieblich kummervollen Züge, die der Tradition nach auf Guido Renis Bild Beatrice Cenci darstellen sollten, und die Popularität, die diese Gestalt und ihr grausiges Schicksal in Italien besitzen, seine Phantasie. Er, der sich selbst immer jedes dramatische Talent abgesprochen hatte, beschloß, diesen, man möchte sagen, hyperdramatischen Stoff zu einer Tragödie zu formen. Die Vorrede, die wie fast jede von Shelleys Vorreden die seltene Eigen-

schaft einer fast objektiven Betrachtung des Werkes hat, spricht mit großer Einsicht von der möglichen Art der dramatischen Behandlung des spröden Stoffes. „Bei solch einem Gegenstande", heißt es hier, muß man die idealen Schrecken der Ereignisse erhöhen und die wirklichen mindern. . . . In der rastlosen und zergliedernden Kasuistik, mit der die Menschen eine Rechtfertigung Beatrices suchen und doch fühlen, daß ihre That eine Rechtfertigung bedarf, in dem abergläubischen Schrecken, mit dem sie zugleich ihre Leiden und ihre Rache betrachten, besteht der dramatische Charakter dessen, was sie that und litt".

Das Stück ist oft überschwenglich bewundert und gelobt worden, so verschiedenen Naturen wie Landor, Nietzsche und Dühring erscheint es als das Meisterwerk der neueren englischen Dichtkunst; von anderer Seite ist ihm wie allen modernen englischen Schauspielen der Vorwurf gemacht worden, daß es völlig undramatisch sei. Sehr zu Unrecht haben aber solche Kritiker es zu den lyrisch-dramatischen Gedichten gerechnet, wie die Dramen Byrons, jene ausgesponnenen Monologe, es sind. Die Charaktere sind trefflich individualisirt, der szenische Aufbau ist tadellos, erschütternd wirkt Beatrices halb wahnsinnverwirrter Schmerz, mit dem sie das Verbrechen, das der eigene Vater an ihr begangen hat, halb ahnen läßt, halb verräth. Daß das Stück sich dennoch nie die Bühne hat erobern können — nur einmal ist es von der Shelley-Gesellschaft privatim aufgeführt worden — liegt gerade in der dramatischen Ueberspannung des Stoffes. Und diese ist merkwürdiger Weise noch verschärft worden durch jenes Prinzip Shelleys, nur die idealen Schrecknisse zu erhöhen: Nicht die Abscheulichkeit des Stoffes als solchen peinigt den Leser — Shakespeare hat uns oft ebenso Schlimmes zugemuthet —, sondern die Auffassung des Charakters der Heldin. Shelley hat den Vater und Beatrice, Nacht und Licht, einander gegenübergestellt: Jener ist ein unmenschlich grausamer Tyrann, Haß und Wollust in ihm gemischt, wie er jeder Menschlichkeit baar geschildert werden mußte, um das Bestialische seines Anschlags auf die Tochter begreiflich zu machen — und Shelley war geübt in Tyrannenschilderung —; gut beobachtete Züge des italienischen Volkscharakters wie seine katholische Frömmigkeit und das Pochen auf das Gottesgnadenthum seiner väterlichen Gewalt setzen eigenthümliche Schlaglichter auf dieses grause Bild. Und nun Beatrice! Wir können ihr wohl folgen, daß sie den Mord des Vaters beschließt, die Mörder dingt, sie

zur That anfeuert, Alles in dem Gefühl, daß nichts von Kindesehrfurcht bleiben konnte, sondern es nur gilt ein Scheusal zu vernichten, wir könnten es verstehen, wenn sie in der vielbewunderten Gerichtsszene sich ihrer That rühmen würde. So aber bringt es einen quälenden Eindruck hervor, daß sie bis zuletzt die That leugnet, den Mörder, der sie als Anstifterin schon bezeichnet hat, mit ihren Augen und ihrer Rede Kraft so bannt, daß er, wieder leugnend, für sie auf der Folter stirbt. Dies eine Mal hat Shelley einen Zug sophistischer Selbstsucht, wir möchten fast meinen unbewußt, in einen Charakter hereingebracht, der doch gerade als eine reine Blüthe, die aus einem verdorbenen Boden inmitten einer giftigen Atmosphäre hervorsproßt, geschildert werden sollte. Denn Shelley nimmt offenkundig für seine Heldin Partei, ihr Untergang erscheint als ein ihr zugefügtes Unrecht, sie darf Mutter und Brüder, die bekannt haben, des schwächlichen Verrathes anklagen. Der Dichter wollte sie als ein durchaus wahres Geschöpf darstellen und vergißt, daß er sie fortwährend lügen läßt. Auch die vorübergehende Todesfurcht, wohl ein rein menschlicher Zug in einem jungen Wesen, erweckt in den Zuhörern die peinliche Frage; hat sie nur deshalb sich so glänzend vor den Richtern vertheidigt, um sich ein Leben, das ihr doch nur Entsetzen brachte, zu erhalten? An Mrs. O'Neill, die Shelley, der selten ins Theater ging, weil er meistens seine Illusionen dort nur zerstört fand, mehrmals in London bewundert hatte, dachte er bei der Rolle der Beatrice. „Gott bewahre", schreibt er aber dabei, „daß ich selber sie jemals in dieser Rolle sehen sollte, das würde meine Nerven in Stücke reißen." In der That, selbst Nerven, die sich noch mit den Greueln eines Sardouschen Stückes abfinden, müßten bei einer solchen geistigen Ueberreizung zusammenzucken.

Fern der ungastlichen Heimath, in Italien, „dem Paradies der Verbannten", entfaltete Shelley in den letzten vier Jahren seines Lebens von 1818 an seine volle Dichterblüthe. Das Schicksal hatte ihm nach vielen Stürmen ein verhältnißmäßig ruhiges Glück aufgespart, das ihm die Liebe einer edlen Frau und die Freundschaft mit Byron schuf. Byron hatte er 1816 auf einer Reise in die Schweiz kennen gelernt. Es war ein merkwürdiges Verhältniß, das diese beiden Männer verband. Shelley erkannte bedingungslos die Ueberlegenheit des älteren, berühmten Freundes an; ihm imponirte zudem im persönlichen Umgang die gebietende, vornehme Art Byrons. So oft er auch unter dem peinlichen Verhältniß, das

jenen mit seiner Schwägerin Clare verband, und mehr noch durch die unzarte Art, wie dieser es bald von sich abzuschütteln suchte, litt, immer wieder bezauberte ihn Byrons Verkehr. Und Byron, den zu Shelley Anfangs die Feindschaft zog, mit der ihn die englische Gesellschaft behandelte, die jenem wie ihm das Loos freiwilliger Verbannung eingetragen hatte, sah bald zu seinem Erstaunen, daß in diesem Manne Eigenschaften, die er selbst aufs Höchste schätzte, kaltblütiger persönlicher Muth, natürliche Begabung zu allen ritterlichen Uebungen, äußerste Verachtung jeder Konvention und Gesellschaftslüge sich verbanden mit einer ganz außergewöhnlichen Kindlichkeit und Reinheit des Herzens, die er bewunderte, weil sie ihm selber fehlten. Wiederholt schreibt er an englische Freunde über Shelley in einem Tone, dem man dies Erstaunen anhört: „Ihr mißkennt Shelley Alle", um dann ein bewunderndes Lob der Persönlichkeit hinzuzufügen, mit dem er sonst sehr kargte. Trotzdem hat Byron auf Shelley als Dichter in ungleich geringerem Maße gewirkt wie Godwin und Wordsworth. Zu stark war die innere Verschiedenheit, die ihn von Jenem trennte. Hingegen hat Shelley eine Zeit lang weit stärker Byron in seinen Ideenkreis gezogen. Es war in den ersten Schweizer Tagen, wo Shelley, ganz von Wordsworth erfüllt, nachdem er mit diesem in seinem Alastor gewetteifert hatte, auch Byron mit Wordsworth tränkte, wie dieser sich ausdrückte. Der dritte herrliche Gesang des Childe Harold zeigt hiervon die unverkennbaren Spuren, zeigt den großen Fortschritt, den Byron durch Wordsworth und Shelley in seiner Auffassung der Natur machte.

Mit Byrons skeptischem Pessimismus setzte sich Shelley gleichsam persönlich in einem der schönsten Gedichte seiner letzten Zeit, in Julian und Maddalo, auseinander: Es zeigt die beiden Freunde auf einem gemeinsamen Ritte am venetianischen Lido, wobei uns in Maddolo Byrons widerspruchsvolle Gestalt in ihrer liebenswürdigen Menschlichkeit, verklärt durch die Dichterfreundschaft, entgegentritt. Auf seine tiefschmerzliche Klage, daß das menschliche Herz wie die Glocke, die drüben auf der Laguneninsel die Irren zum Gebet rufe, in uns Wünsche und Gedanken erwecke, deren Grund und Zweck wir nicht erkennen, bis im Tode wie dort im Sonnenuntergang Alles verblasse, antwortet Julian-Shelley mit seinem unerschütterlichen Glauben an die Freiheit des Willens:

Der Mensch verschuldet,
Daß Uebel ihn umstricken, die er duldet.
Wir könnten anders, könnten Alles sein,
Was wir erträumen: glücklich, edel, rein.
Wo ist, was man als wahr und lieblich preist
Als schön, wo anders als in unserm Geist?
Und wären wir nicht also schwach berathen,
So glichen unsre Wünsche unsern Thaten.

Indem er so die Willensfreiheit vertrat, was für ihn eine dichterische Forderung war, setzte er sich nicht nur zu Byron in Gegensatz, sondern in diesem einzigen Punkte wich er auch von seinem Lehrer Godwin ab. Dieser lehrt einen Determinismus, der ihn bis zur völligen Entschuldigung des Verbrechens führt, das aus der Anlage des Individuums nothwendig hervorgehe, und doch leitet er höchst widerspruchsvoll Schuld und Sünde nur von der Gesellschaft ab, die diese dem an sich guten Menschen aufdränge. Gerade weil Shelley mit Leidenschaft diese letzte Lehre umfaßte, trieb sie ihn zu der Annahme, daß es in dem Willen der Menschen liege, anders zu sein, wenn sie anders und besser berathen wären. Byron lehnte philosophische Spekulationen völlig ab, worüber die pessimistischen Reflexionen im Kain und Manfred nicht täuschen dürfen; und eine solche Auffassung Shelleys erschien ihm völlig utopisch. In richtiger Erkenntniß seines Wesens läßt denn auch Shelley seinen Julian den Freund zu einem Irren geleiten, der wahnsinnig über ähnlichen Ideen geworden ist, wie sie ihn selber beseelen. Und wie in einem Spiegel sieht Julian in der Seele des Irren, den Liebe und Welt verrathen haben, sein eigenes Bild:

„Er, an dess' Herz des Fremdlings Thräne nagt,
Wie Wassertropfen in den Felsen dringen,
Der Lieb und Mitleid fühlt mit allen Dingen,
Den selbst das Leid, das Niemand hört, bedrückt,
Der Fernes mit des Geistes Aug' erblickt,
Der mit den Armen weint, Zertret'ne hebt,
Mit den Gefangnen in der Zelle lebt,
Ein Nerv, der bei dem Druck der Welt erbebt,
Den Niemand sonst empfindet."

Ganz zweifellos ist der Einfluß, den Byron auf Shelley als Satiriker ausübte. Die politische Satire nimmt in der englischen Dichtung von Dryden bis Byron einen weit größeren Raum ein, als in jeder anderen Literatur; denn der Dichter stand hier weit mehr im öffentlichen Leben als anderwärts. Das achtzehnte Jahrhundert hatte

eine Reihe der glänzendsten Satiriker hervorgebracht, und die jung-englische Schule wurde von den politischen Zuständen ihrer Zeit wieder heftig nach derselben Richtung gedrängt. Selbst ein so weltfremder Dichter wie Keats hat wenigstens einmal einen Anlauf hierzu genommen. Shelley hatte einige gute Anlagen zum Satiriker; er besaß Witz, tiefes Pathos und ethischen Zorn, doch fehlte ihm eins, womit Byron Alle meisterte und weit hinter sich ließ: der prickelnde Humor, der erst wirklich das Janusgesicht der Satire, die komisch-gegenständliche Situation und das ernste Zeitübel, das jene durchsichtig umschleiert, zum Ausdruck bringt. So ist denn auch Shelleys „Dickfuß, der Tyrann", zu schwerflüssig und ernst, um nicht von den Satiren im Don Juan oder dem Meisterstück Byrons, der „Vision des Gerichts", überholt zu werden.

Die letzten acht Jahre seines Lebens hat Shelley sein Schicksal an das einer geistig ihm ebenbürtigen Frau geknüpft. Mary, seine zweite Gattin, war die Tochter Godwins und Mary Wollstoncrafts, der berühmten Verfasserin jener Programmschrift „Die Rechte der Frau," von der an die Bewegung zur geistigen Befreiung der Frauen datirte. Sie hatte ihrer Tochter als Erbtheil den freien großsinnigen Charakter hinterlassen. Shelley fühlte sich durch viele Züge gleicher Anlage und gleicher Schicksale zu Mary Wollstoncraft hingezogen: Verehrung für diese Frau erfüllte ihn lange, ehe er ihre Tochter kennen lernte. Im Vorspiel zu Laon und Cythna hatte er sie verherrlicht in der idealen Führerin des Dichters, und in Gesprächen über die Mutter an ihrem Grabe hat er die Tochter für sich gewonnen. Nichts verband ihn damals innerlich noch mit Harriet; und Shelley war zu sehr Schüler, Mary zu sehr Kind ihrer Eltern, um nicht einzig und allein dieses innere Band anzuerkennen; ihr Bund war ihnen rein und heilig. Als dann zwei Jahre später Harriets Selbstmord Shelley tief erschütterte, konnte kein Gefühl persönlicher Schuld ihm dies tragische Ereigniß bitterer machen; und nur übelwollende Schmähsucht konnte ihn verantwortlich machen für eine That, die bei Harriet Folge ihres leichtsinnigen Lebens war. Der Lordkanzler Elton aber sprach doch die Ansicht der Mehrzahl der geordneten und durch die eigenthümliche englische Heuchelei dieser Jahre noch verengten Gesellschaft aus, wenn er durch einen willkürlichen Richterspruch Shelley die beiden Kinder erster Ehe nahm, weil der Lebenswandel und die Ansichten, wie sie die Schriften des Dichters aussprächen, nicht für ihre christliche Erziehung bürgen könnten.

Der Schlag traf Shelley so tief, daß er ihm die Heimath verleidete. Vergebens hatte ihn Leigh Hunt mit zarter Liebe umgeben, um ihm diese böseste Zeit seines Lebens erträglich zu machen. Shelley hatte sich ein Jahr lang — die längste Zeit, die er überhaupt an einem und demselben Orte zugebracht hat —, als „Einsiedler von Great Marlow“ in dem freisinnigen, geistig belebten Kreise, der sich in dem gastlichen Hause Leigh Hunts zusammenfand, sehr wohl gefühlt; der liebenswürdige Essayist nahm die Rolle, die ihm damals zufiel, das Haupt aller Freigeister und Radikalen Englands zu sein, mit Freuden auf. Jetzt aber floh Shelley das Land, wo man ihn ächtete, er ging mit Mary und ihrem Söhnchen William nach Italien, dies Kind mit doppelter Liebe schirmend.

Mary war nicht ganz das Genie, zu dem sie Shelleys Bewunderung so gerne stempeln wollte. Nach den ersten vielverheißenden Anfängen, die sie als Romanschriftstellerin unter der Anregung ihres Gatten gemacht, hat sie später ihr ganzes Leben nur noch seinem posthumen Geiste geweiht, seinen Werken, seinem Namen gelebt. Sie war eine feine, stille Blüthe; bei allem stillen Glück, das sie dankbar empfing und gab und das nie getrübt wurde, vermißte Shelley bei ihr doch manchmal etwas von dem lebhaften Feuer, das seine Liebe und seine Ideen immer durchströmte, und Mary klagt sich später selbst an, daß sie ihn vielleicht hierin nicht ganz verstanden habe. Ein Gedicht dieser letzten Zeit*), Epipsychidion, gluthvoll und abstrakt, schwer verständlich, erzählt von solch einem Feuer, wie es mehr die Phantasie als das Herz des Dichters erfüllte, aber doch anknüpfte in Mitleid und Sehnsucht an ein schönes, ins Kloster verbanntes italienisches Mädchen. Epipsychidion nennt Shelley selber die „vita nuova“ seiner Gedichte. Umgekehrt zu seiner gewöhnlichen Gestaltungsweise knüpft hier Shelley an ein wirklich lebendes Wesen an, das in der Gluth seiner unsinnlichen Dichterleidenschaft zum reinen Ideal wird: „Ich bin nicht Dein, ich bin ein Theil von Dir“ ruft er aus.

*) Der Name Epipsychidion „Nebenseelchen“ deutet Stopford Brook als „Ueber der Seele,“ was H. Richter nach ihm gar als korrespondirend mit Uebermenschen überträgt. Doch erklärt er sich aus dem in der älteren antiken Vorstellung wurzelnden Glauben von einem Abbild des Menschen, dem Eidolon, das die Kunst immer als Miniaturbild des Menschen darstellt, und das bei Shelley wiederholt mit der Vorstellung der Platonischen Idee verquickt in seiner Dichtung eine Stelle findet, so im entfesselten Prometheus und noch deutlicher schon in der Königin Mab, wo Ianthes' Seele sich als das genaue Abbild des unten leblos liegenden Körpers, nur völlig idealisirt, emporschwingt.

Mary hat dieses Gedicht allein unter denen ihres Gatten nicht kommentirt, berührten sie doch in ihrer stillen Treue solche Stellen wie die folgende peinlich:

„Nie mocht ich mich zu jener Sekte zählen,
Die lehrt: nur Eines darf sich jeder wählen,
Nur eine Liebe und nur einen Freund,
Um jeden sonst, so weis' und gut er scheint,
Kalt zu vergessen."

Und doch mußte sie ihn verstehen, wenn er diesen Gedanken weiter ausführt:

„Eng ist das Herz, das nur ein Wesen liebt,
Der Mensch, der sich nur einem Ziel ergiebt,
Das Hirn, das einen Gegenstand errafft,
Der Geist, der nur ein einzig Ding erschafft."

Reich an Freunden war dieses Leben, das selber so viel an Liebe gab. Trelawney, der erst in den letzten Monaten in seinen Kreis getreten war, hat seiner begeisterten Freundschaft in einer Schilderung von Shelleys Persönlichkeit Ausdruck gegeben, wie sie besser als jedes Bild uns die Züge des Menschen nahe bringt. Er sah den Dichter zum ersten Mal bei dem gemeinsamen Freunde Williams, der bald das Todesschicksal mit dem Dichter theilen sollte und schildert seine grenzenlose Ueberraschung, als ein großer magerer Jüngling, der wie ein Knabe gekleidet in eine schwarze Jacke und Beinkleider, die ihm ausgewachsen schienen, ihm mädchenhaft erröthend die Hände entgegenstreckte und ihm als der Dichter Shelley vorgestellt wurde. „War es möglich!" ruft er aus, „konnte dieser bartlose Junge jenes Scheusal sein, das mit aller Welt in Krieg lag, exkommunizirt von den Vätern der Kirche, seiner Bürgerrechte beraubt durch das fiat des grimmen Lord Kanzlers, von den Mitgliedern seiner Familie gemieden und den weisen Rivalen in unserer Literatur als Gründer der Satanischen Schule denunzirt?"

Außergewöhnlich wie dieses Leben war auch sein Ende. Von je hatte das Meer und das Leben auf dem Schiffe auf Shelley eine magische Anziehungskraft geübt; und wenn er nichts Anderes hatte, so ließ er doch mit den Kindern Schiffchen auf einem Teiche schwimmen wie in den Tagen von Marlow. Auf der Themse, auf dem Genfer See, auf dem Mittelmeer, überall war das erste Verlangen nach einem Boote; und das letzte Verhängniß, das ihn erreichte, war nur der unglückliche Ausgang, nachdem er viele Male schon in der Gefahr, zu ertrinken, geschwebt hatte. Ein Vierteljahr

vor seinem Tode hatte er die Casa Magni in Spezzia gemiethet, ein altes, vom Meer umspültes Jesuitenkloster, wo man sich bei Sturm wie an Bord eines Schiffes fühlte; und da, wo alle seufzten, weil sie ohne jede Bequemlichkeit leben mußten, war er glücklich wie noch nie; diese Einsamkeit erschien ihm wie eine jener erträumten paradiesischen Inseln seiner Dichtung. Mary fand nach vielen Jahren die Kraft, eine Schilderung der letzten Katastrophe zu geben, der Todesangst, mit der sie zwischen Livorno, von wo aus die leichte Yacht Ariel an dem gewitterdrohenden Tage fröhlich ausgesegelt war, und Spezzia mit immer schwächer werdender Hoffnung auf- und abwanderte. Ihr schmerzdurchzitterter Bericht und Trelawneys Schilderung führen uns von Tag zu Tag durch diese für Gattin und Freunde qualvollen Wochen, bis endlich die Auffindung der Leiche auf die aufregende Angst die Leere der Todesgewißheit folgen ließ.

Byrons Gedanke war es, dem griechisch gesinnten Freunde ein antikes Todtenopfer zu bringen. Am Strande von Livorno wurde der Scheiterhaufen geschichtet, der den Leib des Dichters verbrennen sollte. Seine Asche und sein Herz, das von den Flammen unversehrt von Trelawney dem Feuer entrissen wurde, brachte man auf den schönen protestantischen Friedhof in Rom. „Der Gedanke, dort zu ruhen, könnte einen mit dem Tode verliebt machen", hatte Shelley gesagt, als er hörte, daß Keats dort begraben worden sei. Jetzt senkte man seine Reste neben jenem ein. Ein bedeutungsvoller Zufall hatte ihn in den Gedichten von Keats lesen lassen, als ihn das todtbringende Unwetter überraschte, man fand das umgeschlagene Buch noch in seiner Tasche. So galt sein letzter Gedanke jenem Dichtergenius, dem er vor einem knappen Jahre in seinem herrlichen Adonais eine Grabspende gebracht hatte, ohne zu ahnen, daß er sich selber damit einen unvergleichlichen Todtensang singe. Für den Schmerz aller Freunde fand Leigh Hunt den Ausdruck in den beiden Worten, die seinen Grabstein schmücken: Cor cordium, und Trelawney fügte Ariels Worte aus dem Sturm hinzu:

„Nichts von ihm, was je zerfalle,
Denn die salzige Meeresfluth
Wandelt's in ein köstlich Gut."

# Die Memoiren der Gräfin Potocka.

Von

**Emil Daniels.**

Mémoires de la Comtesse Potocka (1794—1820) Publiées par Casimir Stryienski. Avec un portrait en héliogravure. Paris Librairie Plon. 1897.

Memoiren der Gräfin Potocka. Nach der 6ten französischen Auflage bearbeitet von Oscar von Biberstein. Leipzig H. Schmidt & Co. 1899.

Die Verfasserin dieser Lebenserinnerungen, eines der farbenreichsten aller Geschichtsbilder, stammte aus königlichem Geblüt: sie war die Großnichte Stanislaus II. August aus dem Hause Poniatowski, des letzten Königs von Polen. Ein anderer Großonkel von ihr, Johann Klemens Jaxa Branicki, war bei der letzten polnischen Königswahl der Gegenkandidat seines Schwagers Stanislaus gewesen. Nach seiner Niederlage hatte er sich auf seine unermeßlichen Besitzungen zurückgezogen, wo er als Hetman der Krone und Kastellan von Krakau wie ein König lebte. Branickis bevorzugte Residenz war das Schloß von Bialystock, in welchem seine Großnichte, Komtesse Anna Tyszkiewicz, die Autorin unserer Memoiren, ihre Jugend verbrachte, und das sie folgendermaßen beschreibt: „Das Schloß war mit seltener Pracht eingerichtet. Französische Tapeziere, die mit großen Unkosten herbeigeschafft worden waren, hatten Möbel, Spiegel, Holzschnitzereien mitgebracht, die des Schlosses in Versailles würdig waren. Schlechterdings nicht zu übertreffen waren die imposanten Größenverhältnisse der Salons und der mit Marmorsäulen geschmückten Vestibüls. . . . . . Das Arrangement der Gärten und der Parks, der Luxus der verschiedenen Gewächshäuser, die Schönheit und die Menge der Orangen-

bäume — alles das zusammengenommen erhob diesen Platz zu einem wahrhaft königlichen Aufenthalt. Bei Lebzeiten des Kastellans von Krakau verkürzten zwei Schauspielertruppen, eine französische und eine polnische, sowie ein Korps de Ballet, Alles auf Kosten des Kastellans unterhalten, die langen Winterabende. Das von einem italienischen Künstler dekorirte Theater faßte 3—400 Personen. . . . . . .

Das war die Lebensweise, welche die Grandseigneurs der Opposition damals in ihren Häusern führten. Zu meiner Zeit waren davon nur noch die Erinnerungen übrig, die ich mir von hundertjährigen Dienern erzählen ließ."

Ob die Besitzer der beschriebenen glänzenden Räumlichkeiten sich glücklich fühlten, kann zweifelhaft erscheinen, denn das Verhältniß des Grafen Branicki zu seiner Gemahlin war noch zerrütteter, als das bei der liederlichen polnischen Aristokratie ohnehin schon Brauch war. Auch die Eltern von Anna Tyszkiewicz lebten fast immer getrennt von einander, der Vater in Wilna, die Mutter mit dem einzigen Kinde in Bialystock, bei ihrer Tante, der verwittweten Gräfin Branicka, mit der zusammen die Gräfin Tyszkiewicz während der Saison nach Warschau überzusiedeln pflegte. Hier in Warschau erlebte Anna, noch ein Kind, die blutigen Ereignisse, welche der dritten Theilung Polens vorhergingen: die Vertreibung der russischen Truppen aus der Stadt im Frühjahr 1794 und die Erstürmung der Vorstadt Praga im Spätherbst desselben Jahres durch Suwaroff. Noch viele Jahre später standen die Détails des Zusammensturzes der polnischen Staatsruine mit einer schrecklichen Lebendigkeit vor dem geistigen Auge der Gräfin: „ „ . . Wir wurden durch den Donner des Geschützes und ein sehr heftiges Gewehrfeuer geweckt. Mein Vater war abwesend, und die Dienerschaft sogleich zu den Waffen gestürmt, ohne sich um unser Schicksal zu kümmern. Es wurde also eine weibliche Konferenz abgehalten, die entschied, daß es das Sicherste wäre, sich im Keller zu verstecken. Wir brachten dort den ganzen Vormittag zu, ohne etwas gewahr zu werden. Als gegen drei Uhr Nachmittags das Gewehrfeuer in unserem Stadtviertel aufgehört hatte, ließ uns der König sagen, wir möchten versuchen, zu dem von ihm bewohnten Schloß zu gelangen. Wir fanden weder Kutscher noch Lakaien, und übrigens würde ein Wagen auch schwerlich die mit Leichen angefüllten Straßen haben passiren können; wir sahen uns also gezwungen, zu Fuß die ganze Krakauer Vorstadt zu durchschreiten, wo man sich

stundenlang geschlagen hatte. Der Anblick dieses Schlachtfeldes, wo die Russen zu Hunderten lagen, ließ mein Blut zu Eis erstarren. Aber das war auch der einzige widerwärtige Eindruck, den ich empfing; die verlorenen Kugeln, welche über unsere Köpfe hin pfiffen, beunruhigten mich in keiner Weise.

Von diesem Tage an bis zum Gemetzel von Praga verließen wir das Schloß nicht mehr, da die Stadt sich in beständiger Gährung befand. Alles, was sich in der Zwischenzeit ereignete, ist vollständig aus meinem Gedächtniß verschwunden. Nur undeutlich erinnere ich mich, daß ich meine Mutter in das Lager Kosziuskos begleitet habe, wo schöne Damen, ein kleines Mützchen auf dem Ohr, zur Förderung der Schanzarbeiten, mit Erde gefüllte Karren schoben. Ich beneidete ihr Loos, und mein Kinderherz pochte schon bei den Erzählungen von unsern Siegen.

Morgens und Abends hielt meine Bonne mich an, Gott flehentlich zu bitten, daß er unsere Waffen segne. Mit ganzem Herzen vollführte ich, was sie mir vorschrieb, obwohl ich nicht ganz begriff, was vorging, und warum man eigentlich den hübschen russischen Offizieren so böse sein mußte, denen ich oft mit Vergnügen zugesehen hatte, wie sie ihre schönen Pferde tummelten. Das Gemetzel von Praga klärte mich auf, und mein Herz erschloß sich früh Empfindungen, welche ich wieder meinen Kindern eingeimpft habe. Neuntausend wehrlose Einwohner wurden in einer einzigen Nacht erwürgt, indem sie keine andere Zuflucht und kein anderes Grab fanden als ihre eingeäscherten Wohnungen! Da das Schloß des Königs am Ufer der Weichsel lag, die allein uns von Praga trennte, so hörten wir deutlich das Wehegeschrei der Opfer und das Hurrah der Henker. Man konnte sogar von einander unterscheiden die Stimmen und das Gejammer der Frauen und der Kinder, das Wuthgebrüll und die Flüche der Väter und Gatten, die in der Vertheidigung dessen, was der Mensch am liebsten hat, ihr Leben ließen. Eine rabenschwarze Nacht steigerte noch den Schrecken dieser Szene. Ein Flammenmeer, über dem weißliches Gewölk lagerte, ließ in höllisch anzuschauenden Schattenrissen die Gestalten von Kosaken hervortreten, die wie die wilde Jagd auf ihren Pferden einherstoben, die Lanze zum Stoß erhoben und durch ein fürchterliches Geheul einander zur Fortsetzung ihrer Blutarbeit anfeuernd.

So vergingen einige Stunden; dann hörte man nichts mehr als das Krachen der zusammenstürzenden Balken und Decken. Das

Wehegeschrei, das Stöhnen, das Waffengeklirr, das Stampfen der Rosse waren verstummt, und das Schweigen des Todes lag ausgebreitet über der Vorstadt Praga, der Name Suwaroff aber war zum Fluche geworden."

Nachdem die Russen Praga und die Preußen Warschau besetzt hatten, folgte die Gräfin Tyszkiewicz mit ihrem Kinde dem König, ihrem Onkel, nach Grodno, wo die letzte Theilung Polens formell vollzogen und Stanislaus zur Unterzeichnung seiner Abdankung genöthigt wurde. Gräfin Anna entwirft ein anschauliches Bild von jenem frauenhaften Monarchen „mit der schönen leicht parfümirten Hand" und erzählt dann von sich selber: „Von einer kleinen Kammer aus, in welcher man mich mit meiner Gouvernante untergebracht hatte, sah ich jeden Morgen den Cortège des Sklave gewordenen Königs. Die russische Garde mit ihren breiten ausdruckslosen Gesichtern, aus der die Knute wandelnde Maschinen macht, erschreckten meine kindliche Einbildungskraft so, daß die ganze Autorität meiner Mutter dazu gehörte, um mich zum Ueberschreiten der Thürschwelle zu bewegen, und auch dann that ich es nie ohne Widerstand und Thränen."

Aus Grodno in das Schloß von Bialystock zurückgekehrt, erlebte Komtesse Anna ein neues, in ihrer geistigen Entwickelung Epoche machendes Ereigniß, die Ankunft einer französischen Emigrantenfamilie, welche sie mit köstlichem Humor schildert: „Gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts", so leitet sie ihre Charakteristik ein, „war Polen von französischen Emigranten überschwemmt, die fast alle aus großen Häusern zu stammen behaupteten und die Gastfreundschaft, die man ihnen mit Empressement anbot, in einer Weise annahmen, als ob sie eine Gnade bewilligten. Die Gräfin Branicki hatte die ganze Familie Bassompierre. Erst war Einer gekommen, dann Zwei, dann Drei und schließlich die ganze Familie. Was ihr Oberhaupt anbetraf, so machte sie von diesem nicht viel Aufhebens, aber man ließ doch keine Gelegenheit vorübergehen, ihn „der Herr Marquis" zu nennen. Dann kam der Graf, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der Gatte einer jungen und ziemlich hübschen Frau, die er in dieser Epoche der allgemeinen Umwälzung geheirathet hatte; in jeder anderen Konjunktur würde Fräulein von Rigny, wie die Eingeweihten sagten, keinen Anspruch auf eine so glänzende Versorgung gehabt haben. Der Graf, klein, schmächtig, mit wohlgepuderten, en vergette frisirten Haaren und mit dem unvermeidlichen Zopf als Parteiabzeichen, macht einen nicht eben

angenehmen Eindruck. Er hatte eine große, spitze Nase, einen finsteren Blick und einen verkniffenen Mund. Er galt als Schöngeist, imponirte durch Zitate und machte ganz nette Verschen. Wenn wir ein Theaterstück aufführten oder Jemandem eine Ueberraschung bereiten wollten, oder wenn ein Fest gefeiert wurde, gingen wir zu ihm und ersuchten ihn um ein Gedicht. Nachdem er sich regelmäßig sehr hatte bitten lassen, willigte er schließlich ebenso regelmäßig ein und bat uns nur, „seine Kinder“ nicht zu „verschänden“. Dann kamen die Proben; das waren Haupt- und Staatsaktionen! Bald mußte man gewisse mots heureux heben, dann wieder über einen Reim hinweggleiten oder aber den Ton auf einen Halbvers legen. Selten war der Verfasser zufrieden; er langweilte uns furchtbar.

Die Mutter der Gräfin zeigte Ueberreste ehemaliger Schönheit und schien sehr klug zu sein. Wir hielten es durchaus nicht für ausgemacht, daß sie nicht etwa durch ihre frühere Hingebung die blendende Versorgung ihrer Tochter vorbereitet hatte. Ein dreiundzwanzigjähriger Neffe, ... und ein reizendes kleines Töchterchen, Amelie, vervollständigten die Familie. Zuerst wollten sie nur eine bescheidene Wohnung annehmen und nahmen an unseren Mahlzeiten Theil. Später fanden sie das Quartier zu beschränkt und sahen ein, daß der Mensch nicht nur Essen und Trinken braucht, sondern daß er auch noch andere unabweisliche Bedürfnisse hat. Sie verstanden sich also dazu, auf das Versprechen der strengsten Diskretion hin eine ziemlich reichlich bemessene Pension anzunehmen. Nach ein paar Monaten äußerten sie den Wunsch, ihr eigenes Häuschen zu haben; ein Heim für sich ist ja so süß! Sofort bekamen sie eine niedliche kleine Villa, eine viertel Meile vom Schlosse gelegen. Aber zu einer neuen Wohnung gehört so viel! ..... Die Mama übernahm es also, der Gräfin Branicki die Verlegenheit anzudeuten, in welche sie jener Zuwachs an Komfort gestürzt hatte. Sogleich wurden die betreffenden Weisungen gegeben und das Landhaus in den Stand gesetzt, seine neuen Gäste zu empfangen. Es fehlte an nichts: die Zimmer wurden einfach aber elegant möblirt, die Schränke wurden gefüllt, der Taubenschlag wurde gefüllt, der Garten geharkt, die Wege wurden mit Sand bestreut, sogar an Remise und Pferdestall war gedacht, denn die Familie brauchte ja Beförderungsmittel, um zum Schlosse zu gelangen. Onkel war zu alt und Amelie zu jung, als daß sie ein so großer Weg nicht hätte angreifen sollen.

Die Ueberhäufung einer ausländischen Familie mit so vielen Wohlthaten erregte Neid, und wenn ein derartiges Gefühl jemals entschuldbar sein kann, so war das hier der Fall, in Anbetracht der Art und Weise, wie jene Wohlthaten erwidert wurden. Da gab es unaufhörlich Vergleiche zwischen Vergangenheit und Gegenwart, verletzende Anspielungen oder unzarte Klagen. Wenn ein Fremder unsere Emigranten wegen der wirklich reizenden Villa beglückwünschte, antwortete man ihm durch einen tiefen Seufzer, einen Blick der Entsagung, durch einige unzusammenhängende Worte, die besagten: „Das ist ganz gut für Andere aber für uns —!“ Und dann sprach man von Schlössern, die man sich gezwungen gesehen hatte zu verlassen, von dem herrlichen und dem üppigen Leben, das man auf ihnen geführt hatte. Von da bis zum Marschall Bassompierre und der Freundschaft, welche den großen König und jenen großen Mann verbunden hatte, war nur ein Schritt, dun wenn dieser Boden einmal betreten war, dann gab es kein Aufhalten mehr. Die Seufzer wurden zu Thränen und die Anspielungen zu Beleidigungen.

Da trat ein für die Bassompierres überaus peinliches Mißgeschick ein: der Besuch Ludwigs XVIII., der auf der Reise nach Mitau, wo ihn Kaiser Paul veranlaßt hatte, seine Residenz aufzuschlagen, in Bialystock abstieg. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Lille. Man hatte für ihn die für Souveräne bestimmte Zimmerflucht in Stand gesetzt, und er wurde mit allen seiner Geburt und seinem Unglück schuldigen Rücksichten behandelt. Die Gräfin Branicki verfügte sich zu seiner Bewillkommnung aus ihren Gemächern in den Empfangssalon. Er schien von seiner Aufnahme sehr angenehm berührt zu sein und vergalt sie durch ein Aufgebot von außerordentlicher Liebenswürdigkeit. Ich war noch nicht alt genug, um ihn beurtheilen zu können, aber er gefiel mir, denn er hatte ein gutmüthiges und offenes Wesen. . . . . .

Wir waren sehr gespannt darauf, wie er die illustre exilirte Familie aufnehmen würde. O weh! Es erfolgte eine von jenen Enttäuschungen, die man schwer überwindet. Der König kannte sie garnicht! Weder den Marquis noch den Grafen, weder die junge Gräfin noch die alte Mama! Ja er behandelte die Stützen des Throns, die er niemals gesehen hatte, und die nichts gethan hatten, das wankende Königthum zu stützen, sogar etwas von oben herab! Sein Begleiter d'Avary, überrascht über das Air, welches sich unsere Bassompierres gaben, hielt sich für verpflichtet, uns mit-

zutheilen, was er von ihnen wußte: es waren zwar wirkliche Bassompierres, aber eine arme und heruntergekommene Linie, die nichts geerbt hatten als einen auf Erinnerungen gegründeten Hochmuth, und zu den Erinnerungen gehörten auch jene Schlösser, von denen sie unaufhörlich sprachen. Die Revolution hatte sie nicht ruinirt, sondern bereichert. Sie hatten niemals einen so angenehmen Haushalt wie den ihnen durch eine großmüthige Gastfreundschaft gebotenen besessen.

Diese Aufklärungen änderten an dem Benehmen der Gräfin Branicki nichts; bis an ihren Tod fuhr sie fort, ihre Gäste mit Wohlthaten zu überhäufen. Die junge Gräfin profitirte übrigens von der Lektion: sie sprach weniger von Paris, das sie niemals gesehen hatte und enthielt sich der für uns wenig schmeichelhaften Vergleiche zwischen dem Lande, das sie hatte verlassen müssen, und dem, wo sie eine so noble Aufnahme fand. Von nun an trug sie ihre Wäsche, ohne länger zu wagen, sich über den Geruch der polnischen Seife zu beschweren, und da der König ganz entzückt über das gute Essen gewesen war, worauf er einen sehr hohen Werth legte, glaubte sie sich von nun an von der Verpflichtung frei, beim Genusse der Suppe den Mund zu verziehen."

Persönliche Erinnerungen und Familientraditionen machten aus Gräfin Anna die glühende polnische Patriotin, als welche sie gelebt hat und gestorben ist, aber wenn die Idee der nationalen Unabhängigkeit den Inhalt ihres geistigen Lebens ausmachte, so wurde dessen Form bestimmt durch die französische Bildung, und das war theilweise das Werk der Bassompierres, die von nun an durch eine tragikomische Bosheit des Schicksals in der Geschichte unsterblich sein werden, dank dem Talent einer klassischen Stilistin, das sie selber beigetragen haben, zu erwecken: „Erzogen inmitten von diesen Franzosen eignete ich mir instinktiv den Geist ihrer Sprache an, und beschäftigte ich mich mit Vorliebe mit ihrer Literatur. Leidenschaftlich liebte ich ihre Plauderei, die bald geistreich und leichtfertig, bald lehrreich und ernst, aber doch immer von einer gewissen Heiterkeit war, selbst bei den ernstesten Diskussionen, zu welchen die Politik Anlaß gab. Denn es waren Franzosen der alten Zeit, welche, im Grunde genommen, über Alles lachten und bestrebt waren, das Leben so wenig ernsthaft zu nehmen, wie nur möglich."

In noch höherem Maße als der Familie Bassompierre verdankte Gräfin Anna ihre intellektuelle Kultur der französischen

Vorleserin ihrer Großtante, dem Fräulein Duchêne, einer geborenen Pariserin. Diese Dame besaß feine Manieren, so viele Kenntnisse „wie ein wandelndes Konversationslexikon" und wußte zahlreiche „anecdotes curieuses". „Ich verdanke ihr zu einem großen Theil das Wenige, was ich weiß. Madame de Bassompierre, deren Erziehung stark vernachlässigt worden war, hatte ihr noch mehr zu verdanken als ich."

Jeden Abend von sieben bis neun Uhr hatte Fräulein Duchêne im Salon vorzulesen, und der ganze Hof, welcher die Wittwe des Kastellans von Krakau umgab, durfte zuhören, aber nur unter der Bedingung, daß man sich ruhig verhielt. Die Vorleserin hatte den ganzen Tag über nichts zu thun als nur während dieser zwei Stunden, die von der Schloßherrin dazu verwendet wurden, sich au courant der Zeitungen und literarischen Neuigkeiten zu halten. Soweit diese die Zeit nicht ausfüllten, las man die Klassiker, und die Gräfin Branicki, die so tolerant war, daß sie niemals revidirte, wer an der täglich gelesenen Messe theilnahm und wer nicht, duldete, daß neben dem katholischen Chateaubriand auch der radikale Rousseau vorgetragen wurde.

Das ist mit einer einzigen Ausnahme, auf die wir noch zurückkommen, Alles, was Gräfin Anna während ihres ganzen Lebens gelernt hat. Für unsere deutschen Begriffe ist es geradezu ein Wunder, wie diese Halbfranzösin es angefangen hat, ohne die Grundlage eines gediegenen Wissens eine so hohe Bildungsstufe zu erreichen. Denn wer wollte sich wohl vermessen, einer Dame, bloß weil ihr der trockene Wissensstoff mangelt, echte Bildung abzusprechen, wo ihre Memoiren doch Esprit, geistige Gewecktheit, Feinheit, Geschmack, Humor, Menschenkenntniß und Gefühl zeigen und von einer seltenen Begeisterung für alles Hohe und Herrliche durchweht sind! Natürlich hat eine so oberflächliche, hauptsächlich auf die Vollendung der Form gerichtete Bildung ihre großen Schwächen; dazu gehört z. B. der Aberglaube, dem Gräfin Anna wie die meisten Polinnen im außerordentlichen Maße ergeben war. Sie zweifelt nicht an der Existenz übernatürlicher Mächte, welche das tägliche Leben der Menschen beeinflussen, und welche durch dazu begabte Personen so beschworen werden können, daß sie Rede und Antwort stehen müssen. Solche übernatürliche Mächte existiren nach der Ansicht unserer Autorin sicher; nur ist es einer Katholikin nicht erlaubt, sich an sie zu wenden, oder man muß wenigstens, wenn man es gethan hat, nachher zur Beichte gehen. Freilich

konnte einer so gescheidten Frau die Wahrnehmung nicht entgehen, daß jene Auffassungen in einer unauflöslichen Disharmonie mit der Voltaireschen Weltanschauung standen, welche das Zeitalter beherrschte. Aber sie empfand nun einmal nicht das Bedürfniß, die bezeichneten Widersprüche in sich auszugleichen, und sie rechtfertigt diesen Mangel an wissenschaftlichem Sinn so geistvoll, liebenswürdig und beredt, daß man ein gelehrter Pedant sein müßte, wenn man ihr ihren Mangel an philosophischer Methode nicht aus vollem Herzen vergeben wollte: „Hoch lebe die gute alte Zeit!" sagt sie, „wo man an Alles glaubte. Zuerst glaubte man an die Vorsehung, und das vereinfacht die Dinge sehr. Dann glaubte man an das Paradies, und das macht sehr viele Leiden erträglich. Man glaubte an die Jugend und an die Pflicht, seine sündigen Triebe zu bekämpfen, denn die geistreichsten Autoren, die entzückendsten Romanschriftsteller hatten noch nicht bewiesen, daß dieser Widerstand mindestens überflüssig ist, da die Leidenschaft ja alle Seitensprünge rechtfertigt. Man glaubte an die Wunder, an uneigennützige Liebe, an hingebungsvolle Freundschaft, man glaubte sogar an Dankbarkeit!

Nach den ernsten Glaubenslehren kamen die verführerischen und entbehrlichen Glaubenslehren, die, aus welchen man sich in seinem Gewissen einen Vorwurf machte, und deretwegen es herkömmlich war, zur Beichte zu gehen! Man glaubte an Liebestränke, an Zauberformeln, an Ahnungen, an Wahrsagerinnen, an Astrologen, an Gespenster! Diese Glaubenslehren brachten Dichter, Geisterseher, Sektirer, Helden und Narren hervor. Heutzutage aber wollen die starken Geister, die tiefen und positiv gerichteten Denker, an denen das Zeitalter Ueberfluß hat, an nichts mehr glauben oder glauben an nichts mehr als an Hausse und Baisse, aber Gott weiß, ob Hausse und Baisse auf besseren Garantien beruhen, und ob man dabei nicht auch sehr oft hereinfällt."

Wir haben Alle unsere Vorurtheile, aber selten ist die Gabe und die Kunst, mit so viel guter Laune und Phantasie seiner Schwächen zu spotten.

Wenn die Uhr im Salon der Gräfin Branicka neun schlug, schloß Fräulein Duchêne ihr Buch, und die Flügelthüren wurden für diejenigen im Schlosse und aus der Nachbarschaft geöffnet, welche keine literarischen Interessen hatten. Man plauderte dann. Die Gräfin Branicka, deren Vater mit Karl XII. eng liirt gewesen war, wußte viele interessante Anekdoten aus dem Leben des Königs

zu erzählen: Eines Tages waren die Lebensmittel ausgegangen; der König, welcher immer an der Spitze der Armee ritt, sprang plötzlich ab und riß einen Büschel Kraut aus der Erde, das er zu kauen begann. Nach einem Augenblick des Stillschweigens sagte er zu dem Vater der Gräfin, der ihm betroffen zuschaute: „Ich versuchte, die Welt zu erobern; wenn es mir gelungen wäre, meine Truppen auf diese Weise zu ernähren, so weiß ich, daß ich Alexander und Cäsar wenn nicht übertroffen so doch mindestens erreicht haben würde.“

Karl fürchtete sich vor einer einzigen Macht in der Welt, vor der der Schönheit; hübsche Frauen konnten sich rühmen, einen Feigling aus ihm gemacht zu haben; sie jagten ihn in die Flucht. „So viele Helden,“ sagte er, „sind dem Liebreiz eines schönen Gesichtes erlegen. Hat nicht Alexander, den ich besonders liebe, eine Stadt verbrannt, einem albernen Freudenmädchen zu Gefallen. Ich will, daß mein Leben über eine derartige Schwäche erhaben sein soll, und daß die Geschichte diesen Flecken an mir nicht findet.

Eines Tages meldete man ihm, daß ein junges Mädchen für einen blinden achtzigjährigen Vater, den Soldaten mißhandelt hatten, von ihm Gerechtigkeit erflehen wolle. Der König, der so streng auf Disziplin hielt, machte eine Bewegung, als ob er zu der Bittstellerin hineilen wollte, um von ihr selber die näheren Umstände des Exzesses zu erfahren. Aber plötzlich hielt er inne und fragte: „Ist sie hübsch?“ Und da man ihn versicherte, daß sie mit großer Jugend eine bemerkenswerthe Schönheit verbände, so ließ er ihr sagen, sie solle sich verschleiern, sonst könne er ihr kein Gehör geben.

Soweit die Geschichten von Karl XII. Auch über Friedrich den Großen hörte Gräfin Anna verschiedene Anekdoten und zwar aus dem Munde der galanten Fürstin Isabella Czartoryski der Mutter des berühmten Fürsten Adam Czartoryski.*) Es wird preußische Leser amüsiren, zu vernehmen, was die Polin über den Räuber Westpreußens zu berichten weiß: Am Hofe von Sanssouci vorgestellt, hatte sie eines Tages Gelegenheit gefunden, sich in sein

*) Ich habe dem Fürsten Adam im 61ten Bande der „Preußischen Jahrbücher“ S. 578 einen Essay gewidmet. In der Edition der Memoiren der Gräfin Potocka sind einige auf die Fürstin Isabella bezügliche Zeilen nur durch Punkte angedeutet; sie beziehen sich vielleicht darauf, daß ihr Sohn Adam nicht das Kind ihres Gatten, des Fürsten Adam Casimir Czartoryski, gewesen ist, sondern, wie wenigstens Theodor von Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands“ annimmt, einer Liaison der Fürstin mit dem russischen Feldmarschall Repnin sein Leben verdankte.

Arbeitszimmer hineinzuglissiren in dem Augenblick, in welchem er es gerade verlassen hatte. So gewann die Fürstin, wie sie glaubte, einen Einblick in des Philosophen von Sanssouci geheimstes Walten und Weben, und sie will da Folgendes entdeckt haben: Auf einem mit Papieren und Karten bedeckten Schreibtisch stand ein Teller mit Kirschen, auf dem sich ein Zettel mit den höchsteigenhändig geschriebenen Worten befand: „Achtzehn sind noch d'rauf!" In der Ecke lag auf einer Causeuse eine alte Husaren- (sic!) Uniform, die darauf zu warten schien, billig geflickt zu werden. Neben einem offenen Briefe von Voltaire erblickte man die Rechnung eines Hoflieferanten, eines Kolonialwaarenhändlers. Musiknoten waren unordentlich auf ein Pult geworfen, und nicht weit von dieser Versinnbildlichung der Harmonie erschaute man einen kurulischen Stuhl, ähnlich dem auf dem Kapitol, nur mit dem Unterschied, daß der eine von rothem Marmor ist, während der andere aus ordinärem Holz war und nichts an sich hatte, was seinen ekelhaften Zweck verdeckt hätte: „Für einen König ein sonderbares Arbeitszimmer!" fügt Gräfin Anna hinzu. Und weiter meint sie: „Ohne Zweifel verstand Napoleon einen viel besseren Gebrauch von seinem Eroberungsrecht zu machen als Friedrich von seinem Geburtsrecht."

Die Czartoryska wollte ferner wissen, daß für die Berlin berührenden Reisenden unendlich viel Takt und Geschicklichkeit dazu gehört hätten, um zwischen den beiden Höfen zu laviren. Der König hatte seinen, der sich nur aus Militärs und Gelehrten zusammensetzte. Die Königin, welche er niemals sah, vereinigte die eleganten Damen und den hohen Adel um sich. Wenn man den einen besuchte, wurde man von dem anderen scheel angesehen. Es war beinahe ein Ausschließungsgrund. Wenn der König von seiner Frau sprach, was selten vorkam, nannte er sie immer nur die alte Kuh, vice versa nannte sie ihn den alten Schuft oder den alten Filz.

Friedrich sprühte von Geist, aber er war schroff und wenig liebenswürdig: weit besser gefiel der Czartoryska Josef II., den sie Gelegenheit gehabt hatte, genau kennen zu lernen, da sie zu jenem kleinen Kreise gebildeter Frauen gehörte, in deren Mitte der Monarch sich nach gethaner Arbeit zu erholen pflegte. Umso widerwärtiger war ihr Kaunitz, den sie einer jedes Maß übersteigenden Unverschämtheit anklagt: Auf Diners mußte sein Kammerdiener nach Beendigung der Mahlzeit ihm einen Spiegel, ein Becken und eine Zahnbürste bringen, und dann wiederholte der Fürst die Pflege

seiner schönen Zähne wie am Morgen, gleich als ob er sich allein in seinem Ankleidezimmer befände, während alle Anderen warten mußten, bis er fertig war; vorher wurde die Tafel nicht aufgehoben.

Einmal war zu einem Diner neben dem Fürsten Kaunitz ein venetianischer Nobile, Namens Grandenigo, eingeladen. Der Fürst, der in guter Laune war, machte sich das Vergnügen, das Wort an ihn zu richten und ihm zu sagen, er sei ein großer Ochs. Der arme Italiener, der kein Französisch verstand, fragte, überrascht von dem ungeheuren Gelächter, seinen Nachbarn nach der Ursache: „Das kommt daher", antwortete dieser, „weil Seine Hoheit liebt, daß man an seiner Tafel lustig ist." Den Venetianer befriedigte aber diese Antwort nicht ganz, er blieb zerstreut und sah die Schüsseln nicht, die ihm gereicht wurden. Als der Fürst bemerkte, daß diese Zerstreutheit das Serviren störte, sagte er ganz laut zu dem Gastgeber: „Warum haust Du ihm nicht eine 'runter?"

„Wenn man derartige Détails hört", fügt Gräfin Anna hinzu, „sollte man nicht glauben, daß seitdem mehrere Jahrhunderte verflossen wären?"

Die Verfasserin unserer Memoiren meint, für ein junges Mädchen wären zwei Dinge unvereinbar mit einander, die Moral und die Phantasie: „„Le génie du Christianisme" war soeben erschienen. . . . Ich warne die Mütter. ihre Töchter diese religiöse Poesie lesen zu lassen. . . . . . Herr von Chateaubriand hatte, ich verstehe ihn, die besten Absichten, er wollte, daß ein unklares Liebebürfniß tournât au profit de dieu; (die deutsche Sprache versagt bei dem Versuche diese Wendung zu übersetzen), aber, ich wiederhole es, dieses Buch ist für fünfzehnjährige Mädchen gefährlich; es bringt eine Wirkung hervor, die der vom Autor beabsichtigten geradezu entgegengesetzt ist."

Daß junge Damen von Liebe überhaupt garnichts hören sollen, erscheint uns Deutschen mit Recht als widernatürlich und verschroben, es ist das indessen innerhalb der Sphäre der französischen Bildung eine andere Sache; hier ist eine in der angegebenen Weise forcirte Mädchenerziehung insofern begreiflich, als in diesem Kulturkreise die reine Konvenienzehe herrscht. Die zur Jungfrau erblühte Komtesse Anna sträubte sich zunächst gegen ein solches Schicksal, aber die Verhältnisse zeigten sich stärker als ihr jugendlicher Wille: „Ich war die einzige Tochter, die Erbin zweier großer Vermögen, ich hatte einen stolzen Namen, angenehme Züge, eine sorgfältige

Erziehung. Ich war mit einem Worte das, was man übereingekommen ist, eine gute Partie zu nennen. . . . . Mein Geist und mein Herz hatten sich, ich weiß nicht recht wie, mit einer gewissen kindischen Schwärmerei erfüllt, die durch die Lektüre der großen Dichter genährt wurde, denn die hatte man mir ja nicht verbieten können. Ich wollte Helden wie die Racines, oder Ritter so wie Tancred. Ich sehnte mich nach tiefen Leidenschaften, nach mit Naturgewalt plötzlich über einen kommenden Sympathien, nach großen und erhabenen Thaten. Ich wartete. Aber als ich schließlich sah, daß weder Britannicus noch Gonsalvo de Cordova kamen, und daß sich mir vermuthlich nicht einmal Grandisson bieten würde, da bequemte ich mich, aus meinem Himmel herabzusteigen, und dachte traurig, ich müßte der Geschichte ein Ende machen und mich verheirathen wie alle Anderen auch, nach Maßgabe der Vernunft und der Konvenienz.

Es wurden meinen Eltern verschiedene Partien vorgeschlagen. Die einen konvenirten ihnen nicht, denn sie waren ihnen nicht glänzend genug, die anderen schienen mir unthunlich, weil sie mir nicht sympathisch waren. Aber endlich näherte sich Graf Alexander Potocki, und da er gleichfalls eine der besten Partien in Polen war, so wurde er ohne Bedenken acceptirt. Unsere Eltern hatten schon Alles brieflich abgemacht, und als Potocki nach Bialystock kam, wußte er im Voraus, daß er keinen Korb bekommen würde."

„Einen blasirten Dandy" nennt Gräfin Anna ehrlich ihren Gemahl, und sie fügt hinzu, es habe keinerlei Wahlverwandtschaft zwischen ihren Charakteren und Geschmacksrichtungen bestanden. Nichtsdestoweniger fühlte sie sich in der ersten Zeit ihrer Ehe, die sie auf dem bei Warschau gelegenen Willanow, ehemals einer Besitzung Sobieskis, zubrachte, recht glücklich, und es grämte sie nur, daß ihr Mann die Neigung seiner jungen Gattin nicht allzu lebhaft zu erwidern schien. Als sie eines Sommerabends mit ihm am Ufer der Weichsel unter vielhundertjährigen Eichen bei Mondschein spazieren ging, brachte sie die Unterhaltung auf das Gemüthsleben und behauptete, daß es kein anderes Glück auf dieser Welt gäbe als gegenseitige Zuneigung, die aber ebenso innig wie dauerhaft sein müsse.

Für die überaus bescheidenen geistigen Kräfte des jungen Gemahls war dieses Gesprächsthema schon viel zu abstrakt. Er ließ seine romantische Lebensgefährtin eine Zeit lang schwärmen, dann zog er seine Uhr und bemerkte, es wäre schon spät, auch

wären die Mücken unerträglich, und sie wollten deshalb lieber hineingehen.

„Der Ton, den ich angeschlagen hatte, war so verschieden von dem, in welchem er mir diese Bemerkung machte, daß ich, in meinem Zimmer angelangt, in Thränen ausbrach und entdeckte, daß ich die unglücklichste Frau der Welt sei, weil ich so wenig geschätzt wurde." Graf Alexander gelangte auch später nicht zu einer gerechteren Werthschätzung seiner geistreichen Frau, in welcher er nur die Fortpflanzerin und die Repräsentantin seiner alten Familie erblickte. Trotzdem verlief die Ehe eine Reihe von Jahren hindurch normal, was theilweise das Verdienst des von ihr hochverehrten Schwiegervaters der Gräfin Anna war. Graf Stanislaus Potocki war, mit dem Maße der aristokratischen Salonbildung des vorigen Jahrhunderts gemessen, ein sehr unterrichteter Mann; „er wußte Alles", wie die Schülerin von Fräulein Duchêne naiv sagt. Unter Anderem war er ein feinsinniger Kunstkenner, und es machte ihm Freude, in seiner Schwiegertochter die Liebe zur Kunst zu entwickeln, welche ihre Mutter ihr schon eingeimpft hatte, und welche von nun an eine der großen Leidenschaften ihres Lebens zu werden begann. Am liebsten würde sie den ganzen Tag gezeichnet haben, und für den Landsitz Natolina, welchen sie sich mit ihrem Gatten neu erbaute, entwarf sie selber alle Pläne: „Wenn es uns an Geld fehlte, verkaufte ich Diamanten, um Marmor und Bronze kaufen zu können. Mein Mann schien meinen Geschmack zu theilen und, obgleich kühl und wenig zugänglich für Begeisterung, freute er sich doch mit Stolz meiner Schöpfungen. Glückliche Zeit, wo meine Schlaflosigkeit niemals eine andere Ursache hatte als die überströmende Fülle meiner Phantasie! Wie oft träumte ich mit offenen Augen! Mit welcher Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, um die Ideen auf das Papier zu werfen, welche in der Stille der Nacht in mir aufgestiegen waren!"

Um die Zufriedenheit der Gräfin voll zu machen, wurde auch der heiß ersehnte Stammhalter geboren. Die Gräfin beschreibt sehr schön ihre ersten Mutterfreuden: „Ich habe nachher noch zwei Kinder gehabt, aber ich habe niemals die Empfindung wiedererlebt, welche sich in mir bei dem ersten Schrei jenes ersten Kindes regte. Meine Freude war ein Delirium, das für einige Minuten das Gefühl meiner Schwäche aufhob; ich versuchte, mich zu erheben, um meinen Sohn zu sehen. Aber ich fiel rückwärts, erschöpft durch die ausgestandenen übermäßigen Schmerzen."

Inzwischen war in Rußland Kaiser Alexander I. ans Ruder gekommen, von dem es ein öffentliches Geheimniß war, daß er Oesterreich und Preußen ihre polnischen Landestheile abzunehmen beabsichtige, um sodann ein mit Rußland nur durch Personalunion verbundenes Königreich Polen wiederherzustellen. Aber zunächst hatte Alexander die beiden anderen Ostmächte nöthig, um im Verein mit ihnen den nicht länger aufzuschiebenden Krieg gegen Napoleon durchzuführen. Um die Allianz mit Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen, begab der Kaiser sich nach Berlin und bei dieser Gelegenheit war er in Willanow der Gast des jungen Potockischen Ehepaares: „Der Kaiser war jung und schön," schildert ihn unsere Verfasserin, „aber obgleich er eine sehr vortheilhafte Figur hatte, kam seine Haltung mir nur elegant nicht auch würdevoll und königlich vor. Seinem Auftreten fehlte jene Ungezwungenheit, welche eine hervorragende Stellung und die Gewohnheit, zu befehlen, zu verleihen pflegen. Er schien verlegen zu sein; seine übertriebene Höflichkeit hatte etwas Banales, und Alles, bis zur Steifheit der unglaublich engen Uniform, ließ ihn viel eher als einen netten Offizier denn als einen jungen Monarchen erscheinen.

Die damaligen Herren von Warschau, die Preußen, erlaubten dem Kaiser nicht, die Stadt zu passiren, weil sie den Enthusiasmus fürchteten, den seine Anwesenheit erwecken konnte, weil man damals mit Bestimmtheit behauptete, er stände im Begriff, sich zum König von Polen zu erklären. Und das war es, was uns die Ehre dieses Besuches eintrug, denn der preußische Kommandant von Warschau hatte den Befehl erhalten, Alexander entgegen zu fahren und ihn auch wieder bis zur Grenze zu begleiten, eine Ehrenbezeigung, die Niemanden täuschte, und über die Jedermann lachte . . . . . .

Wir waren im Ganzen sechs Personen bei Tisch; der Rest des Gefolges aß in einem besonderen Saal. Wir hatten oben am Tisch ein Kouvert à part auflegen lassen; der Kaiser schien davon nicht angenehm berührt zu sein und rückte seinen Sessel nahe an meinen Stuhl. Er aß wenig und sprach viel. Seine Unterhaltung war einfach und zurückhaltend; sie machte nicht den Eindruck, als ob er große Fähigkeiten hätte, aber es war unmöglich, ihm Schwung der Ideen und eine außerordentliche Mäßigung abzusprechen. Die Generale, welche seine Suite bildeten, waren nicht so bescheiden; sie fragten uns, ob wir etwas in Paris zu bestellen hätten, indem sie sich einbildeten, daß ihre Eroberungen und

Triumphe erst dort ein Ende haben würden. Es verging aber nur ein Monat nach der Abreise unseres erhabenen Gastes, da vernahmen wir, daß er bei Austerlitz geschlagen worden war und sich, ohne anzuhalten, bis nach Petersburg zurückgezogen hatte.

Ich komme auf das Diner zurück, das sehr lange dauerte. Alexander war harthörig, und, wie alle Tauben jüngeren Alters, affektirte er, sehr leise zu sprechen. Man wagte nicht, ihn zu fragen, was er gesagt hätte, und antwortete aus Ehrerbietung sehr oft irgend etwas Beliebiges.

Nachdem wir aus dem Speisezimmer in den Salon gegangen waren, verweilte er hier noch zwei gute Stunden, indem er fortwährend stand. Man behauptete, daß er sich in seiner Uniform so beengt fühle, daß jede andere Haltung ihm lästig würde. Gegen Mitternacht zog er sich endlich zurück, indem er von den beiden Schlafzimmern, die ihn zu empfangen bereit waren, das einfachere wählte."

Auf Austerlitz folgte Jena; der Krieg wälzte sich an die Weichsel, und Warschau wurde von den Franzosen besetzt: „Zwei Tage nach seiner Ankunft ließ Prinz Murat mir seinen Besuch anmelden und kam Abends mit einer zahlreichen Suite herauf. Das war ein grand homme oder vielmehr ein homme grand, mit einem sogenannten schönen Gesicht, das aber abstieß, denn es war ohne Adel und vollständig ausdruckslos. Er hatte den majestätischen Gesichtsausdruck des Schauspielers, der einen König giebt. Man bemerkte leicht, daß seine Manieren angenommen waren, und daß er für gewöhnlich andere hatte. Er drückte sich nicht übel aus, denn er achtete sehr auf sich, aber sein gascogner Accent und einige gar zu soldatische Ausdrücke straften den Prinzen an ihm ein wenig Lügen. Er liebte es, seine Waffenthaten zu erzählen und sprach uns mindestens eine Stunde lang vom Krieg. Die Einnahme von Lübeck war sein Lieblingsthema . . . Es war das auch wirklich eine schöne Waffenthat, aber davon erzählen hören war weniger angenehm. Das Blut rieselte in den Straßen, die Pferde bäumten sich vor den Leichenhaufen. Dieses gar zu getreue Bild des Krieges war nicht tröstlich für uns arme Frauen, die wir alle diejenigen, welche uns theuer waren, zu den Waffen strömen sahen . . . . . .

Endlich stand er auf, grüßte mit Würde und sagte uns, daß er in sein Kabinet zurückkehren müsse, um die Landkarte von Polen und die Stellungen der russischen Armee zu studiren."

So sehr die Vernichtung der preußischen Herrschaft die Gräfin Anna beglückte, so wenig nimmt sie in ihren Memoiren ein Blatt vor den Mund, wenn es sich um die Schilderung von Mängeln hervorragender französischer Persönlichkeiten handelt. So erzählt sie z. B.: „In den Kantonnements wurden die höheren Offiziere auf Kosten der Grundherren bewirthet. Ein reicher Edelmann, der einen der berühmtesten Marschälle glänzend aufgenommen hatte, war am anderen Morgen nicht wenig überrascht, zu hören, daß mit den Feldkaleschen des Heros zugleich sein Silbergeschirr verschwunden war. Das ging ihm über den Spaß, und er zeigte es dem Kaiser an, der, entrüstet über diese Handlungsweise im befreundeten Lande, die Silbersachen sofort zurückstellen ließ und diese Zerstreutheit auf die Rechnung der Leute des Marschalls setzte."

Als eine der ersten unter den großen Damen Polens empfing die Gräfin Potocka häufig die Führer der französischen Armee in ihrem gastlichen Hause. Zuweilen wurde gespielt, aber meistens geplaudert. Auch der andere Schwager Napoleons, der Fürst Borghese, pflegte sich regelmäßig einzufinden, aber Niemand bekümmerte sich um dieses halb idiotische Produkt jesuitischer Erziehung: „Ich werde niemals vergessen, wie er in den kurzen Intervallen, während deren die Unterhaltung ein bischen ernst wurde, sich Stühle zusammensuchte, sie mitten im Salon paarweise aufstellte und sich dann damit unterhielt, trällernd mit seinen stummen Partnern Contre zu tanzen .... Da er erst Oberst war, und der Kaiser seiner weiteren Beförderung einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben trachtete, so lancirte man sein Regiment in ein kleines Scharmützel, wo mehr Lorbeeren zu gewinnen als wirkliche Gefahren zu laufen waren. Der Oberst war sehr stolz, zum ersten Mal den Säbel gezogen zu haben und sagte sehr ernst zu Herrn von Vaugiron, den er bei mir traf: „Erzählen Sie 'mal der Gräfin, wie ich mëine Sciabola gezogen habe!"

Die Franzosen revanchirten sich gesellschaftlich zunächst durch einen Ball bei Talleyrand, auf welchem auch der Kaiser mit sämmtlichen Prinzen erschien. „Talleyrand galt für den liebenswürdigsten und geistreichsten Mann seiner Zeit, aber, offen gestanden, gab er sich keine Mühe, uns als solcher zu erscheinen. Die Eingeweihten behaupteten, daß Niemand gewandter sei und mehr zu brilliren verstehe, aber wenn ich ihn nach der Wirkung beurtheilen dürfte, die er damals auf mich ausübte, so würde ich

sagen, daß er von Allem übersättigt und gelangweilt zu sein schien, geldgierig, eifersüchtig auf die Gunst eines Herrn, den er verabscheute, ohne Charakter wie ohne Grundsätze, mit einem Wort ein Krüppel an Seele wie an Leib.

Ich kann die Ueberraschung nicht schildern, die ich empfand, als ich ihn sich schwerfällig bis in die Mitte des Salons vorschieben sah, eine zusammengefaltete Serviette unter dem Arm, eine vergoldete Platte in der Hand, auf welcher er demselben Monarchen, den er anderswo als Parvenü verhöhnte, ein Glas Limonade reichte. . . . . .

Die Sache ist sonderbar, und man wird es mir vielleicht nicht glauben wollen, aber diejenigen im Gefolge des Kaisers, welche die meiste Würde besaßen und ihm auf die mindest servile Art dienten, waren nicht die Träger der alten großen Namen, die sich ihm angeschlossen hatten, auch nicht die fremden Prinzen, welche, um Kronen bettelnd, hinter ihm her zogen, sondern gerade die neu gebackenen Großwürdenträger, die von ihm gemachten Marschälle und hohen Beamten. Savary war der Einzige, der sich bestrebt zeigte, einen gnädigen Blick aufzufangen, alle Uebrigen zeigten sich durchweg respektvoll, ohne sich wegzuwerfen . . . . .

Der Kaiser tanzte einen Contretanz, der seiner ersten Annäherung an Madame Walewska zum Vorwand diente . . . Wir erfuhren später, daß Talleyrand seine Thätigkeit soweit ausgedehnt hatte, diese erste Zusammenkunft herbeizuführen und die vorhandenen Schwierigkeiten zu heben. Nachdem Napoleon den Wunsch geäußert hatte, eine Polin zn seinen Eroberungen zu zählen, wurde eine gesucht, wie er sie brauchte, wunderschön an Körper und nichtig an Geist . . . . Sie verwirklichte die Gestalten von Greuze; ihre Augen, ihr Mund, ihre Zähne waren wunderbar. Ihr Lachen war so frisch, ihr Blick so sanft, das Ganze ihrer Erscheinung so verführerisch, daß man niemals daran dachte, was etwa ihren Zügen an Regelmäßigkeit abgehen konnte. Mit sechzehn Jahren an einen achtzigjährigen Mann verheirathet, den man niemals sah, hatte sie in der Welt fast die Stellung einer Wittwe. Ihre große Jugend, verbunden mit einer so bequemen Situation, gab zu vielerlei Gerede Veranlassung, und wenn Napoleon der letzte ihrer Liebhaber gewesen ist, so behauptete man, daß er nicht der erste war."

Das erste Schäferstündchen zwischen dem Kaiser und Madame Walewska fand gleich am folgenden Abend statt, zur großen Entrüstung der polnischen Damen, die freilich keineswegs der Sache,

sondern nur der Form galt: „Wir waren Alle außer uns, daß eine zur Gesellschaft gehörende Frau so rasch Entgegenkommen gezeigt und sich so wenig vertheidigt hatte wie die Festung Ulm.“

Auf den Wunsch des Kaisers, der den politischen Einfluß der polnischen Frauen kannte, nahmen sich fast alle französischen Offiziere innerhalb der Aristokratie Maitressen: „Leider sehe ich mich genöthigt, zuzugeben, daß wenige Franzosen über Grausamkeit zu klagen hatten.“ Auch Murat wollte auf diesem blumigen Wege moralischen Eroberungen zu Gunsten Frankreichs nachgehen, und er hatte sich Niemand anders zur Maitresse ausersehen als seine geistreiche Hauswirthin Gräfin Anna: Eines Morgens meldete man ihr den Privatsekretär des Großherzogs von Berg, einen Herrn Janvier, der mit sehr verlegener Miene eintrat, einen Schlüssel in seiner Hand haltend. Nach zahlreichen konfusen Andeutungen, die die Gräfin Potocka absolut nicht verstand, fand Janvier den Muth, zu sagen, daß Seine Hoheit nicht wage, mir zahlreich besuchte Gesellschaften vorzuschlagen, daß sie aber gedacht hätte, es würde mir angenehm sein, zuweilen in dem eleganten und lauschigen Zwischenstock mit ihr Thee zu trinken: „Ich fing an, zu verstehen, und mein Zorn entbrannte. Er mußte das in meinen Augen lesen, denn er fiel beinahe vom Stuhl. Dann stand er stolpernd auf und ging auf eine Konsole zu. Hier legte er den verhängnißvollen Schlüssel nieder und machte mir eine tiefe Verbeugung, indem er sich anschickte, zu gehen.

Ich vermochte mich kaum zu beherrschen, mein Unwille war zu stark. Indem ich mich bemühte, möglichst verächtlich zu lächeln, bat ich Herrn Janvier, er möchte dem Prinzen sagen, daß meine Schwiegermutter unzweifelhaft seine Aufmerksamkeit sehr hoch aufnehmen würde, denn in ihrem Alter liebe man die zu großen Gesellschaften nicht mehr, und es könnte deshalb wohl sein, daß sie von dem liebenswürdigem Anerbieten Seiner Hoheit Gebrauch machen würde, jedenfalls würde ich, da er den Schlüssel da ließe, ihn meiner Schwiegermutter übergeben. Dann grüßte ich mit dem ganzen Aufgebot meines Stolzes den armen Sekretär, der wie versteinert an der Thür stehen geblieben war, und verließ den Salon.“

Der Großherzog von Berg war durch diese Niederlage seiner Avantgarde noch nicht entmuthigt und schritt auf einem Ball selber zur Attacke, indem er die Gräfin Anna mit Fadaisen überschüttete. Erst ziemlich spät erkannte er, daß er nicht durchdringen würde; darauf bemerkte er pikirt: „Madame, Sie sind nicht ehrgeizig, Sie machen sich aus Prinzen nichts.“

Auf einer Soirée, die Napoleon im Schlosse gab, lernte Gräfin Anna das rüde persönliche Wesen des korsischen Parvenüs deutlich kennen. Unmittelbar vor Beginn des Cercles hatten holländische Deputirte bei dem Kaiser Audienz, die gekommen waren, um ihn zur Schlacht von Jena zu beglückwünschen. Im Kreise der versammelten Gäste bedauerte man die Mynheers, da man wußte, daß sich Seine Majestät eines unangenehmen Vorfalles wegen in der allerübelsten Laune befand. Da öffnete sich die Thür des Saales mit Gepolter, und man sah die schwerfälligen Holländer in ihrer scharlachrothen Gala mehr hereinrollen als hereintreten. Der Kaiser schubste sie und schrie: „Vorwärts! Vorwärts!" Ohne Zweifel war die Thür in dem Augenblick, wo Napoleon an ihr erschien, von den Holländern belagert gewesen; er schubste die armen Deputirten, welche den Kopf verloren und der Eine über den Anderen purzelten: „An jedem anderen Ort würde diese komische Szene Heiterkeit erregt haben, aber Ton und Gesichtsausdruck des Herrschers waren unheimlich, und, offen gestanden, würden wir dieser Szene lieber nicht beigewohnt haben."

Nun folgen drei Jahre, aus welchen Gräfin Anna keine erwähnenswerthen Lebenserinnerungen gezeichnet hat; ihre Memoiren versetzen uns ziemlich unvermittelt in das Frühjahr 1810 und unter die vornehme Gesellschaft von Wien: „Sehr nett," so erzählt die Gräfin, „brachte man seine Zeit bei einigen unserer Landsleute zu. Eines der angenehmsten oder, genauer gesagt, eines der elegantesten Häuser war das der Gräfin Lanckoronska, obwohl sich die Herrin ein wenig zu österreichisch gerirte. Eines Abends, als wir, um einen Theetisch sitzend, sehr lebhaft über die letzten Tagesereignisse plauderten, kam Jemand herein und meldete die Ankunft eines Kuriers aus Paris. Wien hatte durch die Anwesenheit der Franzosen viel gelitten; man stand hier noch unter dem Eindruck trauriger Erinnerungen, und das Geheimniß, welches in Bezug auf neu angekommene Depeschen beobachtet wurde, rief Konsternation in der Stadt hervor.

Einige in diesem glänzenden Salon vereinigte Polen ausgenommen verabscheuten alle Anwesenden Napoleon grenzenlos .... So hörte ich z. B., wie man auf Grund unwiderleglicher Thatsachen beweisen wollte, daß das Ungeheuer feig sei, und daß er bald in Blödsinn verfallen müßte, weil er an Epilepsie litte .... Der heftigste wie auch der gefährlichste seiner Feinde war zweifellos der Korse Pozzo di Borgo, der allein besser zu sprechen und

zu hassen verstand als alle an dieser Unterhaltung theilnehmenden Deutschen zusammengenommen. Wir lauschten seinen Prophezeiungen, als der russische Botschafter Graf Razumowski sich anmelden ließ.

Wir eilten ihm Alle entgegen und überhäuften ihn mit Fragen. Sein Gesichtsausdruck war unheimlich, er war tief erschüttert, seine Stimme versagte ihm. Erst nach mehreren Minuten eines uns vorbereitenden Schweigens vermochte er uns mitzutheilen, daß dem geheimnißvollen Kurier, der Ursache der momentanen Angst, Marschall Berthier in außerordentlicher Mission auf dem Fuße folge, um für seinen erhabenen Herrn um die Hand der Erzherzogin Marie Louise anzuhalten. Und noch mehr! Diesem gewesenen gemeinen Soldaten, diesem Parvenü, diesem neugebackenen Fürsten war die unvergleichliche Ehre bestimmt, bei diesem denkwürdigen Akt den Kaiser und König per procuram zu vertreten!

Dieser ganz außerordentliche diplomatische Schritt war die Folge der geheimen Abmachungen, welche Metternich in Paris zu Stande gebracht und unterzeichnet hatte. . . . . Der Fürst von Neufchâtel fand an der Grenze einen der größten Magnaten des Landes, den Fürsten Paul Esterhazy.

Diese Détails, mit fieberhafter Aufregung erzählt, mußten wahr sein. Sie wirkten, als ob ein Blitz die Leute zerschmettert hätte, welche sich um Razumowski drängten. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten: Nach einem Augenblick der Stummheit und der Starrheit ertönte in dem ganzen Salon, unwillkürlich hervorbrechend, ein Schrei des Entsetzens. Man tadelte empört die Unanständigkeit und Feigheit einer Verbindung, die dem niederträchtigen Usurpator die erste Prinzessin Europas auslieferte.

Man hörte weiter nichts als Flüche und unterdrücktes Schluchzen. Die Damen hatten Nervenzufälle, und die Männer steigerten ihre Gefühle stufenweise vom Zorn zur Wuth: „Es giebt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt!“ schrien sie. Und die Damen sagten: „Es bleibt nichts übrig, als Europa zu verlassen und uns in Amerika anzusiedeln!“ Die zart Besaiteten unter ihnen behaupteten, die junge Prinzessin würde den Tod davon haben, und so würde sich denn die ungeheure Entweihung nicht vollenden. Andere meinten, Napoleon würde vor Freude irrsinnig werden, und der Himmel würde solche Greuel nur zulassen, um den modernen Nebukadnezar dann umso tiefer herabzustürzen.

Am Abend nach dieser stürmischen Soirée vereinigten sich dieselben Individuen zu derselben Stunde, an demselben Ort, denn, mochte man das, was vorging, auch noch so streng verurtheilen, man verging doch vor Neugier nach den geringsten Détails. Es ist leicht begreiflich, daß ich bei dieser Zusammenkunft nicht fehlte.

Fürst Esterhazy hatte den Botschafter in die Hofburg geführt, wo ihm, entgegen dem Herkommen und der Etikette, Wohnung angewiesen worden war. Bei seinem offiziellen Einzuge in die Stadt mußte er eine Ueberbrückung passiren, welche in der Eile über die Ruinen der von den abziehenden Franzosen in die Luft gesprengten Wälle gelegt worden war. . . . .

Am übernächsten Tage schritt man zur standesamtlichen Trauung und zur Uebergabe der seit unvordenklichen Zeiten den Erzherzoginnen ausgeworfenen Mitgift, welche sich auf eine halbe Million Franken Gold beschränkte. . . . .

Während ihres Aufenthaltes in Wien machte die Gräfin Potocka auch die Bekanntschaft des Fürsten von Ligne, der den Ruhm genoß, der geistreichste und eleganteste aller Grandseigneurs, gewissermaßen das Ideal dieses Standes, zu sein: „Damals über siebzig Jahre alt, war er noch einer der geistreichsten und glänzendsten Causeurs seines Salons, unendlich viel bedeutender in seiner Konversation als in seinen Werken. Nachsichtig, umgänglich und gut, wurde er von seinen Kindern angebetet und liebte sie, weil sie liebenswürdig waren, denn für ihn hatte nur Werth, was dazu beiträgt, das Leben angenehm zu machen, und er glaubte ganz ehrlich, daß er einzig und allein geschaffen wäre, um sich zu amüsiren. Wenn man ihn in seiner Jugend dem Ruhm hatte nachjagen sehen, so hatte er das gethan, weil er ihm neue Erfolge bei den Frauen zu versprechen schien, und weil man zuweilen reüssirt, wenn man in der Lage ist, ein Billet doux auf ein Lorbeerblatt zu schreiben. Besitzer eines bedeutenden Vermögens, das er, ebenso wie sein Leben, auf alle mögliche Art und Weise vergeudet hatte, ertrug er mit stoischer Heiterkeit die Entbehrungen, zu welchen ihn seine Verschwendung verurtheilte. Seine bescheidenen Strohstühle, seine Hammelkeule, sein unsterbliches Stück Käse regten zu tausend geistreichen und sehr gut aufgenommenen Witzen an. Man hätte sagen mögen, daß er an Vergnügtheit gewonnen hatte, was ihm an Vermögen verloren gegangen war, und daß er arm sein wollte, wie jener Weise des Alterthums, der seine Schätze ins Meer warf, um glücklich zu sein.

Die Fürstin besaß nichts von dem, was sie hätte haben müssen, um auch als Philosophin zu gelten. Mann und Frau machten den Eindruck, als ob sie überhaupt garnicht dieselbe Sprache sprächen und sich jedenfalls niemals etwas zu sagen gehabt hätten.

Die Fürstin stammte aus einem der edelsten Geschlechter Deutschlands, aber, wie alle adligen Mädchen dieses Landes, war sie arm und ferner ohne jeden Liebreiz oder Geist; es war unmöglich, zu begreifen, was den Fürsten zu dieser Heirath hatte bestimmen können, besonders, wo er ein Gegner von Heirathen mit deutschen Mädchen war. Seine alten Freunde erzählten eine Aeußerung von ihm, die ihm entschlüpft war, als er seine junge Gemahlin zum ersten Mal nach Brüssel führte, wo sein Regiment in Garnison stand. Dieses Wort malte mit einem einzigen Zuge seine Bosheit und seinen grenzenlosen Leichtsinn: Als die Offiziere gemeinsam sich bei ihm einfanden, um der Fürstin vorgestellt zu werden, sagte er zu ihnen: „Meine Herren! Ich fühle mich durch Ihre liebenswürdige Zuvorkommenheit sehr angenehm berührt. Sie sollen sie sehen; ich muß Sie aber leider schon vorher darauf aufmerksam machen: Hübsch ist sie ganz und gar nicht, aber sie ist wenigstens sehr gutmüthig und sehr simpel, und sie wird Niemanden geniren, mich auch nicht."

Zu der Zeit, wo ich sie sah, befand sich die Fürstin schon in einem sehr vorgerückten Lebensalter und oft in einer reizbaren Stimmung, aber man kümmerte sich nicht darum. Es war herkömmlich, sie ihrer gewohnheitsmäßigen Handarbeit zu überlassen, und während sie die furchtbarsten Stickereien anfertigte, gruppirte man sich um den Fürsten und seine Töchter und plauderte mit einer Heiterkeit und einer geschmack- und anmuthvollen Feinheit, die ich sonst nirgendwo gefunden habe. Wie die Franzosen aus der alten Gesellschaft behaupteten, hatte sich die Konversation der Pariser Salons, nachdem sie durch die Revolution aus ihrem alten Domizil vertrieben worden war, in dieses bescheidene kleine Palais geflüchtet. . . . . . . . ."

Als die Franzosen im Jahre 1807 in Warschau im Quartier lagen, hatte sich Gräfin Anna in einen jungen Offizier, de Flahault, verliebt, aber dieser Neigung gegenüber Grundsätze bewiesen. Seitdem hatte sich jedoch das Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gatten immer ungünstiger gestaltet und war beinahe auf das Niveau anderer polnischer Ehen heruntergesunken. Jetzt entschloß sich die Potocka, ihren Mann und ihre zwei Kinder zu verlassen

und dem Geliebten nach Paris zu folgen, und ihr Gemahl gab ihr gleichmüthig wenn nicht vergnügt Reiseurlaub, während die Schwiegereltern so gefällig waren, einen fadenscheinigen Reisevorwand zu ersinnen, damit die Dehors gewahrt werden konnten. Freilich waren auch kurz zuvor der kolossal begüterte Vater Annas und Tante Branicka gestorben! In Paris angelangt, ließ sich die Potocka bei Hofe vorstellen; als Ausländerin mußte sie nicht nur dem Kaiser und der Kaiserin, sondern außerdem noch jeder Königin und Prinzessin aus dem Hause Bonaparte separatim vorgestellt werden. Jede hatte ihren eigenen Tag. Die Gräfin mußte also jeden Morgen eine lange und ermüdende Toilette machen und die schönsten Stunden des Tages mit dem An- und Ausziehen des Hofkleides zubringen. „Abends ruhte man sich aus — im Theater!" Der Kaiser empfing gegen zwölf Uhr in seinem Arbeitszimmer: „Man führte sich mit den drei üblichen Verbeugungen ein .... Der Kaiser stand, eine Hand auf seinen Schreibtisch gestützt, und maß die sich vorstellende Dame mit einen gnädigen Blick, in dem Falle, daß sie jung und hübsch war. Das war aber nur das Vorspiel einer noch viel schwieriger durchzuführenden Aktion. Beim Hinausgehen waren die drei Verbeugungen zu wiederholen, aber während der Rückwärtsbewegung. Die Schwierigkeit lag nun in einem Galamantel von übertriebener Länge, den man durch einen leichten, unsichtbaren Stoß mit dem Fuß nach hinten dirigiren mußte, darin zeigte man seine Grazie und Vornehmheit. Nach drei Lektionen konnte ich meine Ausbildung als beendigt ansehen."

Die Gräfin Potocka, welche mit mehreren anderen Damen zugleich vorgestellt wurde, fand bei Napoleon eine sehr gnädige Aufnahme, denn sie war jung und hübsch, und ihr Schwiegervater war Ministerpräsident des Großherzogthums Warschau: „Nachdem wir das Kabinet des Kaisers verlassen hatten," berichtet unsere Autorin weiter, „treten wir in den Empfangssalon der Kaiserin, wo sich schon viele Leute befanden. Sie trat aus ihren Gemächern, umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Hof. Der Geschmack, mit dem sie angezogen war, ließ sie ein bischen weniger häßlich erscheinen, aber der Gesichtsausdruck blieb derselbe. Niemals belebte ein gnädiges Lächeln oder ein theilnehmender Blick diese hölzernen Züge. Sie machte ihren Rundgang von der Einen zur Anderen wie die mechanischen Puppen, die rollen, wenn man sie aufgezogen hat, und zeigte ihre vornehme aber steife Figur sowie ihre großen, wasserblauen, glasigen Augen von unveränderlicher Starrheit.

Der Kaiser ging ihr zur Seite, um ihr zuzuflüstern, was sie zu sagen hatte, besonders den Personen, welche er auszeichnen wollte. Als ich an die Reihe kam, und die Dame, die mich vorstellte, der jungen Souveränin meinen Namen genannt hatte, hörte ich Napoleon ganz deutlich die Worte „überaus graziös“ murmeln. Sie wiederholte sie so ohne jeden Chic und mit einem so stark ausgeprägten tüdesken Accent, daß ich wenig davon befriedigt war.“

Gräfin Anna hatte in Paris eine Tante, die Gräfin Vincent Tyszkiewicz, Schwester des berühmten polnisch-napoleonischen Helden, des Fürsten Josef Poniatowski. Gräfin Tyszkiewicz führte ihre Nichte u. A. auch im Talleyrandschen Hause ein. Talleyrand hatte bekanntlich seine Maitresse geheirathet, eine separirte Frau Grant von obskurer Herkunft, die zwar schön, aber mit Geistesgaben nicht gerade übermäßig gesegnet war und der feineren gesellschaftlichen Bildung vollständig entbehrte. „Durch seine Amtspflicht bei Hofe zurückgehalten, konnte Talleyrand nicht rechtzeitig nach Hause kommen, um uns zu begrüßen und ließ sich entschuldigen; die Sache war sehr einfach; Niemand dachte auch nur daran, sich darüber aufzuhalten. Um so sonderbarer erschien es uns, daß wir beim Eintritt in den Salon Niemanden vorfanden, um uns zu empfangen, als eine Ehrendame der Fürstin, die uns mittheilte, verführt durch einen Sonnenstrahl wäre Ihre Hoheit soeben ein bischen ins Bois de Boulogne gefahren. Die Eingeladenen kamen Einer nach dem Anderen. So wie es uns die Person, welche beauftragt war, in Abwesenheit der Hausherrin die Honneurs zu machen, als wahrscheinlich bezeichnet hatte, mußten wir länger als eine Stunde warten. Eine Entschuldigung wäre wohl am Platze gewesen, aber die Fürstin fürchtete, ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie sich höflich zeigte, und bewerkstelligte ihren Eintritt mit einer majestätischen Würde, sprach uns von dem schönen Wetter, von der balsamischen Luft und schien es ganz natürlich zu finden, daß sie uns hatte warten lassen.

Ich vermied in der Folge, mit Madame Talleyrand zusammenzutreffen — die impertinenten Fürstinnen sind nicht nach meinem Geschmack, besonders nicht, wenn sie von unten heraufgekommen sind. Diese, welche ganz Paris unter dem Namen Madame Grant gekannt hatte, legte eine geistige Nichtigkeit an den Tag, die durch nichts zu bemänteln war, auch nicht durch ihre Standeserhöhung; man zitirte ihre unfreiwilligen bon mots wie die gewollten ihres Gemahls.

Um diese Zeit war sie mindestens 60 Jahre alt, aber ihre gesellschaftliche Stellung verschaffte ihr Schmeichler, die sie versicherten, daß sie noch immer schön wäre. Demgemäß ging sie ohne Hut, mit einem Kranz von Blumen im Haar.

Wenn sich Talleyrand an den Spieltisch setzte oder abwesend war, herrschte in diesem Salon eine so tötliche Langeweile, wie ich sie selten anderswo empfunden habe. Und doch waren die Leute, welche in diesem Hause zu verkehren pflegten, meistentheils Leute von Geist. . . . . .

In seiner Jugend hatte Talleyrand, wie man sagte, große Erfolge bei den Frauen gehabt; jetzt sah ich ihn inmitten seines alten Serails. Er war wirklich sehr komisch anzusehen, wie alle diese Damen, bei denen er abwechselnd die Rolle des Liebhabers, des Tyrannen oder des Freundes gespielt hatte, sich vergeblich anstrengten, ihm seine Langeweile zu vertreiben. Die eingewurzelte üble Laune widerstand allen ihren Anstrengungen. Der Einen gähnte er ins Gesicht, die Anderen brüskirte er, Alle behandelte er wie Tolle, indem er boshaft die Erinnerungen und die Daten hervorhob. . . . ."

Tante Tyszkiewicz führte Gräfin Anna auch bei der Vikomtesse von Laval ein, so ziemlich das einzige angenehme Haus, welches unsere Verfasserin in Paris kennen lernte. Jene geistreiche Französin der alten Gesellschaft fand sich mit dem durch die Revolution verursachten Verlust ihres Vermögens aufs Glücklichste ab; sie setzte so zu sagen ihren Stolz darin, arm zu sein, sprach von dem Verlorenen niemals und gab sich das Air, garnicht schlimm zu finden, daß Andere sich bereichert hatten; brauchten sie doch ihr Vermögen, um sich darüber zu trösten, daß sie keine Montmorency waren — und damit fertig!

Eine gewählte Gesellschaft, von der die Jugend keiner Partei absolut ausgeschlossen war, und zu der man stolz war, zugelassen zu werden, vereinigte sich oft in dem kleinen Salon der Vikomtesse; dort aufgenommen zu werden, galt als ein Freibrief der Liebenswürdigkeit und des guten Geschmackes. Die Dienerschaft bestand aus einem Lakaien und einer Negerin, halb einer Sklavin halb einer Vertrauten; sie machte den Thee. Bei diesen sehr bescheidenen Empfängen versammelte sich Alles, was Paris an distinguirten Personen umschloß. Talleyrand und die Herzogin von Kurland gehörten zu den regelmäßigsten Besuchern. Madame Talleyrand aber erschien niemals; wie Gräfin Potocka mit einer der ihr eigen-

thümlichen feinen Wendungen des Stils sagt: „Weil sie sich Gerechtigkeit widerfahren ließ.“ Der Salon der Vikomtesse war, wie unsere Autorin behauptet, der einzige, in welchem die altfranzösische Kunst der Causerie wiederaufgelebt war. Man plauderte um des Plauderns willen; Politik und Parteihaß überschritten diese Schwelle nicht. Madame de Laval gab mit unendlicher Geschicklichkeit das Thema der Konversation an; sobald sie die Akteurs in Thätigkeit sah, verstummte sie und schien durch ihre Handarbeit aus grober Wolle ganz in Anspruch genommen zu sein, bis eine sie besonders interessirende Frage aufs Tapet kam und sie reizte. Dann schwiegen wieder die Andern: Sie sprach mit einer so ungekünstelten und pikanten Grazie, daß Alle in ihrem Bann standen. Sie war sehr hübsch gewesen; ihre schwarzen, geistreichen und sanften Augen bewahrten noch immer einen überraschenden Glanz.

Natürlich entrichtete auch dieser Salon trotz seiner wirklichen Noblesse gelegentlich der menschlichen Unvollkommenheit seinen Tribut, z. B., indem er sich zum Schauplatz für das Liebesspiel zwischen der 59jährigen Herzogin von Kurland und Talleyrand hergab. Die Herzogin Anna Charlotte Dorothea geb. von Medem war die Wittwe des Herzogs von Kurland und im Jahre 1800 beim Tode ihres Gemahls von Rußland, das Kurland einzog, im Besitze eines ungeheuren Vermögens gelassen worden. Die Herzogin hatte sich trotz des beginnenden Greisenalters noch Reste von Schönheit bewahrt, die um so mehr zur Geltung kamen, als ihre Besitzerin in der Lage war, ein fürstliches Haus auszumachen: „Talleyrand,“ so erfahren wir von der Potocka, „war für die Reize dieser Frau nicht unempfänglich, hatte ihr die Stellung einer der intimstem Freundinnen von Frau von Laval verschafft, und es gehörte in deren Salon zur Konvention, Alles, was die Herzogin that, zu bewundern; man bewunderte besonders ihre eleganten Toiletten und ihre Diamanten. Ich habe sie öfter um Mitternacht kommen sehen, nur zu dem Zweck, um ihr Ballkleid oder einen neuen Edelstein zu zeigen, wie als ob sie zwanzig Jahre gewesen wäre. Ihr alter Anbeter wartete sie immer ab und betrachtete sie mit einer Bewunderung, welche leicht hätte bewirken können, daß sein ganzes Serail, zu dem meine Tante Tyszkiewicz auch gehörte, vor Neid platzte.

Unsere ungenirte Polakin weiß aber von Tante Tyszkiewicz noch ganz andere Geschichten zu erzählen, welche uns unbeschadet des der Schwester des großen Poniatowski schuldigen Respektes

wohl verführen könnten, in dieser Stammmutter der geschichtlich bedeutsamen polnischen Kolonie zu Paris eine würdige Landsmännin von Waschlapski nnd Krapulinski zu erblicken: „Ungefähr alle acht Tage versammelte sich Talleyrands Kreis bei meiner Tante, wo ich mich recht wenig amüsirte. Sie lud abwechselnd distinguirte Landsleute und durchreisende Fremde ein. Ihr Haus übte eine große Anziehungskraft aus. Ich vermag meine unangenehme Ueberraschung kaum zu schildern, als ich wahrnehmen mußte, daß man hier anstatt jedes anderen Vergnügens fabelhafte Summen verspielte. Die Bank wurde von Unbekannten gehalten, mit denen Niemand sprach; sie breiteten ihre Reichthümer aus, um die Anwesenden zu verlocken. Man schien ihre Berührung zu fürchten und behandelte sie wie Parias. Ihre argwöhnischen Blicke schweiften von den Einen zu den Anderen, ohne die Hände der Spieler einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Alles dieses hatte etwas mit der Menschenwürde Unvereinbares und Satanisches. Nur die Habsucht lenkte diesen sonderbaren Zeitvertreib. Die verzerrten Gesichter der Spieler, die finsteren, regungslosen Physiognomien der Bankhalter, das Schweigen, welches in diesem Salon herrschte, wo man oft in einer einzigen Nacht das Lebensglück einer ganzen Familie aufs Spiel setzte, — Alles das erschien mir hassenswürdig. Ich konnte nicht umhin, meinem Erstaunen, vielleicht selbst meiner naiven Entrüstung Ausdruck zu verleihen, aber meine Tante erwiderte mir kühl, man merke überhaupt wohl, daß ich nicht von hier wäre, derartige Vergnügungen fänden überall in Paris statt, und der Fürst, der viel arbeite, suche in ihrem Hause die Zerstreuungen, welche seine Position ihm in dem seinigen verbiete.

In dieser Spielhölle sah ich auch zum ersten Male die alte Herzogin von Luynes (auch eine Laval-Montmorency wie jene oben gewürdigte geistreiche Causeuse), die gebaut war wie ein Gensdarm und sich anzog wie die gewöhnlichste Frau; sie spielte wild, hatte eine Stentorstimme, lachte unanständig laut, widersprach mit einer seltenen Grobheit — das Ganze wurde für Originalität ausgegeben. Ja, es war sogar Konvention, die Noblesse und die Festigkeit ihres Charakters und die Beharrlichkeit ihrer Ansichten zu bewundern. Was mich betrifft, so konnte ich mich niemals an diese männliche Hülle und diesen Ton eines Grenadiers gewöhnen.

Ach! mein liebes Lignesches Palais! wie oft kamst du mir in den Sinn! Zwar durchflutheten keine Ströme von Licht deinen bescheidenen kleinen Salon, das frugale Abendessen glich in nichts

den Gastmählern, welche diesen modernen Sybariten geboten wurden, aber welche Verschwendung von Geist, welche liebenswürdige und ungezwungene Heiterkeit! Wie unendlich weit war doch diese Eremitentafel jenen traurigen Schmäusen vorzuziehen!"

Jedoch fand Gräfin Anna auch Gelegenheit, auf einem Diner im Hause Talleyrand diesen merkwürdigen Mann von einer seiner sympathischeren Seiten kennen zu lernen: Unter den Eingeladenen befand sich auch der Herzog von Laval, der Schwager der Dame, in deren Salon es der Gräfin Potocka so gut gefiel, durchaus kein Mann von Geist, aber doch eine Pariser Zelebrität, nämlich in seiner Eigenschaft als glücklicher Vater zahlloser, unfreiwilliger Witze: „Wir waren schon beim Essen, als der Herzog von Laval, auf den lange gewartet worden war, endlich eintrat. Der Herr des Hauses, unendlich viel höflicher als seine Frau, erschöpfte sich in Entschuldigungen. Der Herzog hatte in dieser Epoche die Manie, alte Porträts zu kaufen; er gestand ehrlich, daß er sich bei einer Gemäldeauktion verspätet hatte.

„Ich wette, sagte Talleyrand, „daß Sie da wie gewöhnlich eine schöne Sudelei gekauft haben werden."

„Jawohl!" versetzte der Herzog mit Selbstgefühl. „Diese Sudelei möchten Sie wohl geschenkt haben, zum Schmuck für Ihre Bibliothek. Es sind die Porträts zweier berühmter Persönlichkeiten."

„Und wenn auch!" erwiderte Talleyrand, indem er geringschätzig den Mund verzog. „Und welches sind diese Persönlichkeiten?"

„Warten Sie ein bischen!" antwortete der bedauernswerthe Amateur in sichtlicher Verlegenheit und seine Suppe löffelnd, um Zeit für die Ueberlegung zu gewinnen. „Die Frau hat denselben Namen wie Madame Regnault de Saint — Jean d'Angely; es ist eine gewisse Laura. Und der Herr? Ja! ich vergesse immer seinen Namen: er klingt ungefähr wie patraque" (Altes Gestell).

Alles schwieg, aber es war ein perfides Stillschweigen, wie es dem Ausbruch tollen Gelächters vorherzugehen pflegt.

Und siehe da unseren Wirth, wie er dem armen Herzog sein schlechtes Gedächtniß verweist, scheinbar ohne die Lustigkeit seiner Tischgenossen zu bemerken, denen er einen ruhigen, aber von Schalkhaftigkeit vollen Blick zuwarf.

„Merken Sie sich ein für alle Mal die Namen Ihrer Helden, lieber Freund; Sie wollten sicher sagen Laura und Plutarch."

„Ja gewiß! Dieser verfluchte Plutarch; ich vergesse ihn regelmäßig! Allerdings scheint es mir, auf der Auktion waren auch welche, die sagten Petrarca, aber das waren Ignoranten wie ich, und sie hatten keine Ahnung, wie Lauras Liebhaber wirklich hieß. Plutarch! das weiß ja sonst Jeder; ich hab's auch gewußt; das ist ja historisch!"

Das war zuviel, und die lange zurückgehaltenen Heiterkeitsausbrüche wurden homerisch. Talleyrand allein blieb diesem Gelächter fremd, und, indem er der ganzen Gesellschaft einen perfiden Blick zuwarf, hatte er die Keckheit, den Herzog wegen dieser vergnügten Stimmung zu interpelliren, von deren Ursache er keine Ahnung zu haben behauptete."

Einige Tage nach dem geschilderten Diner machte Gräfin Anna ihren Antrittsbesuch bei der Marschallin Davoust, mit der sie bereits in Warschau in gesellschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Die Marschallin war eine geborene Leclerc; die Schwester des Generals Leclerc, mit dem Pauline Bonaparte in erster Ehe verheirathet gewesen war. Der alte Leclerc hatte ein Mehlgeschäft in Pontoise betrieben. Jetzt war seine Tochter Herzogin von Auerstädt und Fürstin von Eckmühl. Die Marschallin, eine strenge Schönheit, konnte wohl als eine bedeutende Frau gelten. In einem vornehmen Pensionat erzogen, hatte sie sich dort feine Manieren und den Ton der guten Gesellschaft angeeignet. Beides ging ihrem Gemahl ab. Beliebt war sie aber nicht; dazu war sie zu hart. Man behauptete, sie wäre auf die flüchtigen Liebschaften ihres Mannes ganz außerordentlich eifersüchtig: „Da sie den Sommer in Savigny-sur-Orge zuzubringen pflegte, mußte ich sie dort aufsuchen .. Ich begab mich also nach Savigny, an einem glühend heißen Tage, schlecht geschützt durch einen kleinen mit Veilchen garnirten Hut, und sehr beengt in meinen lila Schnürstiefeln, die genau zu einer eng anschließenden Robe aus neapolitanischem Grosgrain von derselben Farbe paßten. Hatte doch Madame Germont, das Orakel der Mode, selber meine ganze Toilette komponirt. Da es aber am Vormittag war, kam mir diese Eleganz recht déplacirt vor.

Wie es sich hiermit aber auch verhalten mochte — ich versprach mir einen angenehmen Besuch. Das Hotel der Marschallin in Paris hatte mir eine hohe Vorstellung von ihrem Geschmack nnd ihrer Opulenz eingeflößt, und ich dachte, sie in Savigny luxuriös eingerichtet zu finden. Ich kam gegen drei Uhr an. Das Schloß, mit Wall und Graben umgeben, hatte ein hermetisch verschlossenes

Thor zum Eingang. In dem Graben wucherte das Unkraut; man hätte glauben sollen, eine seit Jahren verlassene Wohnung vor sich zu haben. Nachdem mein Lakai endlich die Klingelschnur gefunden hatte, dauerte es noch ein paar Minuten, dann kam ein kleines recht schlecht angezogenes Mädchen und fragte, was wir wollten.

„Ist die Frau Marschallin zu Hause?"

„Entschuldigen Sie ja und der Herr Marschall auch," antwortete das Mädchen. . . . . .

Ich ließ mich anmelden und, in meine Kutsche zurückgelehnt, mußte ich abermals recht lange warten, indem ich mir inzwischen überlegte, ob ich ausharren oder einfach meine Karte dalassen sollte. Nach einer kleinen Viertelstunde zeigte sich endlich ein Kammerdiener vor dem Schlage meines Wagens und geleitete mich in einen großen Schloßhof. Er entschuldigte sich, daß es so lange gedauert habe, indem er mir ohne Bedenken erzählte, daß, als ich ankam, die Leute im Garten beschäftigt gewesen wären; er selber hätte mit der Reinigung des Obstgartens zu thun gehabt.

Man führte mich durch mehrere vollständig unmöblirte Säle; das Zimmer, in welchem man mich Platz nehmen ließ, war auch nicht schmuckreicher als die ersten, aber es standen wenigstens ein Kanapee und Stühle darin. Die Marschallin erschien dann auch sofort. Ich bemerkte gleich, daß sie für mich Toilette gemacht hatte, denn sie machte noch einige Knöpfe an ihrer Taille zu. Nach einigen Minuten stockender Unterhaltung schellte sie und ließ ihren Gatten rufen. Dann nahmen wir unser mühsames Gespräch wieder auf. Nicht daß Madame Davoust keine Tournure gehabt hätte oder jener Art von Geist ermangelt hätte, welche die Beziehungen zwischen zwei Personen aus derselben sozialen Schicht erleichtert, aber sie hatte eine gewisse Steifheit an sich, welche leicht für Hochmuth gelten konnte. Sie vergaß niemals ihren Marschallsrang, niemals belebte ein freundliches Lächeln die Züge ihrer strengen Schönheit. Immer blieb sie die Juno. . . . .

Der Marschall kam endlich auch und zwar in einem schweißtriefenden Zustande, der seine Bereitwilligkeit zur Genüge darthat; er setzte sich ganz außer Athem und, sein Taschentuch in der Hand haltend, um sich die Stirne abzutrocknen, trug er Sorge, zunächst darauf zu spucken, um so sicherer den Staub zu entfernen, mit dem sein Gesicht bedeckt war. Diese soldatische Formlosigkeit disharmonirte stark mit den steifleinenen Manieren seiner Gattin; sie war sichtlich unangenehm berührt davon. Ich fand, daß meine Anwesenheit

bei dieser stummen Szene überflüssig war, stand auf und wollte mich empfehlen, wurde aber gebeten, zum Frühstück dazubleiben. Um die Zeit, bis das Essen bereit war, auszufüllen, machten wir eine Promenade durch den Park. Gebahnte Wege gab es darin nicht; der Rasen war hoch aufgeschossen, das reine Heu; die während der Revolution gefällten Bäume trieben wilde Schößlinge; an jedem Strauch blieb ein Fetzen meiner Volants hängen, und meine lila Schnürstiefel schimmerten in grünlichen Farbentönen. Der Marschall trieb uns mit Stimme und Gesten an, indem er uns eine himmlische Ueberraschung versprach. Aber wer beschreibt meine Enttäuschung, als ich hinter einer Gruppe junger Eichen drei kleine aus Weidenruthen geflochtene Käfige erblickte. Der Herzog ließ sich auf ein Knie nieder und rief: „Da sind sie, da sind sie!" Dann modulirend: „Pi! Pi! Pi!" Darauf stieg ein Volk Rebhühner in die Höhe und flatterte dem Marschall um den Kopf.

„Lassen Sie die anderen erst heraus, wenn die Jungen da sind, und geben Sie den Damen Brod; sie werden sich königlich amüsiren," sagte er zu einem Bauernlümmel, welcher die Funktionen eines Oberförsters verrichtete. Und so fütterten wir denn in glühender Sonnenhitze Rebhühner!

Die Herzogin leerte mit unerschütterlicher Ruhe und Würde den ihr gereichten Korb. Was mich betrifft, so war ich einer Ohnmacht nahe, und da ich es nicht mehr aushalten konnte, so bemerkte ich, der Himmel schiene sich zu bedecken, und wir wären von einem Gewitter bedroht. Bei der Rückkehr in das Schloß nahm ich wahr, wie Maurer damit beschäftigt waren, einen Thurm anzustreichen, der bisher dem Sakrilegium einer Restauration entgangen war und noch jene Patina aufwies, welche die Zeit allein verleihen kann. Ich vermochte mich nicht einer gewissen Kritik zu enthalten. Die Marschallin verstand mich; ich glaubte sogar aus ihrem Blick und ihrem spöttischen Lächeln entnehmen zu können, daß wegen dieses Thurmes ein ehelicher Streit vorgefallen war. Der Gatte verhehlte mir nicht, daß meine Bemerkungen nicht nach seinem Geschmack waren. Er sprach sich sogar sehr energisch gegen die Verrücktheit mit dem alten Mauerwerk aus.

Als das Frühstück vorbei war, drückte ich mich schleunigst, indem ich mir, freilich etwas spät, gelobte, daß man meiner nicht wieder habhaft werden sollte. Auf dem Rückwege dachte ich über alles Gesehene nach und kam zu dem Ergebniß, daß das schöne Frankreich doch sonderbare Kontraste in sich schlösse, indem die

Grandseigneurs der alten Gesellschaft lächerlich unwissend wären, die Helden des Tages aber die mit ihrem Blute erkauften Reichthümer in einer sehr knauserigen Manier genössen."

An diese Erzählung schließt die Gräfin eine allgemeine Charakteristik des Hofes Napoleons I. an, die in manchen Zügen an die Schilderung erinnert, welche Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" von dem Hofe Napoleons III. entwirft, und in anderen Zügen an — si parva magnis componere licet — Sardous Madame Sans Gêne: „Dieser Hof", sagt die Potocka, „so prächtig von Weitem, verlor, wenn er in der Nähe gesehen wurde. Man nahm dann eine gewisse Verwirrung und Disharmonie wahr, welche das mit gutem Recht vermuthete Bild der Größe und des imponirenden Glanzes verscheuchten. Neben hochelegante und reich geschmückte Frauen stellten sich die Gattinen der Marschälle, die es von Haus aus durchaus nicht gewöhnt waren, den Hofmantel zu tragen. Ungefähr ebenso verhielt es sich mit ihren Männern, deren gestickte Uniformen, so glänzend bei der Parade, so schön auf dem Schlachtfelde, unangenehm mit recht wenig höfischen Ausdrücken und Manieren konstrastirten. Zwischen ihnen und denen vom Ancien Régime, welche sich der im Besitz der Gewalt befindlichen Regierung angeschlossen hatten, herrschte eine geradezu choquirende Verschiedenheit. Man hätte glauben mögen, einer Theaterprobe beizuwohnen, auf der die Schauspieler den Effekt ihrer Kostüme versuchten und ihre Rollen hersagten. Dieser sonderbare Mischmasch würde ein Gegenstand des Hohngelächters geworden sein, wenn nicht die Hauptperson einen solchen Respekt und eine solche Furcht eingeflößt hätte, daß der Gedanke an das Lachen einem verging oder wenigstens in seiner Wirkung gelähmt wurde."

Der Aufenthalt der Gräfin Anna in Paris fällt in den Sommer 1810, also in eine Zeit, wo sich der Zusammenstoß Napoleons mit Rußland schon vorbereitete. Deshalb wurde die Schwiegertochter des polnischen Ministerpräsidenten von dem Kaiser mit sehr großer Auszeichnung behandelt. Besondere Aufmerksamkeit erregte bei den Parisern ein Zwiegespräch zwischen den Beiden auf einem Ball im Kriegsministerium: „Diese Unterhaltung, welche lang genug war, um auf mich neidisch zu machen, gab zu dem sinnlosesten Gerede Anlaß. Mehr als eine Frau war eifersüchtig auf das, was man meine Position nannte, und Viele sehnten sich heimlich nach der Gunst, welche sie zu verschmähen vorgaben. An den nächsten Tagen erhielt ich eine Anzahl von Besuchen; mehrere Personen,

die bis dahin nicht daran gedacht hatten, mir diese Höflichkeit zu erweisen, gaben ihre Karte ab, und ich sagte mir, daß in Bezug auf niedrige Gesinnung alle Höfe einander ähnlich sind, die neuesten wie die ältesten."

Kurz nach jenem viel erörterten Ballgespräch erhielt Gräfin Anna eines Abends von Ihren Majestäten eine Einladung auf den folgenden Tag sechs Uhr nach Saint-Cloud, zum Mittagessen en famille. Dieses Diner bildet einen der Höhepunkte der Lebenserinnerungen unserer Verfasserin: „Es war gerade Hoftrauer; ich schickte also sofort zu Madame Germont, um eine den Umständen angemessene Toilette zu bestellen. Sie ließ mir durch meine Kammerfrau sagen, daß der Kaiser Schwarz nicht liebe, daß deshalb eine derartige Trauer, besonders auf dem Lande, in Weiß getragen würde, und daß ich bis zwölf Uhr Mittags alles Nöthige haben würde.

Um halb sechs Uhr fuhr ich an dem Parkthore von Saint-Cloud vor . . . der dienstthuende Kammerherr führte mich in den Salon, wo die Herzogin von Montebello in ihrer Eigenschaft als Oberhofmeisterin ziemlich kühl die Honneurs machte . . . . Die Kaiserin trat präzise um sechs Uhr ein, begleitet von ihrer dame d'atour, einer Frau aus der alten Gesellschaft . . . Marie Louise war sehr einfach angezogen, sie trug ein weißes, mit einer schwarzen Borte gesäumtes Kleid. . . . Die Fürstin Borghese kam einen Augenblick später, dann der Kaiser und der Großherzog von Würzburg, der Onkel der Kaiserin . . . . Hinter ihnen betrat der Minister des Inneren, de Montalivet, das Gemach. Das war Alles . . ."

Auf der Stelle kam bei Napoleon der rüde Plebejer zum Vorschein, und das wiederholte sich während der Gesellschaft mehrere Male; die Gräfin Potocka, welche als Polin einen abgöttischen Napoleonkultus treibt, spricht das nicht geradezu aus, deutet es indessen verständlich genug an. Sie fährt in ihrer Schilderung folgendermaßen fort: „Nachdem der Kaiser an mich einige Worte gerichtet hatte, klingelte er und fragte, ob die Equipagen bereit ständen. Auf die bejahende Antwort hin, die er erhielt, schlug er uns eine kurze Fahrt durch den Park vor. Er gab der Kaiserin den Arm, und Beide stiegen in eine elegante, à l'anglaise mit sechs herrlichen Braunen bespannte Kalesche, auf der sich drei Jockeys in grün-goldener Livree befanden. Wir folgten in einem hübschen, ganz offenen, sechssitzigen Korbwagen. Der Großherzog von Würzburg sah ziemlich verlegen aus und sprach mit der Fürstin

Borghese nur wenig .... überhaupt wurde das Schweigen nur durch die Klagen und die Seufzer der drei Damen unterbrochen, die, ohne Hut, dem Staub und den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren. So durcheilten wir, immer im vollen Trab, alle Alleeen des Parks, ungefähr eine halbe Stunde lang. An den Biegungen des Weges, wo sich die Fahrt nothwendiger Weise verlangsamte, bemerkte ich überall Personen, die Bittschriften in den Händen hielten und auf ein Zeichen des Kaisers warteten, sie ihm in die Kalesche zu werfen. Diese Fahrten waren eine von jenen Kaprizen des Kaisers, deren Unangenehmheit für sein Gefolge er nicht begriff, und natürlich wagte Niemand, ihm eine Bemerkung darüber zu machen. Wenn die Kalesche nach Hause kam, war der Vordersitz immer ganz bedeckt mit Papieren ....

Als wir wieder daheim waren, war angerichtet. Der Kaiser gab Marie Louise ein Zeichen, ihres Onkels Arm zu nehmen und in den Speisesaal zu gehen. Er folgte, wir traten auch ein, ausgenommen die dame d'atour und die Herzogin von Montebello, die sich zu meiner großen Ueberraschung in einen anderen Saal begaben, wo eine Tafel von 30 Gedecken wartete.

Die kaiserliche Tafel hatte die Form eines Rechtecks. Die Kaiserin und ihr Onkel, beides stumme lebende Bilder, saßen an der einen Seite. Napoleon, ihnen gegenüber, hatte die beiden Plätze neben sich leer. Die Fürstin Borghese und ich befanden sich an der einen der kürzeren Seiten, de Montalivet an der anderen ...

Es war Ende Juni und sehr hell; die Sonne durchdrang das Laub mit ihren Strahlen, aber trotz dieses Glanzes waren bei offenen Fenstern die Kandelaber angezündet. Dieses Zwielicht wirkte sehr unangenehm. Es war eine bizarre Kaprize, aber man versicherte mich, daß der Kaiser niemals anders aß. Ein Page stand, die Serviette in der Hand, hinter seinem Stuhl und schickte sich an, eine Schüssel zu reichen, aber Napoleon litt es nicht, ein Diener that den wirklichen Dienst.

Servirt wurde mit einer rapiden Schnelligkeit und so leise wie von Sylphen. Napoleon aß wenig und sehr rasch; er bevorzugte einfache Gerichte. Um die Mitte des Mahles reichte man dem Kaiser auf einer platten Schüssel, welche nicht zum Menü gehörte, Artischocken in Pfeffersauce. Er fing an zu lachen und forderte uns auf, seine bescheidene Kost zu theilen, indem er dieses Eremitengericht sehr lobte. Aber da sich Niemand versucht zu fühlen schien, davon zu kosten, so ließ er die Schüssel vor sich hinsetzen und ließ nichts darauf.

Im Gegensatz hierzu beschäftigte sich die Kaiserin sehr eifrig mit den ihr gereichten Schüsseln, wies keine zurück und schien von dem raschen Tempo, in welchem sie auf einander folgten, unangenehm berührt zu sein. Gegen das Ende des Essens brach der Kaiser das Stillschweigen, wendete sich an de Montalivet und fragte ihn wegen der Arbeiten am Versailler Schloß, das man zu restauriren anfing: „Ich will," sagte er, „die Pariser amüsiren wie früher; Sonntags müssen die Wasserkünste springen. Aber ist es wahr, daß unter Ludwig XVI. dieses Vergnügen jedes Mal 100 000 Franken gekostet hat?" Der Minister bejahte, und Napoleon fuhr fort: „Das ist viel Geld! Bloß damit man hingehen und Wasserstürze besehen kann! Wenn ich aber den Pariser Pflastertretern dieses Plaisir versage, diesen Leuten, denen das Vergnügen über Alles geht, dann werden sie nicht verständig genug sein, um einzusehen, daß ich es thue, um von einer so bedeutenden Summe einen besseren Gebrauch zu machen."

Indem über die Gärten dieser königlichen Residenz und ihre ungeheure Ausdehnung gesprochen wurde, konnte er nicht auf den Namen des berühmten Lenôtre kommen, der sie angelegt hat. Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß auch de Montalivet sich dieses Namens nicht zu entsinnen vermochte, und so bemühten sich Beide ohne Ergebniß.

Ich unterfing mich, ihn der Fürstin Borghese ins Ohr zu flüstern, die ihn laut wiederholte.

„Ach ja!" sagte Napoleon. „Das hast Du übrigens nicht aus Dir selber. Ich möchte wetten, daß Du überhaupt nichts von der Existenz Lenôtres gewußt hast; er ist ja nicht zu Deiner Zeit gestorben." Dann sah er mich mit einem überaus liebenswürdigen Blick an.

Wir befanden uns hart vor der Aufhebung der Tafel, als der Kammerherr dem Kaiser meldete, der Vizekönig von Italien erwarte ihn im Garten. Er stand ohne Weiteres auf, ohne Marie Louise die Zeit zu lassen, mit ihrem Eis fertig zu werden, was sie so erbitterte, daß sie sich nicht enthalten konnte, sich bei ihrem Onkel darüber zu beklagen.

In den Salon zurückgekehrt, wo die beiden Damen vom Dienst uns bereits erwarteten, fanden wir dort die Fenster ganz weit offen; sie schauten auf die Hauptallee des Parkes. Prinz Eugen ging dort in der größten Aufregung auf und ab; sobald Napoleon ihn bemerkt hatte, ging er ihm entgegen. Nach der Lebhaftigkeit ihrer

Unterhaltung zu urtheilen, mußte der Gegenstand sehr ernst sein Der Kaiser gestikulirte wie ein echter Korse; der Prinz schien Beschwichtigungsversuche zu machen; man begriff leicht, daß Napoleon unzufrieden war. Der Klang der Stimmen kam bis zu uns, aber der Wind verschlang die Worte.

. . . Da Alles einmal ans Tageslicht kommt, besonders an den Höfen, wo so viele Augen und Ohren offen sind, um Alles zu sehen und zu hören, so vernahmen wir bald nachher, was die Ursache dieses Ungewitters gewesen war: der Vizekönig, von seinem Schwager, dem König von Holland, beauftragt, dem Kaiser die Abdankung des zuletzt Genannten mitzutheilen, hatte sich dieses schwierigen Auftrages entledigt und höchstwahrscheinlich Anstrengungen gemacht, seinen Schwager zu entschuldigen.

Im Salon herrschte inzwischen ein ununterbrochenes Schweigen . . . Die Kaiserin sprach kein Wort; neben ihrem Onkel sitzend, der ihr das Beispiel alsoluter Stummheit gab,. sah sie gedankenlos aus dem Fenster, ohne sich um die Vorgänge im Park im Geringsten zu bekümmern, wo die immer stürmischer sich gestaltende Unterhaltung noch fortdauerte . . . . Endlich kam Napoleon wieder; sein Antlitz war streng aber ruhig; er ging auf de Montalivet zu und sagte ihm, daß er sich am anderen Morgen um fünf Uhr nach Klein-Trianon begeben würde, das man für die junge Herrscherin in Stand setzte. . . . Dann zog der Kaiser mich in eine Fensternische und fragte mich, welche Neuigkeiten ich aus Polen hätte, und ob es wahr wäre, daß Kaiser Alexander seine nicht in Rußland wohnen wollenden polnischen Unterthanen mit der Güterkonfiskation bedrohe. Da ich gerade am Vormittag einen Brief von meinem Schwiegervater erhalten hatte, befand ich mich in der Lage, eine Thatsache bestätigen zu können, an welcher der Kaiser zweifeln zu wollen schien. Ich sprach von der Nothwendigkeit, an meine Abreise zu denken.

„Machen Sie sich keine Sorge," sagte er zu mir mit jenem gnädigen Lächeln, das nur ihm eigenthümlich war, „amüsiren Sie sich, und denken Sie noch nicht daran, Ihre Koffer zn packen."

So ließen gelegentlich hingeworfene Worte auf einen Krieg mit Rußland schließen, von dem noch Niemand zu sprechen wagte, aber den schon Alle für unvermeidbar ansahen, in Anbetracht der ungeheuren Vorbereitungen, deren Zweck man freilich verschwieg: „Was wünschen Sie, daß ich Ihnen aus Indien mitbringe?" fragte mich eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Epoche. „Lieber

etwas aus Moskau oder aus Petersburg," versetzte ich, um ihn auszuhören: „Möglich, daß wir da durchkommen, aber ich denke, Sie werden eine erlesenere Beute vorziehen. Wir haben den Pyramiden guten Tag gesagt; es würde jetzt in der Ordnung sein, 'mal hinzugehen und zuzusehen, was unsere Nebenbuhler vom anderen Ufer des Kanals machen."

Alles, was ich hier erzähle, wird späteren Zeiten wie aus Tausend und einer Nacht vorkommen, und doch habe ich es mir zum Gesetz gemacht, in nichts von der striktesten Wahrheit abzuweichen, aber man war so an Wunder gewöhnt, daß das Wunderbare möglich und das Unmögliche ausführbar erschien.

Ich komme auf die Gesellschaft in Saint-Cloud zurück, . . . . die mit einem erhebenden Schauspiel schloß: Talma spielte „Hektor". Es war ein Triumph für diesen wunderbaren Schauspieler, der mit einem schönen Organ edle Posen und Gesten und selten regelmäßige Züge verband. Wenn er sein Haupt mit dem Lorbeerkranze umwand, hätte man meinen mögen, einen antiken Triumphator vor sich zu haben, der im Begriff war, einen von Sklaven gezogenen Wagen zu besteigen. Man vergaß den Schauspieler und dachte nur noch an den Helden. Das Auffallendste an ihm war seine große Aehnlichkeit mit Napoleon, besonders im Profil. Man hätte sie für Brüder halten mögen; nur die Augen und ihr Ausdruck waren verschieden, bei dem Einen lag Tiefe darin, bei dem Anderen eine affektirte Hoheit.

Paris war massenhaft vertreten. Der Saal war nicht geräumig, man ließ tausend Intriguen spielen, um einen Platz zu bekommen. Der Kaiser verfügte über die Logen selber; die Parterre- und Galleriebillets wurden von den hohen Hofbeamten vertheilt. Mein Billet berechtigte mich zum Eintritt in die Diplomatenloge, die genau neben der kaiserlichen lag. Man genoß dort zwei gleichermaßen interessante Schauspiele zu gleicher Zeit.

Napoleon, ein Liebhaber schöner Verse, schien von dem Wunsche erfüllt zu sein, wenn nicht seine Begeisterung, so doch mindestens seine Befriedigung der jungen Kaiserin mitzutheilen, welche, unbeweglich auf ihrem mit goldenen Adlern verzierten Sessel sitzend, ihre Blicke im Saal umherschweifen ließ und sie nur für Augenblicke auf die Bühne richtete, eigentlich nur, wenn sie durch das Beifallklatschen des Kaisers quasi dazu gezwungen wurde; er ertrug mit einer seltenen Geduld die apathische Gleichgiltigkeit seiner Lebensgefährtin.

Nachdem die Aufführung gegen elf Uhr beendigt war, grüßten uns Ihre Majestäten und zogen sich zurück. Darauf erdröhnte die glänzend beleuchtete Straße nach Paris unter den Hufen der Kutschpferde aller Derer, welche diesem Schauspiel beigewohnt hatten, das in doppeltem Sinne ein königliches genannt werden kann, so bewunderungswürdig war das Spiel Talmas.

So endigte dieser große und glänzende Tag, der die lustigsten Vorkommnisse in seinem Gefolge hatte. Talleyrand, dem es bis dahin nicht eingefallen war, mir persönlich Visite zu machen, sondern der es bisher für ausreichend gehalten hatte, seine Karte bei meinem Portier abzugeben, kam gleich am andern Morgen und fragte mich nach den Détails des Diners vom vergangenen Tage. Er versuchte sehr geschickt, mich über das, was ich gesehen und gehört hatte, auszufragen. Ich begnügte mich damit, ihm zu sagen, was er sehr wahrscheinlich schon wußte; gegen seine Gewohnheit war er musterhaft höflich, sprach von Polen überaus schmeichelhaft und lud mich endlich zum Frühstück in seiner Bibliothek ein. Ich entsprach dieser Einladung sehr bereitwillig, und da ich darauf halte, immer nur die Wahrheit zu sagen, so muß ich gestehen, daß ich niemals einen entzückenderen Vormittag verlebt habe. Talleyrand machte mir bei seinen Schätzen die Honneurs; es war sehr natürlich, daß sich bei einem Millionen reichen Kenner die schönsten und seltensten Editionen zusammenfanden, aber nichts war der Art und Weise vergleichbar, wie er seine Bücher zeigte; er sagte niemals, was man schon wußte, oder was Andere vor ihm gesagt oder geschrieben hatten; er sprach sehr wenig von sich selbst, viel von hervorragenden Leuten, mit denen er Beziehungen gehabt hatte. Mit einem Wort: er zeigte sich so unterrichtet, wie es ein Grandseigneur, der seinem Vergnügen viel Zeit widmet, nur sein kann. Um dieses schmeichelhafte aber nicht geschmeichelte Porträt zu vollenden, will ich noch sagen, daß Talleyrand die wunderbare Kunst besaß, wenn er von der Gegenwart sprach, seine Vergangenheit für einen Augenblick vergessen zu machen."

Wir müssen jetzt zu den Privatverhältnissen der Gräfin Potocka zurückkehren: Ihr Liebhaber Flahault war kein unbedeutender Mann, nach seiner späteren Karriere zu urtheilen, denn nach dem Treffen von Mohilew im Juli 1812 wurde er mit siebenundzwanzig Jahren Brigadegeneral, während der Schlacht von Leipzig ernannte Napoleon den Achtundzwanzigjährigen zum Divisionsgeneral und später zum Reichsgrafen und zum Pair. Unter Louis Philipp ist er

Botschafter in Berlin und in Wien, unter Napoleon III. in London gewesen. Er hatte das Schicksal, am Tage der Schlacht von Sedan zu sterben. Einen weniger guten Namen als dieser Held hat seine Mutter, Madame de Souza, damals eine berühmte Romanschriftstellerin, hinterlassen. Die Gräfin Potocka lernte sie in Paris kennen und erfuhr, daß sie eine stürmische Jugend hinter sich hatte. Das stieß die Potocka aber weniger ab; dagegen fühlte sie sich, und wir können ihr das nachfühlen, sehr unangenehm durch die Taktlosigkeit berührt, mit welcher Madame de Souza ihrem mütterlichen Stolz über die reizende von ihrem Sohne aus Polen heimgeführte Beute Ausdruck verlieh. Rechte Freundinnen wurden die beiden Damen deshalb nie, obwohl sie es in Anbetracht ihres beiderseitigen Verhältnisses zu dem jungen Flahault schicklich fanden, in Gesellschaft auf freundschaftlichem Fuß mit einander zu verkehren. Ueber Madame de Souza geben uns die Geheimberichte der Pariser Agenten Ludwigs XVIII. aus den Jahren 1802 und 1803, welche Graf Remacle vor wenigen Monaten veröffentlicht hat, pikante Aufschlüsse. Ich komme auf Remacles Buch vielleicht in einer späteren Nummer dieser Hefte zurück aber schwerlich auf Madame de Souza und will deshalb die Gelegenheit benutzen, den auf diese Frau bezüglichen sittengeschichtlich sehr interessanten Geheimbericht hierherzusetzen; zumal er von keinem geringeren Verfasser herrührt als von Royer-Collard. Er lautet: „Eine Neuigkeit, welche die Zeitungen schon gebracht haben, mit welcher sich aber in Ermangelung eines besseren Stoffes die Salons doch beschäftigen, ist die Heirath der Frau von Flahault mit dem portugiesischen Gesandten Herrn von Souza. Herr von Souza ist nur durch seine Stellung bekannt, Frau von Flahault dagegen ist sehr, sehr bekannt. Sie ist berühmt durch ihre Romane und durch ihr eigenes Leben, das auch ein Roman ist, viel weniger moralisch aber auch pikanter als die, welche sie geschrieben hat: Tochter einer Weinhändlerin in Orléans, eine geborene Filleul, wurde sie von einer englischen Nonne im Kloster erzogen und heirathete ziemlich spät den Bruder des Grafen d'Angivilliers [den Grafen de Flahault]. Sie behauptet, ihre Ehe mit diesem Manne, den sie gehaßt habe, niemals vollzogen zu haben. Ihren Sohn [unseren Helden], für den sie die Zärtlichkeit einer Merope affektirt, hat sie, wie sie behauptet, von dem gewesenen Bischof von Autun [Talleyrand]. Andere wollen wissen, er wäre von Montesquiou, dem damaligen anerkannten Liebhaber der liebenswürdigen Adele. Aber ein Wort von

ihr fällt zu Gunsten Talleyrands in die Waagschale: Als sie ihrer Schwangerschaft gewiß war, da ging sie zu ihrer besten Freundin und sagte ihr: „Beklagen Sie mich; ich habe mich unglücklich gemacht; ich muß von dem Abbé von Périgord in Wochen.“ Diese Naivetät könnte belustigend erscheinen, aber bei dem Charakter unserer Heldin darf sie nicht so aufgefaßt werden, denn sie wägt alle ihre Worte und Schritte ganz genau. Jedenfalls steht soviel fest: da die Gräfin Flahault bei Hofe nie vorgestellt wurde und zu Beginn der Revolution mit den beiden Männern liirt war, welche ich genannt habe, so ging sie und mußte sie gehen in das Lager der Konstitutionellen.

Die Schreckensherrschaft kam, und Graf Flahault wurde guillotinirt. Böse Zungen behaupten, daß die Gräfin mit Agrippina habe sagen können: „Mille bruits en courent à ma honte.“ Sie emigrirte und beschloß, sich wieder zu verheirathen ... Die Détails ihres Aufenthaltes in der Schweiz würden uns zu weit führen ....; kurz sie wollte sich von ihrem so vielfachen Fall durch einen glänzenden Streich für immer erheben und warf ihre Netze nach dem jungen Herzog von Orleans aus [dem späteren König Louis Philipp], der ebenda in der Zurückgezogenheit wohnte. Ihre Fortschritte waren rapid ...., als ein gewesener Adjutant von Dumouriez, ein Herr von Montjoye, .... den jungen Herzog .... zu einer Reise nach Lappland veranlaßte, wo das Eis des Nordens seine Leidenschaft auslöschte. Dann führte ihr Glück Madame de Flahault den Herrn von Souza zu, gerade dem Mann, der am meisten dazu geschaffen war, betrogen zu werden, und dem man es am wenigsten gönnt, es zu sein. Er ist nett und gebildet und hat alle gesellschaftlichen Vorzüge; sein Charakter ist die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit selber, aber der List dieser Kokette konnte er nicht widerstehen. Sie thaten sich zusammen und bezogen in Altona eine gemeinsame Wohnung, wo sie den ganzen Tag gemeinsam verlebten, aber ihre Nächte bewilligte ihm die Gräfin Flahault nicht, wie die Fortsetzung unserer Geschichte lehren wird. Man sprach von ihrer Heirath als von einem sehr nahe bevorstehendem Ereigniß .... und man könnte ein Buch darüber schreiben, was die Gräfin alles that, um ihre Beute zu umgarnen, und von ihren Listen, damit Souza von ihrer Vergangenheit nicht mehr erfuhr, als sich schlechterdings nicht verhehlen ließ, von den Liebesszenen, welche sie spielte, von den Anstrengungen, welche sie machte, um sich das Wohlwollen der Freunde ihres Geliebten zu erwerben ....

Da kam der 18. Fructidor, .... und das Direktorium machte Talleyrand zum Minister. Frau von Flahault kehrte nach Paris zurück, denn Minister Talleyrand war für sie ein ganz anderer Gatte oder wenigstens ein ganz anderer Liebhaber als der portugiesische Kandidat. Aber Frau Grant war seine Maitresse. Frau Grant ist sehr dumm, und ihre Nebenbuhlerin hielt es nicht für schwer, sie aus dem Sattel zu heben. Sie dachte an Souza nur noch als an einen Nothnagel, aber o weh! sie täuschte sich. Ein Witz, den sie sich über Madame Grant erlaubte, trug ihr (ganz buchstäblich zu nehmen) von Seiten des Bischof-Ministers einen Fußtritt ein und entzweite sie vollständig mit ihm. Frau Grant blieb Siegerin auf dem Schlachtfelde. Der Gräfin Flahault that es jetzt vielleicht sehr leid, Souza vernachlässigt zu haben, aber sie ließ den Muth nicht sinken, sie geduldete sich .... Die Zeit konnte Alles ändern, mildern, ebenen. Madame de Flahault versüßte sich diese Wartezeit, indem sie sich das Mitglied des Tribunats, Gallois, als Liebhaber anschaffte, einen ehrenhaften und bescheidenen Mann, von dem sie wußte, daß er sich, ohne Aufsehen zu erregen, wieder abschaffen ließ. Sie räumte ihm in ihrem Hause ein Zimmer ein, sogar mit voller Pension. Nachdem diese kleine Angelegenheit befriedigend geordnet war, umgab sie sich mit einer Gesellschaft von anständigen Leuten, die sie zum Narren hielt, und, um ihrer privatisirenden Lebensweise einen würdigen Anstrich zu verleihen (otium cum dignitate), schrieb sie: „Karl und Marie". Ihre Hoffnungen fingen bald an, in Erfüllung zu gehen: der Friede mit Portugal wurde geschlossen; Souza kam nach London, um dort abzuwarten, wann er nach Paris kommen konnte.

Demgemäß brachte Gräfin Flahault jetzt zu Gunsten des Anstandes ein Opfer auf Kosten ihrer Bequemlichkeit: Freund Gallois wurde zwei Thüren weiter weg einlogirt und fing an, seinen Freunden von Herrn von Souza zu sprechen, der schließlich wirklich nach Paris kam. Nach einigen Monaten kam diese große Affaire zum Abschluß. Ueber den Moment der Eheschließung wurde das strengste Geheimniß beobachtet, und, außer den Trauzeugen, erfuhr Niemand eher, was sich abspielen sollte, als bis es zu spät war, die Sache zu verhindern.

Man kann sich vorstellen, was über diese Heirath zusammengeklatscht worden ist, aber die Anderen wissen nicht soviel darüber, wie der Schreiber dieser Zeilen. Man sieht, daß Frau von Flahault,

die von nichts her ist, mit dreiundvierzig Jahren, ohne Vermögen, mit dem denkbar schlechtesten Ruf, einen jungen, reichen Mann aus einer der ersten portugiesischen Familien heirathet . . . das ist wirklich erstaunlich! In den Augen der Leute, welche Madame de Flahault zum Narren zu halten versteht, gilt sie noch obendrein als diejenige, welche ein Opfer bringt. Sie thut dem Herrn von Souza eine Gnade an, indem sie ihn nimmt. Mit ernster Miene wird erzählt, fast das ganze Vermögen gehöre ihm nur zum Nießbrauch. Man bedauert die arme Dame, daß sie ihre Grazie und ihre Talente in Lissabon begraben soll. Man behauptet, daß Souza sie einer überaus starren Etikette unterwerfen will, daß sie nur mit einem Diener in Livree ausgehen und Männerbesuche nur in Gegenwart ihres Gatten empfangen darf. Souza will, daß sie die portugiesischen Sitten annimmt. Auch versichert man, sie habe bei der Zeremonie geweint und wäre nur im Interesse ihres geliebten Sohnes auf die Partie eingegangen. Was ich weiß, das ist, daß sie sich in ihrem neuen Hôtel sehr behaglich fühlt, und daß es ihr großes Vergnügen bereitet, wenn sie sieht, wie sein Glanz angestaunt wird.

Was noch pikanter ist, das sind die Lobsprüche, mit denen man in gewissen Salons den armen Gallois überschüttet. Man rühmt seine Mäßigung, seine Reserve, seine Entsagung. Man findet, daß er, indem er sich still zurückzog, als vollendeter Gentleman gehandelt habe. Man wünscht ihm zugleich Glück" — aber ich will nun Französisch fortfahren, denn, was nun folgt, das weiß nur der Franke zierlich zu sagen, in unserer „plump Sprak" klingt es entschieden häßlich. Also: „On le félicite en même temps d'être délivré d'un bénéfice dont les charges ont prodigieusement altéré sa santé. On dit Mme. de Flahault très exigeante, et comme son nouvel époux ne paraît pas promettre beaucoup de ce côté là, cela ne laisse pas que d'inquiéter une de ses amies. ,,Comment ferez-vous, lui disait-elle, vous dont le coeur est si brûlant, vous qui désirez que l'on vous donne des preuves d'amour si fréquentes?"

„Oh! ne vous inquiétez pas," répondit la sensible Adèle, ,,ce sera l'affaire de quelques verres d'orgeat de plus par jour."

Ich gebe nun den Schluß des Geheimberichtes wieder deutsch: „Diejenigen, welche die Gräfin Flahault kennen, stimmen darin überein, daß sie ihrer Jugend keinen vortrefflicheren Abschluß zu verleihen vermocht hätte. Diejenigen, welche Herrn von Souza kennen, sind zwischen Unwillen und Mitleid getheilt."

Bekanntlich war Ludwig XVIII. ein großer Feinschmecker, sowohl in der materiellen wie in der geistigen Bedeutung des Wortes, oder, wie Byron von ihm sagte: „Ein Schöngeist, der die Regeln für Gedichte auswendig weiß, noch besser für Gerichte." Wie mag er über das zitirte Kabinetsstück aus der Feder Royer-Collards geschmunzelt haben! Und mag die Raconteur-Passion dieses Schriftstellers auch in Bezug auf manche Einzelheiten die Kritik dem Pikanten geopfert haben — im Großen und Ganzen macht sein Porträt der verschlagenen Abenteurerin unzweifelhaft den Eindruck der Naturtreue. Ueberdies harmonirt es ausgezeichnet mit der Auffassung, welche sich die gewiß urtheilsfähige Gräfin Potocka von dem Charakter der Mutter ihres Liebhabers bildete. Freilich konnte auch ihr ärgster Feind der Madame de Souza nicht abstreiten, daß ihren moralischen Mängeln bedeutende intellektuelle Vorzüge gegenüberstanden. Die Fähigkeiten dieser Dame kulminirten durchaus nicht, wie es nach dem Bericht Royer-Collards scheinen könnte, in dem Talent, sich eine glänzende Versorgung zu erringen, sondern reichten denn doch in etwas höhere Regionen herauf: Ihre Romane Adèle de Senange, Charles et Marie, Eugène de Rothelin u. a. m. sind noch heute nicht völlig vergessen, und ein so urtheilsfähiger Kritiker wie Sainte-Beuve behauptet, daß einzelne der von ihr geschaffenen poetischen Figuren überhaupt nicht dauernd vergessen werden können.*) Der Widerspruch zwischen der Tugendhaftigkeit der Romane von Frau von Souza und der Galanterie ihres Lebenswandels berührt allerdings wegen der darin liegenden Heuchelei recht unangenehm, aber es muß doch dabei bleiben, daß die Souza eine der Perlen in jenem Kranz von Hetären war, welcher die Männer der Revolution umgab. Sie war entschieden begabter als z. B. Madame Tallien, von Josefine Beauharnais zu schweigen.

Um auf ihren Sohn zurückzukommen, so ist es bei seiner Abstammung nicht auffallend, daß er flatterhaft war, und so ließ er denn auch die Gräfin Anna bald genug sitzen. Es war kein Wunder, daß er viel umworben ward, denn seine inneren und äußeren Vorzüge waren glänzend: „Ohne regelmäßig schön zu sein," so beschreibt ihn Gräfin Anna Jahre lang nach der Lösung des Verhältnisses, „hatte er ein reizendes Gesicht. Sein Blick war von einer Melancholie verschleiert, welche einen geheimen Kummer

*) Sainte-Beuves, „Portraits de femmes." Nouvelle édition. Paris 1876. S. 42 u. ff.

zu verrathen schien. Seine Manieren waren elegant ohne Geckenhaftigkeit, seine Unterhaltung geistreich, seine Ansichten selbständig; Niemand hat je vollkommener die Vorstellung verwirklicht, welche man sich von einem Romanhelden und einem untadeligen Ritter macht. Auch hat seine Mutter sich seiner als eines Typus bedient, den sie unter verschiedenen Namen in ihren himmlischen Romanen reproduzirt hat."

Die Gräfin Potocka, die den Ungetreuen überhaupt sehr schonend behandelt, verschweigt absolut, welche Frau sie ausgestochen hat; wir wissen jedoch von anderer Seite, daß es keine Geringere gewesen ist als Königin Hortense von Holland, die Mutter Napoleons III., deren Gemahl ebenso unheilbar kühl war wie Monsieur de Souza. Im Sommer 1810 verließ Gräfin Anna Paris, um in ihre Heimath zurückzukehren; im Herbst des folgenden Jahres entsprang den Umarmungen Flahaults mit der Königin von Holland der Herzog von Morny, an Talent wie an Frivolität der würdige Enkel der „gefühlvollen Adele".

Die Potocka behauptet, daß sie gerade im Begriff gewesen sei, ihre Grundsätze fahren zu lassen und sich Flahault zu ergeben, als die ritterliche Ader in dessen Natur in Wallung gerathen wäre, und er ihr Kenntniß von den neuen von ihm geknüpften Banden gegeben habe: „So behielt ich das Recht, ihm beim Abschied mein Porträt zu geben mit dem Gedicht von Legouvé entlehnten Sinnspruche:

C'est moins qu'une maitresse et bien plus qu'une amie.

Als ich darauf zu meinen Kindern zurückgekehrt war, da siegte nach und nach das dem Freunde, der mich meinen heiligsten Pflichten wiedergegeben hatte, geweihte Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit über halb schmerzliche, halb süße Erinnerungen." So versteht es ein französisch empfindendes Frauenherz, unterstützt von der Gewandtheit der französischen Sprache, über Abgründe hinwegzugleiten!

Die Memoiren unserer Verfasserin erstrecken sich noch über die Feldzüge von 1812 und 1813, sowie über die Geschichte des in Personalunion mit Rußland wiederhergestellten Königreichs Polen und bleiben Zeile für Zeile sehr interessant. Ich breche jedoch meine Besprechung an dieser Stelle ab; nur das folgende charakteristische Histörchen hebe ich noch heraus, das Gräfin Anna von dem Adjutanten Napoleons, Obersten Wonsowicz, den sie nach dem Tode des Grafen Potocki in zweiter Ehe heirathete, gehört hat:

Nachdem der Kaiser die Trümmer seines aus Rußland zurückkehrenden Heeres heimlich verlassen und auf der Rückreise nach Frankreich Warschau passirt hatte, äußerte er zu seinen Begleitern Caulaincourt und Wonsowicz das Verlangen, einen kleinen Umweg zu machen, um die Gräfin Walewska auf ihrem Gute zu besuchen. Was er bei der Walewska machen wollte, das brachte er jenen beiden den Postwagen mit ihm theilenden Herren gegenüber „auf die allerpikanteste Art und Weise“ zum Ausdruck. Bekanntlich posirte der Kaiser nach der Katastrophe von 1812 den mit seinem Volke festverwachsenen Monarchen, welchem weiter nichts passirt war als der Verlust einer Armee, die sich durch eine andere ersetzen ließ. Jenes kleine Geschichtchen, vorgefallen, während die Jammergestalten der Großen Armee durch den grenzenlosen beschneiten Raum Litauens wankten, versinnbildlicht uns die ganze Persönlichkeit Napoleons, den Menschen mit seiner durch nichts zu läuternden Gemeinheit sowie den Herrscher und Feldherrn mit seiner unzerstörbaren Seelengröße.

Auch der erste Gemahl der Gräfin Anna besaß auf seine Art unläugbar Seelengröße, denn er lebte mit der — man kann nicht einmal sagen reuig — in seine Arme zurückgekehrten Lebensgefährtin, als ob nichts passirt wäre, oder beinahe passirt wäre. Gräfin Anna schenkte ihm noch einen Sohn. Die merkwürdige Frau versteht ihrer Liebe zu diesem ihrem jüngsten Kinde einen ebenso gemüthswarmen wie sprachlich meisterhaften Ausdruck zu geben: „Theures Kind,“ schreibt sie in ihren Erinnerungen, „wie warst Du schön und artig. Nie entstellte Weinen oder Schreien Dein großes, frisches Gesicht. Du wurdest die Liebe Deiner Mutter und die Freude des Hauses; Alle beteten Dich an. Ich danke Dir noch für das Glück, das Du mir gegeben hast.“

Daß die Gräfin Potocka, verwittwet, noch einmal einem Landsmanne ihre Hand reichte, habe ich schon erwähnt. Sie ging aber trotzdem wieder nach Paris und fuhr dort fort, mit Flahault Beziehungen zu unterhalten, die sie als eine nach wie vor platonische Liaison aufgefaßt wissen will. Nun! Honny soit, qui mal y pense! Ihr den Denkwürdigkeiten nach dem von Angelika Kauffmann gemalten Original beigegebenes Porträt zeigt, daß die Potocka mit ihren mandelförmig geschnittenen, träumerisch-klugen, sanft-lebensvollen Augen, dem etwas großen, beweglichen Mund, dessen schwellende Lippen ein gutmüthig-heiteres Lächeln umspielte, und mit dem rassemäßigen Stumpfnäschen zwar keine regelmäßige

Schönheit aber doch eine liebliche und verführerische Erscheinung war. Wen man liest, was sie über ihre persönlichen Verhältnisse schreibt, hat man zuweilen die Empfindung, daß die Verfasserin sich mit einer großartigen Ehrlichkeit äußert, aber noch öfter kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man echt polnische Falschheit vor sich hat. Ja zuweilen überkommt Einen das beschämende Gefühl, daß man als Deutscher eigentlich doch zu dumm ist, um das Buch ganz zu verstehen.

Was Gräfin Anna aber von Anderen als von sich selber erzählt, das ist meistentheils ehrlich; und dabei ist es mit Scharfblick beobachtet und mit Geist sowie auch mit Gemüth aufgefaßt. Und dazu die herrliche Gottesgabe ihres Stiles, welcher die Stufenleiter vom Pathetischen zum Witzigen mit der größten Leichtigkeit auf und nieder steigt, welcher Klarheit, Feinheit und Präzision mit Wärme, Einfachheit mit Eleganz verschmilzt. Der in der Gräfin waltende künstlerische Drang kommt der historischen Wahrheit ihrer Gestalten zu Gute: als Polin möchte sie ihren Napoleon zeichnen wie einen Gott, aber als Künstlernatur ist sie dem Zwange zum Naturwahren und Individuellen unterworfen, und so malt sie, nolens volens von ihrer plastischen Kraft fortgerissen, neben dem Gotte auch den rüden korsischen Parvenu. Diese zahlreichen Vorzüge bewirken, daß man bei der Lektüre unserer Verfasserin zuweilen von der Stimmung angewandelt wird, zu urtheilen, Alles, was man bisher über das Napoleonische Zeitalter gelesen habe, sei weiter nichts als trockener Notizenkram gewesen. Der Charakter der Potocka mag nicht besser gewesen sein als der von hundert anderen Polakinnen auch, aber ihr Esprit ist so einzig in seiner Art, daß man sich vor dem Andenken dieser Frau huldigend verneigen muß.

Gräfin Anna ist im Jahre 1865 hochbetagt zu Paris gestorben. Nach dem Frieden von Tilsit im Jahre 1807 hatte sie geschrieben: „Der König und die Königin von Preußen verdankten Alexander das Fortbestehen ihres Königreichs, das in der Liste der Nationen gelöscht werden sollte, was wir von ganzer Seele und aus ganzem Herzen wünschten.“ Und an einer anderen Stelle ihrer Memoiren sagt sie von Dalberg: „Er wünschte aufrichtig die Wiederherstellung Polens und begehrte leidenschaftlich die Befreiung Deutschlands, zwei Dinge, die so schwer mit einander zu vereinigen waren, wie alle seine übrigen Gemüthsregungen.“ Als die glühende Patriotin nun starb, da waren die Kanonen für die Schlacht von Königgrätz bereits gegossen.

Ihre letzten Worte waren: „Ach! Das Leben ist doch schön!" Der greise Flahault, der im Alter, wie billig, fromm geworden zu sein scheint, drückte ihr die Augen mit den Worten zu: „Adieu, geliebte Freundin, oder vielmehr auf Wiedersehen!"

Ich schließe meinen Essay, indem ich das schöne Nachwort wiedergebe, welches die Gräfin Potocka ihren Lebenserinnerungen hinzugefügt hat: „. . . . . . . . . Oh! Wie bizarr und wie peinlich ist das Gefühl, welches Einen, der lange gelebt hat, beschleicht, wenn er aufmerksam seine Blicke hinter sich richtet! Wieviele Ereignisse, die uns bedeutsam erschienen waren, sind nicht der Vergessenheit verfallen! Wieviel gescheiterter Ehrgeiz, wieviele getäuschte Hoffnungen, wieviel abgestumpfte Reue und abgekühlte Begeisterung! . . . . Wieviele für unwiderstehlich gehaltene Leidenschaften, welche mit der Zeit erloschen sind! Welches Gewicht, das elenden Interessen und eitelen Kindereien beigelegt worden ist und keine Spur hinterlassen hat. Wie unendlich groß ist die Zahl der Personen, die dahingeschieden sind, die Einen vor dem Alter weggemäht, die Anderen nach der Zurücklegung einer langen und freudlosen Lebensbahn. Wieviele Handlungen, wieviele Namen, welche die Unsterblichkeit verdient zu haben schienen, sind in den Abgrund versunken, welcher Alles verschlingt, während minder verdienstvolle Leute steigen, bloß weil sie mit wichtigen Ereignissen äußerlich verknüpft sind!

Und man ist selber Zuschauer aller dieser Dramen gewesen, man hat sich selber dem gleichen Abgrunde entgegenbewegt — Freudenschreie, Schmerzensschreie, Alles ist vorüber!

Und wenn wir dem letzten Ziele nahe gekommen sind, sind wir dann weiser, sind wir gegen Unglück innerlich gewappnet, und ergeben wir uns ruhig in die Fügungen des Schicksals? Ach! Der Mensch hört erst auf, zu leiden und zu hoffen, wenn er zu leben aufhört! Das Alter modifizirt und verändert die Natur unserer Gefühle, aber es hebt sie nicht auf."

# Die ästhetische Gerechtigkeit.

Von

**Oswald Külpe** in Würzburg.

---

Zu den interessantesten Problemen, die uns im Gebiet der ästhetischen Thatsachen entgegentreten, gehört der Unterschied zwischen der Wirkung, welche die realen Erscheinungen auf uns üben, und derjenigen, die von einer künstlerischen Darstellung derselben ausgeht. Wie ganz anders würden wir uns zu den traurigen Zuständen modernen Großstadtlebens verhalten, von denen uns so viele Romane und Dramen der Gegenwart berichten, wenn wir sie nicht bloß durch eine eingehende Schilderung kennen lernten, sondern mit zu erleben Gelegenheit hätten! Vielleicht würden wir zu helfen, thatkräftig einzugreifen suchen, vielleicht uns voller Abscheu davon abwenden oder das bittere Weh empfinden, welches die Einsicht in die eigene Ohnmacht den noch nicht abgestumpften Gemüthern erweckt, keineswegs aber würden wir in empfänglicher Theilnahme betrachtend verharren, die uns das Kunstwerk als ein selbstverständliches Verhalten auferlegt. Wenn wir dieses Gleichmaß von Interesse, Beobachtung und Stimmung, das wir dem Unerfreulichen ebenso wie dem Erfreulichen widmen, wegen seiner Vergleichbarkeit mit der kühlen Abwägung von Verdienst und Schuld bei dem urtheilenden Richter als Gerechtigkeit bezeichnen, so ergiebt sich aus den beschriebenen Thatsachen der Begriff einer ästhetischen Gerechtigkeit. Wesentlich verschieden von der juristischen und von der sittlichen Form, ist sie dazu bestimmt, diese beiden innerhalb unserer Weltbetrachtung zu ergänzen und über sie mildernd und ausgleichend hinauszugreifen.

Der Unterschied, von dem wir oben ausgegangen sind, ist bereits früh bemerkt und zu erklären versucht worden. Diejenige Philosophenschule des Alterthums, welche die Lust als das allgemeine Prinzip unseres Wollens und Handels bestimmte, die kyrenaische oder hedonische Richtung, hat schon darauf hingewiesen, daß wir die Klagen der Schauspieler gern hören, die wirklichen aber ungern. Sie folgerte daraus, daß nicht alle Lust körperlich bedingt sein könne, und hat damit offenbar einen besonderen Ursprung für das Gefallen an dargestellten Klagen behauptet. Sodann hat Aristoteles die gleiche Thatsache erwähnt und seiner Kunsttheorie einzufügen gesucht. Dinge, die uns in der Natur peinlich berühren, wie die widerwärtigsten Thiere oder Leichname, betrachten wir nach ihm in ihren allergetreuesten Nachbildungen mit Vergnügen. Seitdem ist in der Aesthetik wiederholt von einem solchen Gegensatz des Verhaltens bei wirklichen und bei künstlerisch dargestellten Gegenständen oder Ereignissen die Rede gewesen, und es hat nicht an Anstrengungen gefehlt, ihn aus allgemeineren Voraussetzungen heraus verständlich zu machen. Aber eine völlig befriedigende Theorie dieser Erscheinungen giebt es noch nicht. Es hängt das damit zusammen, daß die Aesthetik erst gegenwärtig mit vollem Bewußtsein eine psychologische Disziplin wird, die alle Thatsachen ihres Gebiets als zum Seelenleben gehörig ansieht und aus Gesetzen desselben ableitet.

Wenige Thatsachen der Aesthetik dürften jedoch zugleich eine so einleuchtende Probe auf die Güte und Richtigkeit der in dieser Wissenschaft angenommenen Prinzipien bilden, als die von uns so genannte ästhetische Gerechtigkeit. Denn es bedarf nicht vieler Beispiele, um sie zu erläutern oder die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Sie gehört zu den auffallendsten und bekanntesten Erscheinungen des ganzen Gebiets. Der einfache Hinweis auf die Tragödie und den Genuß, den wir ihr verdanken, enthebt uns jeder Aufzählung von Einzelheiten. Andererseits bildet gerade diese Thatsache auch wieder ein besonders schwieriges, ja paradoxes Problem, dessen Auflösung über die ästhetischen Theorien geradezu entscheiden muß. Statt daß uns das Traurige mit Trauer erfüllt, genießen wir seine Darstellung, statt, daß wir leiden und tiefen Schmerz empfinden, werden wir erhoben, ja beseligt. Darüber läßt sich nur auf dem Boden einer Aesthetik, die von Grund aus fest und klar entworfen ist, eine befriedigende Aufklärung geben. Das engere Gebiet der ästhetischen Gerechtigkeit

hängt mit der allgemeinen Kunstlehre, ja mit dem ästhetischen Grundbegriff dessen, was überhaupt geeignet ist, Gefallen oder Mißfallen zu erregen, auf das Engste zusammen. Denn was von der Trauer, dem Unglück gilt, muß natürlich auch von dem Glück und der Freude gelten. Auch sie berühren uns ästhetisch anders, als in der Wirklichkeit des täglichen Lebens. Somit kommt hier Alles auf die Beantwortung der Frage an, worin das ästhetische Vergnügen bestehe oder worauf es sich gründe. Darum sehen wir uns zunächst einige Theorien, die den Thatbestand der ästhetischen Gerechtigkeit zu erklären vorgeben, auf ihre Leistungsfähigkeit etwas näher an.

## I.

Der erste Versuch, das Wesen der Kunst psychologisch verständlich zu machen, stammt von Aristoteles. Allgemein verbreitet ist, wie er lehrt, die Freude an Nachahmungen, weil sich aus ihnen ein Lernen ergiebt und dieses für Jedermann sehr ergötzlich ist. Das Lernen besteht nämlich hier in der Wahrnehmung einer Uebereinstimmung zwischen dem Original und seiner Nachbildung, in einem Schluß von dieser auf jenes. Wenn wir also von der künstlerischen Wiedergabe unerfreulicher Objekte uns angenehm berührt fühlen, so beruht das auf der Vergleichung zwischen dem uns bekannten Urbild und der nachahmenden Darstellung, die es gefunden hat. Es ist mit anderen Worten nicht der Stoff, sondern die Art seiner künstlerischen Gestaltung, was uns gefällt, und die Stärke dieses Gefallens wird von der merklichen Vollkommenheit abhängen, mit welcher es dem Künstler gelungen ist, sein Modell zu kopiren oder in dem Nachbild erkennbar zu machen.

Eine verwandte Theorie ist sodann von einem bedeutenden französischen Aesthetiker des 18. Jahrhunderts, Dubos, ausgeführt worden. Zu den größten Qualen gehört nach ihm die Langeweile, und das Hauptverdienst der Kunst sieht er darin, daß sie den starken Trieb nach Unterhaltung und Beschäftigung in sehr zweckmäßiger Weise befriedigt. Was unsere Leidenschaften aufregt, das pflegt uns nämlich am stärksten zu unterhalten, so daß die Menschen mehr darunter leiden, ohne solche Gemüthserschütterungen zu leben, als unter den üblen Folgen, welche sie für die Gesundheit mit sich bringen. Indem nun die Kunst Gegenstände nachbildet, welche in der Wirklichkeit starke Affekte hervorrufen würden, läßt

sie Nachklänge derselben in uns entstehen. Da diese schwächer sind, als die durch reale Erscheinungen erregten Leidenschaften, so bleiben sie ohne die peinlichen Neben- und Nachwirkungen der letzteren und erwecken somit bloß das Vergnügen beschäftigt zu sein. Wenden wir diese Betrachtungen auf den Fall der ästhetischen Gerechtigkeit an, so muß das Gefallen an einer Darstellung unerquicklicher oder beklagenswerther Ereignisse auf der Unterhaltung beruhen, welche die durch sie wachgerufenen Gemüthsbewegungen dem Zuschauer, Leser oder Hörer gewähren.

Trotz der mannigfachen Unterschiede, welche zwischen den einfachen kurzen Bestimmungen des Aristoteles und den eingehenderen und feineren Erörterungen des französischen Aesthetikers obwalten, ist ihnen doch beiden nicht nur die Auffassung der Kunst als einer Nachahmung gemeinsam, sondern auch die Annahme, daß es sich bei der ästhetischen Lust um etwas Mittelbares, nicht durch den dargestellten Gegenstand selbst Bedingtes handelt. Beide sind darin einig, daß das ästhetische Vergnügen an Nachbildungen der Wirklichkeit, an Kunstwerke, gebunden ist. Damit haben sie aber bereits, von allem anderen abgesehen, ihre Theorie gerichtet. Mag man die ästhetische Freude auf das Erkennen des Vorbildes in der Nachahmung oder auf das unterhaltende Spiel der Leidenschaften zurückführen, in jedem Falle ist der so gewonnene Begriff zu eng, um alle Thatsachen umspannen zu können. Sobald es gelingt in der Wirklichkeit den Standpunkt eines passiven Zuschauers einzunehmen, kann der Art nach dasselbe ästhetische Vergnügen entstehen, das wir an einer künstlerischen Wiedergabe ähnlicher Vorgänge empfinden. Wenn das zumeist nicht geschieht, so liegt es nicht in Merkmalen begründet, die der Wirklichkeit fehlen, während sie dem Kunstwerk zukommen, sondern im Gegentheil darin, daß die Beziehung auf unser Wollen und Handeln, welche den realen Vorgängen anzuhaften pflegt, in der Kunst fortfällt und damit der auch dort vorhandene ästhetische Gehalt ungestört und vollständig zur Geltung gelangen kann. Statt der herzlosen Unbefangenheit bloßer Betrachtung nöthigt uns die Wirklichkeit von Kummer und Noth ein werkthätiges Mitleid ab, in dem bei der Einheit und Begrenzung der uns zur Verfügung stehenden seelischen Energie alles Interesse an dem anschaulichen Vorgange als solchem untergeht. Indem dagegen das Kunstwerk gar keinen Angriffspunkt für eine praktische Bethätigung darbietet, wird die Kontemplation zur freien und mächtigen Alleinherrschaft in unserem

Bewußtsein gebracht und die ästhetische Stimmung in reiche Thätigkeit gesetzt. In der realen Welt dürfen wir nur selten bloß Auge und Ohr sein, der reinen Betrachtung hingegeben Gestalten und Ereignisse in stiller Feierlichkeit genießen; gebieterisch verlangt sie zumeist eine unmittelbare Betheiligung an ihrem Geschehen, reißt sie uns mitten hinein in den Drang und Zwang ihrer Aufgaben und Geschäfte. Aber das Kunstwerk fordert von uns nur die aufmerksame Gelassenheit einer empfänglich gestimmten Seele. Es wäre das unnützeste uud überflüssigste Ding von der Welt, wenn es sich nicht dazu geeignet erwiese, ästhetisch betrachtet und beurtheilt zu werden.

Gewiß läßt sich auch sonst noch vieles gegen die beiden Theorien von Aristoteles und Dubos sagen. Wäre doch das Vergnügen an der Kunst ein recht kindischer Zeitvertreib, wenn ihm die Erkennung des Originals in dem Nachbilde zu Grunde läge! Ferner würde vieles von dem, was wir an Kunstgenuß thatsächlich haben und erleben, diese Bezeichnung nicht mehr verdienen, wenn wir Dubos' Theorie von den Nachklängen realer Leidenschaften als gültig anerkennen wollten. Aber nicht darauf kommt es hier an; es genügt gezeigt zu haben, daß der Unterschied, den beide zwischen der Wirklichkeit und der Kunst aufrichten, um die ästhetische Gerechtigkeit verständlich zu machen, den Thatsachen nicht entspricht. Versuchen wir es daher mit einer anderen verbreiteten und angesehenen Lehre, welche nicht mit Unrecht den Anspruch erhebt, die einfachste und klarste Schilderung des ästhetischen Verhaltens gegeben zu haben. Es ist die von Herbart zuerst mit Konsequenz entworfene und von seiner Schule weiter ausgeführte formalistische Theorie.

Der Grundgedanke derselben besteht in der Festsetzung, daß es sich bei den Gegenständen unserer ästhetischen Beurtheilung immer nur um Verhältnisse, niemals um das in Verhältnissen stehende Einfache handle. Nennen wir das, was in gewissen Beziehungen zu anderen Inhalten der Erfahrung gegeben ist, den Stoff oder die Materie, diese Beziehungen selbst aber die Form, so ist hiernach einziges Objekt für unseren Geschmack das Verhältniß oder die Form, worin die einzelnen Bestandtheile eines Erfahrungsinhalts zu einander oder zum Ganzen stehen. Also nur auf die Gruppirung, auf die Komposition, auf den quantitativen oder qualitativen Zusammenhang als solchen haben wir nach dieser Ansicht bei einer ästhetischen Auffassung und Würdigung Rücksicht zu nehmen, während die absolute Beschaffenheit der besondern in diesen Zusammenhang

eingehenden Erfahrungen für den Aesthetiker wenigstens gänzlich bedeutungslos wäre. Zu dem Stoff wird aber hierbei nicht nur die Summe der in der unmittelbaren Wahrnehmung enthaltenen einfachen Qualitäten, der Farben, der Töne, gerechnet, sondern auch alles, was diese ausdrücken, darstellen, symbolisiren. Ob beispielsweise eine musikalische Komposition wilden Trotz oder weiche Hingebung, unruhiges Suchen oder erlösendes Finden, hoffnungslose Trauer oder erhabenen Frieden schildert, ist nach dieser Theorie in ästhetischer Beziehung völlig gleichgültig. Dagegen ist es nicht unwichtig, in welcher Weise derartige Vorstellungen oder Gemüthsbewegungen auf einander folgen, und in welchen Stärkeverhältnissen sie zu einander stehen.

Die Anwendung dieser Theorie auf unseren Fall der ästhetischen Gerechtigkeit läßt sich hiernach ohne Weiteres vollziehen. Weder in der Wirklichkeit noch in der Kunst ist das Unangenehme, Traurige, Bedauerliche, für sich genommen, das Objekt eines Geschmacks-Urtheils, und es fällt daher die Frage nach dem Grunde unseres abweichenden Verhaltens gegenüber der Wirklichkeit solcher Dinge und ihrer künstlerischen Darstellung aus dem Rahmen der Aesthetik überhaupt heraus. Damit wird nun freilich die Frage nicht beantwortet, sondern nur vor ein anderes, vorläufig unbekanntes Forum verwiesen, und da wir nicht wissen, wo und wie die Formalisten sie zu verhandeln und zu erledigen versuchen, so ist jede weitere Vermutung ein unfruchtbares Beginnen. Wir werden daher durch diesen Standpunkt vor die Aufgabe gestellt, die Berechtigung nachzuweisen, mit der wir hier ein ästhetisches Problem glaubten formuliren zu müssen. Es läßt sich also nicht umgehen, zu prüfen, inwiefern die radikalen Bestimmungen der formalistischen Richtung gültig und zweckmäßig sind.

Wenn wir soeben von einem Radikalismus gesprochen haben, so meinen wir damit die abstrakte und schroffe Isolirung der Form von dem Stoff. Es giebt kein Verhältniß ohne ein Etwas, für welches es behauptet wird, und es setzt daher jedes Geschmacksurtheil im Sinne der Formalisten eine nicht ganz unerhebliche Schärfe und Feinheit analytischer Thätigkeit voraus, wenn es ein reiner, von allen trübenden Nebenwirkungen des Stoffes befreiter Ausdruck des ästhetischen Verhaltens sein soll. Wir müssen bei den Farben ebenso sehr wie bei den leblosen oder lebenden Gegenständen, die sie darstellen, lediglich auf die wechselseitigen Beziehungen achten, welche sie miteinander bilden, wir müssen bei

den Worten eines Gedichtes von ihrem Klange ebenso wie von den Gestalten, Gefühlen, Handlungen, welche sie uns schildern, abzusehen verstehen, wenn anders wir Bild oder Gedicht auf ihre ästhetische Bedeutung hin untersuchen und beurtheilen wollen. Daß bei einem solchen Verfahren alle Unbefangenheit einer naiven Versenkung in künstlerische Produkte aufhören und einer hochnothpeinlichen Ausscheidung der sich immer wieder vordrängenden unästhetischen Elemente Platz machen müßte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Eine schwierige, der wissenschaftlichen Arbeit vergleichbare Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen würde angestellt werden müssen, bevor man es wagen dürfte, die Schönheit oder Häßlichkeit eines Drama oder Epos zu behaupten. Denn die Gefühle des Gefallens oder Mißfallens, auf die sich unsere Geschmacksurtheile zu stützen pflegen, sind ja an sich viel zu unbestimmt und gleichartig, als daß man aus ihnen heraus auch nur mit einem Schein von Sicherheit auf die Herkunft aus ästhetisch zulässigen oder unzulässigen Momenten schließen könnte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Geschmacksurtheile der meisten Menschen, ja selbst der Kunstkritiker und Aesthetiker von Beruf, an dem Maßstab der Formalisten gemessen, sich als unrein erweisen würden. Insbesondere aber entstände unter der Voraussetzung, daß diese Theorie gültig sei, ein gewaltiger Riß zwischen den Natur und Kunst in ihrem Sinne betrachtenden und schätzenden und den von dieses Gedankens Blässe nicht angekränkelten Personen.

Wir haben bisher angenommen, daß sich die Forderung der formalistischen Aesthetik, wenn auch nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten, so doch überhaupt erfüllen lasse. Aber selbst diese Konzession an ihren Standpunkt müssen wir bei genauerer Prüfung wieder aufgeben. Denn sie verträgt sich nicht mit einer offenkundigen Thatsache unseres Gemüthslebens, nämlich mit der Einheit desselben. Es ist schlechterdings unmöglich, die ästhetischen Gefühle und Stimmungen von den Einflüssen frei zu erhalten, welche der Stoff eines Kunstwerks unwillkürlich ausübt, weil wir uns nicht in verschiedene Provinzen zerteilen können, von denen die eine etwa bloß die auf die Form bezüglichen Gefühle, die andere dagegen die an den Stoff gebundenen in scharfer Abgrenzung neben einander entstehen und seßhaft werden ließe. So wenig wir in einem und demselben Augenblick freudvoll und leidvoll zugleich sein können, so wenig vermag man das Vergnügen an der bloßen Form allen Einwirkungen zu entziehen, die von

dem sich in ihr entfaltenden Stoffe ausgehen. Dadurch geräth man auf dem Boden der formalistischen Theorie in ein höchst mißliches Dilemma. Entweder nämlich muß man die Geschmacksurtheile von der Gefühlsgrundlage, auf welcher sie nach der gewöhnlichen Auffassung ruhen, völlig abheben und ihnen rein theoretische Bestimmungen substituiren, auf deren Gestaltung die thatsächlichen Gemüthserregungen des Gefallens oder Mißfallens nicht mehr ablenkend oder verwirrend einzuwirken vermögen. Oder man muß zugeben, daß das formalistische Dekret eine ideale Forderung enthält, der die unvollkommene Wirklichkeit unserer Gefühle und der durch sie bedingten Werthurtheile in der Regel nicht zu entsprechen im Stande ist. Beide Glieder dieser unvermeidlichen Alternative sind für die formalistische Aesthetik, wie man sieht, äußerst bedenklich. Entscheidet sie sich für das erste, so hat die Aesthetik aufgehört eine Lehre von eigenthümlichen Wirkungen auf das Gemüth, vom Gefälligen und Mißfälligen zu sein. Vom grünen Tisch her, unbekümmert um die unmittelbaren Aufwallungen der Lust oder Unlust, setzt sie fest, was schön oder häßlich sein soll, mit derselben Untrüglichkeit, wie die Mathematik ihre Begriffe definirt und den Definitionen gemäß verwendet. Wir brauchen dann nicht erst in der Erfahrung Umschau zu halten, um zu erkennen, ob und wann etwas für schön oder häßlich gehalten wird, wir konstruiren vielmehr mit der freien Sicherheit des Geometers, unter welchen Umständen ein Gebilde dieses oder jenes Prädikat verdiene. So wird denn der Geschmack allem Streit und Gegensatz entzogen und in die reine Sphäre einer wenn auch noch so grauen Theorie emporgehoben. Ein Gegenstand heißt dann nicht mehr schön, weil er gefällt, sondern weil und sofern sich an ihm gewisse Merkmale antreffen lassen, die ihn ganz objektiv, ohne die pathologischen Erschütterungen des Gemüths zu Rathe zu ziehen, als einen solchen charakterisiren.

Wir wissen, daß Herbart einer solchen Folgerung aus seiner Annahme nicht beigestimmt haben würde, denn er hat unzweideutig auf die Wichtigkeit empirischer Untersuchungen über gefallende und mißfallende Verhältnisse hingewiesen. Dann aber ist es auch sehr zweifelhaft, ob ihm das andere Glied unserer oben aufgestellten Alternative nach Sinn gewesen wäre. Denn wie sollte die empirische Beobachtung unseres ästhetischen Verhaltens über die reine Bedeutung der Formen einen befriedigenden Aufschluß gewähren können, wenn das auf Theorien dieser Art weder

gestimmte noch abzurichtende Gemüth immer auch von dem Stofflichen der zu beurtheilenden Gegenstände affizirt wird? Abgesehen davon, wird die Formalästhetik, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, zu einem Codex von Regeln, denen sich kaum ein einziger Fall der Wirklichkeit fügte und anpassen ließe. Die untrennbare Gemeinschaft von Stoff und Form spottet allen Anstrengungen des ästhetischen Scheidekünstlers und wird auch das sublimste Geschmacksurtheil dem Verdachte aussetzen, daß es den Einfluß stofflicher Schlacken nicht völlig habe abstreifen können. Betrachtet man also das Schöne und das Häßliche als den Ausdruck für positive und natürliche Reaktionen unseres Gemüths auf die Eindrücke, die uns Wahrnehmung oder Phantasie vorführen, so muß man darauf verzichten, die Lehre der Formalisten in der Erfahrung bewährt zu finden oder an ihr zu prüfen.

Mag man nun aber ein Verhalten, wie es die Theorie der Herbartianer fordert, für möglich oder für unmöglich erklären, in jedem Falle ergiebt sich ein schroffer Zwiespalt zwischen der eigensinnigen Wirklichkeit und einer Konstruktion der ästhetischen Begriffe. Wer mit uns der Ansicht ist, daß es sich in der Aesthetik vor Allem um Beobachtung von Thatsachen, und zwar von Bewußtseinsthatsachen handelt, wird sich einer Lehre nicht anschließen können, die geflissentlich, ohne nöthigende Gründe, von den in der Erfahrung gegebenen Formen und Bedingungen des Gefallens mit einem willkürlichen Schnitt einzelne abtrennt und anerkennt, andere dagegen verwirft und entwerthet. Ich sage, ohne nöthigende Gründe. Nur dann nämlich, wenn sich zeigen sollte, daß wir uns dem Stoff eines Kunstwerkes gegenüber wesentlich anders verhalten, als seiner Form gegenüber, würde man die Berechtigung der formalistischen Lehre trotz aller sonstigen Schwierigkeiten, denen sie ausgesetzt ist, zugestehen müssen. Aber gerade dafür fehlt es an jedem Nachweise. Herbart und seine Schule haben ihn nicht erbracht, und er läßt sich auch nicht führen. Damit fällt aber auch jede aus den Thatsachen selbst errichtete Stütze für den Formalismus fort. Seine Forderungen sind nicht nur unerfüllbar, sie sind auch unbegründet. So haben wir uns denn unsere Position gesichert, wir dürfen auch fernerhin von einer ästhetischen Gerechtigkeit reden, weil wir die diesen Begriff in Frage stellende Auffassung Herbarts als unzutreffend zurückweisen konnten.

Da erhebt sich eine neue Theorie mit dem Anspruch, das in unserem Begriff steckende Problem leicht und überzeugend auflösen

zu können. Es ist die Theorie der Illusion, des Scheins, der bewußten Selbsttäuschung, die in der Gegenwart besonders von E. v. Hartmann, Groos und Konrad Lange vertreten wird. Auch sie richtet zwischen der Kunst und der Natur oder vielmehr zwischen dem Objekt unseres Geschmacksurtheils und den in der Wahrnehmung gegebenen Dingen eine Schranke auf, aber sie bestimmt das für beide charakteristische Merkmal ganz anders als Aristoteles. Während dieser das Gefallen an der künstlerischen Darstellung auf eine vergleichende Erkenntnißthätigkeit zurückführt, wird der Eindruck nach der Illusionstheorie erst durch eine schöpferische Umbildung mit Hülfe der Phantasie zu einem ästhetischen. Innerlich nachahmen, nachschaffen müssen wir das Wahrgenommene nach Groos, an dessen Ausführungen wir uns hier hauptsächlich halten, wenn es für uns einen ästhetischen Werth erlangen soll. Durch dieses Verfahren entsteht ein Schein, ein Bild, das sich vom Gegenstande ablöst und nun erst ästhetisch gewürdigt wird. Wir beleben das Todte, Starre, beseelen das Unbeseelte, verwandeln in spielender Thätigkeit die Realität in eine Scheingestalt. Und wie alles Spielen mit Lust verknüpft zu sein pflegt, so erwächst auch aus dem Spiel der inneren Nachahmung eine heitere, erfreuliche Stimmung.

Daß das Schmerzliche, Traurige, Verwerfliche zum Anlaß eines ästhetischen Genusses werden kann, wird nach dieser Auffassung einfach genug erklärt. Wir können nämlich derartige Erscheinungen ebensowohl innerlich nachahmen, wie die entgegengesetzten des Guten, Freudigen, Angenehmen und deshalb auch die nämliche Lust aus ihrem Bilde empfangen. Auch noch in anderer Weise ließe sich vom Standpunkte der Illusionstheorie aus ein solches Verhalten als nothwendig ableiten. Man könnte etwa folgendermaßen argumentiren: entweder wir halten das Gesehene oder Gehörte mit dem, was es bedeutet, für Wirklichkeit, und dann dürfte es keinen Unterschied geben zwischen der Beurtheilung der Kunst und der Natur; oder wir halten es für einen Schein, den wir mit vollem Bewußtsein der Wirklichkeit entgegensetzen, und dann fallen alle realen Anreize und Beziehungen fort, in denen unsere praktischen Interessen wurzeln. Also kann, da es eine dritte Möglichkeit nicht zu geben scheint, nur in der Illusion, in der bildmäßigen Natur alles Aesthetischen der Grund dafür gesucht werden, daß wir die Noth und den Jammer, künstlerisch dargestellt, anders als im Leben empfinden und beurtheilen.

Aber wenn es nun doch eine dritte Möglichkeit gäbe? Dann würde dieser Beweis seine zwingende Kraft völlig einbüßen. Und ich meine in der That, daß hier ein Fall übersehen worden ist und daß gerade dieser Fall den ästhetischen Thatbestand allein richtig ausdrückt. Die Begriffe des Scheins und der Wirklichkeit stehen sich freilich als ausschließende Gegensätze gegenüber, und wenn es sich um die Bedeutung einer Vorstellung für unsere Erkenntniß der Außenwelt handelt, läßt sich wohl nur von ihr sagen, daß sie entweder auf etwas Reales hinweist oder ein bloßer Schein ist. Aber dieser Gesichtspunkt ist ja keineswegs der einzige auf Vorstellungen überhaupt anwendbare, und es erhebt sich daher zunächst die Frage, ob wir ihm innerhalb des Gebiets der ästhetischen Thatsachen überhaupt eine Stelle einzuräumen haben. Sobald wir diese Frage verneinen müssen, haben wir nicht nur eine dritte Möglichkeit gewonnen, welche die oben aufgestellte Alternative und den auf ihr beruhenden Schluß aufhebt, sondern sind zugleich zu einer neuen allgemeinen Bestimmung des ästhetischen Verhaltens fortgeschritten.

Es liegt zunächst auf der Hand, daß wir in vielen Geschmacksurtheilen, die wir fällen, auf einen Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit gar keine Rücksicht nehmen. Wenn wir ein Gebäude schön oder häßlich nennen, so trägt der Umstand, daß es sich vor uns objektiv erhebt oder daß wir es nur in einer Nachbildung wahrnehmen, zu dem Ausfall eines solchen Urtheils nichts bei. Zwar kann die Umgebung, in die es gestellt ist, die Größe, die ihm in der Natur zukommt, einen mehr oder weniger erheblichen Einfluß auf die ästhetische Erregung ausüben, die wir ihm verdanken, auch mag die nähere Einsicht in seine Zweckmäßigkeit unser Geschmacksurtheil modifiziren. Aber die bloße Thatsache, daß es das eine Mal etwas Reales, das andere Mal nur ein Bild, ein Schein ist, spielt offenbar bei dem Zustandekommen unserer ästhetischen Beurtheilung gar keine Rolle. Noch deutlicher zeigt sich das Fehlen dieses Gesichtspunktes bei dem Genuß von musikalischen Produktionen. Was hier die Wirklichkeit sein sollte, von der wir einen Schein ablösen oder unterscheiden, ist für einen unbefangenen Verstand wohl nicht einzusehen. Man würde natürlich zunächst daran denken, daß die Musik Art und Verlauf von Gemüthsbewegungen auszudrücken vermag, wenn wir sie von aller Verbindung mit Programmen oder Texten losgelöst betrachten. Aber diese Gemüthsbewegungen sind ja niemals in der Musik

objektiv enthalten und können daher auch nicht eine Wirklichkeit sein, von der wir einen Schein, eine Illusion nachzubilden im Stande wären. Auch bei den Werken der Poesie pflegt es sich nicht anders zu verhalten. Handelt es sich hier um freie Schöpfungen der dichterischen Phantasie, so ist unsere ästhetische Würdigung wahrlich keine andere, als wenn uns Erzählungen „nach dem Leben" dargeboten werden. Verfasser historischer Dramen haben sich auch niemals gescheut, von der geschichtlichen Wirklichkeit abzuweichen, und besonnene Kritiker ihnen niemals daraus einen Vorwurf gemacht, wenn die Abweichungen ästhetisch genügend motivirt waren.

Der geläufige Gegensatz von Schein und Wirklichkeit, der in unserem Erkennen von so großer Bedeutung ist, ist also wenigstens keine allgemeine Bedingung für die ästhetische Auffassung und darf daher auch nicht zur Bestimmung des Wesens der letzteren schlechthin benutzt werden. Wir gehen jedoch noch weiter, indem wir erklären, daß der ästhetische Zustand grade durch die Abwesenheit der uns im Handeln und Erkennen so selbstverständlichen Beziehung auf uns selbst und auf Gegenstände außer uns charakterisirt ist. Wer sich in ein schönes Werk der Natur oder der Kunst anschauend und genießend vertieft hat, wer dabei in die eigenthümliche Stimmung der reinen Kontemplation, der bloßen Betrachtung, gerathen ist, der wird wissen, daß es für ihn kein Objekt mehr gab, dem er sich gegenübergestellt hätte, sondern nur noch eine einheitliche Erfahrung. Die Begriffe Schein und Wirklichkeit verlieren hier ihren Sinn, weil sie auf einer Unterscheidung beruhen, die noch nicht eingetreten war oder nicht mehr vollzogen wurde. Auf den Standpunkt des Kindes, das sein Ich von einem Nicht-Ich zu sondern noch nicht gelernt hat, kehren wir zurück, wenn sich unsere Seele mit ästhetischen Eindrücken gänzlich füllt. In den ursprünglichen Zustand aller Erfahrung sind wir mühelos wieder gerathen. Es giebt kein Aeußeres und kein Inneres mehr, und wir stellen uns nicht mehr auf den uns inzwischen so vertraut gewordenen Boden unseres Gegensatzes zur Welt.

Aber, wird man einwenden, das alles ist ja nur ein Kampf gegen Windmühlen. Denn von diesem Schein im Gegensatz zur Wirklichkeit, der auf der Unterscheidung eines Ich und seiner objektiven Umgebung beruht, ist ja in der Illusionstheorie, wenigstens in der feineren und tieferen Ausführung von Groos, gar nicht die Rede. Denn der Schein, der durch innere Nach-

ahmung spielend erzeugt wird, entsteht bei der Anschauung eines realen Gegenstandes ebensowohl wie bei einem subjektiven Gebilde der Phantasie. Auch ist dazu keine Aehnlichkeit zwischen dem Gegenstande und dem von ihm abgelösten Bilde erforderlich. da wir das Leblose beleben, das Unbeseelte beseelen, in starre geometrische Formen ein Gleiten und Fließen, in die musikalischen Stimmen Verzweiflung und Ausgelassenheit auf dem Wege der inneren Nachahmung hineinfühlen können. Wir wollen diesem Einwande nicht mit der naheliegenden Bemerkung begegnen, daß es sicherlich nicht zweckmäßig sei, so irreführende und mißverständliche Ausdrücke wie Schein und Nachahmung da zu verwenden, wo etwas von dem gebräuchlichen Sinn dieser Worte Abweichendes bezeichnet werden soll. Auch wollen wir in diesem Zusammenhange kein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Bildung eines Scheins mit Hülfe des Spiels der inneren Nachahmung durchaus keine allgemein verbreitete Form des ästhetischen Genießens ist. Nur zweierlei sei gegen diese speziellere Fassung der Illusionstheorie geltend gemacht: Erstens nämlich bringt sie den ästhetischen Werth eines Eindrucks in Abhängigkeit von einem Umstande, der die allgemein herrschende Abstufung des Geschmacks nicht zu erklären vermag. Und zweitens verschiebt sie den eigentlichen Gegenstand unserer ästhetischen Werthschätzung völlig.

Die ästhetische Bedeutung eines Kunstwerkes muß nach dieser Theorie offenbar auf die Lebhaftigkeit der inneren Nachahmung zurückgeführt werden. Je mehr uns ein Stoff ergreift, rührt, je mehr er unsere Vorstellungsthätigkeit und unser Gemüth aufregt und entfesselt, um so größer muß im Allgemeinen, wenn wir von einem ermüdenden, erschöpfenden Uebermaß absehen, die Lust und damit der ästhetische Werth des dazu führenden Objekts sein. Daß diese Folgerung mit der herrschenden Beurtheilung von Kunstwerken nicht im Einklange steht, braucht kaum gesagt zu werden. Goethes Faust würde hiernach vor einem spannend erzählten Ehebruchsroman gewöhnlichen Schlages schwerlich den Vorzug gebühren, und wir hätten vom Standpunkt des rein ästhetischen Genusses aus kein Mittel, um Tizians Meisterwerke über die Gemälde eines Tiepolo zu stellen. Noch mißlicher ist aber die von uns zu zweit hervorgehobene Verschiebung des eigentlichen Gegenstandes unserer Geschmacksurtheile. Aesthetische Lust ist ja die Lust aus dem Spiele der inneren Nachahmung. Nicht also das Kunstwerk gefällt oder mißfällt, sondern das durch dasselbe eingeleitete und

unterhaltene Spiel der inneren Nachahmung. Es ist somit auch die besondere Beschaffenheit des ästhetisch gewürdigten Gegenstandes für diese Würdigung selbst direkt und unmittelbar völlig gleichgültig. Wenigstens dürfte es recht schwer fallen, irgend welche gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Form und Gehalt eines Kunstwerks einerseits und der Befriedigung zu entdecken, welche seine innere Nachahmung gewährt. Damit entfernt sich aber diese Theorie noch weiter von den Thatsachen der ästhetischen Beurtheilung, als es der Formalismus jemals gethan hat. Denn dieser hat wenigstens die Formen als etwas am Kunstwerke selbst haftendes angesehen und genauer anzugeben versucht, welche von ihnen gefallen, welche mißfallen.

So kann uns auch die Illusionstheorie über das Wesen und den Grund der ästhetischen Gerechtigkeit keine genügende Aufklärung geben. Daß wir von den Schattenseiten des Lebens in der künstlerischen Darstellung einen anderen Eindruck erhalten als in der Wirklichkeit, kann nicht daraus abgeleitet werden. daß wir es dort mit einem Schein, hier mit der Realität zu thun haben, oder daraus, daß sich dort ein Spiel der inneren Nachahmung entfaltet, das hier fehlt. Der Kern der Sache muß jedenfalls in anderen Momenten gesucht werden, die vielleicht eine sekundäre Berechtigung der hier bekämpften Gesichtspunkte ergeben. Dieser Aufgabe, die mit der Aufstellung eines haltbareren Begriffs des ästhetischen Eindrucks zusammenfällt, wollen wir uns im folgenden unterziehen.

## II.

Wollen wir den Eindruck genauer bestimmen, den uns ein Kunstwerk macht, so können wir zwei Wege einschlagen. Der eine besteht darin, daß wir an einem bestimmten Exemplar alle die Wirkungen ausscheiden, die sich, abgesehen von der ästhetischen, auf dasselbe zurückführen lassen. Ein anderer Weg dagegen bietet sich uns darin, daß wir recht verschiedenartige Kunstprodukte mit einander vergleichen und dasjenige herauszugreifen versuchen, was ihnen Allen gemeinsam ist. Nehmen wir, um das erste Verfahren zu illustrieren, beispielsweise die berühmte Gruppe des Laokoon zum Ausgangspunkt unserer Analyse! Der Vorgang, den wir hier dargestellt sehen, kann uns ethisch, sinnlich berühren, er kann auch zum Gegenstand einer rein intellektuellen, wissenschaftlichen Auffassung und Beurtheilung gemacht werden. Das Mitleid, das wir mit den Aermsten empfinden, die sich unentrinnbar von den Schlangen um-

klammert sehen, die Annahme, daß sie das Unheil selbst verschuldet haben, die Vorstellung von einer strafenden Gerechtigkeit, die sie erfaßt hat — das Alles gehört, für sich genommen, zu den ethischen Wirkungen. Ein ausgesprochenes sinnliches Gefühl wird bei diesem Objekt kaum auftreten, wenn man nicht vielleicht ein leises Grauen dazu zählen will, das uns infolge einer lebhaften Vergegenwärtigung der schmerzhaften Situation, in der sich die unglücklichen Opfer befinden, befallen mag. Die wissenschaftliche Untersuchung endlich kann theils die historische Bedeutung des geschilderten Vorgangs, theils seine technische Ausführung und die Entstehungszeit der letzteren ergründen. Das Alles braucht in der ästhetischen Anschauung nicht unterzugehen, aber macht doch auch ihre Besonderheit nicht aus. Für sie ist das entscheidende Merkmal das reine und tiefe Interesse an diesem Wahrnehmungsinhalt und demjenigen, was er an innerlichen Beziehungen trägt und bedeutet, sowie das Gefallen, welches Gehalt und Erscheinungsweise in ihrer wechselseitigen Durchdringung vermöge dieses Interesses entstehen lassen.

Für das andere Verfahren können wir z. B. ein Schillersches Drama, eine Beethovensche Symphonie, ein Raphaelsches Gemälde, einen römischen Palazzo, ein Bildwerk des Michelangelo zur Unterlage wählen. Stoffliche Merkmale können hier offenbar nicht den Begriff des ästhetischen Eindrucks bestimmen. Denn die Materie der in diesen verschiedenen Kunstwerken erscheinenden oder ausgedrückten Gegenstände enthält nichts, was ihnen allen gemeinsam wäre. Ebenso wenig werden wir eine bestimmte Form angeben können, die in allen gleichmäßig wiederkehrte. Nicht minder sind die logischen oder ethischen Beziehungen, theils von einander ganz verschieden, theils überhaupt nicht vorhanden. Die einzige allgemein geltende Wirkung ist wiederum die Versenkung in das Wahrgenommene seiner bloßen Beschaffenheit nach und die aus solchem Zustande einheitlicher Kontemplation erwachsende Lust oder Unlust. Die Hingabe an das Anschauliche und seine Bedeutung, das volle Ergriffensein von seinem Wesen und Verlauf bildet allein die Voraussetzung für die Entstehung ästhetischer Erregungen. Dieses Interesse an den Vorstellungsinhalten als solchen ist für ethische Erwägungen belanglos. Hier wird die That auf die Gesinnung bezogen, oder einem anerkannten Zweck untergeordnet, während die äußere Erscheinung, in die sich das Handeln gekleidet hat, für seinen ethischen Werth nicht in Frage kommt. Ein unmittelbares Interesse an der

Wahrnehmungsthatsache als solcher ist ferner der wissenschaftlichen Erkenntniß nur das nothwendige Hülfsmittel, um bei der Aufstellung von Begriffen und bei der Auffindung von Gesetzen für diesen besonderen Fall nicht fehlzugehen. Auf dieser Vorstufe der Erkenntniß aber verharren wir im ästhetischen Verhalten, und darum wird uns die anschauliche Erscheinung hier niemals zu einem an sich werthlosen Hinweise auf ein System von Begriffen und Sätzen, zu einem bloßen Exemplar einer Gattung.

Das Thier hat keinen ästhetischen Genuß, weil sein Interesse für die Umgebung lediglich durch das Verhältniß geleitet wird, in dem sie zu seinem Wohl und Wehe, zu seinem Nutzen oder Schaden, zu seiner Selbsterhaltung steht. Das Raubthier, das seiner Beute auflauert, würdigt deren Bewegungen und Stellungen nur unter dem praktischen Gesichtspunkt ihrer Zweckmäßigkeit für einen Ueberfall. Das Hausthier, das seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgt, sieht in ihm den Beschützer und Erhalter seines Daseins. In dem ästhetischen Eindruck dagegen verliert sich die Beziehung auf die eigene Person gänzlich, er setzt die vollste Objektivität und Selbstlosigkeit voraus. Darum sind auch die ästhetischen Gefühle der Lust und Unlust in einer eigenthümlichen Verschmelzung mit den Gegenständen, auf die sie bezogen werden, gegeben. Nicht daß etwas mir oder dir gefällt, sondern daß dieses Etwas überhaupt gefällt, ist für sie wesentlich. So wenig wir bei den Farben, die wir den sichtbaren Objekten außer uns beilegen, auf die subjektiven Bedingungen unseres Gesichtssinns, welche nach dem Urtheil der Wissenschaft eine große Bedeutung für sie haben, zu achten pflegen, so wenig denken wir bei der ästhetischen Bestimmung eines Kunstwerkes daran, daß schön und häßlich, anmuthig, komisch und dergleichen Begriffe sind, die sich nur psychologisch, also mit Rücksicht auf das Subjekt, verstehen und erklären lassen. Die wahrgenommenen Dinge selbst werden auf Grund ihrer unmittelbaren Beschaffenheit mit den ästhetischen Merkmalen ausgerüstet.

Aber auch das gegenständliche Etwas, das wir zum Träger solcher ästhetischen Prädikate machen, ist nicht ein Objekt, wie es die Naturwissenschaft in räumlicher und zeitlicher Beziehung, nach seiner stofflichen Zusammensetzung und nach den Kräften, die es erfüllen, bestimmt, sondern das Hörbare und Sichtbare, wie es erscheint, wie es vorgestellt wird. Darum haften ihm alle die Mängel an, welche die Unvollkommenheit unserer sinnlichen Wahrnehmung mit sich bringt. Nicht das objektiv richtig gezeichnete

Quadrat, sondern das mit kleineren vertikalen Seiten versehene macht uns in Folge einer bekannten optischen Täuschung den gefälligen Eindruck einer symmetrischen Figur. Die ästhetische Anschauung ist daher die naive ursprüngliche, nicht die von wissenschaftlichen Reflexionen berichtigte und zersetzte. Aus diesem Grunde ist es nun aber auch für den ästhetischen Werth einer Vorstellung gänzlich belanglos, ob und wie wir sie auf reale Objekte zurückführen können oder nicht. Wurzelt das Gefallen oder Mißfallen nur in der anschaulichen Beschaffenheit eines Eindrucks, so ist sein Verhältniß zur realen Welt gleichgültig. Daraus ergiebt sich einmal die prinzipielle ästhetische Gleichwerthigkeit von Natur und Kunst, von Wahrnehmungs- und Phantasiegestalten. Unterschiede unseres Geschmacksurtheils können hier nur bedingt sein durch die Abweichungen, welche die vorgestellten Inhalte selbst aufweisen, je nachdem, ob sie natürlich gegeben oder künstlerisch dargestellt, ob sie durch die Vermittlung der Sinne oder mit Hülfe der Einbildungskraft bewußt geworden sind. Sodann aber gründet sich darauf die Freiheit des schaffenden Künstlers bei der Wahl und Verarbeitung seiner Stoffe. Er erhöht den ästhetischen Werth seines Werkes nicht durch die peinliche Anlehnung an ein natürliches Muster. Darum ist auch der Naturalismus, der ein solches Verfahren fordert, von diesem Gesichtspunkte aus gar keine ästhetische Richtung. Deshalb kann er doch in anderer Hinsicht — und wir werden selbst später eine solche geltend machen — sehr wohl eine ästhetische Bedeutung besitzen.

Die Bildung des ganzen, gefallenden oder mißfallenden Eindrucks ist hiernach keine einfache, sondern eine recht komplizirte Sache. Wir hören z. B. ein Gedicht: da dringen Laute in bestimmtem Tonfall, Rhythmus, in bestimmter Geschwindigkeit und dynamischer Abstufung auf uns ein. All das kann uns bereits an sich gefallen oder mißfallen, wie die Beurtheilung eines in unverständlicher Sprache vorgetragenen Liedes beweist. Dazu treten nun weiter die Vorstellungen, die den Sinn der vernommenen Wörter bilden. Mehr oder weniger lebhaft tauchen sie in unserem Bewußtsein auf und folgen in ihrem Ablauf und Wechsel getreulich den erklingenden und verhallenden Lauten, die an unser Ohr schlagen. Diese Bedeutungsvorstellungen verbinden sich ferner mit Gefühlen und lassen Stimmungen in uns wirksam werden, die gleich den Orgelpunkten das mannigfaltige Gewoge der Melodien und Harmonien dieser Einzelvorgänge zu einer Einheit zusammenfassen. Das alles

gehört zum ästhetischen Gesammteindruck des Gedichts und beeinflußt in abgestufter Energie die abschließende Werthschätzung des Ganzen. Die wissenschaftliche Aesthetik hat die schwierige aber zugleich auch einzig fruchtbare Aufgabe, die ästhetische Bedeutung aller, den Gesammteindruck zusammensetzenden Faktoren zu ermitteln und die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen ihnen und ihren Wirkungen festzustellen.

Jedes Element wirkt nun freilich auf unsern Geschmack nur nach Maßgabe seiner zufälligen Repräsentation im Bewußtsein. Nur der wahrgenommene Laut und Rhythmus eines poetischen Kunstwerks kann einen ästhetischen Einfluß gewinnen, und ob oder inwieweit ein solches Element beobachtet worden ist, läßt sich durch kein Gesetz vorherbestimmen. Darum fallen die Geschmacksurtheile verschiedener Personen über dasselbe Objekt selbstverständlich verschieden aus, und es wäre vielmehr merkwürdig und wunderbar, wenn sie es nicht thäten. Von der Lebhaftigkeit der in der Phantasie erzeugten Vorstellungen hängt auch die Stärke der sie begleitenden oder durch sie geweckten Gefühle und Stimmungen ab, und nach der Tiefe und der Vertheilung der Aufmerksamkeit auf die einzelnen Faktoren richtet sich das Interesse, das wir ihnen zuwenden, und die lebendige ästhetische Energie, die sie entwickeln. Es handelt sich demnach bei dem Gesammteindruck, über den wir urtheilen, um eine Kombination von Elementen, deren jedes für sich innerhalb gewisser Grenzen variiren kann. Wiederholungen der gleichen Kombination sind aber, wie sich aus einer einfachen Wahrscheinlichkeitsbetrachtung ergiebt, bei einer solchen Fülle variirungsfähiger Glieder zu den größten Seltenheiten zu rechnen. Die Meisterwerke der Kunst aller Zeiten stellen uns im Allgemeinen solche unwahrscheinlichen Fälle dar, in denen der Geschmack verschiedener Individuen sich übereinstimmend äußert, und gewiß ist ihre Anzahl klein genug, um das Recht der hier angestellten Erwägung zu erhärten. Aber die Aesthetik verliert durch diese selbstverständlichen Abweichungen zwischen den Geschmacksurtheilen der Menschen ihren wissenschaftlichen Charakter mit nichten. Gelingt es ihr zu zeigen, wie ein jedes Element für sich wirken würde, wenn es allein vorhanden wäre, und wie die einzelnen Faktoren sich zu größeren oder kleineren Gesammteindrücken vereinigen, so läßt sich jede Besonderheit des Geschmacks unschwer erklären, d. h. auf allgemein geltende Gesetze zurückführen. Der Gemeinplatz, daß sich über den Geschmack gar nicht streiten lasse, ist ganz richtig,

soweit er bloß auf die natürliche Thatsache der verschiedenen Werthurtheile hinweist, die über denselben Gegenstand gefällt werden, und jedes dieser Urtheile als ein durch bestimmte Ursachen zureichend bedingtes und insofern gültiges ansieht. Er ist aber durchaus unrichtig, wenn er die Meinung einschließt, daß sich über die Besonderheit der Voraussetzungen, welche den einzelnen Urtheilen zu Grunde liegen, überhaupt nichts ausmachen lasse, und daß demnach eine Verständigung über die Ursachen der thatsächlichen Abweichungen unmöglich sei.

Man pflegt die ästhetischen Gefühle, die durch unsere Geschmacksurtheile zum Ausdruck gebracht werden, als ein Gefallen oder ein Mißfallen zu bezeichnen. Von ihnen sind wohl zu unterscheiden alle diejenigen Gefühle und Stimmungen, die an die einzelnen beurtheilten Vorstellungen selbst oder ihre Gesammtheit geknüpft sind. So sind z. B. die Sympathie, die wir mit dem Helden eines Dramas empfinden, die Empörung oder Trauer, die uns erfüllen, wenn ein seiner unwürdiges Geschick über ihn hereinbricht, die aufgeregte Spannung, mit der wir dem Fortgang der Handlung folgen, und die Rührung, in die wir angesichts seiner edlen Haltung im Kampfe mit den ihn bedrohenden oder gar überwältigenden Mächten versetzt werden, Gemüthserregungen, die dem Gegenstande unseres ästhetischen Urtheils selbst angehören und daher kurz Objektsgefühle genannt werden können. Ihnen steht dann das Gefallen oder Mißfallen als ein Reaktionsgefühl gegenüber. Je nach der besonderen Beschaffenheit der Vorstellungen und Gemüthserregungen, die das Objekt, den ästhetischen Eindruck bilden, unterscheidet man schöne, erhabene, anmuthige, tragische, komische Gegenstände unseres Gefallens. Die Voraussetzung für die Entstehung eines Reaktionsgefühls ist stets das Interesse an der bloßen Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher der verschiedenen Hauptformen von Eindrücken er auch immer angehören mag. Damit ist jedoch nicht gesagt, unter welchen Bedingungen er gefällt oder mißfällt. Es ist ein unheilvoller Irrthum moderner künstlerischer Bestrebungen, in demjenigen, was interessirt, ohne weiteres auch schon etwas erfreuliches zu erblicken und daher dem Eigenartigen, Neuen nachzujagen, weil es nach anerkannten psychologischen Gesetzen die Fähigkeit hat, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das Interessante kann ebensowohl mißfallen wie gefallen, und mit Rücksicht auf diese doppelte Möglichkeit stellen wir dem Schönen das Häßliche, dem Anmuthigen das Plumpe u. s. w. entgegen.

Nach diesen Vorerörterungen sind wir nun für die Lösung unseres Problems der ästhetischen Gerechtigkeit genügend vorbereitet. Damit Trauer, Elend, Unglück ästhetisch berühren können, muß man sich zu ihnen in ein Verhältniß setzen, das durch das Interesse für ihre bloße Beschaffenheit hergestellt wird. Das ist nur da möglich, wo alle Reize, die solche Vorgänge dem Wollen und Handeln ertheilen, unwirksam geworden sind. In der realen Welt gehören diese Fälle zu den Seltenheiten. Hier sind vor allem die sittlichen Anforderungen und Verpflichtungen von einer die kontemplative Ruhe unterdrückenden Kraft, so daß wir derartige Eindrücke lieber meiden, wenn es uns versagt ist, praktisch einzugreifen. Innerhalb einer künstlerischen Darstellung aber verlieren sie sofort diese Beziehung zum Wollen und Handeln und gewinnen sie unmittelbar eine ästhetische Bedeutung. Auch hier kann das Mitgefühl mit den geschilderten Vorgängen lebendig sein, und wir haben kein Recht, von einem bloßen Scheingefühl dabei zu reden. Aber es hat aufgehört der Ausgangspunkt für eine praktische Bethätigung zu werden. Mit dem vorgestellten Zustande selbst verschmolzen, auf ihn bezogen, bildet es einen Bestandtheil des ästhetischen Gesammteindrucks. Die Wirklichkeit dagegen stellt uns in erster Linie praktische Aufgaben, deren größere Wichtigkeit einen solchen Luxus des Lebens, wie ihn der ästhetische Genuß bildet, nicht zur Geltung gelangen läßt. Fragen wir danach, wie es denn komme, daß ein Kunstwerk die praktische Beziehung zu den in ihm dargestellten Vorgängen aufhebe, so werden wir freilich auf den Unterschied zwischen Bild und Wirklichkeit verweisen müssen. Darin liegt jedoch keine Anerkennung der oben bekämpften Theorie des ästhetischen Scheins. Denn erstlich läßt sich auch den realen Vorgängen eine ästhetische Seite abgewinnen, wenn sie die Rolle des bloßen unbetheiligten Zuschauers möglich machen. Und zweitens ist die Unterscheidung des Kunstwerks von der Wirklichkeit nur als eine objektive Bedingung für die Entstehung eines ästhetischen Verhaltens anzusehen und bedeutungslos für den subjektiven Zustand des Genießenden. Für die Natur desselben gilt ja vielmehr, wie wir bereits ausgeführt haben, daß wir von Ich und Nicht-Ich, von objektiver Realität und subjektiver Illusion gänzlich absehen.

Wann aber wird uns nun eine ästhetisch aufgefaßte Trauer und Noth gefallen? Mit dem bloßen Interesse an ihrer Beschaffenheit ist ihr positiver Werth noch nicht gegeben. Ja es ist zunächst fraglich, ob sich ein solcher überhaupt hier entwickeln kann. Denn

das Beklagenswerthe, Noth und Elend, Unsittlichkeit und Verderbtheit, sie alle können doch nicht zugleich gefallen und die in dem natürlichen Mitgefühl mit solchen Zuständen und Vorgängen begründete Unlust erwecken. Die Psychologie lehrt uns, daß die Gefühle durch einen einheitlichen Charakter ausgezeichnet sind, vermöge dessen nur eine Qualität jeweils zur Herrschaft gelangt. Zwar lassen sich Farben und Töne, Helles und Dunkles, runde und eckige Formen gleichzeitig erleben, nicht aber die Gefühlsgegensätze der Lust und Unlust, auch wenn sie ganz verschiedenen Ursachen entstammen. Ist also wirklich ein Objektsgefühl des Mitleids, der Rührung, und nicht etwa blos eine Vorstellung, ein Begriff von ihnen vorhanden, so läßt sich in demselben Momente daneben nicht noch ein Reaktionsgefühl der Freude empfinden. Entweder nämlich muß die traurige Stimmung selbst bereits aufgehoben sein, wenn das Gefallen einsetzt, oder die auf entgegengesetzte Gefühle hinwirkenden Faktoren erzeugen einen resultirenden Gemüthszustand, in dem je nach der Stärke der gleichzeitig vorhandenen Ursachen bald ästhetische Lust, bald außerästhetische Unlust hervortritt. Beides bietet eine erhebliche Schwierigkeit für die Erklärung des ästhetischen Gefallens am Traurigen. Vermag es erst nachträglich Boden zu gewinnen, so läuft es Gefahr ein schwacher und unzuverlässiger Nachklang zu werden, um dessentwillen es sich wahrlich nicht verlohnen sollte, eine so starke Gemüthserschütterung unerfreulicher Art, wie sie der Anblick trostloser Ereignisse gewährt, auf sich zu nehmen. Vielleicht haben dann diejenigen vollkommen Recht, die sich keine Tragödie im Theater vorspielen lassen und keine Romane tragischen Inhalts lesen wollen. Gelingt es aber während der unmittelbaren Einwirkung des ästhetischen Eindrucks der von ihm ausgehenden Unlust soweit Herr zu werden, daß eine schwache Regung des Gefallens aufzukeimen vermag, so ist auch diese beständig in ihrer freien Entfaltung bedroht und gehemmt und kann im nächsten besten Augenblick dem Mitgefühl an dem dargestellten Elend und Jammer, also der Unlust, Platz machen müssen.

Wenn uns kein anderer Ausweg bleibt, so werden wir, wie es scheint, auf die alte medizinische, von Aristoteles in seiner berühmten Definition der Tragödie angedeutete Auffassung hingedrängt, nach der dem Gewitter gleichend, das die Luft reinigt, die Gemüthserregungen des Mitleids und der Furcht von Zeit zu Zeit sich entladen müssen, um unsere Seele zu befreien und zu erlösen. Dann wäre das Gefallen am Tragischen der Freude ver-

wandt, die wir empfinden, wenn eine an sich schmerzhafte Operation an einem kranken Gliede unseres Körpers glücklich gelungen ist, oder der Befriedigung, die uns die sättigende Nahrung gewährt, wenn ein recht quälender Hunger vorausgegangen ist. Gewiß braucht nicht gesagt zu werden, daß eine solche Lust mit dem ästhetischen Gefallen gar nichts zu thun hat. So wenig wir bestreiten wollen, daß sie vorkommt, daß diese rein sinnliche Wirkung neben der ästhetischen einhergeht, so sehr muß doch zugleich betont werden, daß sie an sich ihren eigenen Gesetzen folgt, und in dem ästhetischen Gefühl keine regelmäßige oder nothwendige Begleiterscheinung findet. Wer der Ansicht ist, daß das Gefallen am Tragischen sich nur einstellen kann auf Grund einer kraftvollen Ergießung der Thränendrüsen, der muß auch das Gefallen am Komischen auf die wohlthätige Erschütterung zurückführen, welche die stoßweisen Exspirationen des Lachens für den gesunden Menschen bedeuten.

Im Gegensatz zu dieser kindlichen Auflösung des ästhetischen Problems bieten sich uns zwei Gesichtspunkte dar, die uns ein wirkliches Verständniß jenes Unterschiedes, von dem wir bei der Bestimmung des Wesens der ästhetischen Gerechtigkeit ausgegangen waren, eröffnen. Zunächst haben wir zu erwägen, daß die Trauer, welche sich an einen bloßen Erfahrungsinhalt mit gewohnheitsmäßiger Sicherheit anschließt, ebenso wie dieser selbst von allen praktischen Beziehungen, Aufgaben und Zwecken befreit ist. Ein uns in künstlerischer Darstellung gebotener schmerzlicher Stoff kann, sofern wir uns ihm gegenüber in der für das ästhetische Verhalten charakteristischen Kontemplation befinden, nicht die Qual und Sorge, nicht die Leidenschaft erregen, die sich im Leben mit unvermeidlicher Gewalt zur Geltung bringen. So gleicht die im ästhetischen Zustand auftretende Trauer der verklärten Wehmut, mit der wir unserer lieben Toten gedenken, nachdem die leidenschaftliche Empfindung ihres Verlustes von uns gewichen ist. Ihr haftet nichts sinnlich Unangenehmes mehr an, sie entladet sich nicht in wilden Ausbrüchen der Verzweiflung, sie stört nicht das ruhige Gleichmaß unserer Stimmung. Ohne uns den Frieden der Seele zu rauben, begleitet sie die stille, liebevolle Hingabe an das Bild der Entschlafenen. So gehört auch die Theilnahme, die wir dem Leiden innerhalb der ästhetischen Betrachtung widmen, zu dem vorgestellten Vorgange, wie eines seiner Merkmale. Sie wird selbst zu einem bloßen Inhalte unserer Erfahrung, zu einem

Objekt, und stellt an uns keine Anforderungen, die wir wollend oder handelnd zu erfüllen hätten. Eine solche Unlust ist schwach genug, um ein ästhetisches Gefallen möglich zu machen, und wird bei dem Kampf um die Herrschaft im Bewußtsein keine unüberwindliche Gegnerin sein.

Dazu kommt als ein weiterer wichtiger Faktor eine eigentümliche Leistung unserer Aufmerksamkeit. Sie vermag nicht nur einzelne Gegenstände unserer Erfahrung zu isoliren, während anderen der Einfluß entzogen wird, den sie sonst auf das Bewußtsein ausüben könnten, sie ist auch im Stande, bestimmte Seiten oder Richtungen, die sich an den Inhalten unserer Erfahrung unterscheiden lassen, allein oder wenigstens vorzugsweise zur Geltung zu bringen. Nun wissen wir, daß die ästhetische Betrachtungsweise durch das Interesse für die bloße Beschaffenheit der Erfahrungsgegenstände bedingt ist. Darum werden alle sonstigen Wirkungen derselben unterdrückt und fallen alle die mannigfaltigen Reize fort, welche von ihnen in sinnlicher, sittlicher, wissenschaftlicher Beziehung ausgeübt werden können. Es gelingt uns mit Hülfe dieser theils hemmenden, theils isolirenden Macht unserer Aufmerksamkeit in demselben Moment, wo wir während starker Zahnschmerzen auf die Empfindung als solche uns konzentriren, die sinnliche Unlust zu schwächen oder gar zum Schweigen zu bringen. Ebenso kann der Arzt infolge einer zweckmäßigen Einstellung seiner Aufmerksamkeit in dem schwer leidenden Patienten nur einen „Fall" sehen und dadurch die sichere Ruhe gewinnen, die für eine klare Beurtheilung und das richtige praktische Eingreifen unerläßlich ist. In der gleichen Lage befinden wir uns, wenn uns traurige Zustände ästhetisch erregen. Die Beschäftigung mit ihrer anschaulichen Beschaffenheit lenkt von der natürlichen Rührung, von dem gewöhnlichen Mitleid ab, die als erste Vorstufe für eine willenskräftige Bethätigung angesehen werden können. Damit aber entfalten sich nun ungehemmt die Wirkungen des Eindrucks auf die ästhetischen Gefühle.

Man wird es in diesem Zusammenhange nicht mehr für nothwendig halten, daß wir die besonderen Eigenschaften genauer aufzählen, welche die Entstehung eines ästhetischen Gefallens an betrübenden Vorgängen veranlassen. Denn diese sind im Prinzip keine anderen als die Merkmale, durch welche erfreuliche Gegenstände einen positiven ästhetischen Werth erlangen. Unsere Auseinandersetzung hat ja zu der Einsicht geführt, daß es sich nicht

darum handeln kann, das ästhetische Gefallen an dem Leidvollen und Schmerzlichen in besonderer Weise gerade auf die dadurch ausgelöste Unlust zurückzuführen. Wir haben vielmehr gezeigt, daß und wie die überall mögliche ästhetische Wirkung auch in solchen Fällen frei werden kann, wo sich das Weh einer mitleidenden Seele jeglichem Gefallen als ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg zu stellen scheint. Darum mag der Hinweis auf einige gefallende Momente genügen. So kann die sinnliche Erscheinung, in der sich uns Elend und Noth und unglücklicher Kampf enthüllen, für sich einen schönen Eindruck gewähren. Nicht minder kann der organische Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des sorgsam aufgebauten Kunstwerks das Kennerauge befriedigen. Ferner mag der Rhythmus der Stimmungen und Gefühle, der sich an die Folge der geschauten Ereignisse knüpft, ein wohlthuender sein. Endlich wird das Erhabene, daß wir in einem tragischen Geschick zu erkennen vermögen, wesentlich die erfreuliche Natur der ästhetischen Wirkung unterstützen. Die Aufzählung ist keine vollständige und will es nicht sein. Nicht das Unerschöpfliche in ein umfassendes System zu bringen, sondern die allgemeinen Gesichtspunkte klar ans Licht zu stellen, welche bei der Lösung des Problems der ästhetischen Gerechtigkeit maßgebend sind, war hier allein die Aufgabe. Aus dem e i n e n Grundbegriff des ästhetischen Eindrucks haben wir unsere Lösung entwickeln können. So verräth sich hier trotz aller Unvollständigkeit im Einzelnen der feste und nothwendige Zusammenhang aller ästhetischen Begriffe miteinander. Wir wollen es uns jedoch nicht versagen, nachdem wir die Thatsache der ästhetischen Gerechtigkeit auf ihre Grundlagen zurückgeführt haben, ihre Bedeutung an einer bestimmten künstlerischen Richtung, an der des Naturalismus, zu erläutern.

## III.

Ueber den Naturalismus als ästhetische Theorie oder Norm ist kein Wort zu verlieren. In dieser Beziehung bleibt er hinter den Anforderungen weit zurück, die man an eine befriedigende Erklärung der Thatsachen und eine sich daraus ergebende regulative Bestimmung des künstlerischen Schaffens stellen muß. Aber damit ist über die ästhetische Bedeutung einer naturalistischen Kunst nichts entschieden. Vielmehr würde sich die ästhetische Wissenschaft geradezu ein Armuthszeugniß ausstellen, wenn sie einer so mächtigen,

von Zeit zu Zeit wie mit innerer Nothwendigkeit hervorbrechenden und sich ausbreitenden Richtung der künstlerischen Thätigkeit gar keinen Werth zuzuerkennen in der Lage wäre. Zwar an den willkürlichen barocken Einfällen einer überreizten individuellen Phantasie darf die Aesthetik vorübergehen, ohne befürchten zu müssen, daß sie diejenige Weitherzigkeit einbüße, die eine Erfahrungswissenschaft gegenüber den in ihr Gebiet fallenden Thatsachen jederzeit ausüben muß. Aber Bestrebungen, welche eine ganze Periode beherrschen und der geschichtlichen Betrachtung geradezu als unumgängliche Durchgangsstufen zur höchsten Kunstblüthe erscheinen, zwingen den von Beobachtung und Untersuchung des erfahrungsmäßig Gegebenen geleiteten Forscher seine Begriffe und Gesetze so zu gestalten, daß sie ihnen gerecht werden können. Mit jener Philosophie des Schönen, welche da dekretirte, was allein Gegenstand eines Geschmackurtheils sein dürfe, ist es hoffentlich ein für allemal vorbei.

Nun hat man freilich schon darauf hingewiesen, daß die technischen Hülfsmittel durch das Bestreben naturgetreu zu malen oder zu schildern verfeinert worden sind. Je genauer wiedergegeben werden soll, was eine Landschaft, ein menschlicher Charakter, eine Situation an Eigenthümlichkeiten, Licht- und Schattenseiten in sich bergen, um so sorgfältiger, durchgebildeter und minutiöser muß die Behandlung der dazu dienenden Darstellungsmittel werden. Daneben ist auch die Nothwendigkeit hervorgehoben worden, das moderne Leben mit seinen Kräften, Zuständen und Zielen auch in der Kunst zum Ausdruck gelangen zu lassen. Andere Zeiten, andere Kämpfe, Interessen nnd Gewohnheiten! Gegenüber der romantischen Flucht in die Vergangenheit oder in ein blühendes Reich unbekümmert schaffender Phantasie hat sich unter uns eine warme und kraftvolle Theilnahme an der Gegenwart, an der Wirklichkeit eingestellt. Von diesem Wirklichkeitssinn der modernen Menschen zehrt die naturalistische Kunst, ihm kommt sie zugleich entgegen. Indem sie den Leser, Hörer, Zuschauer in das bunte Getriebe, in die widerspruchsvollen Tendenzen unserer Zeit hineinführt, rechnet sie auf ein natürliches großes Interesse für diese Dinge und pflegt sich darin nicht zu täuschen. Aber man muß über diese halb widerwillig zugestandene Bedeutung des Naturalismus noch einen erheblichen Schritt hinausgehen, wenn man den positiven Werth, den die Leistungen dieser Richtung für sich in Anspruch nehmen dürfen, begreifen will. Denn die technische

Kunstfertigkeit ist an sich kein Gegenstand einer ästhetischen Würdigung. Legt man den Hauptnachdruck auf das Können, nicht auf das Dargestellte, so zieht man in die ästhetische Beurtheilung eines Eindrucks etwas hinein, was sich nur auf Grund eines besonderen Wissens um die technische Entstehnng desselben abschätzen läßt. Aber auch derjenige, der keine Ahnuug davon hat, wie die Leinwand zubereitet, die Farben verrieben und aufgetragen werden, kann ein Werk der Malerei genießen und würdigen. Schon Kant hat bemerkt, daß der wahre künstlerische Eindruck auf einer Betrachtung beruhe, welche das Werk auffasse, als wenn es ein Stück der Natur sei. Betont man andererseits bloß das glückliche Verhältniß, in welchem die naturalistische Kunstübung zu dem natürlichen Interesse der Menschen an der sie umgebenden Wirklichkeit stehe, so hat man zwar eine Vorbedingung für die Entwickelung ästhetischer Erregungen angegeben, aber die nähere Beziehung zum Gefallen zu bestimmen vergessen. Zugleich würde sich von diesem Gesichtspunkte aus eine bedauerliche Einschränkung des Werthes naturalistischer Kunstwerke für die Zeit, in der sie entstanden sind, ergeben.

Hier tritt nun ergänzend derjenige Thatbestand ein, den wir unter dem Namen der ästhetischen Gerechtigkeit geschildert und erklärt haben, Für das Verständniß der naturalistischen Kunst ist das Prinzip unentbehrlich, nach welchem ein in der Wirklichkeit kaum oder gar nicht ästhetisch berührender Vorgang in der Darstellung, [die ihm das Kunstwerk verleiht, zu einem Objekt des bloßen Gefallens oder Mißfallens werden kann. Breitet sich über die Vergangenheit der feine, verhüllende Nebel aus, den unsere Unwissenheit zwischen das damalige Geschehen und unseren eindringenden Blick schiebt, so daß nur das Große, Glänzende, Eigenartige deutlich zu werden vermag, so läßt dagegen die Wirklichkeit des gegenwärtigen Daseins und Lebens auch das Kleine, Trübe, Gewöhnliche zu einer klaren Erscheinung werden. So liegt es denn im Wesen des Naturalismus begründet, daß er gerade diesen Zügen seine besondere Aufmerksamkeit schenkt, und auf allen Gassen kann man den Vorwurf gegen ihn hören, daß er sich darin gefalle, das Niedrige, die Schattenseiten in Handlung und Gesinnung vorzuführen. Man bedenkt dabei nicht, wie der Künstler mit sicherer Hand die zahlreichen Unwerthe des Lebens, der Natur in ästhetische Werthe umwandelt nnd dadurch den in der Wirklichkeit benachtheiligten, zurückgesetzten Erscheinungen eine größere Bedeutung

sichert. So kann das Unsittliche und Unangenehme, ja selbst das Häßliche der realen Welt in den Kosmos der Kunst aufgenommen und dadurch von den Faktoren befreit werden, die ein reines Interesse an ihrem Inhalte nicht aufkommen lassen. Wie die Traumgestalten dämmernder Phantasie ziehen sie an uns vorüber, kein Handeln und keine wissenschaftliche Zergliederung fordernd oder ermöglichend, nur zur sinnigen Betrachtung einladend. Aus solcher Versenkung in das Dargestellte, aus dieser theilnehmenden Empfänglichkeit erblüht ein Zauberreich ästhetischer Gestalten.

Das ist der Wunderstab der Kunst, der uns im Bilde, im Gedicht eine Wirklichkeit bescheert, die rein ästhetisch gewürdigt und genossen werden kann. Treibt uns das den Gesetzen des Rechtes und der Sittlichkeit widersprechende Verfahren im Leben zum thätigen Eingreifen, zur Verhütung des Bösen, des Unerlaubten, zur Bestrafung des Verbrechers, so wird es uns in der poetischen oder malerischen Schilderung zu einem Gegenstand der Nachempfindung, der inneren Theilnahme, der bloßen Betrachtung. Armuth und Elend, Schmutz und Verkommenheit suchen wir, wo sie uns als finstere Mächte im menschlichen Dasein begegnen, zu lindern oder zu meiden; dem Kunstwerk aber, das sie uns anschaulich vorzuführen weiß, geben wir uns mit Geist und Gemüth willenlos hin. Unser Interesse an ihnen wird durch keinerlei Ausbrüche unserer Neigung oder Abneigung zertheilt und gestört. In freier, tiefer und reiner Theilnahme an der Beschaffenheit des Gegenstandes verharren wir passiv und schweigend auch gegenüber den gräßlichsten, entsetzlichsten Vorgängen. Und vermag es vollends ein Künstler über den Unvollkommenheiten und Schwächen der besten aller Welten die Sonne des Humors leuchten zu lassen, dann entringt sich uns jene ewige, über Raum und Zeit erhabene Heiterkeit, die unter Thränen lächelt.

In dieser Umwerthung der Werthe, einer wahreren und bessereren, als sie Nietzsche pathetisch verkündet hat, ruht die Ueberlegenheit der Kunst über die Natur. Diese ästhetische Gerechtigkeit stellt sich ebenbürtig neben ihre Schwester Themis. Während die letztere mit der Binde vor den Augen, auf feiner Waage, ohne Ansehen der Person das Gute und Böse, das Recht und das Unrecht gegeneinander abschätzt, umfaßt jene mit allzeit offenem Blick das Kleine und Große, das Starke und Schwache, die Güter und Uebel, die Fehler und die Vorzüge. Wo die strenge Schwester ihren Richtspruch unnachsichtig fällt, da tritt sie mild versöhnend

und ausgleichend ein. Sie ist es, der nichts Menschliches fremd bleibt, die das Niedrige, Gewöhnliche, Armselige aus seiner dunklen Pariastellung emporhebt zur lichten Wärme eines ästhetischen Interesses. Alle Auswüchse und Stiefkinder der Natur, von der öden unfruchtbaren Steppe bis zum schmutzigen Kehrichthaufen, von der Verworfenheit des unverbesserlichen Bösewichts bis zur lächerlichen Hohlheit des eitlen Narren, von der widerwärtigen Habgier bis zur sündigen Fleischeslust, von Haß und Neid und Rachsucht bis zur elenden Feigheit — sie alle versammelt sie um sich, ihnen allen sichert sie eine Betrachtung jenseits von gut und böse. Die hochragende Warte des sittlichen Ideals, gesunder Kraft und Frische der Empfindung wird dadurch wahrlich nicht in den Staub gestürzt. Nicht die ethischen Werthe werden dadurch geändert, es wandelt sich dadurch nicht das Unsittliche in ein Sittliches, das Unerlaubte in ein Erlaubtes um, sondern es wird nur der in diesen Unwerthen verborgene ästhetische Inhalt an das Tageslicht gefördert. Das Unangenehme bleibt unangenehm, das Gesetzwidrige gesetzwidrig, die Pflichtverletzung hört nicht auf eine Pflichtverletzung zu sein; aber diese Momente versinken vor der stillen Gelassenheit der ästhetischen Kontemplation, die wir solchen Erscheinungen entgegenbringen, sobald sie sich in künstlerischem Gewande unserem Blicke zeigen.

Darin also sehen wir das Verdienst des Naturalismus, daß er eine solche ästhetische Gerechtigkeit übt. Das Gute bedarf ihrer selbstverständlich weniger als das Schlechte, das Erfreuliche weniger als das Unerfreuliche. Denn jenen wenden wir auch schon im Leben unsere Theilnahme, unser Interesse zu, und so werden sie auch schon in der Wirklichkeit häufig von der genießenden Anschauung des ästhetischen Zustandes ergriffen. Aber von dieser Anerkennung bleibt zugleich ausgeschlossen diejenige Kunst, die uns vortäuschen möchte, daß Unrecht Recht oder daß Uebel ein Gut sei, die sich in den Dienst bestimmter Theorien außerästhetischer Art stellt. Aufreizung zum Klassenhaß, Propaganda für eine moderne Sittlichkeit und Lebensanschauung, Vorliebe für das Frivole und Gemeine liegen der echten naturalistischen Kunst fern. Wo der Dichter solche Ingredienzien in den Trank mischt, den er uns reicht, da werden wir gewaltsam aus der Sphäre der reinen Kontemplation in ein gänzlich unästhetisches Verhalten hineingerissen, da werden gerade die praktischen Beziehungen des von ihm geschilderten Gegenstandes zu uns, die dem Kunstwerk gegen-

über zurücktreten und vergehen sollten, mit täppischer und roher Hand wiederhergestellt. Nur eine von jeder Tendenz freie, unbefangen die Schäden aufdeckende künstlerische Arbeit kann den ästhetischen Werth beanspruchen, den wir dem Naturalismus zugetheilt haben.

Doch nicht nur in dieser Beziehung bedarf die Anwendung der ästhetischen Gerechtigkeit einer Einschränkung. Wir müssen auch noch darauf hinweisen, daß eine Schilderung der Mängel und Verkehrtheiten der Welt im allgemeinen nur in naturalistischer Form, d. h. in unmittelbarer Anlehnung an die Wirklichkeit erträglich ist. Wie gerne lassen wir uns von dem Künstler in ein ideales Gebiet leiten, dessen Vollkommenheiten nur in der freien Phantasie Bestand haben! Aber von den Greueln und Schandthaten, die uns eine erhitzte, eigens darauf zugespitzte Einbildungskraft vor die Seele führen möchte, wenden wir uns mit Grauen und Abscheu ab. Nur wenn wir das Bewußtsein haben, das, was wir wahrnehmen, sei der Natur abgelauscht, sei treu und mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit nach realen Vorbildern berichtet oder gezeichnet, pflegen wir es zu dulden und ästhetisch zu würdigen. Dabei ist es gleichgültig, ob diese unsere Annahme begründet ist oder nicht; entscheidend ist vielmehr nur die Frage, ob wir das Dargestellte nach Maßgabe unseres Wissens, unserer Erfahrung für möglich halten. Darum ist es im Interesse der ästhetischen Wirkung geboten, sich mit der Schilderung der Nachtseiten nicht in das Absonderliche, Unwahrscheinliche, Seltene zu versteigen, sondern das Typische, den meisten Geläufige auszuwählen. Die ästhetische Gerechtigkeit vergeudet ihre Huld nicht an den erträumten Uebeln, an den von einer verirrten Phantasie heraufbeschworenen Spukgestalten, sondern sie neigt sich herab nur zu den Bildern einer beklagenswerthen Verkettung von Dingen und Ereignissen, die in der Wirklichkeit möglich erscheint oder für möglich gehalten wird. Es hängt das damit zusammen, daß ein allgemeines Interesse für derartige Stoffe nur vorausgesetzt werden kann, wenn sie sich durch eine innere Wahrscheinlichkeit von bloßen Ausgeburten einer pathologischen Vorstellungskraft unterscheiden lassen.

So ist es uns möglich geworden, mit Hilfe des Begriffes der ästhetischen Gerechtigkeit dem Naturalismus einen Lorbeer zu pflücken, den ihm noch kein Aesthetiker gereicht hat. Nicht dem Prinzip, der Theorie, der Norm sei er geweiht, sondern der künstlerischen Richtung seines Namens. Aber auch nicht allem, was in

der Kunst unter dieser Flagge keck und frech dahersegelt, können wir diesen Preis ertheilen, sondern nur jenen echten und ernsten Werken, die der erhabenen Idee der ästhetischen Gerechtigkeit dienen und deren Aufgabe erfüllen. Jede Zeit hat ihre Kümmernisse und prägt den allgemeinen Unsegen, der auf der Welt lastet, in ihrer besonderen Weise aus. Der Naturalismus wird dafür der Spiegel, in welchem wir in leidenschaftsloser Weise auch die Kehrseiten zu schauen und zu würdigen vermögen. Wer der Kunst verbieten will, uns in das Schattenreich der Verderbniß zu führen, strebt nicht nur nach einer unerreichbaren Beschränkung ihres Waltens und Wirkens, sondern trachtet auch in seinem blinden Eifer danach, alles, was in jenem Reich lebt und webt, jeglicher mitempfindenden Theilnahme zu berauben. Beruht die Kraft und der Reichthum des Idealismus auf der freien und hochgestimmten Phantasie, die sich von der unvollkommenen Wirklichkeit aus in ein glücklicheres, reineres, besseres Gefilde rettet, so haftet dagegen der Naturalismus an der Erde mit ihren Mängeln und Schwächen. Ohne Verschönerung und doch in der einer künstlerischen Darstellung innewohnenden Verklärung giebt er uns die Wirklichkeit, wie sie ist, mit ihren Schlacken und Flecken. Offenen Auges wandeln wir heute vielfach in einer Traumwelt, die nur einen kleinen Bruchtheil der wirklichen bildet und doch den Anspruch erhebt die ganze sein zu wollen. Von der modernen Kunst erhalten wir dann den tieferen Einblick in die uns fremd gebliebenen Sphären und lernen auch sie mit unbefangener Theilnahme erfassen und tragen. Und so gleichen wir in unserer ästhetischen Gerechtigkeit jener höheren, von der es in der Bergpredigt heißt, daß sie „die Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.“

---

# Das Wirthschaftsleben der deutschen Südseeinseler.

Von

**Hans Blum.**

---

Der weitaus größte Theil des deutschen Südseeschutzgebiets wird von melanesischen Stämmen bevölkert und zwar von solchen, die nach dem Vorgange des Professors Dr. von Luschan Westmelanesier genannt werden. Ostmelanesier mit ungewöhnlich langen, hohen und schmalen Schädeln finden sich auf einigen Inseln der Fidschigruppe, vor Allem aber in Neu-Kaledonien und auf den Neu-Hebriden. Kaiser Wilhelmland ist die Heimath des echten (melanesischen) Papua. Der Küste entlang sind malaiische Beimischungen nicht zu leugnen — so zweifellos nicht auf der Mattyinsel — aber auch sonst bis zur Astrolabebai hinab. Die inländischen Bergbewohner Neu-Guineas erinnern stellenweise sehr an den Australtypus, von ihnen haben wir indeß bis jetzt nur äußerst spärliche Kunde. In die Flußthäler sind offenbar die Papua der Küste vorgedrungen, so am Ramu und am Kaiserin-Augustafluß, haben sich aber dort von malaiischer Mischung ganz frei gehalten. Vom Festland Neu-Guineas gen Osten wandernd treffen wir auf den Französischen Inseln und auf Neupommern noch unvermischte Papua bis zum Nordende der Gazellehalbinsel in den Bainingbergen. Die Gazellehalbinsel selbst, Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg-Süd sind von einer Rasse bevölkert, die wahrscheinlich einer melanesisch-polynesischen (also malaiischen) Mengung ihr Dasein verdankt. Möglicherweise sind Polynesier von Osten aus rückwandernd in den melanesischen Inselgürtel

dort eingedrungen. Auf den deutschen Salomoinseln begegnet uns wieder der echte Papua. Die östlicheren kleinen deutschen Inselgruppen sind von Polynesiern besiedelt. Auf den Admiralitätinseln herrscht in einer Mischrasse malaiische Art vor; Aehnliches finden wir auf den Eremiten und Anachoreten. Nördlich der Linie, in dem sogenannten Mikronesien, zeigen die Marshalls mehr Verwandtschaft mit Polynesien, während die Bewohner der Karolinen vorwiegend mit melanesischem Blut durchsetzt sind. Ein buntes Gewirr! Wo sind die Fäden, die aus diesem Rassen- und Sprachenchaos heraus zu den dunklen Spuren leiten, auf denen vor vielen hundert Jahren die ersten Menschen jene Inselwelt besiedelten? Zweifellos hat die neuholländische Rasse zuallererst Ozeaniens Küsten aufgesucht — und wahrscheinlich kam auch sie aus dem Süden Ostasiens. Später, vielleicht Jahrtausende später, sind die Ost- und dann die Westmelanesier von Ostindien über den malaiischen Archipel nachgedrängt, ihnen folgten die Polynesier, als auch sie den Stärkeren weichen mußten. Neuere Forschungen führen zu der Annahme, daß sowohl Madagaskar, die Keelinginseln, als auch ganz Ozeanien — und noch früher Australien und Tasmanien — allmählich in großen Pausen von Stämmen besiedelt worden sind, die ursprünglich alle in Ostindien heimisch waren. Die vordringende mongolische und indische Rasse trieb die Ureingesessenen gen Ost und West auf die See hinaus oder auf die unwirthlichsten Gipfel des indischen Hochgebirges. Die Sprachforschung glaubt in Madagaskar, in den einsamen Hochlanden einzelner Striche Indiens, auf Neuseeland, auf Tahiti gleiche Wurzeln zu finden. Im Großen und Ganzen wird Hinterindien daher wohl die Urheimath aller Südseeinseler sein, aber sie sind zu weit auseinander liegenden Zeiträumen in kleinen Trupps und Sippen gewandert, sind unstät hin- und hergezogen, durch Wind und Wellen verschlagen worden, haben vielfach sich gemischt und sind schließlich auch wieder von Ost gen West rückgeströmt. Ein einheitliches Bild dieser Wanderungen wird wohl nie zu Stande kommen. Ebensowenig können wir über die Zeit der Besiedlung Haltbares ermitteln: sie liegt jedenfalls näher, als man häufig anzunehmen geneigt ist. Neuere Forscher setzen den Beginn der Besiedlung Ozeaniens auf das Jahr 1000 vor Christi Geburt an. Am staunenswerthesten scheint uns der kühne Wagemuth, der die Heimathverdrängten hinaus aufs unbekannte Weltmeer trieb. Gewiß sind die Launen des Wassers und des Windes viel

häufiger die Wegweiser der Irrenden gewesen, als nach Richtung und Ziel bestimmte Pläne. Trotzdem waren es unerschrockene Seefahrer und gewandte Schiffbaumeister, die auf dem Einbaum die großartigste Besiedlung leisteten, die wir aus der Geschichte kennen. Die Annahme, Ozeanien sei ehedem ein fester großer Erdtheil — das Südland! — gewesen, dessen Gipfel heute als Inselschollen aus dem Meere ragen, ist ja nicht ohne Weiteres zurückzuweisen, wiewohl der Franzose Bernard für den westlichen Stillen Ozean den geologischen Richtigkeitbeweis dieser Muthmaßung erbracht zu haben glaubt, aber dieses Südland ist mindestens in der Diluvial- vielleicht schon in der Tertiärzeit eine Beute des Wassers geworden. Die Menschen, deren Nachkommen heute noch die Südseeinseln bevölkern, wohnten dorten sicher erst seit wenigen Jahrtausenden, die letzten Nachwanderer (Polynesier) nicht einmal so lange. Wir müssen also in ihnen die Ueberreste von Stämmen erblicken, die ein kühnes Seefahrervolk waren lange bevor Europas Vorkämpfer auf dem Weltmeer die Gestade der Südseeinseln zum ersten Mal erschauten.

Die Entdeckung dieser Inselwelt ist vorzüglich mit dem Namen Cook verknüpft; freilich haben andere — Spanier und Portugiesen (Magelhaes 1520) — einzelne Schollen des Stillen Meeres schon Jahrhunderte früher gesichtet; die westliche, jetzt deutsche Inselwelt, war bereits zu Beginn des sechszehnten Jahrhunderts bekannt, Neu Guinea seit 1526 durch den Portugiesen Jorge de Meneses; aber die vielen Entdeckungsfahrten der nachfolgenden Jahrhunderte haben wenig Kunde von Land und Leuten zum heimathlichen Norden getragen, vor Allem recht geringe, wirklich wissenschaftliche Ausbeute. Ueber die nunmehr deutschen Südseeschutzgebiete haben erst die letzten Jahrzehnte einigen Aufschluß gebracht und das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben unserer Südseeunterthanen ist bis zum heutigen Tage unvollkommen erforscht, nur von wenigen engbegrenzten Bezirken, von der Gazellehalbinsel*) und von einigen Küstenstrichen Neu-Guineas haben wir

*) Vor einigen Wochen ist bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ein Buch des Grafen Joachim Pfeil erschienen, das gerade die Bewohner der Gazellehalbinsel und ihre Sitten und Gebräuche mit großer Sorgfalt und Genauigkeit behandelt: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee."

Graf Pfeil hat es darin verstanden, seine eigenen Erfahrungen, Erlebtes und Gelesenes zu einem schönen künstlerischen Kranze seiner Darstellung zu verweben, die Jeden mit Befriedigung erfüllen muß, der an Natur- und Reisebeschreibungen Freude und Interesse hat. Das

nähere Kunde; immerhin ist auch das Wenige anregend und belehrend und bietet willkommene Gelegenheit zu einer Betrachtung primitiver Wirthschaftszustände bei einem uns durch politische Interessen näher gerückten Naturvolke, zu der die bekannten Arbeiten Lavalleyes, Büchers, Ratzels und Anderer den ersten Antrieb gegeben haben.

Allem vorausgeschickt sei, daß die deutschen Südseeinseler noch vollständig in der Steinzeit lebten, als sie mit den Weißen in Berührung traten. Sie können in gewissem Sinne als moderne Vertreter des von dem Paläoanthropologen neolithisch genannten Zeitraumes gelten, ebenso wie die nunmehr ausgestorbenen Tasmanier vielleicht kaum der paläolithischen Periode entwachsen waren, als Europäer das ferne Südeiland zum ersten Mal erblickten.

Von der physischen Grundbedingung alles thierischen Lebens ausgehend, betrachten wir zunächst diejenigen Wirthschaftsformen und Einrichtungen, die zur Befriedigung der Leibesnothdurft am nöthigsten sind: die Mittel der Ernährung. Der Gedanke, daß die Klüfte und Klamms Neu-Guineas je von Menschenrudeln des Urzustandes durchstreift worden seien, die von Wurzeln,

---

durch seine Illustrationen und durch seine ganze Ausstattung vorzüglich zu einer Festgabe geeignete Werk ist um so werthvoller, als Graf Pfeil strenge wissenschaftliche Forschung und Prüfung aller Quellen zur Grundlage seiner Arbeit gemacht hat, und es geflissentlich vermeidet, Vermuthungen, nur Erdachtes, Phantasien, Märchen aufzutischen, wie es leider Werken verwandler Gattung so oft eignet. „Die Studien und Beobachtungen aus der Südsee“ sind wirkliche wissenschafttiche Untersuchungen und Betrachtungen über die ethnologischen, anthropographischen, wirthschaftlichen, religiösen, rechtlichen, sozialen Zustände auf jener fernen Inselwelt, in Sonderheit im Bismarckarchipel, wo Graf Pfeil selber mehrere Jahre geweilt und manche Forschungszüge quer durch Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern unternommen hat. Und in seiner Darstellung kommt nicht nur gründliche wissenschaftliche Forschung, sondern auch seine eigene feine Beobachtungsgabe voll zur Geltung und erhöht, verbunden mit einem flotten und liebenswürdigen Stil, den Reiz der Lektüre. Das steigende Interesse für koloniale Interessen findet in diesem Buch eine willkommene und hoffentlich recht ausgiebig genutzte Quelle der Anregung und Belehrung.

In Anlehnung an diesen Hinweis auf das Pfeilsche Werk sei es mir auch gestattet, auf mein eigenes soeben erschienenes Buch „Neu-Guinea und der Bismarckarchipel“, Berlin, Schoenfeldt & Co., aufmerksam zu machen, in dem dem Leser zum ersten Mal im Zusammenhang ein Bild des politischen und wirthschaftlichen Werdegangs unseres Südseeschutzgebietes geboten und der Werth desselben unter wirthschaftlicher Beleuchtung der bisherigen agrikulturellen und geschäftlichen Unternehmungen geprüft wird, das Buch enthält in Kürze Alles, was Jeder über Neu-Guinea wissen müßte, dem unsere kolonialen Bestrebungen nicht fernliegen.

Früchten und jeglichem lebendem Gefleuch und Gekreuch in durchaus thierischer Weise ein gehetztes Dasein fristeten, ist abzulehnen: es fehlt die für eine solche Urlebensweise nöthige Fauna, es mangelt an fruchtreichen Bäumen und Sträuchern und das Gelände ist zu zerrissen. Die ersten Besiedler Neu-Guineas waren schon primitive Ackerbauer, als sie einwanderten, haben aber sich seitdem kaum etwas vervollkommnet. Noch heute geschieht die Bodenbestellung in der Form des ursprünglichsten Hackbaus, im Bismarck-Archipel vorwiegend an leicht geneigten Hängen. Das einzige Geräth besteht in einem gehärteten Spitzholz, das mitunter einen hackenförmigen Ansatz hat. Erdfrüchte — Yam, Taro, Bataten, Tapioka — Bananen und Tabak werden allenthalben angepflanzt, freilich nicht über den allerdringendsten Bedarf hinaus. In Bezirken, in denen Sago- und Kokosnußpalmen in überreicher Menge gedeihen, beschränkt sich die Bodenbebauung auf ein Mindestmaß, so um den Berlinhafen herum, wo die Güte der Natur ein selten träges Volk allzu freigebig beschenkt. Kaum zwingt die Einerntung des Sagos — sack-sack genannt — diese glücklichen Faulpelze, denen naive, freudige Bejahung des Daseins einzige Lebensweisheit ist, dazu, einige Wochen dem dolce far niente zu entsagen. Immerhin sind solche von der Natur ganz besonders bevorzugte Striche auch in dem bodenkraftstrotzenden Neu-Guinea Ausnahmen. In der Regel erfordert die Gewinnung der Nahrungsmittel eine geregelte Arbeit im Felde. Diese liegt fast ausschließlich der Frau ob. Sie, die ehedem im Urzustand des Hordenlebens Früchte und Knollen sammelnd den Hunger stillte, hat diese ursprünglichste Nahrungsuche allmählich in die Anfänge der Boden b e s t e l l u n g hinübergeleitet und dieser Entwicklung gemäß tritt sie uns fast bei allen Naturvölkern als alleinige Ausüberin landwirthschaftlicher Arbeit entgegen. In Neu-Guinea leisten die Männer höchstens bei der Rodung und Einhegung der Pflanzungen — den schwersten Verrichtungen — einige Hilfe. Da es müheloser ist, von Zeit zu Zeit mit Hilfe der sengenden Gluth des Feuers neue Urwaldstrecken zum Pflanzland herzurichten, als das alte von dem üppig aufschießenden Jungholz zu säubern, werden die Pflanzungen in Zeiträumen von zwei bis fünf Jahren verlegt. Hieran schließt sich mitunter eine geringfügige Verschiebung der Wohnsitze an; im allgemeinen herrscht jedoch Seßhaftigkeit, als natürliche Folge des Ackerbaues, vor. Obwohl der Grundzug der Landnutzung der der rohen Bodenverschwendung ist, vermißt man nicht eine gewisse

Sorgfalt in den Pflanzungen; einige Stämme zeichnen sich besonders aus, so die Bewohner der Inseln Tarawai und Valies (Bertrand- und Guilbertinseln) an der Nordküste von Kaiser-Wilhelmland. Die Pflanzungen dieser Eilande werden in einer Weise gepflegt, daß man glauben möchte, ihre Besitzer müßten dem Hackbau längst entwachsen sein, und doch ist ihr Geräth dasselbe wie das aller Papua, der einfache Spitzstock. Auch dies Beispiel mag lehren, daß die Technik nicht allein die Zeugerin des Fortschritts ist. Der verschwenderischen Bodennutzung im Großen paart sich stellenweise ein gewisses Maß von Bodengeiz, insofern auf dem einmal gerodeten Lande eine Fruchtfolge stattfindet: Land, das der Erdfrucht müde ist, wird mit Bananen besetzt. Auf der Gazellehalbinsel ist diese Uebung allgemein, in Kaiser-Wilhelmland nur sehr vereinzelt. Düngung des Bodens findet nirgend statt, desgleichen mangelt jegliche künstliche Bewässerung; langjährige Erfahrung hat den Papua gelehrt, die Bestellung seiner Pflanzungen den örtlichen Wetterverhältnissen anzupassen. An ein corriger la nature denkt die überlegungsarme Einfalt nicht, um so schlimmer trifft den Papua eine Mißernte; denn ganz abgesehen davon, daß Erdfrüchte und Bananen sich nicht zu langer Aufspeicherung eignen, kennt er keine Sorge für die Zukunft. Auch der Einfluß des Weißen und dessen Nachfrage nach Knollen und Früchten haben erst eine sehr geringe Vermehrung des Bodenanbaues herbeigeführt, am meisten noch im Bismarck-Archipel. Vor Allem wird dort die Kokosnußpalme seit den letzten Jahren über den Eigenbedarf der Eingeborenen hinaus angepflanzt. Derselbe Erfolg ist auf den Marshallinseln zu bemerken, leider noch nicht in Kaiser-Wilhelmland. Die Palmen sind zwar auch dort neben Brotfruchtbäumen, Galip, Mango, Ingwer, Betelnuß, Zuckerrohr u. dgl. die steten Begleiter der Dörfer, aber nur nach Maßgabe der Bedürfnisse ihrer Insassen. Nur sehr, sehr langsam dämmert das Verständniß vom Werthe der Gütererzeugung im Hinblick auf die Zukunft. Da aber durch den Ackerbau die erste Grundlage alles wirthschaftlichen Vorausberechnens und Hinterherbedenkens einmal gegeben ist, kann und muß man auf ihr weiter bauen. Die deutschen Südseeinseln sind durchweg von einem bereits Ackerbau treibenden Volk bewohnt, die Erzeugnisse desselben bilden den Hauptstock der gesammten Ernährung. Der physische, wirthschaftliche, ja auch soziale Zustand jener Inselvölker erhält dadurch sein bestimmtes Gepräge. Von ihm muß der

Europäer ausgehen, will er sich dieses Naturvolk nützlich und dienstbar machen.

Im Vergleich zur Bodenbebauung nehmen andere Quellen der Ernährung nur eine untergeordnete Rolle ein. Eine regelrechte Viehzucht besteht nirgends, auch nicht in der Wechselbeziehung zum Ackerbau, so daß dieser durch Zuführung von Viehdung verbessert würde. Hunde, Schweine und Hühner werden, wie auf allen Südseeinseln, so auch auf den deutschen gehalten. Die ersteren sind jedenfalls schon Hausthiere der Papua gewesen, als diese ihre indische Heimath verließen, haben doch selbst die Australier, vermuthlich viele Jahrhunderte früher, den Dingo zum fünften Erdtheil geführt! Die klaffende Lücke zwischen der einheimischen Fauna aller Südlande und den Hausthieren der Eingeborenen weist gebieterisch darauf hin, daß erst die Besiedler der fernen Eilande Hund und Schwein in ihnen heimisch gemacht haben. Möglicher Weise ist das letztere erst durch europäische oder malaiische Seefahrer an einzelne Gestade der Südsee gebracht worden, so nach Neuseeland erst durch Cook; sicher gilt dies vom Huhn. Dieses dient übrigens den Papua Neu-Guineas lediglich mit seinen Federn zur Schmückung des wolligen Kraushaars bei festlichen Gelegenheiten, nicht als Speise; im Bismarckarchipel wird es dagegen von den Eingeborenen gegessen, seine Eier indeß verschmäht der Melanese, wie der Papua. Der Besitzstand an Schweinen ist auf Neu-Pommern und Neu-Lauenburg größer als in Kaiser-Wilhelmland — auch in dieser Hinsicht paßt sich der Bismarckarchipel den Wünschen der Weißen durch Vermehrung der Schweinezucht allmählich an — aber nirgends bildet Fleischnahrung, zu der auch die Hunde einen wesentlichen Beitrag stellen, eine dauernde regelmäßige Ergänzung der Kost. Mageren Wochen folgen Tage des Ueberflusses an thierischer Nahrung gelegentlich eines Festes (sing-sing) oder einer Beerdigung. Denn auch ein trauriges Familienereigniß bietet den „Leidtragenden" nur die willkommene und — nöthige Gelegenheit, in Schweineschinken und Hunderippen zu völlen. Nöthig deshalb, weil der Mensch der Fleischnahrung niemals ganz entrathen kann, ohne einer sicheren Entartung, wenn auch erst in einer Reihe von Geschlechtern, entgegen zu gehen. In ihrer ursprünglichen Heimath hatten die Bewohner der Südseelande thierische Nahrung genug: sie waren gewöhnt an reiche Jagdbeute. Die armselige Fauna der Schollen Ozeaniens bot hierfür keinen Ersatz, die Hausthiere

reichten bei Weitem nicht aus, aber die Natur verlangte ihr Gewohnheitsrecht, und nichts war folgerichtiger, als daß erbeutete Feinde eine willkommene Fleischnahrung wurden. Vielleicht ist dies nicht der einzige Grund des auf allen Südseeinseln heimischen Kannibalismus, religiöse Vorstellungen mögen diesen gleichzeitig begünstigt haben, gewiß aber ist der Mangel an thierischer Nahrung, den die Insulaner instinktiv als Quelle des physischen und psychischen Niedergangs empfanden, eine starke Triebfeder des Menschenfraßes gewesen, — und ist es heute noch.

In gewissem Umfange bot einen anderen Ersatz für die fehlende und doch so unentbehrliche Fleischnahrung der Reichthum des Meeres an Fischen. Der Fischfang ist in Mikronesien und im Bismarckarchipel in der That ein weitverzweigtes und ausgebildetes Gewerbe, in Kaiser-Wilhelmland nur auf einigen kleinen der Hauptinsel vorgelagerten Eilanden. Auf der Gazellehalbinsel und in Neu-Lauenburg besteht ein besonderes Fischereirecht: die Binnenländer sind von den Schätzen des Wassers ausgeschlossen, den Anwohnern der Küste eignet jedesmal der an ihre Besitzung anschließende Abschnitt des Meeres, jedoch ist diese Scheidung, wie alle Eigenthumvertheilung, nirgends streng durchgeführt. Der Fischfang geschieht mit Netzen, Körben, Angeln, auch mit Bogen und Pfeil, letzteres jedoch nur an den Küsten Neu-Guineas. Die Pfeile haben einen Spitzenkranz von vier bis sechs Enden. Das Fischeschießen ist vielfach ein Zeitvertreib halbwüchsiger Knaben, die sich in der Dämmerung mit dem Bogen bewaffnet auf den Riffringen der Insel und Inselchen tummeln. Einen regelmäßigen Beitrag zur Nahrung liefert der Fischfang den Papua von Kaiser-Wilhelmland nicht. Gemeinsame Fischzüge in Kanuflottillen gehören zu den Seltenheiten. In dunklen Nächten bieten solche auf Fischfang ausziehende Kanus mit ihren Lockfeuerbränden einen äußerst malerischen Anblick. Die Neupommern der Blanchebai und die Neulauenburger dagegen betreiben die Fischerei mit großem Eifer und planmäßiger Taktik. Schon die Kinder, auch Frauen und Mädchen, verbringen die Zeit mit kleinen (Schmetterling-)Netzen im Küstenwasser fischend, wie etwa unsere Kleinen im Wiesenbach Kaulquappen haschen. Für die Großen ist das Spiel der Kinder ernste Arbeit, die ihnen einen wesentlichen Bestandtheil der Nahrung liefert. Unseliger Weise hat das Dynamit der Weißen viele fischreiche Meeresstriche arg entvölkert. Schutz der Seefischerei durch die Regierung thut daher dringend noth.

Die schon erwähnte Armuth der Fauna Neu-Guineas erklärt den Mangel an jeglichem Jagdsport unter den Eingeborenen. Die wenigen kleinen Beutel- und fliegenden Säugethiere sind dem Menschen weder gefährlich noch nutzbringend. Der Papua steht ihnen ganz gleichgültig gegenüber; bringt der Zufall irgend ein Gethier in seine Hände, so wird es verspeist als Luxusnahrung, als Sonntagbraten. Auch verwesende Thierleichen finden ihre Liebhaber. In einigen Gegenden herrscht eine ausgesprochene Vorliebe für angefaultes Fleisch. Es ist bekannt, daß diese Sitte unter Naturvölkern eine ziemlich weite Verbreitung hat, vor Allem in Südamerika. Die zahlreichen gefiederten Bewohner des Urwaldes sind vor den Fallen und Pfeilen der Eingeborenen ziemlich sicher, sicherer als vor den Nachstellungen des Weißen, der den kostbaren Balg des Paradiesvogels und den Schmuck der Krontaube gegen klingende Münze auf dem europäischen Markt eintauscht. In Kaiser-Wilhelmland hat jedoch die Anwesenheit und Begehrlichkeit von Vogeljägern und Sammlern bislang wenig spornenden Reiz auf den trägen Tamul ausgeübt. Anders in dem vogelreicheren (nördlicheren) Holländisch-Neu-Guinea. Dort haben die malaiischen und celebessischen Vogeljäger die Eingeborenen den wirthschaftlichen Werth der Paradiesvögel erkennen gelehrt: die Papua des niederländischen Halbtheils der größten Insel der Erde sind heute leidenschaftliche Jäger, zum Segen für ihre soziale Entwicklung. Denn abgesehen von dem Nachtheil, den der Mangel an Jagdbeute auf die Ernährung ausübt, leidet auch die Psyche der männlichen Bevölkerung unter der Thierarmuth der gewaltigen Südinsel. Der Mann, dem die Jagd, die Abwehr wilder Thiere, die von der Natur gegebene Urbeschäftigung war, findet in Neu-Guinea in dieser Hinsicht keine Bethätigung: er wird träge, ja er verthiert wieder, da der Hebel fehlt, der ihn einst der Thierheit enthob.

Ungünstig wird die Ernährung dadurch beeinflußt, daß kein festes Mengen- und Zeitmaß die Mahlzeiten bestimmt: die Feldbestellung und der Fischfang setzen freilich der Speisezeit eine gewisse Tagesstunde, aber doch ohne zwingende Nothwendigkeit, wie bei fortgeschritteneren Völkern. Die Menge der Speise hängt sehr von der Laune des Zufalls ab: magere und fette Monde wechseln ohne Wahl. Mißernten machen sich furchtbar fühlbar, da die Sorge für die Zukunft dem Papua nicht eignet. Die Zubereitung der Speisen geschieht durchweg mit Hilfe des Feuers,

das unablässig brennt. Die Salzung wird theils durch Verwendung von Meerwasser, theils durch Beimischung bestimmter Kräuter und Blätter erreicht. Als Getränk dient vorzugsweise die Milch der Kokosnuß, Wasser, vor Allem solches aus Lagunen, meidet man ob der Dysenteriegefahr. Berauschenden Trunk herzustellen, ist kaum bekannt, um so leidenschaftlicher huldigt der Papua dem Tabak. Das Betelkauen ist mehr unästhetisch für unser Auge, als schädlich, im Gegentheil erhält es die Zähne, die bekanntlich in den Tropen wackliger sitzen, als im Norden. Auch die Ernährung der Kinder ist naturgemäß eine pflanzliche: schon dem Wöchling steckt die Mutter vorher zerkaute Tarokrummen ins Mäulchen. Daneben währt die Stillung des Säuglings durch die Brust sehr lange. Der Mangel an Kuhmilch macht sich empfindlich geltend. Man weiß, welche Rückwirkung die langen Laktationsperioden auf die Zeugkraft des Weibes haben und kann daran füglich den ungeheuren Einfluß ermessen, den die Zähmung des Rindes auch auf die Zucht eines gesunden und zahlreichen Nachwuchses unter den Menschen ausgeübt hat.

Im Ganzen zeigt die Lebenshaltung der Papua eine Stufe mit vorwiegender Pflanzenkost, gewonnen durch Hackbau ohne Viehzucht, aber auch ohne dauernde thierische Nahrung, die auf andere Weise erbeutet wäre, einen Zustand, der den natürlichen Hilfsquellen des Bodens angepaßt, wahrscheinlich insofern einen Rückschritt bedeutet, als die jetzigen Bewohner der Südseeinseln in ihren ursprünglichen Wohnsitzen eine reichere Fauna, mehr Kampf mit dieser und mehr Ausbeute aus ihr gehabt haben. Die Dazwischenkunft des Weißen hat diesen Niedergang in etwas schon gehemmt, da die bisherige, auf die Dauer zur Fortentwicklung einer Rasse nicht ausreichende Ernährung durch Zufuhr von Fleisch und Körnerfrucht eine wesentliche Ergänzung fand; beides wird von den schwarzen Arbeitern sehr bevorzugt. Die bessere Ernährung, die übrigens bis jetzt nur sehr Wenigen zu Theil ward, genügt aber allein nicht, um die wirthschaftliche Lage des Papua so zu heben, daß er ein nützliches Glied in dem großen Wirthschaftsgebilde der heutigen Menschheit werde, auch seine technische Bildungsfähigkeit fällt in die Waagschale.

Die Stoffveredelung hatte bei den Bewohnern der deutschen Südseeinseln unter Berücksichtigung der Nursteinwerkzeuge einen hohen Grad erreicht, als der Weiße seine ersten Hütten an den Gestaden Neu-Guineas erbaute. Freilich beschränkte sich

ihre Geschicklichkeit im Allgemeinen auf die Herstellung von Schmuckgegenständen, religiösem Geräth und allenfalls noch von Waffen. Die Hütten sind durchweg aus dem kaum bearbeiteten Holz des Urwaldes, nach Form und Zweck als bloße Schutzdächer errichtet. Die Bekleidung erstreckt sich nur auf die Verhüllung der Scham mit Baumfasergurten; im Bismarckarchipel verzichtete man vor zwanzig Jahren noch auf diesen Luxus: jetzt ist es besser geworden. Einen großen Hausrath birgt eine Tamulwirthschaft nicht. Dagegen sind Waffen — Bogen, Pfeile, Speere, Keulen — weit über den Bedarf hinaus vorhanden. Die zahlreichen Schmuckgegenstände, die vielen Lesern von der Ausstellung her und aus Museen bekannt sind, geben ein beredtes Zeugniß von der Kunstfertigkeit der Papua in Schnitz- und Kerbarbeiten. Man bedenke nur immer, daß diese Ringe, Spangen, Brustschilder, Haarpfeile, Pflöcke aus Holz, Stein, Knochen, Perlmutt und Zähnen nur mit Steinwerkzeugen gefertigt wurden. Oft reichten viele Jahre, ja ein Menschenalter nicht aus, um einen solchen Schmuck zu vollenden! Die Flecht- und Gerbarbeiten der deutschen Südseeinseler, die Netze, Körbe, Matten, Umhänge, Gurte, ja Schlafsäcke (am Ramufluß) sind mit nicht geringerer Ausdauer aus Baumfasern, Fruchtfasern, Lianen, Rotang gewunden und gebunden. Aber — alle diese nicht unerhebliche handwerkliche Thätigkeit ist kaum als festes Glied in die Hauswirthschaft eingereiht, ist kaum regelrechte „Arbeit", sondern fast nur der Ausfluß eines bloßen Thätigkeittriebes, der noch nicht zum vorsorgenden Erwerbsinn, zum zielbewußten Arbeitstrieb aufgesproßt ist, nicht mehr bloßes Spiel, noch nicht Arbeit, sondern Zeitvertreib für die müßige Stunde, oft einer auffachenden Begehrlichkeitslaune entspringend, manchmal einem Individualbedürfniß, selten einem religiösen genügend. Wenn jede menschliche Thätigkeit in ihrem letzten Grunde einem — vielleicht oft unbewußten — Gesetz der endlichen Nützlichkeit gehorcht, dann ist dieses in der gewerblichen Bethätigung der Papua sehr verblaßt, denn die wenigen Haus- und täglichen Gebrauchsgegenstände erfordern einen sehr geringen Aufwand von Mühe und Zeit im Verhältniß zu der Herstellung von bewunderns-werthen Schnitzarbeiten. Diese aber lassen schwer einen Nützlichkeitswerth in wirthschaftlichem Sinne erkennen und doch nehmen sie die Hauptrolle ein. Dabei schafft jedes Einzelwesen nach seiner eigenen besonderen Neigung, nicht nach dem Plane einer ineinander greifenden Stammes- oder auch nur Hauswirthschaft. Nur

für drei bestimmte Gewerbe sind wenigstens die Anfänge einer Arbeitsgliederung vorhanden, für Töpferei, Fischereigeräth und Kanubau.

Die Töpferei hat sich auf einigen Inseln der Küste Neu-Guineas entlang, ebenso im Bismarckarchipel an gewissen Plätzen und auch in Mikronesien als besonderes Gewerbe herausgebildet, so auf Bili Bili, Tami, Tamara, Port Moresby. Die Topfformerei ist dort ausschließlich Frauenhandwerk. Die Erklärung hierfür findet man leicht, wenn man sich erinnert, daß die Frau die Heimserin und Bereiterin der Feldfrüchte ist. Da sie die im Flechtwerk oder Bananenblatt heimgebrachten Knollen mit etwas Erde an den Rändern dieser Behälter umgab zum Schutz gegen Ankohlen, fand sie die härtende Kraft, die das Feuer auf den Lehm ausübt. Die zufällige Entdeckung ward der Ausgangspunkt des Töpfereigewerbes. Oertlich entfaltete es sich dort am günstigsten, wo in der Nähe Thon gefunden wird. So erklärt sich die alleinige Ausbildung der Töpferei an ganz bestimmten engbegrenzten Plätzen. Von diesen ausgehend, hat der Thontopf ältere Gefäßformen, theils solche aus gehärtetem Holz, theils aus gehöhltem Stein allenthalben verdrängt. Die Töpferei wurde ein erwerbsmäßige Beschäftigung für gewisse Stämme, ein Haus- und Stammesgewerbe.

Die Technik der Topfbaukunst ist sehr einfach, roh. Die Weiber formen die Gefäße aus Thon mit den Händen, höchstens unter Zuhilfenahme eines flachen Steines zum Glätten und eines kleinen Holzschlägels. Besonders mühsam ist die Aussiebung des Lehmes von Steinen und Steinchen. Die rohgeformten Töpfe werden in der Sonne allmählich gleichmäßig gebrannt. Verzierungen sind sehr selten, dagegen finden sich besondere Zeichen aufgedrückt, die Fabrikmarken bedeuten. Wie früh sich schon das Bedürfniß des Waarenschutzes herausstellt! Analogien aus der deutschen vormittelalterlichen Geschichte sind ja allgemein bekannt.

Nicht so scharf durch Arbeitstheilung und Sonderfertigkeiten als Stammesgewerbe gekennzeichnet ist die Herstellung von Fischereigeräth. Sie wird von allen Fischervölkern auf den Palaoinseln, Mariannen, Karolinen, Marshallinseln, im Bismarckarchipel betrieben. Immerhin finden sich einzelne Dörfer, in denen die Netzflechtkunst, andere, in denen die Fischkörberei besonders ausgebildet sind. Angelhaken, Reusen und an den Küsten Kaiser-Wilhelmlands Fischpfeile werden von Jedem nach Eigenbedarf gefertigt. Die Fisch-

körbe, in zwei verschiedenen Größen, sind besonders an der Küste Neu-Pommerns zu Hause. Sie werden aus Rotang geflochten und in gemessener Entfernung vom Lande mit Lianentauen verankert; an der Meeresoberfläche sind sie kenntlich durch einen Kranz von Bambusstäben. Im Herbstmond ist die Blanchebucht besäet mit solchen Fischermarken, an denen als Wahrzeichen meist ein tabu flattert.

Die Netzflechterei zerfällt in zwei Arten: einmal fertigt sich Jeder selbst ein kleines Netz zum Handgebrauch, oft nur zum Spielzeug, dann aber thun sich Mehrere, manchmal ganze Sippen zusammen, um große Schleppnetze zu wirken, die bei einer Breite von zwei Metern eine Länge bis zu 60 Metern erreichen. Diese Geflechte werden derart verwendet, daß einige Kanus die mit langen Tauen versehenen Netze ein paar hundert Meter aufs Meer hinausfahren, wo sie sorgfältig hinabgelassen und von den am Ufer Zurückgebliebenen zum Strande gezogen werden. Das Verlangen nach größerer Ausbeute und gehöriger Arbeitsnutzung zeugt so eine Arbeitsgemeinschaft.

Dieselbe Noth führt beim Kanubau zum Zusammenschluß Mehrerer zwecks gemeinsamer Arbeitsleistung. Im Uebrigen ist die Schiffbaukunst vielfach Stammesgewerbe, so auf Yap, auf Jaluit, auf Uatom und in Kabeira im Bismarckarchipel, auf Angell und auf Tarawai, dem Idyll papuanischer Kultur, an der Küste Neu-Guineas. Die Grundform des Kanus ist der Einbaum mit aufgenähten Brettern, häufig mit schnabeligen Bugverzierungen, mit einer aus Bambusstäben gefertigten beiderseitig überragenden Plattform in der Mitte und in der Regel mit Auslegern. Diese sind an der nördlicheren Küste von Kaiser-Wilhelmland stellenweise nicht bekannt, auch fehlen sie den Booten der größeren Binnengewässer. In Neu-Guinea sind große Segelkanus keine Seltenheit, im Bismarckarchipel haben die Eingeborenen das Segel erst durch den Weißen kennen gelernt, sich aber mit erstaunlicher Geschicklichkeit diese Kunst dienlich gemacht. Sein Kanu ist dem Neu-Pommer mehr werth als Weib und Kind, die er freilich auch nur als wirthschaftliche Kräfte zur Mehrung seiner Behaglichkeit werthet. Er baut dem Fahrzeug eine besondere Hütte am Strand, schützt es in jeder Weise gegen die zersetzende Sonnengluth und tüncht es stets mit Kalk, sobald er es aus dem Wasser zog. Auf den Marshallinseln findet sich als bemerkenswerthe Sonderart nicht der Einbaum, sondern eine Kanuform, die ganz aus einzelnen Brettern zusammengenäht ist.

Neuerdings macht sich in den Inselbezirken, vor allem im Bismarckarchipel, Nachfrage nach europäischen Booten bemerkbar. Die Eingeborenen zahlen in Matupi willig Mk. 600 bis Mk. 1000 für ein Segelboot. Ueberhaupt haben Wassersport und Schifffahrt im Bismarckarchipel durch die Dazwischenkunft der Weißen einen erfreulichen Neuantrieb erhalten, das Kanubaugewerbe ist neubelebt, strebt zu höherer Entwickelung auf und zwar unter Benutzung von Hammer und Meißel.

Leider hat das Eisen des Europäers nicht durchweg solch einen günstigen Einfluß auf die gewerbliche und handwerkliche Thätigkeit der Papua ausgeübt. Im Gegentheil! Die Kluft zwischen Steinzeit und moderner Technik ist zu groß, als daß ein Wilder die Segnungen der letzteren unvermittelt aufnehmen könnte. In sein Leben trägt das Eisenwerkzeug nur eine ungeheure Lücke hinein, die bisher durch die jahrelange mühevolle Bearbeitung von Stein und Holz durch Holz und Stein ausgefüllt war. Er ward der Wohlthat des Erzes nicht durch eigene Erfindung und Kraft theilhaftig und erliegt der Wucht dieser Macht, die ihn von engen Fesseln befreit, ohne ihm durch sich selbst die Anpassungsfähigkeit an den gewaltigen Fortschritt zu geben. Gelingt es dem Weißen, von seiner Kulturhöhe einen Steg zur Steinzeit des Papua zu schlagen, indem er ihm nur gegen ernste Arbeit stufenweise die Vortheile seiner Technik gewährt, so kann den Neu-Guineern und uns die Erwerbung der Südseeinseln zum Segen gereichen. Die gegenwärtigen Zustände, bei denen die Kuriositätenbegehrlichkeit der Europäer der armen Natureinfalt alle Schätze mühelos in die Hände spielt, müssen zum Untergang der Ureinwohner führen, gewiß zum größten Schaden für die Eroberer selbst, die der Schwarzen zur Arbeit im Feld und auf dem Wasser bedürfen. Die Vernunft und die Menschlichkeit weisen als einzigen Weg: Anbauen an das, was vorhanden ist, aber sachte, langsam, schonend gleich der großen Künstlerin Natur!

Die unentwickelten Formen der Güterzeugung und Stoffveredelung haben naturgemäß auch eine niedrige Stufe des Waarenaustausches zur Folge. Kaiser-Wilhelmland hinkt am meisten nach. Ein Handel mit Nahrungsmitteln ist schon deshalb unnöthig, weil eine reine Naturalwirthschaft vorherrscht, Jeder und jedes Dorf nur soviel anbaut oder fängt, als zum Leben unentbehrlich ist. Da auch die Bewohner der kleinen von dem Hauptland losgerissenen Atolle ihre eigenen Pflanzungen — oft auf dem gegenüberliegenden Festlande — haben, so ist nicht einmal die Bedingung für eine

Ergänzung der Bodenerzeugnisse durch die des Meeres gegeben, und nur die Töpferei als eigenthümliches Gewerbe einiger weniger Inselsassen hat einen Waarenaustausch gezeitigt. Die Bewohner von Tamara, Bili-Bili, Tami versorgen die ganze Küste mit Thonwaaren, indem sie auf ihren schmucken Kanus den Saum des Landes bereisen. Gegen ihre Töpfe tauschen sie meist Flecht- und Schnitzwerk, Eberhauer und Hundezähne, selten Nahrungsmittel. Diese Handelsthätigkeit hat den geschäftigen Insulanern ohne Zweifel eine gewisse gewerbliche und intellektuelle Vorherrschaft über die Bewohner der großen Hauptinsel erworben.

Im Bismarckarchipel herrscht regeres Leben. Die natürliche Scheidung zwischen den Fischern der Küste und den Landwirthen des Binnenlandes hat dort von altersher einen regelmäßigen Austausch der Seeerträgnisse gegen die Bodenerzeugungen hervorgebracht. Die Weißen fanden bereits die Einrichtung von Märkten, Markttagen und Marktplätzen vor, als sie ihre Füße auf die Gazellehalbinsel setzten. Seither sind diese Märkte immer zahlreicher und regelmäßiger geworden und bilden das wichtigste Bindeglied von Weiß zu Schwarz. Die Bewohner der Marshallinseln und Karolinen sind als kühnes seefahrendes Handelsvolk bekannt, von der Palaogruppe aus bestehen alte Beziehungen zu den Philippinen. Allem Anschein nach sind die Handelsfahrten dieser Südseeinseler früher ausgedehnter gewesen, als jetzt. Hat doch in der Marshallgruppe ehedem eine Seekarte den kühnen Schiffern als Wegweiser auf ihren Fahrten gedient. Dieselbe ist aus mehreren Steinchen und Fäden zusammengesetzt und wird „Medo“ genannt. Die Steinchen deuten die Lage der einzelnen größeren Inseln des Archipels mit überraschender Genauigkeit an. Die Nutzung dieses Medo ist aber heute fast in Vergessenheit gerathen. Auf den Karolinen sind Spuren ähnlicher Seekarten gefunden worden. In den geschlossenen Landmassen des Bismarckarchipels und am Strande Neu-Guineas entlang herrscht die Küstenschifffahrt vor. Es war also wenig Veranlassung zur Erfindung nautischer Hilfsmittel gegeben, die in dem zerrissenen Inselchenchaos von Mikronesien schon eher nöthig waren. Um so erstaunlicher ist der Ortssinn der Papua und der Neu-Pommern: Bäume, die dem Auge des Weißen kaum auffallen, prägen sich ihm so fest ins Gedächtniß, daß er nach Jahren noch den Lauf seines Schiffleins diesen natürlichen Seemarken anpassen kann.

Dem ausgedehnten Handelsverkehr zu Wasser entspricht kein gleichwerthiger auf dem Lande. In Neu-Guinea mag die Gelände-

zerklüftung viel zu der feindlichen Abschließung fast jeder einzelnen Dorfschaft beigetragen haben. Die Meeresanwohner und die Bergsassen sind in Urfehde verfeindet, aber auch an der Küste entlang und zu den nächsten Hügeln hin führen nur Tamulpfade, die sehr wenig begangen sind. Das Handelsbedürfniß hat diese Anfänge von Verkehrswegen jedenfalls nicht gezeitigt. Auf der Gazellehalbinsel dagegen verbindet ein ausgedehnteres und ausgetreteneres Pfadnetz die Marktplätze und neuerdings entstehen unter dem wohlthätigen Druck der Landesverwaltung schon breitere Reit-, ja Fahrwege. Die Marktweiber bleiben freilich noch ihren alten holprigen Saumpfaden treu. Daß bei der Unvollkommenheit der Ueberlandverbindungen (und bei der sprachlichen und politischen Zerrissenheit der Papua) kein Botendienst sich ausgebildet hat, auch nicht unter befreundeten Dorfschaften, kann nicht Wunder nehmen. Die Neu-Guineabuschleute haben sich aber auf andere Weise geholfen und mit Hilfe der Trommel einen trefflichen, weithin reichenden Fernsprechdienst eingerichtet. Freilich dient derselbe noch nicht zur Vermittlung von Termin- und Differenzgeschäften, aber doch zur Benachrichtigung über außergewöhnliche Vorkommnisse, vor Allem über die Unternehmungen der Weißen.

Das Interessanteste in diesen ursprünglichen Verkehrs- und Handelseinrichtungen ist die Erscheinung, daß der Handel schon über die einfachste Form des Tausches von Waare gegen Waare hinausgewachsen ist. In Kaiser-Wilhelmland freilich herrscht diese uranfänglichste Art des Güteraustausches noch vor, immerhin fehlen auch dort abstrahirende Werthbegriffe nicht ganz. „Geld“ in Bücherschem Sinne, nämlich: „diejenige Tauschwaare für jeden Stamm, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammesfreunden eintauscht“ giebt es in Neu-Guinea allerdings noch nicht. Wenn trotzdem Eberhauer und Hundezähne in gewissem Sinne Werthmesser geworden sind, so mag die Entstehung dieses „Geldes“ darauf zurückgeführt werden, daß neben dem Schmuckwerth solcher Thiergebisse Totemvorstellungen eine Rolle im Seelenleben des Papua spielen. Sie allein machen es erklärlich, daß die an und für sich doch technisch, gewerblich und für die Ernährung bedeutungslosen Eberzähne zur Wertheinheit wurden, anstatt des ganzen Thieres, das wegen seines ungeheuren Nutzens für den Fleischnothleidenden am ehesten geeignet war, in Bücherschem Sinne „Geld“ zu werden, wie thatsächlich das Vieh (pecus, pecunia, fee) bei vielen Völkern Jahrhunderte lang Werthmaß gewesen ist.

Im Bismarckarchipel hat die größere Mannigfaltigkeit des Wirthschaftslebens und seine höhere Entwickelung (die größere gesellschaftliche Verunterschiedlichung) früher und eindringlicher das Bedürfniß nach einem festen Werthmaße wachgerufen. Das Muschelgeld — Diwarra auf der Gazellehalbinsel, Bälle in der Neu-Lauenburggruppe — ist jedenfalls schon seit Jahrhunderten auf jenen Inseln eingebürgert. Gefunden werden die Diwarramuscheln an verschiedenen Plätzen der Ostküste Neu-Mecklenburgs und im Süden Neu-Pommerns. Durch Bleichung erhalten sie eine möglichst weiße Farbe und werden auf Fäden aufgezogen, von denen ein zweimetriger etwa den Werth eines Thalers hat. Ich führe die Entstehung dieses Muschelgeldes sowohl auf ursprüngliche Schmuckgelüste als auch auf religiöse Vorstellungen zurück: es geht die Sage, daß der Geist des Vulkans Unakokor alles Diwarrageld geschaffen und ausgestreut habe. Jedenfalls bestehen zahlreiche, noch nicht genügend geklärte Beziehungen zwischen dem Diwarra und dem Kultus. Ohnedem wäre es schwer, zu ergründen, wie eine winzige Muschel von geringstem technischen oder wirthschaftlichen Substanzwerth den Funktionswerth des Geldes erlangen konnte. Bei Salz-, Vieh-, Metall-Geld ist stets die Brücke von der Substanz zu der Funktion vorhanden, bei dieser werthlosen Muschel fehlt sie ohne die Vermittlung religiöser und ästhetischer Elemente gänzlich. Trotzdem hat das Diwarra einen so festen Geltungswerth, daß es sich sogar zu dem europäischen Metallgeld mit überraschender Schnelligkeit — in ein bestimmtes Werthverhältniß gesetzt hat. Es läuft jetzt neben diesem als Geldsurrogat (Geldersatzmittel) um. Allerdings ist die Vorliebe für Silbergeld — Einmarkstücke und Shillings — sehr im Wachsen begriffen. Merkwürdig, aber sehr erklärlich ist dabei die ausschließliche Bevorzugung nur einer Münze, für deren Vielfaches — in Thalern oder Fünfmarkstücken — nur sehr Wenigen langsam das Verständniß dämmert. Die große Bedeutung einer solch immerhin beachtenswerthen Entwicklung von Geldwirthschaft unter einem tiefstehenden Naturvolk liegt auf der Hand; sie ebnet dem Kulturbringer die Wege besser, als Bibel und Gesangbuch. Daß auf den Karolinen von altersher ein Steingeld umläuft, ist bekannt; die Herkunft und Entstehung desselben dürfte gleichfalls in religiöse Vorstellungen einmünden, wie ja das gesammte Wirthschaftsleben der Menschen und am meisten noch das solcher Naturvölker in innigem Zusammen-

hang mit Glauben und Seelenleben entstanden ist und sich so fortbildet bis in unsere Tage hinein.

In Neu-Guinea ist dieses Ineinanderweben von Volkspsyche und Volkswirthschaft auf Schritt und Tritt noch ganz deutlich zu erkennen, vor Allem auch in den Anschauungen über die Eigenthumsverhältnisse, bei denen wir noch einen Augenblick weilen müssen. Einiges darüber ist schon gelegentlich im Anschluß an die Schilderung der Zustände in Landwirthschaft, Gewerbe und Handel gesagt: es kann auch an dieser Stelle nur eine kurze Zusammenfassung der Eigenthumsverhältnisse, wie sie im Großen und Ganzen Geltung haben, gegeben werden. Die vielerlei örtlichen Abweichungen werden dabei nicht berücksichtigt. Der Grundzug allen Besitzes auf den deutschen Südseeinseln ist das Mutterrecht, sowohl für Liegenschaften, als auch für bewegliche Habe. Die Erinnerung daran, daß die Frau, die Hüterin des Herdes und Säerin des Feldes, auch die Schöpferin der Familie ist, beherrscht noch die gesammten Rechtsanschauungen über Eigenthum. Daß das Weib dabei der wirthschaftlichen Ausbeutelust und physischen Ueberlegenheit des Mannes zum Opfer fiel, hat ihre historische Stellung im wirthschaftlichen Rechtsleben fast garnicht beeinflußt: das Erbrecht insbesondere fußt durchaus auf dem Mutterrecht.

Privat-Eigenthum am Grund und Boden ist unbekannt. Das bebaute und das in den Bezirk einer Dorfschaft fallende Land eignet dem ganzen Dorfe. Verhandlungen und Verträge über Landkauf müssen daher mit der Gesammtheit der Insassen, vertreten durch die Aeltesten, geführt werden. Auf der Gazellehalbinsel scheint der Boden ursprünglich unter die einzelnen Sippen getheilt und danach jeder Bezirk benannt zu sein. Die Sippe, die meist auch heute noch mit der Dorfschaft nach Umfang und Abstammung zusammenfällt, ist die Eignerin des ihr von altersher gehörenden Landes. Das Haupt der Familie oder Sippschaft ist nur der bevollmächtigte Vertreter der gemeinsam besitzenden Gesammtheit, wenn auch einige solcher „Häuptlinge" im Verkehr mit den Weißen gerne von „ihrem" Grund und Boden sprechen. Ein solches Sondereigenthumsrecht besteht weder kraft der geschichtlichen Entwicklung noch hat es sich unter dem Einfluß europäischer Kultur eingebürgert. Je mehr freilich der Weiße als Anwerber auf Grund und Boden auf den Plan tritt, je intensiver also die Bodennutzung sich gestaltet, um so stärker wird auch bei den Schwarzen das Bedürfnis nach Privateigenthum an Land erwachen. Anfänge solcher Umwerthung des Eigenthumsbegriffes sind bereits vorhanden.

Für andere unbewegliche Habe, so für Kokosnußpalmen und sonstige Fruchtbäume gilt schon eher ein gewisses Privateigenthumsrecht. Häufig werden einem Kinde bei der Geburt bestimmte Nutzbäume zugesprochen oder junge eigens für den Neugeborenen gepflanzt. Solcher Einzelbesitz ist äußerlich kenntlich gemacht durch Umwinden mit Blättern, Fäden, Tüchern, dem Tabu, der eine tiefe (religiöse) Scheu genießt. Im Uebrigen sind Diebstahl, Betrug, Hehlerei nicht nur dem Begriff nach bekannt, sondern werden auch ausgeübt. Zivil- und Strafprozeßordnung fehlen aber, Wiedervergeltung, Buße und Reugeld sind die Rechtsmittel gegen den Uebelthäter. Miethe, Pacht, Darlehen, Bürgschaft sind unter den Neu-Pommern und Neu-Lauenburgern keine Seltenheiten, im Kaiser-Wilhelmland dagegen nur auf den höher entwickelten Inselchen (Tarawai und Valies voran) bekannt.

Die wenigen beweglichen Habseligkeiten des Papua tragen ausschließlich den Charakter des Privateigenthums, meist sind es ja nur die von jedem Einzelnen selbst gefertigten Schmucksachen und Waffen, die nach seinem Tode theils die Reise zum Schattenreich mitmachen, theils ins Tamboranhaus wandern oder auch nach dem Muttererbrecht an die nächsten Verwandten, nicht an die Söhne, übergehen. Die seefahrenden Stämme haben das Privateigenthum an beweglicher Habe schon weiter gebildet. Der Besitz eines Kanus, neuerdings eines Segelbootes, giebt dem Eigenthümer nicht nur ein wirthschaftliches, sondern auch politisches Uebergewicht. Hier kann der Hebel der Kultur am erfolgreichsten einsetzen. Auch das Muschelgeld wird als Sondereigenthum des Einzelwesens betrachtet, in der Regel aber von dem Familienhaupte im Diwarrahaus aufbewahrt: der Einzelne hat daher keine freie Verfügung über diesen todten aufgespeicherten Schatz, dessen Bedeutung er eigentlich nur empfindet, wenn er gezwungen ist, sich Bundesgenossen gegen Feinde zu kaufen. Nur für diesen Fall fühlt der Wohlhabende die Macht des Geldes; zur Verfeinerung des Lebensgenusses, zu größerer Behaglichkeit, besserer Kleidung, Wohnung und Nahrung verwendet er seine Reichthümer — noch nicht. Aber die Zeiten dieses Kommunismus nahen ihrem Ende.

Ein Eigenthumsrecht an fremde Personen, Sklaverei, besteht im Allgemeinen nicht, doch kennen die Neu-Pommern ein Wort dafür und die Bewohner der Insel Uatom im Norden der Gazellehalbinsel sind sogar von Altersher berüchtigt, die Bergsassen der Baining in Sklaverei zu halten und in fremde Knechtschaft weiter

zu verkaufen. Der Preis für solch' einen Unglücklichen beträgt im Allgemeinen 10 Faden Diwarra. Kinderraub kommt allenthalben vor; auf den Salomoinseln hausen gefürchtete Kopfjägerstämme; aber Sklaven werden nur gehalten, wo der Haushalt fremder Arbeitskräfte bedarf, in der Regel ist die lebende Kriegsbeute für die Mägen der hungernden Streiter bestimmt.

Die armseligste Sklavenschaft duldet aber im ganzen deutschen Südseeschutzgebiet das weibliche Geschlecht. Um Geld oder Geldeswerth wird die Frau, oft schon als Kind, vom Vater für den Sohn gekauft, und ist außer dem Nurgeschlechtswesen, dem Weibthier, das gebärt und säugt, lediglich das Arbeitspferd des Mannes. An seinen „höheren" religiösen Interessen, dem Dukduk und Ingietbund hat sie keinen Antheil. Wie wunderbar spinnt die Natur ihre Fäden: Das Weib, die Finderin und Hüterin des Feuers, des Herdes, die erste Säerin des Bodens, die Gründerin des Heims, dann kraft roher Körpergewalt die Sklavin des Mannthieres und je höher und schöner Gesittung und Bildung sich emporwinden, die ebenbürtige Genossin, die beseligende Kraftspenderin des Mannes, der mit ihr vereint um die höchsten Güter der Menschheit ringt!

Wenn wir zum Schluß die in großen Zügen angedeuteten wirthschaftlichen Zustände bei den Bewohnern des deutschen Südseeschutzgebiets unter die Kategorien der theoretischen Wirthschaftslehre zusammenfassen, so vermissen wir zunächst die Grundsätze der weitgehenden Arbeitstheilung, ohne die wir uns einen großen wirthschaftlichen Bau garnicht vorzustellen vermögen. Eine berufliche Gliederung ist nicht einmal in ihren einfachsten Anfängen – Priester, Krieger, Händler — vorhanden. An dem Bund der Ingiet und den Dukdukfesten kann allem Anschein nach jeder erwachsene Mann Theil haben, sofern er sich dem Mummenschanz der Aufnahmefestlichkeit unterzieht und — das nöthige Geld für die Vortänzer und Schreier aufbringen kann. Diese aber haben mit den „Priestern" anderer Natur- oder Halbkulturvölker aus Gegenwart und Antike nur das gemein, daß sie ihren „Zauber" wohl zu eigenem wirthschaftlichen Vortheil zu nützen wissen. Die Priester des Ibis und die Medizinmänner der Delaware sind ja auch gute Geschäftsleute gewesen, und die innige Beziehung zwischen religiöser Beherrschung der Gemüther und Bereicherung der priesterlichen Faullenzer besteht unter den Palmen der Gazellehalbinsel auch schon; vielleicht ist dies der Beginn einer Ausscheidung von besonderen „Priesterkasten" in

dem Entwickelungsgang, den das Gesetz der Arbeitstheilung durch die Jahrtausende hindurch gemacht hat. Ursache und Wirkung werden in dieser Hinsicht kaum reinlich zu scheiden sein.

Ebensowenig kann von einem besonderen Kriegerstand die Rede sein: jeder waffenfähige Mann nimmt seinen Antheil an den zahlreichen Fehden, die von Urahnenzeit her die Bewohner Neu-Guineas aufreiben. Führer im Felde sind die körperlich Stärksten und Gewandtesten, aber auch nur für die Dauer des Kampfes. Nach seinem Ende kehren Alle, gleich geachtet und nicht geachtet, zu ihrem Tagewerk, zu ihrem Faulthierdasein zurück. Waffenübung im Frieden unter besonderer Leitung ist nicht bekannt.

Daß sich weder ein Ackerbauer-, noch Händler- oder Handwerkerstand herausgebildet hat, ist bei der geringen Bethätigung all' dieser Zweige des wirthschaftlichen Lebens begreiflich; um so schärfer sind die Wirkungskreise der männlichen und weiblichen Thätigkeit geschieden. Die Bestellung und Wartung des Feldes, die Heimsung der Früchte, ihre Zubereitung, der Besuch des Marktes, jegliches Lastenschleppen, die Töpferei, die Pflege und Beaufsichtigung der Kinder — kurz, man möchte sagen, alle schweren Arbeiten sind dem Weibe gebürdet, der Mann jagt, fischt, schnitzt Waffen und Schmuckwerk, baut allenfalls einmal eine Hütte oder ein Kanu, im Ganzen ist er ein Tagedieb und läßt lieber seine halbwüchsigen (weiblichen) Kinder für sich arbeiten. In Mikronesien und unter dem Fischervolk der Blanchebucht sind die Gründe zu einer Besserung dieser Arbeitstheilung nach Geschlechtern schon gelegt; dort beginnt auch der Mann zu schaffen, aber langsam, sehr langsam. Das Mißverhältniß in der Vertheilung der Lasten zwischen Mann und Weib schneidet tief in das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben dieser Naturvölker ein. Der Niedergang dieses Volksthums, das einst wie sämmtliche Bewohner Ozeaniens, schon einmal den ersten Flügelschlag zu einem Aufflug gethan hatte, erklärt sich in seinem letzten Grunde vielleicht aus der würdelosen Stellung, die der Frau in diesem Wirthschafts- und Gesellschaftsleben angewiesen ist. Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist die umgekehrte Bahn gegangen, indem sie das Weib mehr und mehr von dem harten, allen Persönlichkeitstrieben entgegenstrebenden Gesetz der Arbeitstheilung befreite, und sie muß und wird — trotz des widersprechenden Scheins der Gegenwart — diesen Weg weiterwandeln, wenn immer die Menschheit höher und höher steigen soll.

Eine technische Arbeitsgliederung ist bei dem niederen Stand aller handwerklichen Thätigkeit so ziemlich ausgeschlossen. Wo Anfänge einer solchen dämmern, ist schon gelegentlich darauf hingewiesen. Am ehesten tritt eine Scheidung der technischen Arbeitsleistung noch beim Kanubau zu Tage und fehlt dort auch keineswegs. Aber im Ganzen ist jeder Einzelne der Fertiger aller seiner Bedürfnißgegenstände, der Befriediger aller seiner Wünsche. Dagegen macht sich das Gesetz der Arbeitstheilung, das ja wechselwirkend auch ein Gesetz des Arbeitszusammenschlusses ist — coopération simple et compliquée und labour coopération — in der Erscheinung geltend, daß mitunter ganze Sippen sich gruppen, um ein größeres Werk zu leisten, so die Flechtung eines großen Fischnetzes.

Dieser Umstand — wenn auch nur vereinzelt auftretend — ist für die Vergesellschaftung der Papua um so bemerkenswerther, als sonst fast jede Bedingung zu einer gesellschaftlichen und staatlichen Einigung und Gliederung fehlt. Boden- und Geländebeschaffenheit sind den Beziehungen der Menschen untereinander in Neu-Guinea nur hinderlich; ja sie schließen einen Verkehr geradezu aus. Die Thierwelt, deren schreckliche Vertreter in anderen Zonen die Menschenrudel zuerst zu engerem Zusammenschluß zwangen, ist dem Papua ganz ungefährlich, noch dräuen fremde, feindliche Menschenmächte. So ermangelt Neu-Guinea aller Bedingungen, die ein Anfangstaatengebild zeugen könnten, und in der That ist schrankenloser Kommunismus das einzige Kennzeichen des öffentlichen und sozialen Lebens. Es giebt kein Machtansehen, nicht des Alters, nicht einzelner Geschlechter, kaum das der Aeltesten in den wichtigsten Gemeinfragen. Der einzige Bezirk in Kaiser-Wilhelmland, in dem die Anfänge einer staatlichen Gliederung und Herrschaft vorhanden sind, ist das Reich des Häuptlings Massoi auf den Inseln Tarawai und Valies. Die Schöpferin dieser Oase in der papuschen Finsterniß ist die malaiische Kultur gewesen, die auf den gesegneten Eilanden von Altersher eine Pflanzstätte errichtet hatte. Die Berührung mit der Sundarasse hat die ohnehin in Folge ihrer Raumbeschränktheit arbeitsameren Inselsassen den Werth des Schaffens und Besitzens gelehrt und der Reichste unter ihnen ward „König", wie immer aus Urzuständen heraus Tapferkeit (so bei den Germanen) oder Besitz oder (geistige) Zauberkraft die ersten Bildner aller Klassenunterschiede gewesen sind. Dieser soziologische Differenzirungsprozeß aber bedeutet den Fortschritt, — in anderen

Formen auch heute noch: das Beispiel von Tarawai giebt uns den Fingerzeig, wie dem entwickelungsfeindlichen Kommunismus der Papua beizukommen sei. Freilich dürfen wir nicht unterschätzen, daß der Malaie jenen Eilanden eine Kultur zutrug, die ihrer eigenen unendlich viel näher stand, als die unsrige. Um so schwerer ist unsere Aufgabe. Wir müssen viele Mittellinien ziehen und werden sanften Zwang und weise Selbstbeschränkung unsererseits üben müssen. Anders kann es nicht gelingen, den Papua als nützliches Glied in unsern Wirthschaftsbau einzureihen; dies Ziel aber entspricht sowohl dem Selbstinteresse als dem der Menschlichkeit und Menschheit.

Auch im Bismarckarchipel sind kaum die Anfänge einer staatlichen Gliederung vorhanden. Das höchste soziale Gebilde ist die Sippe, die den ihr ursprünglich zugefallenen Landstreifen benamst, ohne damit den Begriff eines politischen Gemeinwesens zu verbinden. Immerhin hat die an und für sich die Papuakultur überflügelnde Wirthschaftsgliederung der Neu-Pommern und Neu-Lauenburger schon eine Scheidung von Reich und Arm gezeugt. Diese hat den Grund gelegt zu einer Anfangbildung von Ständen, indem die Familienhäupter (agala), die Anführer im Kriege (luluai), und die Reichen (uviana) als Träger besonderer Würde geachtet werden. Diese Differenzirung hat die Landesverwaltung mit Geschick ausgenutzt, um eine dauernde gesellschaftliche Gliederung, richterliche und politische Gewalt zu schaffen.

Auf den Marshallinseln sind ebenso, wie im Bismarckarchipel Häuptlingswürde und Reichthum nicht unbekannt. Freilich kann auch dort von wirklichen staatlichen Gemeinwesen nicht die Rede sein. Eher ist dies der Fall auf den Palaoinseln, wo eine Reihe von kleinen Republiken unter angesehenen Oberhäuptern schon die Grundlage eines größeren Verbandes erkennen läßt. In ganz Mikronesien scheidet sich die Bevölkerung in gewisse Klassen, deren Ursprung wohl auf Einwanderung von Tagalen und Negritos zurückzuführen scheint. Alte Beziehungen zu den Philippinen sind ja allenthalben zu erkennen. Auf den Karolinen (Ponape) weisen alte Ruinen und Steintafeln darauf hin, daß — wahrscheinlich doch — die Urahnen der jetzigen Bewohner, oder vielleicht der ältesten Kaste unter ihnen schon einmal eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hatten, die indeß wieder in Verfall und Vergessenheit gerieth, ebenso wie die Steinkolosse und Höhlenbauten der Osterinsel nach den besten Forschungen die Werke desselben polynesischen Stammes

sind, von dem jetzt kaum einige Hundert stumpf ihrem letzten Tage entgegensiechen. Das Zeichen des Krebses scheint über manchen Eilanden der Südsee zu stehen; Spuren des Niedergangs mehren sich in Fülle, je genauer man zusieht, und es lohnt wohl, einen Augenblick noch den wahrscheinlichen Ursachen dieses Verfalls unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Räthsel des Bevölkerungproblems geben uns die Schlüssel an die Hand. Die Thatsache der Volksabnahme in Hawaii, in Französisch-Ozeanien, in Kaledonien, in Neuseeland ist allgemein bekannt. Man hat den Alkohol, Seuchen, Kriege, religiöse Massenopferungen, Menschenfraß, die würdelose Arbeitsviehstellung der Frau dafür verantwortlich gemacht. Unter allem diesem scheint der letzte Grund der ausschlaggebendste zu sein. Nicht nur die langen Laktationsperioden, sondern noch viel mehr die durch Jahrhunderte hindurch geübte Verkrüppelung des Weibes haben seine Zeugkraft immer mehr beeinträchtigt, sie selbst als nur gebärendes und säugendes Geschlechtswesen entartet. Dann aber hat die von Geschlecht zu Geschlecht währende Inzucht — die bei der Kleinheit so mancher Atolle und der Abgeschlossenheit jeder Dorfschaft erklärlich ist — am Ende ihre furchtbaren Folgen gezeitigt. Die Alpenthäler, in denen Aehnliches sich heute vor unseren Augen abspielt, liegen ja nicht allzu fern und auf den Inseln der Südsee wüthet und rächt sich die Naturwidrigkeit schon seit Jahrhunderten; denn es ist sicher, daß die rasende Abnahme der Bevölkerung (so in Neuseeland) schon eingetreten war, bevor die Weißen ihren Branntwein und ihr Eisen an jene Gestade getragen hatten. Das letztere hat übrigens vielfach schlimmer gewirkt als der Alkohol und die Psyche des Südseeinselers härter getroffen als seinen Magen der Branntwein. In Kaiser-Wilhelmland und dem Bismarckarchipel hat der letztere glücklicher Weise seinen Einzug nicht gehalten und doch tritt auch dort mindestens keine Vermehrung der Bevölkerung ein. Die häufige wirthschaftliche Noth, der ausgeprägte Kommunismus, der Mangel an jeglicher Hervorkehrung der eigenen Persönlichkeit, also auch derer, die desselben Blutes sind, mehren die Ursachen des Bevölkerungsstillstandes: Kindertödtung und Abtreibung der Leibesfrucht sind leider sehr im Schwunge; der Beweggrund mag dabei instinktiv die Nahrungssorge sein, und solch' blühende Dörfer wie Tarawai und Valies mit ihrer jubelnden kräftigen Kinderschaar, ihren arbeitsamen, aber doch lebensfrohen Frauen und vor Allem ihren im Feld und auf dem Wasser geschäftigen Männern bilden

eine herzerquickende Ausnahme, leider eine sehr seltene Ausnahme. Und doch muß es der Zweck einer gesunden Wirthschaftspolitik auf jenen Schollen des Weltmeers sein, die Papua, die Melanesier und die Mikronesier uns und sich selbst zu nützlichen Arbeitern zu erziehen.

Die Mittel und Wege, die zu diesem Ziele führen, sind in Kürze folgende: Die Grundbedingung eines Erfolges aller erzieherischen Thätigkeit unter den Südseeinselern ist die Befreiung des weiblichen Geschlechts von seinen Ueberbürden.

Im Zusammenhang damit müssen Maßnahmen für eine geregelte Eheschließung und Kinderzucht getroffen werden und es ist dahin zu wirken, daß eine größere Mischung des Blutes eintrete.

In unmittelbarer Anknüpfung an die ackerbaulichen und seemännischen Fertigkeiten der Papua muß man ihnen Gelegenheit geben, sich — sei es im Dienste der Weißen, sei es in ihrer eigenen Wirthschaft — unter planmäßiger Nutzung der Segnungen unserer Kultur zu vervollkommnen.

Das Wesentliche ist dabei, daß man dem Papua nur gegen ernste regelrechte Arbeitsleistung nicht gegen Ethnologica und Kuriositäten seine eben erst erwachte Begehrlichkeit nach Eisen, Tuch und Perlen befriedige.

Der Lohn für solche von Eingeborenen geleistete Arbeit muß nach Maßgabe ihrer, nicht unserer Werthvorstellungen abgeschätzt, er darf jedenfalls nicht zu hoch sein.

Die beiden letzten Punkte umfassen eigentlich die Kernfrage der Erziehung des Papua zur Arbeit und sind doch bisher am meisten außer Acht gelassen worden. Die Kuriositätenwuth des Weißen hat die wirthschaftliche Ueberlegenheit des Europäers über den Schwarzen geradezu in das Gegentheil verkehrt. Es thut dringend noth, in beiderseitigem Interesse, nöthigenfalls von Amtswegen, einen gelinden Druck zu üben, wie überhaupt die Landesverwaltung in der Erziehung der Eingeborenen ihre vornehmste Aufgabe erblicken müßte. Wie sie hierbei den Schwarzen ein Hort gegen mögliche Uebergriffe von Pflanzern und Händlern sein soll, so muß ihr anderseits ein milder väterlicher Zwang gegen ihre braunen Unterthanen unter allen Umständen gestattet sein. Es ist bezeichnend, daß selbst von

maßgebender sozialdemokratischer Seite die Heilsamkeit solcher Eingeborenenpolitik anerkannt wird. Aus Zwang wird Gewohnheit, aus Gewohnheit Bedürfniß und ist dieses erst vorhanden, dann können wir getrost hoffen, daß die Bewohner unserer Südseeinseln nicht gleich den Kariben der Antillen vor vier Jahrhunderten unter dem Einfluß einer höheren Kultur zu Grunde gehen, sondern sich als nützliche Glieder in das weltumspannende Wirthschaftsgebilde der heutigen Menschheit fügen werden. Die feste ehrliche Absicht, diesem Ziele zuzustreben und in diesem Sinne Bildung und Gesittung über unsere Tochterländer, über den ganzen Erdball zu breiten, kann allein einer großen stolzen Nation, kann allein des deutschen Volkes würdig sein.

---

# Voltaire als Friedensvermittler.

Von

**Otto Herrmann.**

So bekannt es ist, daß der gefeiertste Causeur an Friedrichs II. Tafelrunde in Sanssouci zugleich als Dichter, Philosoph und Geschichtsschreiber sich ausgezeichnet hat, so wenig hört man davon, daß er auch in der Politik eine Rolle gespielt und speziell während des siebenjährigen Krieges seine Hand mehrfach dazu geboten hat, den Frieden zwischen Preußen und Frankreich wiederherzustellen. Und doch ist es einerseits sehr begreiflich, daß Voltaire sich von dem stillen Hafen der Dichtkunst auf das hohe Meer der Politik hinauswagte, da ihn ja viele, zum Teil enge Beziehungen mit Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Günstlingen Deutschlands und Frankreichs verbanden. Andrerseits dürfte grade seine Thätigkeit als Friedensvermittler, wenn sie auch schließlich ohne Erfolg blieb, wegen der ihr zur Grunde liegenden Motive und wegen der Aufnahme, die sie namentlich bei Friedrich II. fand, nicht uninteressant sein. Es ist daher gewiß anzuerkennen, daß ein französischer Historiker, der Herzog von Broglie, in seinem kürzlich erschienenen Buche: Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans diesen Gegenstand aufs Korn genommen hat. Leider hat aber der Herzog, welcher Mitglied der Pariser Akademie ist und bereits mehrere große Werke über das Fridericianische Zeitalter veröffentlicht hat, trotz aller den Franzosen eigenen Klarheit und Eleganz der Darstellung in der vorliegenden Frage kein Recht, das letzte Wort zu beanspruchen. Er hat nämlich mit gleichfalls echt französischer Sorglosigkeit eine schon gedruckte Hauptquelle für die Friedens-

verhandlungen übersehen, die wichtiger ist als seine Mittheilungen aus ungedruckten Ministerialakten, und ist auch nicht immer den Regeln der Chronologie gefolgt. So mußte er begreiflicher Weise mehrfach zu theils ungenügenden theils schiefen Resultaten kommen. Wir wollen daher im Folgenden den so interessanten Gegenstand einer erneuten Betrachtung unterwerfen, indem wir versuchen, die Fehler des französischen Autors nicht bloß aufzudecken, sondern auch zu repariren. —

Schon vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte Voltaire zweimal in die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich einzugreifen gesucht, und zwar im direkten Auftrage der französischen Regierung: 1740 sollte er, unter dem Vorwande, den jungen König Friedrich zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, ihn über seine Pläne zur Eroberung Schlesiens aushorchen; 1743 hatte er den Auftrag, den preußischen König zum Wiederanschluß an das Bündniß mit Ludwig XV. zu bewegen. Aber Friedrich, so sehr er den Dichter Voltaire bewunderte, wollte doch von dem Spion Voltaire, den er durchschaute, nichts wissen und ließ ihn daher unverrichteter Weise abziehen. Wenn Broglie daher meint, die französische Regierung hätte auch im Jahre 1750, als Voltaire der Einladung Friedrichs nach Berlin folgte, ihn als Spion verwenden sollen — Richelieu und Mazarin hätten dies sicher gethan —, so scheint mir unser Autor auf dem Holzwege zu sein; denn Voltaire würde damals, auch wenn er sich Mühe gegeben hätte, aus seinem königlichen Gönner ebensowenig über dessen politische Ansichten herausgepreßt haben wie 1740 und 1743.

Der Aufenthalt Voltaires am Berliner Hofe dauerte nur drei Jahre. Seine Habsucht, wie sie sich in der Einschmuggelung in Preußen verbotenen sächsischen Papiergeldes zeigte, und sein literarischer Ehrgeiz, wie er in seinem Streit mit Maupertuis, dem Präsidenten der Berliner Akademie, zu Tage trat, verstimmten den großen König gegen den großen Dichter. Als dem Könige nun vollends eine Aeußerung Voltaires hinterbracht wurde, er habe keine Lust mehr, Friedrichs „schmutzige Wäsche zu waschen", d. h. seine französischen Verse zu korrigiren, da erklärte Friedrich: „Man drückt die Orange aus, dann wirft man sie weg" und ertheilte dem genialen Franzosen, wenn auch ungern, die erbetene Erlaubniß zur Abreise. Voltaire beging nun noch die Unvorsichtigkeit, einen Band Gedichte des Königs mitzunehmen, wurde deshalb in Frankfurt am Main durch den preußischen Residenten, Baron Freytag, festge-

halten und mußte hier, als er einen Fluchtversuch wagte, sich einem Arrest unterwerfen, in Folge dessen er nach seinem eigenen Zeugniß krank wurde und aus dem ihn, nach Ablieferung jener Gedichte, nicht die Vermittelung seiner Regierung, an die er sich vergebens wendete, sondern erst eine Kabinetsordre aus Berlin befreite.

Mochte Voltaire, wie Friedrich glaubte, mit seiner Krankheit nur Komödie gespielt oder mochte die ihm widerfahrene wenig rücksichtsvolle Behandlung wirklich so schwer getroffen haben, die Kränkung wirkte jedenfalls so lange in ihm nach, daß er vor Beginn des siebenjährigen Krieges — er hatte sich inzwischen auf ein Landgut in der Nähe von Genf zurückgezogen — zunächst mit einer gewissen Genugthuung seinen früheren Gönner einer übermächtigen Allianz gegenüberstehen sah. Er schrieb damals an eine Freundin der Pompadour, eine Gräfin Lützelburg: „Sie erwarteten wohl nicht, daß Frankreich und Oesterreich eines Tages Bundesgenossen sein würden. So einsam und der Welt abgestorben ich lebe, so bin ich doch übermüthig genug, mich über dieses Bündniß zu freuen.“ Einige Tage später fragte er die Gräfin, ob Maria Theresia Vorbereitungen zur Wiedereroberung Schlesiens treffe. „Der Moment ist jetzt günstig hierfür; wenn sie ihn vorübergehen läßt, wird er nicht wiederkommen. Freuen Sie sich nicht zu sehen, wie zwei Frauen, zwei Kaiserinnen (Maria Theresia und Elisabeth) mit unserm großen König von Preußen, unserm nordischen Salomo Fangball spielen? . . Und würden Sie sich nicht freuen, Salomo in Wien am Hofe der Königin von Saba zu sehen?“

In dieser Zeit suchte Friedrich II. das freundschaftliche Verhältniß mit Voltaire wieder anzubahnen, indem er ihn zwar nicht persönlich — dazu war er zu vorsichtig — aber durch seinen Sekretär und Vorleser, den Abbé de Prades, zum Besuch bei sich aufforderte; er reichte ihm wieder die Hand, mit der er ihn, nach Broglies Ausdruck, kurz vorher „so brutal geohrfeigt hatte“. Den Grund für dieses Entgegenkommen sieht Broglie darin, daß Friedrich in Frankreich populär bleiben wollte, „in Theatern und Akademien beweihräuchert“, und daher „den furchtbaren Spötter“ auf seiner Seite zu haben wünschte; mir scheint eher das leidenschaftliche Bedürfniß des Königs nach der geistvollen Plauderei Voltaires den Anstoß gegeben zu haben. Mag dem sein, wie ihm wolle: der Dichter lehnte ab, er zog es vor, wie er sagt, ruhig auf seinem von den Alpen überragten Landgute mit seinen „Büchern, Gärten, Weinbergen, Pferden, Kühen“ weiter zu leben. Die

Schwärmerei Voltaires für das Landleben wird ihn aber wohl ebensowenig zu seiner Ablehnung bestimmt haben wie „die Vergänglichkeit der Ehrenstellen“, die er an anderer Stelle vorschützte; es war vielmehr jedenfalls noch ein starker Rest von Empfindlichkeit gegen seinen früheren Mäcen in ihm zurückgeblieben. Wie groß diese Empfindlichkeit war, können wir aus einer Aeußerung Voltaires entnehmen, welche in die Zeit nach Friedrichs ersten Erfolgen im siebenjährigen Kriege fällt: „Dieser Teufelskerl von Salomo scheint das Uebergewicht zu bekommen. Wenn er stets glücklich und siegreich bleibt, wird meine ehemalige Vorliebe für ihn gerechtfertigt werden; wird er geschlagen, so werde ich gerächt werden.“ Zugleich bat er den Marschall von Richelieu, seinen „Heros“, wenn er nach Frankfurt käme, ihm von dort die Ohren des schurkischen Baron Freytag mitzubringen.

Ueberwog hier noch das Gefühl der Rache, so wurde dasselbe vollkommen in den Hintergrund gedrängt, als Friedrich II. nach der Schlacht bei Kolin und ihren verderblichen Folgen in den Abgrund des Verderbens hinabgestürzt zu sein schien: Voltaires ganzes Bestreben ging jetzt dahin, feurige Kohlen auf das Haupt des preußischen Königs zu sammeln. Er sah wie Broglie, freilich die Farben etwas stark auftragend, bemerkt — mit einem Schlage die Gelegenheit, sich durch einen Akt großen Edelmuthes berühmt zu machen, indem er den, welcher ihn kurz zuvor unterdrückt hatte, jetzt aber „gedemüthigt zu seinen Füßen lag“, vom gänzlichen Untergang rettete, und zugleich mit Glanz wieder in den Kreis diplomatischer und politischer Angelegenheiten einzutreten, von dem er zu seinem Schmerze ausgeschlossen worden war. Es war also nicht sowohl selbstlose Hinneigung zu Friedrich oder ein Gefühl des Dankes für die schöne Zeit, die er an der Spree und Havel in den königlichen Schlössern verlebt hatte, als vielmehr persönliche Eitelkeit, die Voltaire bewog, jetzt die Vermittlerrolle zu übernehmen.

Er wandte sich zuerst nicht an Friedrich direkt, sondern an seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, deren enge Beziehungen zu ihrem königlichen Bruder er kannte und mit der er auch schon vorher korrespondirt hatte. „Gestatten Sie mir“, schrieb er ihr, wahrscheinlich im Juli 1757,*) „daß ich Ihnen eine meiner Ideen mittheile. Ich bilde mir ein, daß der Marschall von

*) Die Daten des Briefwechsels zwischen Voltaire, Wilhelmine und Friedrich sind in dieser Zeit sehr unsicher.

Richelieu sich geschmeichelt fühlen würde, wenn man sich an ihn wendete. Es ist meiner Ansicht nach nothwendig, ein gewisses Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, und ich glaube, daß es für ihn leicht sein würde, das Interesse seines königlichen Herrn mit dem Interesse seiner Verbündeten und dem Ihrigen zu verschmelzen. Lassen Sie ihn gelegentlich sondiren: Niemand kann geeigneter sein als der Marschall von Richelieu, eine solche Mission zu erfüllen. Ich spreche von diesen Dingen nur in der Voraussetzung, daß Ihr Bruder, der König, gezwungen würde, Frieden zu schließen, und um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß er Ihnen in diesem Falle gewiß zu großem Danke verpflichtet wäre, selbst wenn die Umstände ihn nöthigen sollten, Opfer zu bringen."

Zu gleicher Zeit schrieb Voltaire auch selbst an Richelieu, seinen „Heros", der im Jahre 1756 die Insel Minorka den Engländern entrissen hatte und gerade jetzt als Nachfolger des Marschalls d'Estrées zum Kommandirenden der französischen Armee im nördlichen Deutschland ernannt wurde. Um Politik bekümmere er sich zwar, so bemerkt er in seinem Brief an Richelieu mit offenbarer Verstellung und sich selbst gleich darauf widerlegend, genau ebenso wenig wie um die Streitwagen der alten Assyrer, er habe aber doch nicht umhin gekonnt, der Markgräfin von Bayreuth den Wunsch vorzutragen, daß er, Richelieu, die Rolle eines Feldherrn mit der eines Schiedsrichters vereinigen möge. Diese seine Idee sei kein Rath, sondern eben nur ein Wunsch, der Niemanden kompromittiren könne, und der nur seinem Eifer für die Person und den Ruhm des Marschalls entsprungen sei.

Der Rath Voltaires fiel sowohl bei Friedrich II., der durch seine Schwester informirt worden war, wie auch bei dem Marschall von Richelieu auf fruchtbaren Boden. Friedrich schrieb am 6. September 1757 einen Brief an Richelieu, „den Mann, der die Insel Minorka trotz ungeheurer Schwierigkeiten erobert hat, und der auf dem Punkte steht, Niedersachsen zu unterwerfen". Es handele sich um die „Kleinigkeit", Frieden zu schließen, so erklärte der König vorsichtiger Weise in diesem Briefe, um seine Nothlage nicht einräumen zu müssen. Er sei bereit, die alte, sechzehnjährige Verbindung mit Frankreich wieder aufzunehmen. Wenn Richelieu in Bezug auf die Vorschläge, die er ihm mache, keine Instruktionen habe, möge er sich welche erbitten und den König von ihrem Inhalt in Kenntniß setzen. Der Marschall antwortete hierauf, daß er mit einem Helden wie Friedrich lieber verhandle als kämpfe;

da er in der That ohne Instruktionen sei, werde er einen Kourier abfertigen, um die französische Regierung von den „Eröffnungen" des Königs zu benachrichtigen.

Worin bestanden diese „Eröffnungen", fragt Broglie, und beantwortet die Frage dahin, daß wir leider gar nichts hierüber wüßten, weil „keine schriftliche Spur" davon erhalten sei. Ein Irrthum des französischen Autors: nicht bloß eine, sondern viele schriftliche Spuren über diese Friedensverhandlung sind erhalten. Weshalb hat Broglie diese Spuren nicht entdeckt? Weil er, wie wir oben sagten, mit echt französischer Sorglosigkeit die Hauptquelle für alle politischen Verhandlungen Friedrichs II., seine Korrespondenz, nicht benutzt hat. Diese „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen", welche schon vor einigen Jahren bis zum Ende des siebenjährigen Krieges geführt ist, ist ein monumentales Urkundenwerk gleich der Correspondance de Napoléon I., und es erscheint uns Deutschen fast unbegreiflich, wie ein in Frankreich und über die Grenzen Frankreichs hinaus mit Recht berühmter Historiker, der sich hauptsächlich mit der Periode Friedrichs II. beschäftigt, sie übersehen konnte. Der Fehler ist um so schwerer verständlich, weil Broglie in seinen früheren Werken die Korrespondenz benutzt, ja sogar im vorliegenden Buche über Voltaire einmal zitirt hat.

Nach der „Politischen Korrespondenz" schickte Friedrich am 6. September den Kammergerichtsrath von Eickstedt, der Spezialgesandter an den deutschen Fürstenhöfen war, mit seinem oben erwähnten Briefe und einer besonderen Instruktion an den Marschall von Richelieu. Auch in dieser Instruktion ist übrigens von keinen Friedensvorschlägen des Königs die Rede; Eickstedt sollte vielmehr danach, ähnlich wie Friedrich es in seinem Briefe that, den Marschall auffordern, sich „zu äußern", falls er zu Vorschlägen ermächtigt wäre, wenn nicht, sogleich an seinen Hof zu schreiben. Die Absicht des Königs ging nach der Instruktion dahin, „daß Ich den Frieden antragen lasse und durch Euch den Maréchal über die Conditions und Propositions, wie man solchen zu schließen vermeinet, sondiren lasse." Der König folgte dem Rathe Voltaires also ganz genau, er bediente sich desselben Ausdruckes „sondiren", den jener in seinem Briefe an die Markgräfin von Bayreuth angewendet hatte. Die Idee des Dichters fand demnach eine sehr günstige Aufnahme bei Friedrich, wenn er ihr auch nicht sofort folgte, sondern erst dann, als seine militärische Lage durch den Sieg

der Russen bei Großjägerndorf sich noch mehr verschlimmert hatte.*) Die „Eröffnungen“ Friedrichs aber, von denen Richelieu in seiner Antwort spricht und die Broglie soviel Kopfzerbrechen machen, enthalten, wie gesagt, keine detaillirten Vorschläge zum Frieden.

Am 20. September (Polit. Korrespondenz Bd. 15, Nr. 9356) übersandte Eickstedt dem Könige nebst der obigen Antwort Richelieus einen Bericht über zwei Unterredungen mit dem Marschall. Danach hatte dieser auch mündlich die baldige Absendung eines Kouriers nach Versailles zugesichert, zugleich aber betont, daß der Friedensschluß mit Preußen ohne Opfer dieses Staates bei seiner Regierung auf Schwierigkeiten stoßen werde, da Maria Theresia den Franzosen die österreichischen Niederlande (etwa das heutige Belgien) versprochen habe, falls sie ihr bei der Wiedereroberung Schlesiens helfen würden. Eickstedt erhielt nun Befehl, wenn Richelieu von Abtretungen oder dergleichen spräche, „bescheiden“ hervorzuheben, „daß Vorschläge dieser Art nicht das geeignete Mittel wären, um den Frieden in die Wege zu leiten;“ der Marschall möge sich erinnern, was Ludwig XIV. 1672 in Utrecht passirte (mit der Einnahme von Utrecht endete der Siegeszug Ludwigs XIV. in Holland). Von Abtretungen also wollte der König jetzt, am 24. September, nichts wissen, obwohl er noch kurz vorher, am 18. oder 19. September, seiner Schwester Wilhelmine geschrieben hatte, er sehe voraus, „daß die besten Bedingungen, die man von diesen Leuten (den Franzosen) erhalten wird, demüthigend und schrecklich sein werden.“ Aber das war nur der Ausdruck einer momentanen, bis aufs Höchste gesteigerten Niedergeschlagenheit; im Allgemeinen hielt Friedrich, bei allem Wechsel seiner durch das Kriegsglück bedingten Stimmungen, von nun an mit eiserner Energie an dem Grundsatz fest, lieber zu sterben als einen faulen Frieden, einen Frieden mit Landabtretungen, zu schließen.

Die von dem preußischen Könige ungeduldig erwartete Antwort der französischen Regierung traf um die Mitte Oktober endlich ein: der Hof von Versailles lehnte es ab, mit Preußen allein, ohne Zuziehung seiner Verbündeten, noch dazu bloß durch einen General, über den Frieden zu verhandeln. Nach dem Berichte Eickstedts hatte Richelieu dieser von ihm vorgelesenen Antwort seines Hofes noch mündlich hinzugefügt, ohne die Zession Schlesiens sei der Friede unmöglich. Damit war das Band der Verhandlung zunächst

*) Vergl. B. Volz: Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges, Berlin 1896.

durchschnitten, denn von Abtretungen wollte der König ja eben nichts wissen. Er war aber nicht verzweifelt, sondern hoffte, wie er seiner Schwester am 17. Oktober schrieb, daß die Franzosen ihre Unverschämtheit und ihren Stolz noch bedauern würden. Drei Wochen später schlug er sie bei Roßbach. —

Unmittelbar nachdem diese durch ihn veranlaßte erste Friedensvermittlung gescheitert war, arbeitete der unermüdliche Voltaire bereits an einem zweiten Plane, um Frankreich und Preußen zu versöhnen. Hatte er sich das erste Mal eines Generals als Mittelsperson bedient, so wollte er diesmal einen Staatsmann, den mit der Markgräfin Wilhelmine befreundeten früheren französischen Minister des Aeußeren, den in Lyon lebenden alten Kardinal Tencin, in Aktion treten lassen. Voltaire wandte sich nicht direkt an Tencin, der ihn früher einmal bei einem Besuche etwas ungnädig empfangen hatte, sondern an den Bankier Tronchin in Lyon. Am 20. Oktober schrieb er ihm, er sei der Markgräfin sehr zugethan, habe ihrem Bruder „angehört" und finde es nicht in der Ordnung, daß man dem Hause Oesterreich noch mehr Macht zukommen lassen wolle, als es selbst unter Kaiser Ferdinand II. besessen habe. Der König von Preußen müsse freilich Opfer bringen, weshalb aber ihn seines ganzen Besitzes berauben? Welche schöne Rolle könne Ludwig XV. spielen, indem er die für Frankreich so ruhmvolle Zeit des westphälischen Friedens erneuere! Da nun die Markgräfin in freundschaftlichen Beziehungen mit einer Person stehe, die Tronchin oft sehe — Voltaire meint den Kardinal Tencin — möge sie an den König von Frankreich einen „rührenden" Brief schreiben und „die Person" möge dann diesen Brief dem Könige mundgerecht machen. Ja „die Person" — Voltaire vermeidet es, Tencins Namen zu nennen, um sich nicht bloß zu stellen — die Person könnte vielleicht später sogar dem zu berufenden Friedenskongresse präsidiren und so ihre bisherige Zurückgezogenheit mit dem ehrenvollsten und edelsten Amte, welches es auf der Welt gebe, vertauschen.

Dem alten Kardinal, einem Gegner des französisch-österreichischen Bündnisses, schmeichelte die ihm zugedachte Rolle nicht wenig. Er war sogleich bereit, den Brief der Markgräfin zu übermitteln und empfahl ihr nur noch durch Voltaire, in diesem Briefe auch dem Abbé Bernis, dem derzeitigen französischen Minister des Auswärtigen, einige Rosen auf den Weg zu streuen, da er großen Einfluß in Versailles habe.

Bis hierher können wir Broglie folgen. Seine weitere Darstellung der zweiten Voltaireschen Friedensverhandlung ist aber durchaus lücken- und fehlerhaft, weil er wieder die „Politische Korrespondenz" nicht eingesehen und auch die Daten verwirrt hat. Er nimmt an, die Voltaire-Tencinsche Friedensvermittlung sei hauptsächlich durch Friedrichs Sieg bei Roßbach und seine darauf gestützten Ansprüche durchkreuzt worden; in Wahrheit fällt aber der größere Theil der Verhandlung — den Broglie gar nicht bringt — erst, wie wir sehen werden, in die Zeit nach dieser Schlacht (5. November 1757).

Nachdem Voltaire am 27. Oktober die Markgräfin von seiner neuen Idee in Kenntniß gesetzt, wandte sich diese, wir wissen nicht, an welchem Tage, aber doch frühestens in den ersten Tagen des November, an ihren Bruder mit der Bitte, ihr seine Absichten mitzutheilen und welche Antwort sie Voltaire geben solle. Friedrich beschied (13./14. November) die Markgräfin dahin, es sei ihm erwünscht, sich im Fall der Noth eine Hinterthür aufzuhalten, er dürfe sich das aber nicht merken lassen. Wilhelmine schloß hieraus sehr richtig, daß der König gegen ihren Briefwechsel mit Voltaire nichts einzuwenden habe, wenn sie den Anschein vermeide, als handle sie in seinem Auftrage. Sie stellte deshalb am 23. November Voltaire den Brief für Tencin in Aussicht; diesen Brief selbst hat sie, wir wissen nicht aus welchen Gründen, erst am 27. Dezember abgehen lassen, nachdem ihr Bruder ihr noch zuvor (18./19. Dezember) den Wunsch zu erkennen gegeben, zu wissen, „wie man in Frankreich über den Frieden denkt."

Also nicht die Schlacht bei Roßbach hat die Tencinsche Vermittlung scheitern lassen, sondern vielmehr ein von Broglie selbst angeführter, den französischen Ministerialakten entnommener Befehl des Abbé Bernis an Tencin, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angingen, und der Markgräfin höflich, aber ablehnend zu schreiben. Der arme Kardinal mußte das Konzept zu diesem Schreiben, nachdem es Voltaire begutachtet, auch Bernis vorlegen, der noch einige Ausdrücke desselben veränderte, die zuviel Entgegenkommen für Friedrich verriethen.

So verlief Voltaires Vermittlung mit Hilfe des Politikers Tencin ebenso ergebnißlos wie die mit Hilfe des Generals Richelieu; sie hatte aber außerdem noch für den ehrgeizigen Dichter ein unangenehmes Nachspiel im Gefolge. Frankreich schwärmte damals für den Helden von Roßbach, der mit seinem kleinen Heere sich so

unvergängliche Lorbeeren erworben hatte. „Das ganze Königreich", sagt Bernis in seinen Memoiren, „war preußisch geworden, unsere Armeen waren preußisch, selbst mehrere unserer Minister wären es gewesen, wenn sie gewagt hätten, die Maske abzuwerfen, und unser Bündniß mit Oesterreich und Rußland wurde mehr in Paris als in London bekrittelt." Da zu den Unzufriedenen besonders die literarischen Freunde und philosophischen Glaubensgenossen des Königs von Preußen gehörten, so gerieth Bernis auf den Verdacht, daß Voltaire die Vermittlerrolle nur deßhalb übernommen habe, um sich bei seinem alten Gönner, dem Feinde Frankreichs, wieder in Gunst setzen und zu ihm zurückkehren zu können. Bernis hatte früher als junger Abbé und kleiner Versemacher mit Voltaire und einem gewissen d'Argental in einem fröhlichen, literarischen Klub verkehrt und sich dabei wegen seines wohlgenährten Aussehens den Spitznamen „Babette" erworben; jetzt aber war er der zugeknöpfte Herr Minister, der von früheren Scherzen nichts mehr wissen wollte und dem Dichter seine Anknüpfungsversuche mit dem Feinde sehr verübelte. Da er auf Voltaires Briefe nicht antwortete, so wandte sich dieser nun in heller Verzweiflung an d'Argental mit der Bitte, ihn „bei seiner lieben Babette" zu rechtfertigen. „Zerstören Sie den Argwohn, daß ich mich noch für den Mann interessire, über den ich mich so sehr zu beklagen habe." Endlich ließ sich Bernis erweichen, den Betheuerungen des Dichters zu glauben, und Voltaire sandte ihm nun einen feurigen Dankesbrief, welcher schloß: „Verzeihen Sie dem alten Schweizer sein Geschwätz, und möge Eure Eminenz ihm dasselbe Wohlwollen bewahren, mit welchem die schöne Babette ihn beehrte." —

Wir kommen jetzt zu dem dritten und Schlußakte des Dramas: Voltaire als Friedensvermittler: er ist länger als die beiden vorangehenden Akte, endet aber ebenso wie sie mit einem Fiasko des Helden. Zu seinem Hauptmitspieler hatte der Dichter in diesem dritten Akte den Minister Choiseul, wie im ersten Richelieu und im zweiten Tencin. Unser Autor Broglie muß, um im Bilde zu bleiben, diesen Akt nur halb gelesen haben, denn seine Erzählung davon, so hübsch sie klingt, enthält noch mehr Lücken und Fehler als seine früheren Auseinandersetzungen.

Nach der Schlacht bei Kunersdorf, im September 1759, nahm Voltaire, nach fast zweijähriger Pause, zuerst wieder einen Anlauf, sich dem preußischen Könige als ehrlichen Makler für den Frieden in Erinnerung zu bringen. Aber die Folgen dieser Schlacht waren

für den König bei Weitem nicht so verderblich als diejenigen der Niederlage bei Kolin. Die Russen wagten ihn bei Beuthen an der Oder nicht anzugreifen, sondern zogen sich nach Polen zurück; die Oesterreicher, welche Dresden erobert, hoffte der König durch Entsendung des Finckschen Korps schnell nach Böhmen zu werfen, um dann Dresden zurückzuerobern. So lehnte er Voltaires Anträge zunächst ab: er wisse, welches Unglück er erlitten, aber die Schlacht bei Minden und der Verlust Kanadas müßten auch die Franzosen vernünftig machen; möge doch Voltaire den Frieden genießen, den er besitze. Bald darauf aber erlitt das preußische Heer nicht minder wie der preußische Waffenruhm eine schwere Einbuße, indem eben jenes Finckſche Korps in offenem Felde die Waffen streckte. Der König konnte nun weder die Oesterreicher aus Sachsen vertreiben noch Dresden zurückerobern, und seine Aussichten für den kommenden Feldzug gestalteten sich sehr trübe. Als daher der französische Dichter zu Beginn des Jahres 1760 mit neuen Friedenserbietungen an ihn herantrat, ging er, wie wir sehen werden, eifrig darauf ein.

Voltaire hatte sich kurz zuvor, im November 1759, durch seinen Freund d'Argental dem Herzog von Choiseul, Bernis' Nachfolger als Premierminister, der ihn als Dichter sehr hoch schätzte, obwohl er selbst nicht, wie sein Amtsvorgänger, poetischer Dilettant war, und der seiner Hilfe im Kampfe gegen die Jesuitenpartei bedurfte, auch als politischen Agenten zur Verfügung gestellt. Er hatte Argental, „seinen Schutzengel“, flehentlich gebeten, dem Herzoge Folgendes vorzustellen: „Voltaire steht in regelmäßigem Briefwechsel mit Luc*), obwohl er sehr aufgebracht gegen ihn sein darf und muß, und er wird diesen Verkehr, mit weiterer Unterdrückung seiner Empfindlichkeit, um so lieber fortsetzen, wenn er dem Staate damit einen Dienst erweisen kann.“ Er stehe ferner in Beziehungen mit mehreren kleinen deutschen Fürstenhäusern (Pfalz, Württemberg, Gotha) und habe Freunde in England. Er könne überall hinreisen, ohne den mindesten Verdacht zu erregen. So möge man sich denn seiner, wie ehemals des Abbé Gauthier vor dem Utrechter Frieden, als Agenten bedienen, um die Würde der Krone nicht bloßzustellen, wie eine Jagdgesellschaft durch einen Piqueur erst das Lager eines Wildes umgehen lasse, bevor sie sich zum Stelldichein begebe.

*) Unsauberer Beiname Friedrichs II.

Voltaire erzählt, daß seine Bitten größeren Erfolg hatten, als er selbst zu hoffen wagte. Choiseul habe ihn zum diplomatischen Kurier gemacht und ihm mehrere „ostensible" Briefe für Friedrich II. übersandt, die so abgefaßt waren, daß Oesterreich gegen die französische Regierung nicht mißtrauisch werden konnte. Ja, er habe sogar von dem preußischen Könige einen förmlichen Friedensentwurf erhalten, dessen Bedingungen allerdings wenig annehmbar gewesen seien.

Nach Broglie verdient diese Erzählung keinen Glauben. Voltaire habe sich hier eine Bedeutung beigelegt, die ihm nicht zukomme, und die ganze Verhandlung zwischen Friedrich II. und Choiseul sei nicht so „ernsthaft" gewesen, wie der Dichter glauben machen wolle. Von jenen „ostensiblen" Briefen, behauptet Broglie, sei keiner mehr erhalten. Eine Spur von dem Antwortschreiben Friedrichs finde sich zwar in den Briefen an die Herzogin von Gotha, aber in einer „geheimnißvollen" Sprache und unter fingirten Namen, was die Kenntniß der Verhandlungen „unmöglich" mache. Bisweilen entschließe sich Friedrich wohl dazu, selbst an Voltaire zu schreiben, aber dann geschehe es in Versen und mit offenbarer Verspottung des Dichters. Nachdem sich der König von Preußen eine Zeit lang, sagt Broglie, mit einem „Spiele" beschäftigt hatte, welches ihm im Grunde genommen „kindisch" erscheinen mußte, warf er plötzlich die Karten weg, da der „unglückliche Anfang" des Feldzuges von 1760 ihm nicht mehr erlaubte, seine Zeit „mit Scherzen zu verbringen"; am 1. Mai 1760 erklärte er Voltaire, die Waffen erst nach drei Feldzügen niederlegen zu wollen.

Wenn an diesen Behauptungen unseres Autors kaum ein wahres Wort ist, und wenn er von den damals gepflogenen Verhandlungen gar nichts mitzutheilen weiß, so liegt der Grund hierfür eben wieder darin, daß er es nicht der Mühe für werth gehalten hat, einen Blick in die „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen" zu werfen. Nach dem 19. Bande derselben, welcher genügende Zeugnisse enthält, um Personen und Dinge klar zu beurtheilen, soll in Folgendem das dritte Stadium der Voltaire-schen Friedensvermittlung dargestellt werden, wobei sich Gelegenheit finden wird, Broglies falsche Ansichten, namentlich seine verkehrte Auffassung von der Politik Friedrichs II., zu berichtigen.

Zunächst ließ Choiseul im Januar 1760 dem preußischen Könige durch Voltaire die Mittheilung zugehen, Frankreich wünsche sehnlichst, sich mit England und Preußen zu vertragen, selbst wenn

es seine eigenen Verbündeten im Stiche lassen müßte. England sollte gegen Minorka und die französischen Besitzungen in Afrika das schon eroberte Kanada mit der Insel Guadeloupe wieder herausgeben; Preußen sollte Sachsen räumen und dem Kurfürsten von Sachsen eine kleine Entschädigung geben.

Wie ernsthaft Friedrich diesen „ostensiblen" Brief Choiseuls aufnahm, geht daraus hervor, daß er sofort in einer eigenhändigen Denkschrift, „idées pour la paix" betitelt, darauf antwortete. (Es ist dies jedenfalls der förmliche Friedensentwurf, den Voltaire erwähnt.) Mit Preußen, heißt es darin, könne Frankreich sich leicht verständigen. Denn gegen die Räumung Sachsens habe der König nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß auch die Franzosen die preußischen Gebiete am Rhein und in Westphalen räumten und daß die Russen und Schweden sich in ihre Heimath zurückzögen; der Kurfürst von Sachsen möge, wenn erforderlich, durch Säkularisation von Erfurt entschädigt werden. Schwieriger sei es, die Ansprüche Frankreichs und Englands zu vereinigen. Da aber die Engländer keine französische Landung in England selbst mehr zu befürchten hätten und also noch 30000 Mann nach Deutschland werfen könnten, da sie ferner auf dem Punkte ständen, Martinique und Pondichery zu erobern und den französischen Handel gänzlich zu zerstören, so sollte ein so weiser und aufgeklärter Minister wie Choiseul sich nicht länger von Oesterreich als Statist gebrauchen lassen, sondern lieber seinem Herrn die glänzende Rolle verschaffen, Europa zu beruhigen, und sich dadurch selbst unsterblichen Ruhm erwerben.

Gleichzeitig (23. Januar 1760) setzte Friedrich den englischen Minister Pitt durch seinen Gesandten Knyphausen von den Vorschlägen Choiseuls in Kenntniß und bat ihn um seine Ansichten darüber. Der Herzogin von Gotha aber, an die Voltaire jene Vorschläge zur Weiterbeförderung an den König übersandt hatte, schrieb er von seiner Hoffnung auf guten Erfolg. „Die Erschöpfung ihrer Finanzen macht die Franzosen so weise wie lauter Platos.... Die Oesterreicher werden sich dem Frieden anschließen müssen, wenn ein so mächtiger Verbündeter wie Frankreich sie verlassen hat." Uebrigens möge die Herzogin sich Voltaire gegenüber nichts davon merken lassen, daß sie um das Geheimniß wisse; das könne dem Herzog von Choiseul, dem Schlußnagel (cheville ouvrière) der Verhandlung, unangenehm sein. Nach einer Aeußerung gegenüber dem Herzog Ferdinand von Braunschweig sah der König

ferner in dem Separatfrieden mit Frankreich das einzige Mittel, um der Ueberzahl seiner Feinde widerstehen zu können; sonst werde er sich höchstens bis Ende August halten.

Schon hieraus ersieht man deutlich, daß die Voltaire-Choiseulsche Vermittelung Friedrich II. durchaus nicht als eine „Spielerei" erschien, wie Broglie meint. Der König ging aber noch weiter. Da die englischen Minister ihm riethen, Alles zu thun, um die wirklichen Absichten der französischen Regierung aufzudecken, so schickte er, mit dem Einverständniß der Herzogin, den gothaischen Freiherrn von Edelsheim nach Paris. Er gab ihm eine Instruktion für sich und einen Brief an den Bailli de Froullay, den Großmeister des Malteserordens, den er von Potsdam her kannte, mit auf den Weg. Er machte Froullay, wie in den „idées pour la paix," auf die Nachtheile aufmerksam, welche die Franzosen bei einer Fortsetzung des Krieges erleiden würden, und bat ihn, als guter Franzose für den Frieden zu wirken; Edelsheim sollte, bevor er Froullays Antwort erhielte, die Stimmung am Versailler Hofe zu erforschen suchen, und, wenn Froullay ihn im Stiche ließe, sich direkt an Choiseul wenden. In einem Schreiben an die Herzogin von Gotha vom 26. März kündigte der König ihr dann „die Ankunft" an und theilte ihr mit, daß der „B. de F." sogleich die Eisen ins Feuer gelegt habe, aber diese Ausdrücke werden uns durchaus nicht, wie Broglie, geheimnißvoll erscheinen.

Inzwischen hatte Friedrich durch Voltaire eine Aeußerung Choiseuls erfahren, wonach, wenn der Frieden im Juni noch nicht geschlossen sei, er nur nach der Zerstörung dreier Reiche oder derjenigen Preußens zu Stande kommen könne. Schon diese Aeußerung mußte den König stutzig machen; er erklärte der Herzogin von Gotha, er sei kein Oedipus, um solche Räthsel zu lösen. Noch mißtrauischer machte ihn die, wieder durch Voltaire übermittelte Forderung Choiseuls, er solle Wesel und das Herzogthum Kleve an Frankreich abtreten. Er meinte, wie er Voltaire schrieb, der Minister Choiseul müsse „von zehn Legionen österreichischer Teufel" besessen sein, um eine solche Forderung zu stellen. Es stimmte ihn auch nicht zuversichtlicher, als der am 27. März in seinem Hauptquartier Freiberg in Sachsen angelangte Baron Edelsheim ihm eine Antwort Froullays überbrachte, wonach Frankreich, laut einer Erklärung Choiseuls, aus Rücksicht auf Maria Theresia den Frieden mit Preußen nicht direkt, sondern durch Vermittlung Englands betreiben wollte. Er entsandte Edelsheim zwar nach London, schrieb aber

gleichzeitig an Knyphausen, er sehe ein, daß Frankreich ohne ihn mit England Frieden schließen wolle, um gegen Preußen desto freiere Hand zu haben und es zu Gebietsabtretungen zu nöthigen, in die er jedoch niemals einwilligen werde.

Gerade in dieser Zeit, als Friedrich merkte, daß man ihn französischerseits wohl doch nur dupiren wollte, erhielt er aus Konstantinopel die erfreuliche Nachricht, daß die Türken bereit seien, mit ihm ein Vertheidigungsbündniß abzuschließen und an Oesterreich den Krieg zu erklären. Diese Nachricht, der er allzu leicht Glauben schenkte, und nicht der „unglückliche Anfang" des Feldzuges von 1760, wie Broglie meint, bewog ihn am 1. Mai, jenes oben erwähnte Schreiben an Voltaire aufzusetzen, in welchem er seine Entschlossenheit zur Fortsetzung des Krieges bekundete. Unter dem „unglücklichen Anfang" des Feldzuges könnte man nur die Vernichtung des preußischen Korps unter General Fouqué bei Landeshut in Schlesien verstehen. Diese fand aber erst am 23. Juni statt, zum Theil veranlaßt durch die Leichtgläubigkeit des Königs, der Fouqué nicht unterstützte, weil er eben türkische Hülfstruppen erwartete. Im Mai dagegen rechnete der König bestimmt auf kriegerische Erfolge; so schrieb er am 18. an Fouqué, er wolle in Böhmen und Mähren einfallen, den Türken die Hand reichen und den Kriegsschauplatz an die Donau verlegen. Wegen seiner Siegeszuversicht also, und nicht weil der unglückliche Anfang des Feldzuges ihm weitere „Scherze" verbot, schrieb der König am 1. Mai an Voltaire: „Wie auch Herr von Choiseul gesonnen sein mag, er wird mit der Zeit gar sehr auf meine Pläne hinhören müssen. Ich erkläre mich nicht näher darüber, aber in weniger als zwei Monaten wird man die ganze europäische Bühne sich verwandeln sehen, und Sie selbst werden zugeben, daß ich Recht hatte, Ihrem Herzog Kleve zu verweigern . . . Ich werde die Waffen erst nach drei Feldzügen niederlegen. Diese Schurken sollen sehen, daß sie meine Langmuth mißbraucht haben: der König von England wird den Frieden nur in Paris, ich werde ihn nur in Wien unterzeichnen."

Das Vertrauen des Königs auf den Sultan also, oder „auf den Doktor der Medizin mit großer Mütze, der den Kranken heilen wird, indem er denen, die den Kranken nicht lieben, Arme und Beine abschneidet", wie er der Herzogin von Gotha in einer nur Broglie, nicht uns „geheimnißvollen" Weise schrieb — das Vertrauen auf die baldige Hilfe der Pforte war es, welches ihm, nebst

der Ueberzeugung, daß die Franzosen ihn nur dupiren wollten, ein weiteres Entgegenkommen untersagte, als er es schon gezeigt hatte. Am 12. Mai schrieb er Voltaire, der Friede sei mit den Schmetterlingen fortgeflogen, man werde sich schlagen bis „in saecula saeculorum." Und als Voltaire später, um die Mitte des Juni, im Einverständniß mit Choiseul, noch einmal erklärte, Frankreichs Absicht wäre keineswegs, daß der König Schlesien verliere, er möge sich nur vor einer großen Niederlage hüten, da antwortete Friedrich: „Ich habe Alles gethan, was in meinen Kräften stand, um den Frieden zwischen Frankreich und England mit Einbeziehung Preußens in die Wege zu leiten, aber die Franzosen haben mir auf der Nase spielen wollen, und jetzt lasse ich sie ganz einfach sitzen. Ich werde nicht ohne die Engländer, und die Engländer werden nicht ohne mich Frieden schließen. Ich würde mich eher fast . . . . . lassen, als Euch Franzosen noch einmal das Wort Frieden zurufen."

Diese wiederholte runde Absage machte den Dichter wieder empfindlich, und er wünschte jetzt sogar, nur aus gekränkter Eitelkeit, daß Friedrich gedemüthigt werde. „Sorgen Sie nur für gute Truppen und gute Generale", so wandte er sich Ende Juni 1760 an Choiseul, „und Sie werden nichts zu fürchten haben. Wenn Luc verloren ist, werden Sie der Schiedsrichter des deutschen Reiches, und alle Fürsten desselben liegen Ihnen zu Füßen." Die kleinen Erfolge der Franzosen gegen die alliirte Armee bei Korbach und Bergen schienen ihm große Siege in ihrem Schooße zu enthalten, und er bat Choiseul, den Frieden erst nach einem triumphreichen Feldzuge abzuschließen.

So endete auch der dritte und letzte Versuch Voltaires, Europa den Frieden zu geben, mit einem kläglichen Mißerfolge. Der Friede war, da der König von Preußen in keine Gebietsabtretungen einwilligen wollte und da die französische Regierung entschlossen war, ihren Verpflichtungen gegen Oesterreich getreulich nachzukommen, nicht eher möglich, als bis Maria Theresia auf Schlesien, den schönsten Edelstein in ihrer Krone, endgiltig verzichtet hatte. Dieser Verzicht aber wurde ihr bekanntlich erst durch den Umschwung der Dinge in Rußland aufgezwungen. —

Fassen wir zum Schluß noch einmal die beiden Hauptpersonen der Voltaireschen Friedensvermittlung, den König und den Dichter, ins Auge. Der König hat die Hand, welche ihm Voltaire dreimal entgegenstreckte, bald schneller, bald langsamer, jedesmal aber be-

reitwillig und mit der Aussicht auf Erfolg ergriffen. Es ist eine falsche Auffassung seiner Politik, wenn man mit Broglie annimmt, er habe dabei zuweilen mit Voltaire ein kindisches Spiel getrieben, denn es war ihm, wie wir aus seiner Korrespondenz sahen, stets voller Ernst. Auch uns muß es freilich auf den ersten Blick seltsam erscheinen, daß ein so klarer Kopf die Unmöglichkeit eines Erfolges nicht von vornherein erkannte, und die Thatsache, daß er Voltaire einmal als Friedensengel besungen und in dieser Eigenschaft noch über Virgil gestellt hat, muthet uns bei einem so berechnenden Verstande gleichfalls seltsam an. Aber der König war eben nicht bloß eine klar berechnende, sondern auch eine von augenblicklichen Stimmungen sehr abhängige, phantastische Natur, ja diese Stimmungen beherrschten zuweilen seinen Verstand. Diese Eigenthümlichkeit seiner Individualität, die ihn so oft und schnell ohne genügenden Grund von einem Extrem ins andere übergehen ließ, ließ ihn auch die Voltairesche Vermittlung, die ihm doch nicht viel mehr als dem Ertrinkenden ein Strohhalm nützen konnte, zuerst hoffnungsfreudig ergreifen und dann, auf jenes unsichere Versprechen der Türken hin, ebenso schnell wieder fahren. Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt auch seine „Manie" zum Dichten zusammen, wie er sie genannt hat; es war ihm ein Herzensbedürfniß, seinen wechselnden Stimmungen und Erlebnissen in Versen Ausdruck zu geben, mochte der Gegenstand auch dem so aktuellen und unpoetischen Gebiete der Politik entlehnt sein.

Die Gründe, welche Voltaire bewogen, das Oelblatt des Friedens hin und her zu tragen, hängen ebenfalls aufs Engste mit seinem Charakter zusammen. Die Vaterlandsliebe hat jedenfalls auf seine Friedensideen den geringsten Einfluß gehabt, denn er spottete nicht minder über seine Landsleute, wie er sich den Spott des preußischen Königs über sie gefallen ließ. In erster Linie stachelte ihn der Ehrgeiz, nicht bloß als Dichter, sondern auch als Politiker eine Rolle zu spielen und sich in der Gunst eines Hofes, sei es Versailles oder Sanssouci, zu sonnen. Sodann schmeichelte es seiner Eitelkeit, gerade dem Manne zu helfen, der ihn schwer gekränkt hatte und so vor aller Welt im Lichte der höchsten Großmuth zu erscheinen. Endlich war es, wie Broglie mit Recht hervorhebt, eine „magnetische Anziehungskraft", die ihn immer wieder zu Friedrich hinzog und ihn bewog, ihm zu helfen. „Es gab einmal", so heißt es in einem Briefe Voltaires an den König, „einen Löwen und eine Ratte. Die Ratte verliebte sich

in den Löwen und machte ihm den Hof. Der Löwe gab ihr einen kleinen Schlag mit der Tatze; die Ratte ging in ihr Loch, liebte aber den Löwen weiter. Und als sie eines Tages sah, wie man ein Netz ausspannte, um den Löwen zu fangen und zu tödten, zernagte sie eine Masche desselben."

* * *

Die obige Untersuchung hat gezeigt, wie sehr der Herzog von Broglie den Grund-Charakter der politischen Verhandlung, mit der sich sein Buch beschäftigt, verkannt hat. Aber wir würden dem illustren Autor Unrecht thun, wenn wir nicht in den Lesern auch eine Vorstellung von dem Glanz seiner Darstellung und der eindringenden, psychologischen Feinheit seiner Charakteristik zu erwecken suchten. Wir haben nicht viel in Deutschland, was sich in dieser Art mit den Franzosen messen kann. Lassen wir einen Franzosen selber sprechen: A. Mézières hat im „Temps" die Charakteristik Broglies folgendermaßen wiedergegeben:

Dans les dispositions d'esprit où Voltaire a quitté la Prusse, il ne faut pas s'étonner qu'en 1756 il fut du petit nombre de ceux qui applaudirent au rapprochement de la France et de l'Autriche. Il prenait sur le passé une sorte de revanche lorsque Frédéric II recommençait à lui faire des avances pour s'épargner des épigrammes, pour ne pas ajouter à tant d'inimitiés coalisées l'hostilité des philosophes qu'un mot de Voltaire pouvait déchainer contre lui.

Il n'eut cependant pas la cruauté de souhaiter que Frédéric fût réduit aux dernières extrémités. Il eut même à ce sujet un bon mouvement; en apprenant que le roi de Prusse ne voulait pas survivre à la perte de ses Etats, il lui écrivit pour le dissuader du suicide. Paroles sensées, humaines, mais trop générales, peu appropriées aux circonstances, peu appropriées au caractère de l'homme. Il y a dans l'âme de Frédéric des parties stoïques et héroïques dont l'intelligence de Voltaire, si ouverte qu'elle soit, ne comprend pas la grandeur. Les sentiments de cette nature lui sont à lui-même si étrangers qu'il n'y entre pas facilement. Le bel esprit, le philosophe couronné avec lequel il échange des pièces de vers et des propos philosophiques est avant tout un soldat et un roi, décidé à remplir jusqu'au bout les devoirs de sa fonction.

On peut le vaincre, on peut le déposer. On ne l'humiliera pas, il ne tombera pas vivant aux mains de ses ennemis. Sur ce point, sa correspondance est catégorique. Chaque fois qu'il touche à ce sujet, on y sent la résolution arrêtée d'un homme qui a beaucoup réfléchi aux vicissitudes humaines et dont le parti est pris avec une fermeté

inébranlable. Dans la mauvaise fortune, Frédéric pense et sent en Romain. Si, comme le dit Voltaire, il était un composé de César et de l'abbé Cottin, il y avait aussi en lui quelque chose de Brutus.

Ce que M. le duc de Broglie met surtout en lumiere avec beaucoup de sagacité, c'est le gout persistant qui, après tant de griefs et de motifs d'irritation, finit toujours par rapprocher les deux amis. Quelques raisons qu'ils aient de se mépriser l'un l'autre, Frédéric et Voltaire méprisent encore plus le reste du genre humain. Eux seuls se sentent de plain pied dans les régions supérieures de l'esprit, au-dessus des préjugés et des erreurs où se complaît la sottise humaine. Dès qu'une occasion se présentait pour eux de reprendre leur conversation brutalement interrompue, ils la reprenaient à distance à travers les obstacles, en témoignant une joie sincère de rentrer en communication l'un avec l'autre. Ils ressemblent à deux amoureux qui ne parviennent pas à se brouiller complètement et qui ont, par instant, des retours de tendresse. L'opinion qu'ils ont l'un de l'autre ne change pas, mais de même qu'on peut encore aimer une femme qu'on méprise, chez tous deux l'attrait naturel survit à l'estime disparue.

Dans l'intimité, au milieu de leur entourage, ils ne se ménagent guère. Voltaire ne peut s'empêcher de dire que le roi, au fond, n'est qu'un vaurien. Frédéric ne prononce jamais le nom de Voltaire en présence de son état-major sans accoler à ce nom une série d'épithètes injurieuses qu'il serait difficile de citer toutes, dont les plus douces sont celles de drôle et de fripon. Voltaire essaye-t-il d'obtenir que Mme Denis rentre en grâce auprès du roi, le roi fait répondre immédiatement: „Que je n'entende plus parler de cette nièce qui m'ennuie. On parle de la servante de Molière, mais personne ne parlera de la nièce de Voltaire".

Vienne au contraire une occasion de correspondre directement, tous deux la saisiront avec empressement et se diront au besoin les choses les plus aimables. „Vous manquez à mon bonheur, écrit Voltaire au roi, j'aime vos vers, votre prose, votre philosophie hardie et ferme. Je n'ai pu vivre ni sans vous ni avec vous; je ne parle pas au roi, au héros, c'est l'affaire des souverains; je parle à celui qui m'a enchanté, que j'ai aimé et contre qui je suis toujours fâché." Frédéric répond sur le même ton: „Vous êtes la créature la plus séduisante que je connaisse, capable de vous faire aimer de tout le monde quand vous voulez. Vous avez tant de grâce dans l'esprit que vous pouvez offenser et mériter en même temps l'indulgence de ceux qui vous connaissent. Enfin, vous seriez parfait si vous n'étiez pas homme."

La vérité nous oblige à dire que dans cet échange de paroles gracieuses Frédéric n'écrit pas une ligne qui puisse faire tort à sa mémoire, dont puissent rougir pour lui ses descendants. Dans

ses épanchements les plus intimes avec un Français, il reste jusqu'au bout roi de Prusse. Il caresse l'homme et ne flatte pas le pays. Jamais sa verve ne s'exerce en notre faveur aux dépens de ses soldats. Il ne dit rien dont il nous soit possible de tirer parti contre la grandeur et la gloire de son règne. Malheureusement, Voltaire n'observe pas la même réserve. Après la bataille de Rosbach, il reçoit une épître singulièrement injurieuse pour les troupes françaises, et il a le triste courage de s'associer, par des vers célèbres, à l'ironie du vainqueur. En rapprochant ainsi les deux illustres représentants de deux grandes nations, il faut bien convenir que les Prussiens n'ont point à se plaindre du leur, et que le nôtre, malgré tout son esprit, ne nous donne pas une entière satisfaction. M. le duc de Broglie écrit avec trop de nuances pour le dire expressément, mais il le laisse entendre presque à chaque page de son très attachant et très spirituell récit.

# Notizen und Besprechungen.

## Pädagogik.

### Neue Schriften zur Schulreform.

Wenzel, Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichts. Berlin, (Karl Duncker). 1899. 47 S. Mk. 1,—.

Alex. Wernicke, Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus. Berlin (Otto Salle) 1898. 18 S. in 4. Mk. 1,—.

Julius Asbach, Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Düsseldorf (L. Schwann) 1899. 18 S.

Die beiden ersten der hier vorliegenden Schriften können insofern zusammengestellt werden, als beide die gleiche Thatsache zum Ausgangspunkt nehmen: daß der philologische Schulunterricht, wie ihn früher das Gymnasium bot, zur Zeit nicht nur aus seiner Machtstellung verdrängt ist, sondern sich in der Lage des Unterdrückten befindet.

1. In der rückhaltlosen Anerkennung dieser Thatsache liegt das Hauptverdienst, wenn auch nicht das einzige, der Ausführungen von Wenzel. Es giebt immer noch Freunde des Gymnasiums, welche ihm dadurch einen Dienst zu erweisen meinen, daß sie versichern, es vermöge mit dem lateinischen und griechischen Unterricht, wie er jetzt betrieben wird, etwas Tüchtiges zu leisten. Die Preußischen Jahrbücher haben schon im vergangenen Jahrzehnt, als noch der Lehrplan von 1882 galt, diese Auffassung bestritten. In einer Reihe von Aufsätzen, zuerst*) im Januarheft 1889, wurde der Nachweis geführt, daß die alte Lateinschule, in dem Bestreben ihre äußere Alleinherrschaft zu behaupten und um dieses Preises willen auch allen modernen und realistischen Anforderungen gerecht zu werden,

*) „Die Gefahr der Einheitsschule." Diese Abhandlung ist mit anderen von verwandtem Inhalt zusammengefaßt in meiner Schrift: Suum cuique, Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens. Kiel und Leipzig, 1889.

gar zu viel verschiedenartige Stoffe neu in ihren Lehrplan aufgenommen und dafür die alten, in denen ihre Kraft beruhte, gar zu sehr eingeschränkt habe. Die Verkürzung sei schon so weit gediehen, daß die Beschäftigung mit Latein und Griechisch zwar immer noch manche Mühe mache, aber keinen fühlbaren Gewinn mehr bringe. Ganz ebenso urtheilt Wenzel über den gegenwärtigen Zustand, der freilich — seit der neuen „Reform“ von 1892 — die schlimmen Erscheinungen, die sich schon damals beobachten ließen, in erhöhtem Grade zeigt. Auch in den Folgerungen, die er aus der gewonnenen schmerzlichen Erkenntniß zieht, bewegt sich der Verfasser in derselben Richtung wie wir: er verlangt, daß das Gymnasium jeden Vorzug an äußeren Berechtigungen vor den beiden Schwester-Anstalten aufgebe und dafür die Freiheit eintausche, sich im Inneren mit seinem eigenen Lehrplan so einzurichten, daß damit wieder etwas Rechtschaffenes erreicht werden könne.

Es giebt eine Erzählung von einem vorsichtigen Manne, der gehört hatte, daß man unter Federbetten sehr warm liege. Ehe er sich entschloß ein solches anzuschaffen, wünschte er die Eigenschaften dieser Betten in kleinerem Maßstabe kennen zu lernen: er ließ sich eines von ganz geringem Umfange anfertigen, legte sich darunter — und fror. Nun war sein Urtheil gebildet: wenn es sich schon unter einem kleinen Federbett so unbehaglich liegt, wie viel stärker würde das Mißbehagen unter einem größeren sein! Natürlich hütete er sich nun, Geld für ein solches auszugeben, und freute sich, daß er so schlau gewesen war erst im Kleinen die Probe zu machen.

Diese Geschichte drückt so ziemlich diejenige Beurtheilung des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichtes aus, die wir seit Jahren zu widerlegen suchen. Es ist sehr erfreulich, hierfür einen Bundesgenossen zu finden; und dessen Eintritt in den Kampf erweckt um so mehr frische Hoffnung, als er ganz selbständig erfolgt ist. Wenzel hat von dem, was die Preußischen Jahrbücher über sein Thema gebracht hatten, keine Kenntniß gehabt.*)

2. Vom Standpunkte der siegreichen Partei aus spricht Alexander Wernicke, aber in mildem und versöhnlichem Sinne. Wie in seinem größeren Werke: „Kultur und Schule“, über das an dieser Stelle vor zwei Jahren berichtet wurde (Bd. 89 S. 371 ff.), so überschüttet er auch diesmal den Leser mit einer Fülle kultur- und literargeschichtlicher Einzelheiten, deren innere Verbindung und geistige Verarbeitung nicht vollständig gelungen ist. Nicht einmal das Thema ist klar formulirt; ungefähr dürfte es durch einen Gedanken ausgedrückt werden, der öfter wiederkehrt und auf S. 12 so lautet: „Sollte der Gegensatz von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften wirklich so groß sein wie man gelegentlich behauptet?“

*) Auf den Inhalt der Wenzelschen Schrift geht etwas genauer ein meine Anzeige in der Wochenschr. für klass. Philologie, 1899 S. 1039.

Wenn die Frage so gestellt wird, so antworten auch wir getrost mit „Nein"; denn „gelegentlich" behauptet „man" gewiß recht Verkehrtes und Uebertriebenes. Der Verfasser aber scheint nun wieder nach der entgegengesetzten Seite vom Richtigen abzuweichen, indem er den Unterschied zwischen beiden Wissensgebieten als geringfügig darzustellen sucht. „Ihre Methode", sagt er, „ist im Wesentlichen dieselbe; sie ist die induktiv-deduktive Methode der modernen Wissenschaft, welche schließlich überall dem Prinzipe der gesetzmäßigen Entwickelung folgt." Gewiß ist es möglich, wissenschaftliches Denken in so allgemeinen Worten zu beschreiben, daß damit beide Arten von Forschung, die historische und die naturwissenschaftliche, gleichmäßig getroffen werden. Darum bleibt es doch wahr, daß auf beiden Seiten nicht nur die Stoffe grundverschieden sind, sondern auch den Stoffen entsprechend die Aufgaben, die gelöst werden sollen, und die Wege, die zum Ziel führen. Wie störend dieser Gegensatz wirkt, wenn er verkannt wird, wie fruchtbar er wird, wenn man tiefer nachgräbt, davon haben wir gerade kürzlich in dem Streit um die Methode der Geschichtswissenschaft Proben erlebt. Auch an zusammenfassenden prinzipiellen Erörterungen des inneren Verhältnisses zwischen den beiden großen Wissensreichen hat es jetzt wie früher nicht gefehlt.*)

Nur insofern könnte Wernicke Recht haben den Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu leugnen, als das Verhältniß zwischen beiden kein feindliches zu sein braucht. Er selbst mahnt ja zur Eintracht, zu gegenseitigem Verstehen; nur der Name „Geisteswissenschaften" scheint ihn wie andere gekränkt zu haben. Wirklich ist die Bezeichnung, wenn auch nicht ohne Sinn, doch ungeschickt gewählt, und geeignet einen oberflächlichen Betrachter irre zu führen. „Historische Wissenschaften" klingt bescheidener und ist treffender. Aber wenn hier etwas wie Ueberhebung aus dem Namen herausgelesen werden kann, so wird solche von manchen Vertretern der anderen Seite und unter ihnen auch von Wernicke (S. 14) wirklich geübt, indem sie meinen, „Wissenschaft" sei überhaupt nur diejenige Forschung, die nach den Gesetzen der „exakten Wissenschaft" verfahre.

Von dem bunten Inhalt der vorliegenden Schrift in der Kürze eine Vorstellung zu geben, ist nicht möglich. Suchen wir den Gesammteindruck alles dessen, was der Verfasser beigebracht hat, festzuhalten, so ist es dieser: auch in den Zeiten, die von den Anhängern philologischer Bildung als die glänzendsten angesehen werden — im griechischen Alterthum, im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus — hat doch zugleich die

*) In erster Linie ist hier immer wieder an die Heidelberger Rektoratsrede von Helmholtz zu erinnern: „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft" (1862). Aus neuester Zeit verdient die bei gleicher Gelegenheit gehaltene Rede von Windelband über „Geschichte und Naturwissenschaft" (1894) Beachtung. Insbesondere von Seiten der Methode ist der Unterschied erörtert in meinem Vortrag über „die Methode des Zirkelschlusses", Preuß. Jahrbücher 92 (1898) S. 43 ff.

Erforschung der Natur einen wichtigen Platz eingenommen und mächtige Fortschritte gemacht. Dies ist richtig, und wird auch dem, der es nicht ohnehin wüßte, durch die von Wernicke gesammelten Belege anschaulich. Aber was folgt daraus? — Die Erwartung, scheint mir, daß nun umgekehrt in einer Periode, die von den Anhängern der naturwissenschaftlichen Bildung als eine besonders glänzende angesehen wird — eben in unserer Zeit — auch der philologischen Wissenschaft ein wichtiger Platz eingeräumt und die Kraft, Großes für die Menschheit zu leisten, zugetraut werden muß. Etwas der Art hat wohl auch Wernicke sagen wollen; denn er giebt auf den letzten Seiten seiner Schrift selbst Material, durch welches der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht nach der geschichtlichen und philologischen Seite hin ergänzt werden soll. Diese kurzen Mittheilungen sind wirklich werthvoll und anregend. Sie berühren sich nahe mit den Vorschlägen, die kürzlich Professor Max C. P. Schmidt*) gemacht hat, nur daß beide Schulmänner von entgegengesetzten Seiten herkommen. Schmidt ist Philologe und wünscht den Unterricht seines Faches dadurch zu bereichern und in seinem Niedergang aufzuhalten, daß beim Lateinischen und Griechischen mehr als bisher auch auf das geachtet wird, was die beiden alten Völker in Geographie, Naturforschung, Mathematik geleistet haben. Wernicke setzt die Vorherrschaft der realistischen Fächer als gegeben voraus und empfiehlt seinen Fachgenossen, innerhalb dieser Fächer den Anforderungen des historischen Denkens dadurch gerecht zu werden, daß sie nach Möglichkeit auf die Geschichte der exakten Forschung, besonders auf ihre Anfänge im Alterthum, hinweisen, wozu oft schon eine etwas aufmerksamere Betrachtung der Terminologie den Anlaß giebt. Schade, daß der Verfasser sich auf knappe Andeutungen beschränkt hat. Er schöpft hier aus dem Vollen, aus eigenster Erfahrung, und würde durch etwas reichere Ausführung an dieser Stelle sich mehr Dank verdient haben als durch die zusammengeraffte Notizenmenge der vorhergehenden Abschnitte.

Bei aller Freundlichkeit, die Wernicke so zuletzt der philologischen Seite des Unterrichts erweist, bleibt er doch fern davon, sie in ihrer wirklichen Berechtigung anzuerkennen; es ist eben nur freundliche Duldung, was er gewähren will. Und dies hat im letzten Ende darin seinen Grund, daß er sich, hierin der Mehrzahl der Philologen ganz ähnlich, nicht entschließen kann, verschiedene Arten von höherer Geistesbildung neben einander gelten zu lassen. Das Phantom einer „allgemeinen Bildung“ beherrscht auch ihn. So lange man sich aber von diesem nicht frei macht, wird es nie gelingen, in dem Lehrplan einer höheren Schule die Wissenszweige so anzuordnen, daß keiner zurückgedrängt wird und verkümmert. Wir leben in einer Zeit der Goethe-Erinnerungen; und da ist es wohl angezeigt, einen Satz wieder

*) Schmidt, Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien, Leipzig (Dürr) 1899. 40 S. Mk. 0,75.

aufzufrischen, in dem der Alte von Weimar seine reifste Ueberzeugung ausgesprochen hat: „Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Besondere müssen wir uns zueignen."

3. Die Thatsache, von der Wenzel und Wernicke ausgehen, wird von dem Verfasser der zuletzt genannten Schrift ausdrücklich bestritten. Asbach, Direktor des Kgl. Gymnasiums in Düsseldorf, versichert: „Wir können an zahlreichen, zum Theil glänzenden Beispielen den Beweis liefern, daß die Primaner von heute, wenn die Schule ihre Pflicht gethan, mindestens ebenso gut vorgebildet wie früher zur Universität übergehen. Die Lektüre der lateinischen und griechischen Autoren bereitet ihnen keine größeren Schwierigkeiten als der früheren Generation." Da kann ich nur wieder, so wie kürzlich Oskar Jäger gegenüber, bekennen, daß meine Erfahrungen durchaus entgegengesetzter Art sind. Doch möchte ich glauben, daß mein verehrter Herr Kollege im Grunde ganz ähnlich gesonnen ist; denn auch er stellt unter den praktischen Vorschlägen, die er nachher macht, an den ersten Platz (S. 13) die Forderung, daß das Lateinische im Unterricht verstärkt werde, und begründet dies durch einen Hinweis auf die mangelhafte Kenntniß dieser Sprache, die sich bei den Studenten gewisser Fächer neuerdings gezeigt habe.

Die eigentliche Absicht der Asbachschen Schrift lag übrigens nicht in der Erörterung dieses Punktes, sondern war allgemeinerer Art. Er wollte gegen einen Plan protestiren, den kurz vorher Wilhelm Münch — früher Provinzial-Schulrath in Koblenz, jetzt Honorar-Professor an der Berliner Universität — in zwei viel bemerkten und viel besprochenen Aufsätzen*) angedeutet hatte. Münch hatte vorgeschlagen, schon von Obersekunda aufwärts, entsprechend dem künftigen Berufe und den beginnenden wissenschaftlichen Neigungen der Schüler, eine Differenzirung des Lehrplanes eintreten zu lassen, so daß ein Theil derjenigen Unterrichtsstunden, an denen jetzt Alle theilnehmen müssen, durch fakultative ersetzt würde, für die zwischen alten Sprachen, neueren Sprachen und exakten Wissenschaften die Wahl frei stünde. — In einem Bedenken hiergegen, das von Münch im Voraus erwähnt und dann auch von Asbach besonders betont wird, sehe ich gerade einen Vorzug des Planes: er durchbricht das bisherige „Prinzip der allgemeinen und gleichmäßigen Ausbildung". So nähert er uns der Möglichkeit, daß jeder Schüler gerade die Bildung erhalte, die ihm und seinen Anlagen gemäß ist. Dabei würden in Zukunft nur für einen Theil der Primaner, etwa für ein Drittel, Griechisch und Latein die Hauptmasse des Lehrstoffes ausmachen; die Wenigen aber, die freiwillig kommen, würden sich — bei neu vermehrter Stundenzahl — mit den alten Sprachen und ihrer Literatur viel eingehender beschäftigen und viel werthvolleren Ertrag

*) Wilhelm Münch, Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens. National-Zeitung, Novbr. 1898.

davon haben können, als jetzt die Vielen, die uns von widerstrebenden Eltern aus Sorge um die Berechtigungen zugeführt werden. Weit entfernt also, seine „Prima zu verlieren", würde das Gymnasium durch eine solche Einrichtung erst wieder hergestellt und zu neuem Leben gekräftigt werden. Denn seine Stärke beruht doch — im Ganzen so gut wie im Einzelnen — nicht in der Menge der Schüler, die ihm zuströmen, sondern in der Gründlichkeit und inneren Einheit der Geistesbildung, die es geben kann. Daß diese Bildung ihrer ganzen Art nach nicht für die Vielen ist, hat man zum Unglück vergessen; Münch erinnert wieder einmal daran.

Der Münchsche Gedanke unterscheidet sich der Sache nach kaum von dem, was die Preußischen Jahrbücher schon seit lange fordern und was — zu meiner Freude — schließlich (S. 17) auch Asbach billigt: daß den drei vorhandenen Formen der höheren Schule die gleichen äußeren Rechte und so in freiem Wettkampf Gelegenheit gegeben werde, zu zeigen, was jede vermag. Ob das Ziel besser auf dem von uns empfohlenen Wege oder auf dem etwas verschlungenen, den Münch suchen will, erreicht werden kann, ist nur noch eine äußere Frage, über die eine Verständigung wohl zu erzielen sein würde. Leider giebt Münch in einer jüngst veröffentlichten*) Rezension, die sich mit Asbachs Kritik auseinandersetzt, zu verstehen, daß die Aussichten auf Verwirklichung seines Planes inzwischen geringer geworden seien. Er klagt nicht ohne Grund über die Hemmungen, unter denen organisatorische Vorschläge in Deutschland und zumal in Preußen zu leiden haben; diesmal liegt doch ein Theil der Verantwortung für den mangelnden Erfolg bei ihm selbst. Die Art, wie er seine Gedanken vortrug, war nicht recht geeignet Freunde mitzuziehen, geschweige denn Gegner zu überzeugen. Mit ehrenwerther Aufrichtigkeit gedachte er der technischen Schwierigkeiten, die einer Organisation, wie sie ihm vorschwebt, entgegenstünden; aber er sagte nichts über die Frage, wie denn diese Schwierigkeiten zu lösen seien. Die ganze Ausgestaltung seiner Idee schien er Anderen überlassen zu wollen; und da hat sich denn freilich Keiner gefunden. Vielleicht entschließt er selbst sich nachträglich, der praktischen Seite seiner Entwürfe näher zu treten und uns — in den Hauptzügen nur — zu entwickeln, wie er sich die Durchführung denkt. Sicher würde dadurch die Literatur der Schulreform um einen gedankenreichen, hoffentlich auch um einen folgenreichen Beitrag vermehrt werden.

Düsseldorf, 8. Oktober 1899. Paul Cauer.

*) Deutsche Literaturzeitung 1899 S. 1503 f.

## Hochschulfragen.

A. Riedler, Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin (A. Seydel) 1898. 120 S. Groß-Oktav. Mk. 1,00.

Derselbe, Die technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rede, zum Antritt des Rektorates der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin gehalten am 1. Juli 1899. 17 S.

Vor acht Jahren erschien eine inhaltreiche und verdienstliche Schrift eines inzwischen verstorbenen Beamten der Bauverwaltung, Egon Zöller: „Die Universitäten und technischen Hochschulen", auf die wir an dieser Stelle (Bd. 67 S. 718 f) aufmerksam gemacht haben. Riedler behandelt ein ähnliches Thema, ohne übrigens von seinem Vorgänger Notiz zu nehmen. Sein Buch ist im Kreise der Fachgenossen viel gelesen und besprochen worden; es verdient aber auch darüber hinaus bekannt zu werden. Fragen von allgemeiner Bedeutung werden darin zwar in ermüdender Breite, aber mit offenbarer Sachkenntniß erörtert, und mit entschlossenem Urtheil, das denn freilich mitunter zu Konsequenzen führt, die den Widerspruch herausfordern. Eben jetzt hat der Verfasser durch seine frisch und flott gehaltene Rektoratsrede erneuten Anlaß gegeben, sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen.

Die Grundlage, auf der das Ganze derselben beruht, ist eine lebhafte Ueberzeugung von dem hohen Werthe, der der Berufsarbeit des Technikers zukommt. Daß ein Baumeister, um auch nur Ausreichendes zu leisten, während seiner Studienzeit viel mehr arbeiten muß als ein Philologe oder gar ein Jurist, kann wohl nicht bestritten werden. Und was die Dienste betrifft, die der Techniker für die menschliche Gesellschaft leistet, so braucht man nur einmal sich der veränderten äußeren Bedingungen bewußt zu werden, unter denen heute im Vergleich etwa zu der Zeit vor hundert Jahren unser Leben sich abspielt, um den freudigen Stolz gerechtfertigt zu finden, der den Verfasser im Gedanken an seinen Beruf erfüllt. Wenn er in einzelnen Aeußerungen dieser Gesinnung (S. 5 f.) über das Ziel hinausschießt, so ist das erklärlich; denn er steht im Kampfe gegenüber der zu geringen Achtung, die Staat und Gesellschaft der Arbeit des Ingenieurs zollen. Sollten die Züge von Gleichgiltigkeit der eignen Verwaltung gegen hervorragende Verdienste, die Riedler (S. 65 f.) anführt, nicht vereinzelt dastehen, sondern Proben einer herrschenden Anschauungsweise sein, so versteht man seinen Unmuth und — man lernt unsere Unterrichtsverwaltung schätzen. Weniger begründet scheint mir die Klage, daß auch die Gesellschaft für bedeutende Leistungen der Technik nicht genug Verständniß und Interesse habe. Es mag ja in verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden damit stehen; dann ist aber, was der Verfasser sagt, mindestens in dieser Allgemeinheit unrichtig: „Ueber den Zusammenhang der Ingenieurwerke mit der Kulturentwicklung weiß der Gebildete überhaupt nichts" (S. 45).

Eine andere Beschwerde, die er gegen die Gesellschaft erhebt, wird man anerkennen müssen: sie giebt noch immer der Universität und Allem, was zu ihr gehört, einen Vorzug, der in den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr begründet ist. Riedler betont das Recht und den Adel der schaffenden Wissenschaft neben der forschenden. Wenn er sie sogar über jene stellen möchte, so ist das eben eine Uebertreibung, wie sie der Eifer des Streites mit sich bringt, und ist ein Beispiel des so oft begangenen Fehlers, daß man meint, Dinge als größer und kleiner, besser und schlechter vergleichen zu müssen, die viel mehr der Art nach als dem Grade nach von einander verschieden sind. Für die Eigenart des Universitätsunterrichtes zeigt der Verfasser nur mäßiges Verständniß, indem er gelegentlich (S. 92) verlangt, es müsse „eine scharfe Grenzlinie gezogen werden, um der bisherigen Vermengung von Forschung und Lehre vorzubeugen"; wogegen er das Wesen der technischen Berufsbildung vortrefflich schildert, als ein Charakteristisches dabei das „Bewußtsein der Verantwortlichkeit" hervorhebend, das sie im Menschen erziehe (S. 67).

Wenn Riedler für das äußere Ansehen seines Standes kämpft, so ist dies nur Mittel zu seinem eigentlichen Zweck; es ist die nothwendige Voraussetzung für das, was er erreichen will: Vermehrung und bessere Organisation der technischen Hochschulen. Dieser Zusammenhang ist einleuchtend. Die bestimmten Vorschläge aber, die nun in erster Linie gemacht werden, sind — zwar nicht an sich überraschend; denn Aehnliches hat man öfter gehört — aber als Folgerungen aus den vorher dargelegten Thatsachen und Zuständen etwas befremdlich. Es ist, als ob der Verfasser mit plötzlichem Ruck seine Haltung änderte, vor eben den Mächten, die er siegreich bekämpft hat, sich verneigte und bescheiden bäte, nun doch ihn und die Seinen freundlich aufzunehmen. Angenommen, die „allgemeine Bildung" dächte wirklich so geringschätzig von den Werken der Technik und ihren Schöpfern, wie Riedler meint, so wäre das eben nur ein Beweis mehr, daß die sogenannte allgemeine Bildung nichts taugt, daß wir ihr je eher je lieber den Laufpaß geben und uns bemühen sollen, eine Anzahl besonderer Bildungen an ihre Stelle zu setzen, unter denen denn auch der Gedankenkreis des Technikers und die Art, wie er die Welt ansehen muß, zu ihrem Rechte kommen würden. Statt dessen hält Riedler die allgemeine Bildung wie etwas an sich Gutes fest, hofft nur, sie so zu erweitern, und das heißt zugleich zu verdünnen, daß auch von den Berühmtheiten der Technik wenigstens ein wenig in ihr Platz finde (S. 20. 45). Von den Universitäten urtheilt er nicht mit Unrecht, daß sie aus ihrer langen Geschichte manches Ueberlebte an Formen und Einrichtungen mitschleppen, wodurch es ihnen erschwert wird, den sich ändernden Bedürfnissen einer neuen Zeit recht zu genügen. Und doch weiß er für die technischen Hochschulen, die eben aus dem Leben dieser neuen Zeit erwachsen sind, nichts Schöneres zu wünschen, als daß sie als neue Glieder in den alten Organismus eingefügt werden

(S. 75 - 81). Er plant eine Gesammthochschule mit etwa 12 Fakultäten, von denen die Hälfte auf technische Fächer kommen würde. In diesem Zusammenhange wird dann natürlich auch das Recht der Doktor-Promotion für die neuen Fakultäten gefordert. — Das Fehlen einer langen Tradition, die Voraussetzungslosigkeit des Schaffens ist zugleich ein Mangel und eine Stärke. Man sollte meinen, die Techniker würden lieber die Seite der Stärke hervorkehren, anstatt immer an den Mangel zu erinnern; sie müßten einen Stolz darin finden, etwas durchaus Neues, Eigenartiges, Lebenskräftiges neben das alternde Gebilde der Schwesteranstalt zu stellen. Der Verfasser erwähnt diese Ansicht als eine unter seinen Berufsgenossen*) vertretene (S. 80), läßt aber erkennen, daß er selbst den anderen Weg, die Vereinigung mit der Universität, vorziehen würde.

Nur für den Fall, daß es dazu nicht kommen sollte, geht er auch auf jene Möglichkeit ein und giebt hier, wo es sich um die Ausgestaltung eines ihm vertrauten Instituts handelt, sehr praktische und beherzigenswerthe Rathschläge. Er warnt davor (S. 94 f.), das Privatdozententhum, so wie es sich an den Universitäten entwickelt hat, einfach herüberzunehmen, weil es, noch mehr als dort, für die technische Hochschule darauf ankommen müsse, „wissenschaftlich hochstehende Kräfte aus der Praxis" zu Lehrern heranzuziehen. — Sodann protestirt er gegen den Versuch, an den man wohl gedacht habe, die Universitäten dadurch zu vervollständigen und zu modernisiren, daß einzelne Fächer, die ihrer Natur nach auf beiden Seiten Anschluß finden können (Geometrie, Physik, angewandte Chemie u. a.), von der technischen Hochschule abgesplittert und ganz mit der Universität verbunden würden. Dadurch würde man die Hochschulen der Techniker zu bloßen Fachschulen herabdrücken, während Riedler verlangt und in seiner Rektoratsrede aufs Neue begründet, daß auch sie in ihrer Weise einen universalen Charakter tragen sollen. Deshalb empfiehlt er, ähnlich wie dies seiner Zeit mit eingehenderer Begründung Zöller gethan hatte, eine Befestigung und Erweiterung der hier und da schon mit dem Polytechnikum verbundenen allgemeinen Abtheilung, die „mehr biete, als das tägliche Brot der grundlegenden und Hilfswissenschaften"; hier sollen sich die Studenten über solche Gebiete orientiren können, die nicht zu ihrem eigentlichen Fache gehören, mit denen aber ihr Beruf sie in nahe Berührung bringen wird: Rechtskunde, Staatswissenschaften, Hygiene, Volkswirthschaft u. A. Dem allen würden wir rückhaltlos zustimmen können, wenn der Verfasser nicht die Ungerechtigkeit beginge, eben die Verkürzung, die er von den technischen Hochschulen abwehren will, für die Universitäten zu fordern (S. 92. 96); das darf natürlich nicht zugegeben werden. Es schadet ja gar nichts, wenn

*) Einer derselben hat ganz neuerdings den „Doktortitel der Techniker" abgelehnt mit Gründen, die den oben angedeuteten verwandt sind, und mit einer beinahe trotzigen Selbstachtung, vor der man Respekt haben kann. Sonntagsbeilage der Kölnischen Zeitung vom 8. Oktober.

beide Anstalten, ungehindert und ohne künstliche Verschmelzung neben einander gestellt, in einem Theile der Gegenstände, die sie behandeln, übereinstimmen. Die Art der Behandlung wird dann eben verschieden sein und, indem sie von zwei Seiten her wirkt, um so kräftiger in den Stoff eindringen, wie sich das für Mathematik und Physik schon bisher genugsam bewährt hat.

Diese Möglichkeit des freien Wetteifers der beiden Schwesteranstalten auf einzelnen gleichartigen Gebieten möchten wir auch in Bezug auf den dritten Punkt empfehlen, den Riedlers praktische Vorschläge betreffen, die Lehrerausbildung. Er will davon nichts wissen — was Zöller befürwortet hatte — daß etwa für Gymnasial- und Realschullehrer das Studium in Mathematik und Naturwissenschaften der technischen Hochschule zugewiesen werde; aber für deren eigene künftige Dozenten fordert er (S. 93) einen gemischten Bildungsgang etwas komplizirter Art, ohne zunächst einen genaueren Plan dafür vorzulegen. Mir scheint, man müßte sich hier wie anderwärts vor zu vielem Reglementiren hüten und ruhig den Weg weiter gehen, den kürzlich die preußische Unterrichtsverwaltung, wenn auch erst mit ganz bescheidenen Ansätzen, beschritten hat: in der neuen Prüfungsordnung für das höhere Lehrfach (1898) ist den Kandidaten der Mathematik und der Naturwissenschaften gestattet, bis zu drei Semestern an einer technischen Hochschule zu studiren. Wenn solche Freizügigkeit, in erweitertem Maße, herüber und hinüber zugelassen wird, so werden sich gegenseitige Anregung und fruchtbarer Austausch von Gedanken und Anschauungen von selbst einstellen.

Erwähnt sei noch, daß Riedler zum Schluß auch die äußerlich dringendste Frage, die der Neugründung von technischen Hochschulen, umsichtig erörtert. Er verlangt mindestens zwei für den östlichen Theil der Monarchie, eine in Danzig, die ja inzwischen der Verwirklichung ein Stück näher gerückt ist, und eine in Breslau, und empfiehlt eine dritte, die er ebenso wie in Breslau mit der Universität vereinigen möchte, für Kiel.

Wir schließen hier zwei Reden an, in denen namhafte Vertreter der Universität, beide auf Riedlers Buch Bezug nehmend, verwandte Themata behandelt haben:

Felix Klein, Universität und technische Hochschule. Rede, vor der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Düsseldorf am 19. September 1898 gehalten.

Wilhelm Waldeyer, über Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des deutschen Reiches. Berliner Rektoratsrede, am 15. Oktober 1898 gehalten. Berlin (Aug. Hirschwald) 1898. 31 S.

Der Göttinger Mathematiker, selbst ein Kind der großen niederrheinischen Industriestadt, steht den Erfolgen wie den Forderungen der Technik mit vollem Verständniß gegenüber. Er erkennt an, daß die beiden Hochschulen gleichartige Anstalten sind und daß, worauf schon Riedler hinge-

deutet hatte, das Polytechnikum kaum in anderem Sinne eine Fachschule ist als die drei sogenannten oberen Fakultäten der Universität. Bei der vierten, der philosophischen, findet er allerdings ein Ueberwiegen des rein akademischen Betriebes, konstatirt aber mit Befriedigung, daß seit einiger Zeit eine Bewegung begonnen hat, die dahin geht, die Art, wie die künftigen Gymnasial- und Reallehrer wissenschaftlich ausgebildet werden, den Bedürfnissen ihres praktischen Berufes etwas mehr anzupassen. Klein sieht ein Mittel, durch welches die Professoren seines eigenen Faches, die der Geschichte, der Sprachen mit dem Leben des Berufes, für den sie doch vorbereiten sollen, Fühlung gewinnen, in den „Ferienkursen", die sich an mehreren Universitäten bereits eingebürgert haben. Während er hier wünscht und hofft, daß die zu frühzeitige Spezialisirung, das einseitige Betonen der wissenschaftlichen Forschung, das der Freude am späteren Lebensberuf leicht schadet, durch praktische Rücksichten ergänzt werde, empfiehlt er umgekehrt den technischen Hochschulen die Einführung eines Spezialunterrichtes, der den tüchtigsten ihrer Zöglinge ähnliche Gelegenheit zu wissenschaftlicher Vertiefung und selbständiger Forschung geben soll, wie sie die Universität in ihren gelehrten Seminaren bietet. Auf diese Weise sollen beide Anstalten von einander lernen und sich innerlich näher kommen.

Der Eindruck dieser durchaus gesunden, kurz und treffend begründeten Gedanken wird ein wenig dadurch beeinträchtigt, daß auch Klein zum Schluß, wiewohl nur zaghaft, für den Plan einer auch äußeren Verbindung der technischen Hochschule mit der Universität seine Sympathie zu erkennen giebt. Diese Wendung hängt wohl damit zusammen, daß er sich von dem Glauben an die Möglichkeit einer einheitlichen „allgemeinen Bildung" noch nicht ganz frei gemacht hat. Er erzählt, daß vor dreißig Jahren der damalige oberste Beamte unseres Regierungsbezirkes ihm zu beweisen gesucht habe, es gebe zwei Arten höchster wissenschaftlicher Bildung, die technisch-naturwissenschaftliche und die humanistische; dagegen habe er nach Kräften protestirt. — Ob die Namen völlig zutreffend gewählt waren, mag zweifelhaft bleiben; noch mehr, ob die Zweizahl gegenüber der zunehmenden Fülle moderner Geisteskultur ausreicht: in der Hauptsache hatte jener Herr gewiß recht. Je mehr man die Selbständigkeit verschiedener „Bildungen" anerkennt, desto mehr wird gerade das erreicht werden, was Klein im Grunde wünscht: der Austausch fruchtbarer Anregungen zwischen den Nachbargebieten. Auch für die höheren Schulen, die an die Schwelle der Hochschule führen, läge die Rettung in solcher friedlichen Auseinandersetzung. So haben, um durch einen Vergleich zu sprechen, Preußen und Oesterreich einen förderlichen Bund erst schließen können, als sie nicht mehr in die enge Form einer gemeinsamen Verfassung gezwängt waren.

Der Ansicht, die wir vertreten, und auf die Kleins Gedanken hindrängen, steht Waldeyer mit bewußter Ablehnung gegenüber. Er will die Vergleichung auch nur der medizinischen Fakultät mit einer technischen

Fachschule nicht recht gelten lassen. „Das Wesen der Universität liegt" seiner Meinung nach „darin, daß sie für alle gelehrten Berufe die grundlegende wissenschaftliche Vorbildung geben will und muß". Für die Zeit, in der die überlieferte Form der Universitäten begründet wurde, war das gewiß richtig. Seitdem aber hat sich das Gebiet der gelehrten Berufe und ihre Zahl erweitert; und ob sie immer noch alle auf der Universität ihre Vorbereitung finden, läßt sich nicht aus einer begrifflichen Definition, sondern allein durch Beobachtung der Thatsachen feststellen. Thatsache aber ist, daß der Architekt, der Maschinenbauer, der Bergmann für seine Arbeit nicht geringerer Wissenschaft bedarf als der Direktor einer chemischen Fabrik, als der Arzt und der Amtsrichter, daß es also eine ganze Reihe durchaus „gelehrter" Berufe giebt, für die man besondere Anstalten zur wissenschaftlichen Vorbildung hat einrichten müssen. Diesen modernen Hochschulen vermag Waldeyer von seinem Standpunkte aus nicht ganz gerecht zu werden.

Uebrigens bildet in seiner Rede das Verhältniß der Universität zum Polytechnikum nur einen Theil des Themas. Er erörtert weiter, und zwar in vorurtheilslosem Sinne, die Frage des Frauenstudiums und die Bewegung der University extension, die er in der modifizirten Form, die sie in Berlin angenommen hat, dem Interesse seiner Kollegen empfiehlt. Zuletzt geht er auf die akademische Selbstverwaltung ein, die neuerdings in Gefahr sei, von Regierung und Volksvertretung verkannt und deshalb verkürzt zu werden (S. 25). Waldeyer warnt vor solchen Versuchen mit erfreulicher Entschiedenheit. Und dabei wendet er sich nicht bloß gegen die politischen Mächte, die geneigt sein könnten in das Leben der Universitäten einzugreifen, sondern auch an seine Berufsgenossen, denen er zeigt, wie sie selber durch die Art ihrer Thätigkeit dahin wirken können, daß fremde Einmischung ausgeschlossen bleibe. Unter den beiden Aufgaben des akademischen Lehrers stellt er das Lehren dem Forschen voran: zum Forschen fühle sich ein Jeder von selbst angetrieben; aber die Lehrarbeit sei „das mühsamere Werk, wenn sie mit dem ganzen Ernste und mit der vollen Hingebung durchgeführt wird, wie eine gereifte Hörerschaar und die hohe Aufgabe der Universität dies fordern". Man wird kaum sagen können, daß diese Auffassung heute die herrschende sei. Sollte sie es wieder werden, so würde darin allerdings die beste Gewähr dafür liegen, daß nicht Außenstehende sich veranlaßt sehen, die Universität an die Dienste zu erinnern, die sie der Gesellschaft leisten soll, und um deren Willen sie geschaffen worden ist.

Düsseldorf, 29. September 1899. Paul Cauer.

# Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Ein glückliches Paar. Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. — Das Friedensfest. Schauspiel in drei Akten von Gerhart Hauptmann.

Berliner Theater: Baumeister Solneß. Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Dr. Sigurd Ibsen.

Hermann Faber hat das aus mir unbekannten Verdiensten stammende große Glück gehabt, zwei Stücke im Zeitraum von etwa einer Woche an zwei ersten Bühnen Berlins zur Aufführung gebracht zu sehen. „Ewige Liebe" fiel im Schauspielhaus durch. Ich hatte von vornherein kein Vertrauen dazu und rettete mir den Abend durch Fernbleiben. Zu dem Lustspiel „Ein glückliches Paar" ging ich. Denn ich vertraute und baute auf das „Deutsche Theater", das durch die Klugheit seines Direktors aber auch durch andere Umstände mehr äußerer Art in den verdienten Ruf gekommen ist, der Literatur zu dienen. Doch man darf wohl niemals blind vertrauen. Von dem Stück des Herrn Faber sage ich nichts Anderes — und ich sage das als ernstes Urtheil ohne die Absicht der Uebertreibung —, als daß Mosers Werke als klassisch im Verhältniß zu dem Faberschen Stück zu bezeichnen sind. Was mich in diesem Fall interessirt, wäre einzig und allein die Beantwortung der Frage: Was kann den Direktor Brahm zur Annahme dieses Machwerks veranlaßt haben? Ich weiß keine Antwort darauf. —

* * *

Die Aufführung des Hauptmannschen „Friedensfestes" war eine herrliche Auferstehungsfeier. Es war das zweite Werk, mit dem Hauptmann vor die beschränkte Oeffentlichkeit der „Freien Bühne" vor fast zehn Jahren trat. Ich halte dieses Stück für das beste Drama, das dem Dichter überhaupt gelungen ist; und ich verstehe hier den Begriff des Dramas in dem Sinne, wie ihn Hebbel im Vorwort seiner „Maria Magdalena" definirt hat. Darnach hat uns das Drama das Leben und die Weltzustände in der Gebrochenheit darzustellen, wozu das „Moment der Idee" zu treten hat, in der das Leben „die verlorene Einheit wiederfindet". Die dramatische Auffassung des Weltprozesses ist also durchaus dialektischer

Natur. Gegensätze, aus der Tiefe des Weltseins stammend, bewegen sich gegeneinander und offenbaren sich nach außen hin als das, was wir im Drama „Handlung“ zu nennen pflegen. Die Handlung ist also mit dem Wesen des Dramas und des in diesem dargestellten Weltvorganges aufs Innigste und Innerste verknüpft und nicht etwas, das mit Rücksicht auf die äußere, effektvolle Bühnenwirkung erst von klugen Technikern hineingetragen ist. Hauptmanns „Friedensfest“ enthält in vollkommener Weise solche Handlung, die aus dem den Dingen ureingeborenen Zwiespalt hervorgeht.

Der Dr. med. Fritz Scholz hat in jüngeren Jahren weite Reisen durch die ganze Welt gemacht. Nirgends konnte er Ruhe finden. Er ist eine jener ruhelosen, modernen Naturen, die an dem Zwiespalt zwischen Sehnsuchtsfülle und Erfüllungsmöglichkeit schwer zu leiden haben. Nichts genügt den Sinnen und dem Denken. Das Denken möchte eine ganze Welt einheitlich umfassen und ihr Geheimniß auf einen Schlag lösen. Das geht nicht, und nun beginnt die Zersplitterung und Zerfaserung, Scholz hat sich besonders lange in der Türkei, dem Lande der Harems, und in Japan, dem Lande der Geishas, aufgehalten und dabei natürlich mitgenommen und ausgekostet, was solche Länder an besonderen Genüssen bieten. Aus dem unsteten Leben des Weltwanderers fällt er plötzlich in das Extrem des Einsiedlerdaseins. Er miethet sich ein „einsames Landhaus“ und nimmt sich ein Weib. Er vertauscht die zerstreute und berufsmäßige Sinnlichkeit der türkischen und japanischen Schönen mit der individuellen Liebeskraft eines robusten Mädchens aus dem Volke, das auf ihn allein seine unverbrauchten Sinne konzentriren wird. So meint er für sein leibliches Theil gesorgt zu haben. Das einsame Landhaus hat zwei Etagen, eine untere und eine obere. In die obere zieht sich Scholz zurück, um hier einsam zu sinnen, zu denken, zu träumen, zu phantasiren. Hier lebt er gewissermaßen als Gehirnmensch. In der unteren lebt er mit seinem Weibe zusammen und zeugt Kinder. So führt er ein gebrochenes Leben der Seele und des Leibes. Die Ehe des geistreichen, von Natur tief veranlagten und hochstrebenden Dr. Scholz mit dem derben Mädchen aus dem Volke stellt die Gebrochenheit des Lebens in einen leiblichen und einen geistigen Theil offenkundig dar. In diesen Zwiespalt sind vom Beginn ihres Daseins die Kinder solcher Ehe gesetzt. Jeder Theil will sie für sich haben. Der Vater will sie in seiner oberen Etage in ein Leben des Geistes hineinzwingen und meint, ihnen zu dem Zweck in einseitigster Weise Weisheit eintrichtern und einprügeln zu müssen. Die Kinder laufen ihm davon und halten es lieber mit der Mutter, die ihren Trieben und Neigungen freien Lauf läßt. So kommt es zu Szenen, in denen das Kind — wie Wilhelm erzählt — vom Vater am einen und von der Mutter am anderen Arm gezogen wird. Schließlich muß der Vater als der weniger robuste Theil nachgeben. Die Kinder tragen am Ende dazu bei, daß der Vater immer mehr sich auf seine Etage beschränkt, sich immer mehr absondert, immer absonderlicher wird. Er wird in seinem Denken und Fühlen von Niemand in seinem Hause verstanden. Er fühlt sich — nicht ohne Grund — beargwöhnt, belauert, belacht, befeindet. Er zieht sich immer mehr in sich zurück. Eine unheimliche Furcht und ein tückischer Haß überkommen ihn, der in seinem

Seelenleben sich von der robusten, brutalen Leiblichkeit der unteren Etage immer mehr und mehr bedrängt fühlt. Er haßt diese Leiblichkeit, er verachtet sie und er fürchtet sie auch. Er hält sie für etwas Gemeines, das zu Allem fähig ist. So kommt er dazu, seine Ehefrau dem Knecht gegenüber hinterrücks des Ehebruchs zu bezichtigen. Das ist zweifellos niederträchtig, feige, ehrlos. Es ist aber in seiner innersten Bedeutung doch immer das Aufbäumen einer in Furcht und Haß gesetzten Seele gegen die verabscheute Uebermacht des Sinnlichen und Leiblichen. In dem Moment aber, in dem das Geistige sich aufs Tiefste erniedrigt und ins Gegentheil seiner Bestimmung verkehrt hat, erhebt sich aus dem Leiblichen ein Ideal in Gestalt der Liebe des Kindes zu dem Leibe, der es getragen hat. Der empörte Sohn schlägt aus Liebe zur Mutter den Vater ins Angesicht. So sind die Verhältnisse zur äußersten Spitze getrieben. Dieses Leben in dem einsamen Landhause ist von Grund aus zerklüftet. Vater und Sohn gehen aus dem Hause. Die Familie Scholz hat aufgehört zu existiren. Es sind die zentrifugalen und atomisirenden Tendenzen des Lebens, die den alten Scholz früher in Uneinigkeit mit sich selber durch die ganze Welt getrieben haben und die jetzt die von ihm begründete Familie auseinandersprengen.

Es giebt aber auch zentripetale Kräfte, die darauf ausgehen, zu vereinigen, was getrennt ist und zusammenzuführen, was auseinanderstrebt. Es wirkt unter den Menschen eine Kraft der Liebe, die es nicht begreift, daß Haß die auseinander halten sollte, die zusammengehören. Diese Kräfte wirken in der Familie Buchner. Mit ihr dringt zum ersten Mal Wärme und Freude in das einsame Landhaus. Ida Buchner hat sich mit Wilhelm Scholz, dem aus dem Hause gegangenen Sohn, verlobt. Da ist es erklärlich, daß die Mutter, die jung verwittwete schöne und edle Frau Marie Buchner, den innigen Wunsch hat, den Bräutigam ihrer Tochter mit seiner Familie wieder auszusöhnen. Der Zufall will es, daß zugleich mit Wilhelm, am Weihnachtstage, auch dessen Vater nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder sein Haus betritt. Der alte, schreckliche Gegensatz könnte vielleicht wieder aufleben. Frau Buchner übernimmt die Vermittlung. Und sie findet den Boden zur Versöhnung bereitet. Denn in der Trennung haben die mit Sehnsucht an einander gedacht, die mit einander sich so bitter hassen. Der Kerzenglanz des Weihnachtsbaumes strahlt über eine versöhnte und glückliche Familie. Das Weihnachtslied, das Ida singt, weckt mit holden, reinen Tönen die zartesten und süßesten, beseligendsten Empfindungen — aber auch die bösesten Dämonen. Dieser Umschwung, der während des Liedes hereinbricht, ist von ungeheuerster dramatischer Kunst und Kraft. Wilhelm liebt seine Braut aus tiefstem Herzensgrund. An der zarten Reinheit ihrer unbefleckten Seele glaubt er selber reiner und besser werden zu können; ihre starke und opferfähige Güte wird die seiner Seele eingeborenen wilden Kräfte zu bezwingen wissen. Doch auch der ältere Bruder Robert hat das Verlangen, durch die Macht der Liebe zu genesen. Und als die Liebe in Gestalt Idas zum ersten Male holdselig und sonnig in das düstere Haus tritt, da entbrennt der Unglückselige in Liebe zu seines Bruders Braut. Er kämpft sein Gefühl standhaft nieder. Denn er ist im allertiefsten Grunde seiner Seele gut.

Als nun aber das Lied Aller Seelen löst und die Empfindungen aufwühlt, da kann sich Robert in seinem Schmerz, in seiner wilden Sehnsucht, in seinem innigen Glücksverlangen kaum beherrschen. Er will sich aber noch beherrschen und so kommt er dazu, hinter die von ihm vielfach gebrauchte Maske des Cynismus zu flüchten. Er bezeichnet die ganze Szene als sentimentale Albernheit Dagegen braust der im Augenblicke hingebendsten Glücksgefühls jäh verletzte Wilhelm auf. Die Brüder gerathen aneinander. Der Vater wird bei dem ausbrechenden Streit an das furchtbare Geschehniß erinnert, das ihn vor Jahren aus dem Hause trieb. Der geistig zerrüttete Mann verwechselt Gegenwart und Vergangenheit. Er wähnt, die Angriffe seien wieder gegen ihn selber gerichtet. Furchtbar aufschreiend bricht er zusammen, um in ein tödtliches Fieber zu fallen. Die Liebe trat in dieses Haus, um ihr frommes Werk zu thun. Es schien gelungen. Da sollte es sich erweisen, daß in diesem Hause, bei diesen von der Hand des Schicksals schwer belasteten Menschen auch die Liebe zum Unheil ausschlägt. Die Liebe wollte erretten und sie vollendete beim Rettungswerk das Verderben.

War die Kraft und das Wesen dieser Liebe vielleicht noch nicht stark und rein genug? Auch die selbstloseste Liebe läuft, in diese Welt der Sinne gebannt, Gefahr, befleckt zu werden. So muß denn auch die edle und gütige Frau Marie Buchner bekennen, Wilhelm nicht ganz ohne allzu persönliches Wohlgefallen in ihr Haus gezogen und ihrer Tochter zum Bräutigam erwählt zu haben. Auch die Welt der Liebe ist in diesem Drama eine zerbrochene und im innersten Wesen gespaltene. Nach allen Seiten hin und mit unerbittlicher Konsequenz ist der Weltprozeß in seinem Gebrochensein dargestellt. Aber Wilhelm und Ida werden doch glücklich werden. Gerade im Augenblick des tiefsten Elends schließen sie sich, wie es scheint, fester denn je aneinander. Sie glauben bestimmt an das Glück ihrer Zukunft. Auch der Zuschauer könnte es glauben. Vielleicht sogar hat es auch der Dichter so gemeint, so daß Wilhelm als ein armer Heinrich aufzufassen wäre, dem durch eines reinen Mägdeleins Opferfähigkeit Glück und Leben beschieden wäre. Ich halte diesen Schluß für schwächlich und glaube nicht an ihn Robert mit seinem allzu scharfen Blick für die Nachtseiten des Lebens hat Recht, wenn er auf Wilhelms Frage nach Idas Zukunft an seiner Seite erklärt: Die wird wie die Mutter, d. h. die alte Frau Scholz. Ida würde das nie und nimmer zugeben. Doch sie täuscht sich über sich und ihre Liebe Es ist das im tiefsten Grunde garnicht nur die erlösende und selbstlose Liebe der reinen Jungfrau. Unbewußt steckt in diesem Trieb zu heilen und zu erlösen auch ein sinnlicher Schauer vor dem Abgrund, der sich aufthut. Wilhelm ist der leidende, aber auch ein wenig der dämonische Mann, der schreckt und im Schrecken zugleich anzieht. Solche Schauer sind gemischt aus Lust und Unlust, d. h. sie sind Wollust. Mit der Erlösung des Mannes durch Weibesliebe ist das doch stets so eine eigene Sache. Es handelt sich da wohl immer mehr um einen poetischen Wahn als um eine praktische Wirklichkeit. Das Schicksal der Familie Scholz ist unabänderlich durch alle Generationen hin bestimmt. Es ist ein Leben der Gebrochenheit, ein Dasein in grauenvoller Nacht; aber aus dieser Nacht strecken die Menschen flehend die Arme empor zu den Sternen der

Liebe und des Friedens, nach denen unablässig, aber immer vergeblich ihre Sehnsucht ringt. „Das Friedensfest" ist in Wirklichkeit eine gewaltige Tragödie des Hasses, in der Idee aber zugleich ein Schauspiel der Liebe. Darin liegt die ungeheure dramatische Kunst und tragische Wirkung, daß wir in jedem Augenblick, in dem diese Menschen sich hassend zerfleischen, zugleich ihr herzliches Bedürfniß nach erlösender Liebe herausfühlen. Sie möchten sich lieben und müssen sich hassen. So ist ihr Schicksal in der Dialektik des Weltprozesses grausam bestimmt.

Diese tiefe Tragödie wurde im „Deutschen Theater" mit hoher Vollendung dargestellt. An erster Stelle sei Max Reinhardt als Fritz Scholz genannt. Er verzichtete richtiger Weise auf alles pathologische Beiwerk. Es spielt da nämlich ganz unnöthig ein Stück Gehirnerweichung hinein. Diese Pathologie in der Poesie ist eine naturalistische Schrulle, die aus einer oberflächlichen und falschen Auffassung Ibsens stammt und heute längst überwunden ist. Herr Reinhardt entwarf ein tiefergreifendes Seelengemälde und steigerte im Augenblick der Katastrophe die Tragik zu einer Gewalt, die wahrhaftig im alten Dr. Scholz einen alten König Lear erblicken ließ. Sehr gut war Rudolf Rittner als Wilhelm, ganz Choleriker und durchaus der Sohn seines Vaters, auf den sich das spezielle Schicksal dieses Vaters vererbt hat. Mit individuellster Charakteristik stellte Emanuel Reicher den Robert auf die Bühne, den Cyniker mit dem hellen, harten Blick für die Nachtseiten des Lebens, der im tiefuntersten Seelengrunde doch von der Sehnsucht nach einem Ideal verzehrt wird. Annie Trenner war eine gute Auguste Scholz, die mit dem einen Bruder den Cynismus, mit dem andern das cholerische Temperament gemeinsam hat. Hans Fischers Hausknecht Friebe war ein eindringlich charakterisirtes Individuum. Frau Marie Buchner ist die einzige individualitätslose blasse Figur des Stückes. Aus ihr machte Louise Dumont, was zu machen ist. In der Rolle der Ida liegt doch viel mehr, als Gisela Jurberg herauszuholen vermochte.

* * *

Unter Ibsens Dramen ist „Baumeister Solneß" am schwersten zu verstehen und am meisten der Auslegung bedürftig. Es ist klar, daß die sämmtlichen Vorgänge des Dramas symbolisch gemeint sind. Hinter den materiellen Vorgängen auf der Bühne steht eine andere Welt mit einem tieferen Leben. Das gilt es zu begreifen oder zu empfinden. Ob man begreift oder empfindet, ist aber ein grundlegender Unterschied. Bei Maeterlinck genügt es, zu empfinden, bei Ibsen muß man begreifen. Maeterlinck dichtet aus einer lyrischen und musikalischen Erregung heraus; Ibsen dagegen schafft mehr mit dem Hirn aus philosophischer Grundstimmung. Den Dramen Maeterlincks liegt das wogende Meer der Gefühle zu Grunde, die Werke Ibsens stammen aus dem hohen Himmel der Ideen. Maeterlincks Dichtungen stehen wir gegenüber wie einem Musikstück. Das regt bestimmte Gefühle in uns auf, die tiefer, heftiger und geheimnißvoller sind, als die unseres sonstigen Lebens. Wir ahnen etwas, und in diesem Ahnen empfinden wir Lust. Ibsen dagegen giebt ein Räthsel auf, das verstandesgemäß gelöst werden muß. Solche Lösung erfordert auch das Räthseldrama vom Baumeister Solneß.

Solneß ist „in einem frommen Hause auf dem Lande" aufgewachsen und er hat Alles das, was in einem solchen „frommen Hause" als heilig und ewig und sittlich gelehrt wird, als heilig und ewig und sittlich in sich aufgenommen. Er ist „Baumeister" geworden, nicht „Architekt"; „denn dazu hat er nicht gründlich genug gelernt," wie er selbst erklärt, er hat nicht alle vom Staate vorgeschriebenen Kurse durchgemacht und Examina abgelegt. Er hat aber Genie und in sich das Bewußtsein, das Schönste und Größte, was es nur giebt, bauen zu können. Doch das genügt selbstverständlich nicht, die Leute zu veranlassen, dem Unbekannten und noch Unbewährten Aufträge zu ertheilen. Nun bewohnt er aber ein altes Haus mit einem großen Garten rund herum, das er von der Mutter seiner Frau ererbt hat. „Von außen nahm es sich aus wie ein großer, häßlicher, dunkler Holzkosten. Aber inwendig war's doch ganz nett und gemüthlich." Würde dieses Haus abbrennen, dann könnte er den großen frei gewordenen Platz benutzen, um auf eigene Rechnung zu bauen. Er hegt den Wunsch, das Haus möge abbrennen, damit er durch den Brand in die Höhe kommen könnte — und das Haus brennt thatsächlich ab: denn es giebt „einzelne, auserkorene, auserwählte Menschen, denen die Gnade verliehen ward und die Macht und die Fähigkeit, etwas zu wünschen, etwas zu begehren, etwas zu wollen — so beharrlich und so — so unerbittlich, — daß sie es zuletzt bekommen müssen." Solneß gehört zu diesen „Auserkorenen". Indeß „allein wirket einer so große Dinge nicht". O nein, — die Helfer und und die Diener, — die müssen schon auch dabei sein, wenn's „zu was werden soll". Diese Helfer und Diener bedeuten die günstigen Umstände und glücklichen Zufälle, die der Wünschende und Wollende klar zu erkennen und klug zu benutzen fähig sein muß. Solche günstige Umstände befördern den Brand des Hauses thatsächlich, in Gestalt einer „Ritze im Schornstein", die eine ständige Feuersgefahr bedeutete und auf die Solneß seine Hoffnungen und Wünsche in Beziehung auf den Brand baute. Allerdings bricht schließlich das Feuer nicht, wie erwartet war, durch die Ritze aus, sondern anderswo. — — Zur Zeit des Brandes hatte des Baumeisters Gattin Aline gerade Zwillinge geboren. Der Schrecken erschütterte sie so entsetzlich, daß sie das Fieber bekam, „und das ging in die Milch über". Die Kinder starben daran. Doch Solneß hat erreicht, was er erreichen wollte: die Möglichkeit zum Bauen; und er baute, und bald ist er ein großer Baumeister, gerühmt von allen Menschen, unter denen er lebt, ein Baumeister, der das Herrlichste baut, was jene Menschen zu bauen haben: Kirchen!

Als Solneß wieder einmal eine Kirche zu bauen hat, in einer kleinen Stadt hoch im Norden, in Lysanger, wo er in der Einsamkeit „Grübeleien ungestört nachhängen" konnte, da „erforschte und prüfte er sich selbst", und das Ergebniß ist, daß er, im Bewußtsein einer bisher gleichsam latenten Kraft, am Tage der Einweihung selber den Thurm ersteigt und den Kranz, nach Landessitte, an die Spitze hängt. Bisher hat er nie gewagt, „hoch und frei hinaufzusteigen", weil er an Schwindel litt. Wie er nun da hoch oben, über der Menge, in freier, klarer Luft, steht, da spricht er zu Gott, dem er bisher gedient hat: „Jetzt höre mich an, du Mächtiger! Von heute an will ich auch freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiet.

Wie du auf dem Deinigen. Nie mehr will ich Kirchen für dich bauen. Nur Heimstätten für Menschen." Er baut fortan Heimstätten, darin sich ein Jeder so einrichten kann, wie es ihm bequem ist, wie es seiner Natur entspricht, unbekümmert um die Anderen.

Es ist unverkennbar, daß die geschilderten Vorgänge nur Symbole sind: Jenes alte, ererbte Haus, darin es sich so „nett und gemüthlich" wohnt, bedeutet die alten überkommenen Ideale, die von Geschlecht zu Geschlecht unbesehen herübergenommen sind, bedeutet den einfältigen Glauben, die überlieferten Autoritäten, die frommen, in gutem Glauben aufgenommenen Lügen, die alle die dummen, aufdringlichen Fragen nach dem „Woher" und „Wozu" bequem beantworten. Die „Kirchen" sind der Gipfelpunkt aller solcher vermeintlichen Ideale und Wahrheiten, sie sind das Aelteste, Ehrwürdigste, Heiligste innerhalb der Gesellschaft, die Verkörperung der offiziellen Anschauung.

Solneß, in einem „frommen Hause auf dem Lande" erzogen, d. h. dort erzogen, wo die gekennzeichneten Anschauungen am üppigsten wuchern, will, im Bewußtsein seines Genies und seiner Kraft, einer der Ersten, ein Führer der Gesellschaft werden. Zu dem Zwecke indeß muß er sich Raum schaffen, muß er Diejenigen verdrängen, die vor ihm den Platz und den Ruhm besetzt haben. Mit der rücksichtslosen Kraft seines Willens, eines eisernen, brutalen Eroichererwillens, schafft er sich diesen Platz: er veranlaßt den Brand des Hauses, d. h er vernichtet gewaltsam, was ihm im Wege steht. Doch sein Sieg ist nicht so vollständig, wie er gedacht hatte: Er kannte genau die Schwächen seiner Gegner, er war gewillt, diese Schwächen, diese „Helfer und Diener" zu benutzen, doch das mißlingt zum Theil. Wir können hier an die Vorgänge bei Revolutionen denken: mit aller Kraft setzen die Revolutionäre die Hebel an die schwächsten Stellen der zu vernichtenden Gesellschaft und meinen, den Sturz genau vorausberechnen zu können. Meistens aber brechen die Flammen unerwartet an ganz anderer Stelle hervor, und bei dem jähen Sturz erleiden auch die den Schaden, welche zuerst und zumeist an diesem Sturz gearbeitet haben. So geht es auch Solneß. Es wird jetzt klar sein, was jene Ritze im Schornstein des alten Gebäudes, die an anderer Stelle hervorbrechenden Flammen und der Verlust der Kinder bedeutet.

Hat der Baumeister auch nicht ohne eigene, schwere Verluste sein Ziel erreicht, so hat er es aber immerhin erreicht. Jetzt hat er Platz und freien Weg zur Herrschaft und zum Ruhm. Bald ist er einer der Ersten, der Führer; er baut Kirchen mit höheren, gewaltigeren Thürmen, als man sie bisher gebaut hatte, d. h. er baut das überlieferte Gebäude der Gesellschaft weiter aus, er vertritt am kühnsten und bedeutendsten die überlieferten Glaubenssätze. Ich möchte sagen: er ist ein genialer Reaktionär.

Aber er bleibt es nicht. Je höher er steht, um so weiter reicht sein Gesichtskreis, um so einsamer wird es um ihn. Er durchschaut das Scheinheiligthum des vermeintlichen Heiligthums, er erkennt das Todte, Gespenstische der vermeintlich ewigen Ideale. Er giebt seine bisherige Weltanschauung auf, er will keine Kirchen mehr bauen, sondern „Heimstätten mit hohen Thürmen und Spitzen", d. h. er will die Menschen aus der Moderathmosphäre todter Ideale emporheben in die klare Luft, ins helle Sonnen-

licht; er will in Jedem die Persönlichkeit wecken, er will der Individualität Raum schaffen, damit sie sich, unbekümmert um Andere, in allen ihren Trieben und Gedanken frei und ganz ausleben kann. Doch es ist schwer und mühevoll, als Persönlichkeit, als Einzelner, nur auf sich selbst gestellt, zu leben; es ist viel bequemer, überkommene Gedanken aufzunehmen, als neue zu denken; es ist viel gemüthlicher, sich in irgend ein System einzuhüllen, das durch sein Alter heilig gesprochen ist, als sich eine Weltanschauung neu zu erringen. Und die Menschen lieben das Bequeme und Gemüthliche, es ist so sicher, wenn der Eine sich an den Zweiten u. s. f. anlehnen kann. Damit hatte der kühne Baumeister, der kühne Reformator nicht gerechnet. Die Menschen wollen gar nicht seine Heimstätten mit hohen spitzen Thürmen; er hat vergeblich gebaut, er hat die Menschen überschätzt.

Und er hat auch noch etwas Anderes überschätzt: seine eigene Willenskraft. Die Menschen hat er nicht glücklich gemacht, seine eigenen Kinder hat er verloren, die Lebensfreude seiner Frau hat er zerstört. Seine brutale Thatkraft ist in vielen Kämpfen zerrieben und nach Erreichung des Zieles, im Besitz, schwach geworden; von jenem ehemaligen rücksichtslosen, ehernen Eroberewillen ist fast nichts geblieben. Dafür aber hat die Reue in seinem Herzen Platz genommen, Gewissensbisse zernagen seine Seele. Sein Geist ist verwirrt und zerrüttet, er ist dem Wahnsinn nahe. Nur ein einziges, phantastisches Glück malt er sich noch aus, eine einzige, lächerliche Hoffnung hegt er: obwohl thatsächlich und zweifellos der Besitz von Kindern für ihn ausgeschlossen ist, und obwohl er das selbst genau weiß, so wartet er doch immer, wie mit der Hoffnung eines Irrsinnigen. auf diese Kinder, auf das „Unmögliche", und daher hat er in seinem kinderlosen Hause „Kinderstuben", nicht eine, — drei.

In diese Situation tritt Hilde Wangel. Sie kommt aus Lysanger, aus jenem Städtchen hoch im Norden, wo Solneß vor Jahren die oben erwähnte Kirche gebaut hatte. Sie kommt „ohne Geld und ohne Koffer", d. h. ganz frei, nur auf sich angewiesen, ohne Vorurtheile, ohne jene Ideale, die sonst innerhalb der Gesellschaft hoch im Kurs stehen. Sie kommt mit der ungebrochenen Kraft der Jugend, mit ebenderselben rücksichtslosen Energie, die Solneß bei Beginn seiner Laufbahn zu eigen gewesen ist. Sie tritt in das Haus des Baumeisters, um ein erhaltenes Versprechen einzulösen und um ihr Glück zu gewinnen. Damals, als Solneß in Lysanger war, hatte er ihr gesagt, daß sie aussehe wie eine kleine Prinzessin, und wenn sie erst groß sein würde, dann sollte sie seine Prinzessin sein. „Und als ich dann fragte," so erzählt Hilde, „wie lange ich warten sollte, da sagten Sie, Sie kämen in zehn Jahren wieder — wie ein Unhold — und entführten mich. Nach Spanien oder irgend so einem Lande. Und dort würden sie mir ein Königreich kaufen, versprachen Sie." Und darauf hatte er das Mädchen geküßt.

Hilde Wangel hat diesen Vorgang in den zehn seither verflossenen Jahren nicht vergessen. Dem kühnen, genialen Baumeister fühlte sie sich gleichgeartet, wahlverwandt. Daß sie ihn da oben den Kranz an die Spitze hängen sah, das „war ja so entsetzlich schön und spannend! Ich konnte mir nicht denken, daß es in der ganzen Welt einen Baumeister gäbe, der einen so ungeheuer hohen Thurm bauen könnte. Und dann,

daß Sie selber droben standen, an der alleroberſten Spitze! Ein wirklicher lebendiger Mensch! Und daß Ihnen garnicht ein bischen schwindlig wurde! Das wars eigentlich, wovor einem am allermeisten — so — schwindelte." Als er sie dann geküßt hatte, da hat sie ihn von Stund' an als ihr eigen, als ihren Kameraden betrachtet, und als die zehn Jahre verflossen sind, da kommt sie nun und präsentirt ihre Forderung. Natürlich will sie jetzt nicht mehr das Königreich in Spanien; — was sie will, das ist ein Leben in Freiheit und Selbstbestimmung, sich ausleben will sie, ungefesselt durch alle Ideale und Vorurtheile und Verstellungen und all das Lächerliche und Komische, was die Menschen gewöhnlich hoch und heilig halten — das will sie, und Solneß als den Genossen ihrer Freiheit.

Sie findet in Solneß nicht ihr Ideal wieder; sie findet ihn krank und schwach geworden, als einen gänzlich Anderen. Und darum, eben weil er ein Anderer geworden ist, hatte er auch das Interesse an jener Begegnung mit Hilde verlieren müssen, mit der Veränderung seiner Seele mußte auch jenes Ereigniß mehr und mehr in seiner Erinnerung verblassen, — und in der That, als Hilde davon zu sprechen beginnt, weiß er nichts mehr von dieser Begegnung. Aber so ganz ist die alte, kraftvolle Seele doch nicht in ihm gestorben, sie ist nur gewissermaßen eingeschlafen, hat nur ein Traumleben, ein Leben des Unbewußten geführt. Er gesteht: „Ists nicht sonderbar? — Je mehr ich jetzt darüber nachdenke, — da kommts mir vor, als wär ich lange Jahre herumgegangen und hätte mich damit abgequält — — auf etwas zu kommen — so etwas Erlebtes, von dem ich meinte, ich müßte es vergessen haben. Und nie fand ich heraus, was das sein könnte." Wie nun Hilde alle Details aus jener Zeit ihm vorführt, wie sie gewissermaßen an ihm rüttelt, da erweckt sie die eingeschlafene Seele, da frischt sie die verblaßte Erinnerung wieder auf. Mit aller Kraft setzt Hilde ihr Bemühen ein, den Baumeister wieder völlig zu ihm selbst zurückzuführen. Zu dem Zweck muß sie Alles beseitigen, was den Baumeister zu dem Veränderten, Schwächeren gemacht hat. Sie erfährt sein Schicksal, die Geschichte von dem Brande des alten Gebäudes. Sie erkennt mit scharfem Blick die Schuld, welche des Baumeisters Umgebung an seinen Leiden trägt.

Da ist zunächst Kaja, Buchhalterin bei Solneß, ihrer äußeren Stellung nach. Sie steht aber auch in einer inneren Beziehung zu ihm. Sie gehört zu den nervösen, heftig empfindsamen anschmiegenden Frauennaturen, die das Große fühlen, wo sie ihm begegnen, die sich ihm ganz hingeben, wie einer dämonischen Macht, die aber sonst nichts weiter vermögen, als eben sich hinzugeben, ganz in das Andere, Große aufzugehen, ohne aus eigenem Kraftvorrath einen positiven Einfluß ausüben zu können. In der Thea Elvstedt des Dramas „Hedda Gabler" hat Ibsen bereits einmal einen solchen Charakter gezeichnet. Kaja empfindet das Bedeutende und Starke in Solneß, sie bewundert und liebt ihn mit Leidenschaft, ihr ganzes Wesen geht in ihm auf. Aber sie hat keine Ahnung von der früheren Größe des Baumeisters, sie begnügt sich mit den Trümmern dieser Größe, sie kann ihn nie heben und stärken. Sobald der stärkere Einfluß Hildes auf Solneß wirkt, muß Kaja aus ihrer Position verdrängt werden. Die rücksichtslose und starke Hilde vernichtet die schwache

Kaja gerade so, wie Thea Elvstedt an Hedda Gabler ihren Einfluß auf Lövborg verliert.

Drückender und stärker als das Verbindungsband mit Kaja ist die Kette, durch welche Solneß an seine Gattin Aline gefesselt ist. Was dem Charakter Alines das Gepräge giebt, das ist ihr Begriff der „Pflicht". „Pflicht" ist ihr Alles, das ganze Leben ist ihr eine „Pflicht". Das Haus ist abgebrannt, sie hatte das Fieber, sie sollte die Kinder nicht nähren und sie that es dennoch: denn es war ja ihre „Pflicht" — und die Kinder starben an dieser „Pflicht". Das erlittene Unglück zehrt an ihr, aber sie klagt nie laut, freudlos und schweigend wandelt sie umher, ein leibhaftiges Jammerbild, — denn zu dulden und zu schweigen ist ja ihre „Pflicht". Sie hat für des Gatten Bestrebungen nicht das mindeste Verständniß, nur Mißbilligung, aber sie bringt es nie zu einer Aussprache und Verständigung, denn sich zu unterwerfen ist ja ihre „Pflicht". Sie besorgt die Wirthschaft, denn das ist ja ihre „Pflicht"; sie besorgt die Einkäufe für Hilde, obwohl ihr das Mädchen tief unsympathisch ist, denn das ist ihre „Pflicht". Kein Saft, keine Kraft ist in diesem Gespenst, kein Muth, dem Wunsche des Herzens Raum zu geben und die Forderung, das Recht auf eigenes Glück zu vertreten. Alles Warme, Belebende ist erstickt und durchkältet in der eisigen, sonnenlosen Atmosphäre dieser „Pflicht". „Pflicht" — das hört sich „so kalt und spitzig und stechend" an, bemerkt Hilde. An „diese Todte" ist Solneß bei lebendigem Leibe gekettet, er, der ein freudeloses Leben nicht tragen kann; diese Frau hat er beständig um sich, an der jeder Blick, jede Bewegung eine stumme Klage und Anklage bedeutet, und die sich garnicht bewußt ist, welche Qualen solche stummen Klagen der Umgebung bereiten. Solneß glaubt an dem Unglück seiner Frau einzig und allein schuldig zu sein, an ihrem Unglück der Kinderlosigkeit; er meint, mit dem Tode der Kinder damals bei dem Brande sei ihr ganzes Lebensglück mit getödtet. Er sagt: „Aline, — die hatte auch ihren Beruf im Leben. Ebensowohl, wie ich den meinigen. — — — Aline, — die hatte auch ihre Anlagen zum Bauen. — — — Keine Häuser und Thüren und Pfeiler — — nichts von dem, was ich selber treibe. — Kleine Kinderseelen aufzubauen, Hilde. Kinderseelen aufzubauen, so daß sie groß werden im Gleichgewicht und in schönen, edlen Formen. So daß sie sich erheben zu geraden, erwachsenen Menschenseelen. Das war's, wozu Aline Anlagen hatte." —

Solneß täuscht sich sehr, er hat Frau Aline viel zu hoch geschätzt. Eines Besseren werden wir belehrt aus einem Gespräch zwischen Hilde und Aline. Erstere beklagt das traurige Schicksal der Frau Solneß, besonders den Tod der Kinder. Doch Frau Solneß meint, der Verlust der Kinder, das wäre eine höhere Fügung. Die hätten es jetzt so gut, wie man es sich nur denken könne. Ueber die sollte man sich bloß freuen. Und dann fährt sie fort: „Nein, es sind die kleinen Verluste im Leben, die einem wehe thun bis in die Seele hinein. Wenn man das Alles verliert, was andere Leute fast für gar nichts achten. Da verbrannten zum Beispiel alle die alten Porträts an den Wänden. Und alle die alten seidenen Kleider, die der Familie wer weiß wie lange gehört hatten. Und die Spitzen der Mutter und der Großmutter — die verbrannten auch. Und denken Sie nur —

die Schmucksachen! (schwermüthig) und dann alle die Puppen. — Frau Aline hatte „neun wunderschöne Puppen", mit denen sie immer zusammen gewesen war, auch nachdem sie erwachsen war, und auch, nachdem sie verheirathet war, — und „dann verbrannten sie ja die armen Dinger". Die zu retten, da dachte Niemand dran. Ach, das ist ein trauriger Gedanke. Auf ihre Art waren die ja auch lebendige Wesen." — Nun kennen wir Frau Aline. —

Aus dem Gespräch mit ihr geht Hilde, der „etwas recht Warmes und Herzliches" nothwendiges Lebensbedürfniß ist, hervor wie aus einem „Grabgewölbe". Es ist klar: von dieser Frau muß Hilde den Baumeister befreien, wenn sie ihn retten will. Aline steht zwischen ihm und seinem Glück. Und Hilde kann und will es nun nicht begreifen, „daß einer nach seinem Glück nicht greifen darf. Nach seinem eigenen Leben nicht! Bloß weil Jemand dazwischen steht, den man kennt!" Und nun kommen wir zu einem Wortaustausch zwischen Hilde und Solneß, der recht eigentlich die Axe des Dramas bedeutet, den Schlüssel für das Verständniß des ganzen Stücks bietet: auf die soeben zitirten Worte Hildes bemerkt der Baumeister: Jemand, an dem man nicht vorbei darf.

Hilde: Ich möchte wissen, ob man das im Grunde nicht dürfte. — — Sie sind krank, Baumeister. Schwer krank glaub ich fast.

Solneß: Sagen Sie verrückt, denn das meinen Sie ja.

Hilde: Nein, am Verstande, glaub ich, fehlt Ihnen weiter nichts.

Solneß: Wo fehlt's mir denn? Heraus damit!

Hilde: Ob die Sache nicht die ist, daß Sie mit einem kränklichen Gewissen zur Welt gekommen sind.

Solneß: Mit einem kränklichen Gewissen? Was ist denn das für ein Teufelsding?

Hilde: Ich meine, daß das Gewissen bei Ihnen recht schwächlich ist. So — zart gebaut. Daß es keinen Stoß verträgt. Daß es das, was schwer ist, nicht heben noch tragen kann.

Solneß: Hm! Wie sollte denn das Gewissen sein, wenn ich fragen darf?

Hilde: Bei Ihnen möcht ich am liebsten, daß das Gewissen so — so recht robust wäre.

Ein wenig weiter heißt es, man wäre glücklicher, „wenn man ein recht kräftiges, von Gesundheit strotzendes Gewissen hätte. So daß man sich das getraute, was man am liebsten möchte". Darauf meint Solneß: Ich meinerseits glaube, daß die Meisten in dem Punkte ebenso große Schwächlinge sind, wie ich selber.

Hilde: Mag schon sein.

Die zitirte Szene legt den Kernpunkt des Dramas, das Tragische darin bloß: Dieses Tragische beruht auf dem Doppelcharakter des Menschen als Egoist und Altruist. Hilde will, wie bereits gesagt ist, dem Baumeister seine alte Kraft und Freiheit wieder verschaffen. Sie will dem egoistischen, individualistischen Prinzip, das die Grundlage ihrer beiden Charaktere ist, zum Siege verhelfen. Sie führt Solneß immer wieder seine frühere thatkräftige Genialität und Kühnheit vor Augen. Er berauscht sich in dieser Erinnerung an sich selbst; er will wieder der sein, der er war, er will den Beweis dafür geben, daß er es bereits ist, er

will von Neuem ein Probestück liefern. Er entschließt sich, den Thurm seines eben gebauten, neuen Wohnhauses am Tage der Einweihung wieder selbst zu besteigen. Der Baumeister soll selber so hoch steigen, wie er bauen kann. Und wenn er diesen Thurm bestiegen hat, dann will er nur noch eins bauen, etwas, das noch nie dagewesen ist, zusammen mit Hilde, etwas so Herrliches und Großes, wie es sich nur die kühnste Phantasie ausmalen kann: ein „Luftschloß", aber ein Luftschloß mit einer „Grundmauer", und da hoch oben wollen die beiden dann leben. Dieses „Luftschloß" ist im Grunde gar nicht verschieden von den vorher besprochenen „Heimstätten" mit spitzen hohen Thürmen. Es ist dadurch symbolisirt die völlige Ausbildung der Persönlichkeit, der krasseste Individualismus, ein Leben in höherer Freiheit und Selbstherrlichkeit, als in jenen „Heimstätten für Menschen" eine so ungeheure, schwindelnde, sonnennahe Höhe, wie es sich die kühnste Phantasie nur ausmalen kann; aber es soll doch kein Phantasiestück sein, es soll eine reale Unterlage, die Grundmauer haben, es soll also beruhen auf der ins Ungeheure gesteigerten, genialen Kraft Hildes und des Baumeisters. Beide trauen sich eben eine solche Kraft, ein solches Nietzsche'sches Uebermenschenthum zu.

Der Tag, da das erwähnte Wohnhaus eingeweiht werden soll, ist da. Solneß besteigt den Thurm — bis zur Spitze — ein Schwindel ergreift ihn — er stürzt — zerschmettert liegt er am Boden. Er hatte sich eben nur an seinem eigenen Bilde aus früherer Zeit berauscht, er glaubte die frühere Kraft wieder zu besitzen, aber diese Kraft war jetzt nur eitel Phantasterei. Die einmal gebrochene Kraft ist nicht mehr zu heilen. Und Hilde? – Der Tod des Baumeisters trifft sie tief ins Herz, wie irr starrt sie auf den Fallenden. Aber sie ist zu kraftvoll und muthig, um beim ersten Ansturm des Schicksals gebrochen zu werden. Wenigstens gelang es ihr doch, den Baumeister wieder so hoch zu sehen, wie sie ihn schon einmal gesehen hatte, wenn er sich auch nicht dauernd und sicher auf der Höhe halten konnte. Den Baumeister wieder so hoch gesehen zu haben, das ist ihr ein Triumph. Und während so gleichzeitig an Irrsinn grenzender Schmerz und triumphirende Freude ihre Seele durchstürmen, sagt sie, „wie in stillem, irrem Triumph": „Aber bis zur Spitze kam er. Und ich hörte Harfen hoch oben. Mein — mein Baumeister!"

Es muß etwas Ekstatisches, Visionäres in der Art liegen, wie sie diese Worte spricht. Denn dahinter liegt noch die Vorstellung verborgen, daß sie selbst nicht nur eben so hoch steigen, sondern sich auch so hoch dauernd halten wird, in Freiheit und Selbstherrlichkeit, aus eigener Kraft dem eigenen Glücke lebend. Wird sie es? — Nein! — Wohl vertritt sie jetzt noch, jung und im Grunde unerprobt, die Theorie von des Herzens Härtigkeit und der Seele Mitleidlosigkeit Sie ist eine Illustration zu dem Satze des Philosophen Nietzsche: „Gebunden Herz, freier Geist. — Wenn man sein Herz hart bindet und gefangen legt, kann man seinem Geiste viele Freiheiten geben." Aber auch in ihr schlummern jene Krankheitskeime eines zu „zarten Gewissens;" und wenn sie auch noch nicht groß gewachsen sind und die ganze Seele durchwuchert haben, — von Zeit zu Zeit regen sie sich doch ganz leise: Als Hilde mit Aline Solneß spricht, da überschleicht auch sie das Mitleid mit der unglückseligen Frau, wenn

auch nur vorübergehend. Als ein gewisser Ragnar Brovik den Baumeister um eine Empfehluug bittet, legt sie für ihn Fürsprache ein, obwohl Solneß diese Empfehlung nur mit Schädigung seiner eigenen Interessen geben kann. Als sie den auch oben zitirten Satz verficht, man dürfe an dem vorübergehen, was hindernd im Wege steht, da meint sie doch: „Ach, wenn man doch die ganze Geschichte verschlafen könnte." Und endlich: In der ersten Nacht unter des Baumeisters Dach träumt ihr, sie stürze „von einer ungeheuer hohen, steilen Felswand hinab." Auch Solneß träumt öfter dergleichen. Dieser Traum vom Fallen ist die symbolische Darstellung jenes Gefühls der Schwäche, von dem sehr bedeutende Männer rücksichtsloser That in geheimsten unbewachten Augenblicken überfallen werden: solche Menschen stehen auf denkbar höchster Höhe menschlicher Macht, sie halten sich für unbezwinglich, wie vom Schicksal auserwählt und gefeit, und doch haben sie Augenblicke: da taucht in ihren Seelen wie aus einem tiefsten, verborgensten Winkel das Gefühl menschlicher Gebrechlichkeit empor, erhebt sich grauenvoll und gespenstisch die Ahnung nahen Sturzes.

Aus allem Dargelegten ergiebt sich als Problem des Dramas das Verhältniß zwischen Egoismus und Altruismus. Es ist dasselbe Problem, das sich auch in anderen Dramen Ibsens findet und das ich bei der Besprechung von „Rosmersholm" unlängst dargelegt habe. Was den Gesammtwerth dieses Dramas betrifft, so dürfte es wohl das schwächlichste unter allen sein. Auf der Höhe seines Könnens hat Ibsen die große Fähigkeit, Ideen mit Fleisch und Blut zu umkleiden und individuell darzustellen. Im „Baumeister Solneß" dagegen sind die Ideen doch nur zu einem Schattendasein gebracht. Wir haben es mehr mit personifizirten Begriffen zu thun. Auch die oft geradezu ins Kleinliche gehende Symbolik ist als ein Vortheil nicht anzuerkennen. Doch bleibt es immer ein Werk Ibsens, das der eingehenden Behandlung trotz aller Mängel werth ist.

Warum das Berliner Theater seine Abonnenten mit dieser Aufführung beglückt hat, ist nicht zu ersehen. Weder Publikum noch Schauspieler sind hier ibsenreif. Was soll man dazu sagen, daß die Rolle der Aline von der Darstellerin komisch aufgefaßt wurde! Aline ist unsympathisch, aber doch eine durchaus tragische Gestalt. Das Publikum übrigens ging auf die verfehlten Intentionen der Darstellerin mit größtem und aufrichtigem Vergnügen ein. Besondere Heiterkeit erregten die neun Puppen, mit denen Aline gespielt hat. Die Damen, die im Parket und in den Logen sich vor Lachen schüttelten, wissen gar nicht, daß sie selber, auch wenn sie schon Großmütter sein sollten, noch immer mit solchen Puppen im Ibsenschen Sinne spielen. Rühmend kann ich Fräulein von Pazatka nennen, die die Kaja mit richtigem Verständniß und der eigenthümlichen, vom Bann der Suggestion erzwungenen Hingabe spielte.

19. 10. 99. Max Lorenz.

# Politische Korrespondenz.

## Aus Oesterreich.

15. Oktober 1899.

Das Ministerium Thun hat sein Ende erreicht. Seit Monaten war an demselben nicht mehr zu zweifeln, da es keinen Weg gab, die dem Grafen Thun von der Krone gestellte Aufgabe, den Reichsrath lebensfähig zu machen, in irgend einer Form zu lösen. Im Augenblicke des Abschlusses der Regierungsthätigkeit des genannten Grafen und seiner parlamentarischen und büreaukratischen Mitarbeiter legt man sich nothwendig die Frage vor, wie diese Herren überhaupt jemals daran denken konnten, mit Erfolg zu arbeiten, und man kann darauf keine andere Antwort geben, als daß die einzelnen Elemente dieses Ministeriums von sehr verschiedenen Voraussetzungen ausgegangen sind und daß der gänzliche Mangel eines auf die zu erwartenden Ereignisse berechneten, deutlichen Programmes den Sturz desselben zur Folge haben mußte.

Das Auftreten des Grafen Thun läßt sich sachlich in gar keiner Weise erklären, es kann wohl nur auf ganz persönliche Beweggründe zurückgeführt werden; denn es ist ganz unmöglich, einem Manne, der als Verwaltungsbeamter die west-österreichischen und namentlich die böhmischen Verhältnisse kennen gelernt hatte, dieselben phantastischen Vorstellungen von der Macht und den Mitteln eines österreichischen Ministerpräsidenten zuzuschreiben, von denen Graf Badeni erfüllt gewesen war. Dieser hatte Galizien zu regieren verstanden und war der Meinung, daß die Künste und noch mehr die rücksichtslosen Rechtsbeugungen, die ihm dort über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen hatten, auch in den Erbländern zum Ziele führen würden, wenn man nur rücksichtslos genug in der Anwendung sei. Seine Zuversicht war durch die Rolle, die ihm bei der Beseitigung des Koalitionsministeriums Windischgrätz-Plener zugefallen war, begreiflicher Weise gesteigert worden, sie hat ihn von einem falschen Schritte zum anderen fortgerissen und hätte wohl zu noch gefährlicheren Gewaltthätigkeiten geführt, wenn die Krone bereit ge-

wesen wäre, ihm dieselben zu gestatten. Graf Thun hat die Gelegenheit gehabt, den Irrweg seines Vorgängers zu beobachten und den Schluß daraus zu ziehen, daß der offene Krieg gegen die Deutschen nicht geführt werden könne, ohne die Grundlagen und die seit Maria Theresia bestehenden bewährten Einrichtungen des Staates preiszugeben. Er konnte nicht im Unklaren darüber sein, daß die Tschechen in keiner Weise geeignet sind, die Aufgaben zu übernehmen, die bisher den Deutschen zugefallen waren, daß sie am allerwenigsten gesammtösterreichische Interessen im Auge haben, sondern absichtlich Verwirrung und Feindseligkeit unter den österreichischen Nationen fördern, um im Trüben — ihren böhmischen Staat herausfischen zu können. Sie wollen so wenig von einer Konföderation der Nationen etwas wissen, als von einem die nationalen Bedürfnisse gerecht abschätzenden, die Einheit der Verwaltung jedoch unbedingt festhaltenden Zentralismus; ihnen schwebt immer nur die Absicht vor, aus Böhmen ein zweites Ungarn zu konstruiren, einen Staat, in welchem die Tschechen ebenso alleinherrschend werden, wie es die Magyaren in der jenseitigen Reichshälfte thatsächlich geworden sind. Darüber konnte sich Graf Thun keinen Täuschungen hingeben, auch wenn Herr Dr. Kaizl es versucht haben sollte, ihn von der Loyalität der tschechischen Ansprüche zu überzeugen. Auch den Einfluß der Polen und der deutschen Klerikalen kann er doch nicht überschätzt haben, er kann nicht angenommen haben, daß diese im Stande sein würden, ihre politischen Freunde zu freiwilligem Verzichte auf alle ihre Lieblingspläne zu bewegen, nur damit Graf Thun Ministerpräsident bleiben könne? —

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die geheimen Pläne Thuns jemals das Licht der Oeffentlichkeit erblicken werden, man wird seinem Auftreten daher auch kaum jemals eine besondere Bedeutung beilegen können. Seine Regierung hat keinen anderen Zweck gehabt, als den Ausgleich mit Ungarn in Oesterreich zu oktroyiren und die Unhaltbarkeit der Badenischen Sprachenverordnungen ad oculos zu demonstriren; das Letztere hat sie mit aller wünschenswerthen Vollständigkeit erreicht. Daß dazu auch der Vertrauensmann der Jungtschechen mitwirken mußte, mag diesen wohl sehr unangenehm sein; es ist daher begreiflich, daß sie ihren Groll den einst so gefeierten Kaizl fühlen lassen; dennoch können sie es nicht ungeschehen machen, daß sie die Regierung in Händen gehabt haben und nichts damit anzufangen wußten. Es geht nicht an, die Betheiligung der gegenwärtigen Reichsrathsmajorität am Ministerium Thun zu verschweigen oder abzuleugnen und von einem zukünftigen Ministerium der Rechten als einer vielversprechenden parlamentarischen Neuheit zu sprechen, der die Lösung der österreichischen Verwicklungen gelingen könnte. Die Herren Dipauli, Kaizl und Kast waren Vertreter der Rechten im Ministerium Thun, die Rechte hat sich wiederholt demselben zur Verfügung gestellt; mehr könnte sie nicht thun, wenn auch noch die Ebenhoch und Ferjancic mit Ministerportefeuilles

ausgestattet würden. Nicht Thun allein, auch die Rechte ist unterlegen, indem sie das Erbe Badenis anzutreten versucht hat.

Das neue Ministerium, das sich als ein Uebergangsministerium eingeführt hat und nur aus vier Ministern, im Uebrigen aus „Leitern" der verwaisten Ministerien besteht, hat gar keine Beziehungen zu den parlamentarischen Parteien, es soll die Geschäfte im Auftrage der Krone so lange führen, bis auf dem Wege der Koalition ein neues parlamentarisches Ministerium entstehen kann. Mit dieser „Widmung" ist ihm vielleicht eine längere Dauer zugedacht, als die gegenwärtige Majorität des Reichsrathes annehmen zu wollen scheint. Der Ministerpräsident Graf Manfred Clary-Aldringen, früher Landes-Präsident von Schlesien, seit Bacquehems wohlverdientem Versinken in ruhmlose Vergessenheit Statthalter von Steiermark, bringt keine anderen Vorbedingungen für sein schwieriges Amt mit, als die genaueste Kenntniß der Bedürfnisse der Verwaltung und der arbeitenden Bevölkerung im Norden und Süden der Donau, dazu die unbestrittene Eigenschaft, als Beamter den Verkehr mit allen Kreisen eifrig gesucht und daraus Belehrung über alle Verhältnisse in den von ihm verwalteten Ländern geschöpft zu haben. Man weiß, daß er ein überzeugter Katholik ist, sich jedoch niemals den Ultramontanen angeschlossen hat, ein Umstand, der für Selbständigkeit in Auffassung und Willen spricht. Er hat sich für alle Fälle darauf eingerichtet, die Regierung so lange zu leiten, als man seiner bedürfen wird; die Ressortangelegenheiten werden gewiß mit Geschick behandelt werden: Männer wie Körber, Witteck, Hartel, Stribal sind vollkommen geeignet, für die tadellose Fortführung der Geschäfte zu bürgen. Graf Clary war von vornherein entschlossen, die Sprachenverordnungen für Böhmen einfach aufzuheben, „weil sie einseitig und auf eine Weise zu Stande gekommen seien, welche die Deutschen verletzen mußte"; er beruft den Reichsrath, nachdem der Zustand wie er vor dem Jahre 1897 in allen Sprachenangelegenheiten geherrscht hat, wieder hergestellt ist; er wird dem Reichsrathe in kürzester Frist ein Sprachengesetz zur Berathung unterbreiten, das mit Berücksichtigung der von den nationalen Parteien namentlich aber in dem Pfingstprogramme der Deutschen geäußerten Wünsche das Staatsinteresse zu wahren geeignet sein soll. Dies hat er nicht nur zu den Vertretern der deutschen Parteien sondern auch zu den Jungtschechen geäußert, worauf diese nicht anstanden, ihn ihrerseits als einen Feind des tschechischen Volkes zu erklären, das bekanntlich ein angeborenes Recht darauf zu besitzen vorgiebt, daß in jedem Orte des Königreiches, wenn derselbe auch ausschließlich von Deutschen bewohnt ist, tschechisch Gericht gehalten und verwaltet wird. Die Beziehungen des tschechischen Volkes zu dem Lande, das vom Erzgebirge, Riesengebirge, vom Böhmerwalde und von einer im böhmisch-mährischen Gesenke laufenden Linie begrenzt wird, bilden nämlich den Inhalt jenes geheimnißvollen Staatsrechtes, dessen Wortlaut Niemand, auch

kein Jung- und kein Alttscheche kennt, das aber das Palladium des tschechischen Volkes, oder vielmehr aller jener auf tschechischem Boden überschüssigen Jünglinge bilden soll, die als Beamte in deutschen Städten, Märkten und Dörfern angestellt werden wollen. Daß auch die böhmischen Feudalen dem Ministerium Clary die Opposition ankündigen, kann nicht Wunder nehmen. Diese Herren träumen davon, in dem neu zu errichtenden böhmischen Staate die erste Geige spielen zu dürfen und glauben, wenn nur erst die demokratischen Jungtschechen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben werden, sie mit Hilfe ihrer klerikalen Gefolgschaft beseitigen und selbst im Jesuitensinne regieren zu können. Ihr österreichischer Patriotismus, von dem sie stets überfließen, richtet sich in erster Linie gegen die bestehende Ordnung im Staate und gegen die Tradition der regierenden Dynastie. Mit diesen destruktiven Elementen wird kein österreichisches Ministerium jemals rechnen können.

Die katholische Volkspartei und die Polen sind jedenfalls nicht abgeneigt, mit dem Grafen Clary zu unterhandeln, sie danken ihm die Erlösung aus einer Gesellschaft, die ihnen schon viel zu theuer geworden ist, um sie nicht auch einmal gerne zu entbehren. Entscheidend für die Mission des „Uebergangs-Ministeriums" wird aber selbstverständlich die Haltung der Deutschen sein. Nach Allem, was bis jetzt sowohl von der Ansicht des Kaisers über die Gestaltung der Verhältnisse im Staate und über die Aufgaben der Regierung bekannt geworden ist, kann ein ernster Zweifel über das, was den Deutschen bei der gegebenen Sachlage frommt und nützlich werden wird, kaum bestehen. Sie haben die Hand zu ergreifen, die ihnen geboten wird, sie haben die Regierung zu unterstützen, durch welche die Badenischen Sprachenverordnungen aufgehoben worden. Opposition gegen dieselbe wäre nicht etwa nur ein politischer Fehler, sondern ein Widerspruch mit dem eigenen Programme, ein selbstmörderischer Narrenstreich. Mögen unsere Radikalen immerhin noch Bürgschaften dafür verlangen, daß nicht wieder einmal im Verordnungswege der Besitzstand der Deutschen angetastet werde; bis sie diese Bürgschaften zu formuliren vermögen, werden die Deutschen doch nicht umhin können, jenen Ministern ihr Vertrauen zu bezeugen, die den Kampf gegen die Tschechen nöthigenfalls aufnehmen, und sich für den Fall dieses Kampfes auch jeder anderen Regierung zur Verfügung zu stellen. Wenn jemals, so mögen sie sich jetzt den Rath Bismarcks zu Gemüthe führen, daß es vor Allem darauf ankommt, sich wieder in den Sattel zu schwingen, das Reiten werden sie dann vielleicht erlernen. Dazu gehört jedoch eine gewisse Mäßigung der Forderungen, für die unsere Radikalen allerdings wenig Verständniß zeigen. Der vielgenannte Abgeordnete Wolf, dessen Popularität längst über die Schönerers hinausgewachsen ist, verlangt u. A. eine Zusicherung der Krone, nie wieder von dem im § 14 des Gesetzes über die Rechtsvertretung der Regierung eingeräumten Rechte der

Gesetzgebung im Verordnungswege Gebrauch machen zu wollen. Davon kann wohl nicht die Rede sein, solange die Obstruktion eine Waffe der Minoritätsparteien bleibt; denn man kann doch von einer Regierung nicht erwarten, daß sie sich freiwillig jedes Mittels benimmt, die Staatsgeschäfte fortzuführen für den Fall, daß das Parlament seine Mitwirkung hierzu versagt. Die Deutschen müssen an der Regierung theilnehmen, dann werden sie nicht in die Gefahr kommen, durch den § 14 vergewaltigt zu werden; ihre Aufgabe ist es, nachdem die Krone sich von der Illoyalität der Tschechen überzeugt hat, eine Regierung zu ermöglichen, welche ebenso den nationalen Bedürfnissen der Deutschen wie den gesammtstaatlichen Interessen entspricht. Die verewigte Verfassungspartei hat sich dazu unfähig gezeigt: es wird sich nun erweisen, ob die auf Grund eines nationalen Programms geeinigten deutschen Parteien durch die Erfahrungen der letzten Jahre klüger und widerstandsfähiger geworden sind. Unter diesen Erfahrungen ist nicht die werthloseste, daß die Tschechen nur deshalb aus der Regierung entfernt werden, weil sie mehr für sich in Anspruch genommen haben, als der österreichische Staat ihnen gewähren kann und darf. Ihre politische Unmäßigkeit hat ihren Fall verursacht. Die Deutschen können die angestrebte neue Koalition ruhig abwarten, vorausgesetzt, daß sie das Ministerium Clary-Aldringen, das seiner überwiegenden Mehrheit nach aus ehrlichen Deutschen zusammengesetzt ist, im Amte erhalten.

*

---

## Der sozialdemokratische Parteitag in Hannover.

Der vom 9. bis 14. Oktober in Hannover abgehaltene sozialdemokratische Parteitag ist ein Ereigniß, an dem wir hier nicht mit einigen kurzen Bemerkungen vorbeigehen können, das im Gegentheil eine genauere Betrachtung verlangt. Er stellt eine neue bedeutsame Etappe auf der Bahn des Wandels der sozialdemokratischen Anschauungen dar, er ist vielleicht die wichtigste Tagung der deutschen Sozialdemokratie seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes.

Schon seit dem Erfurter Tage (1891), auf dem der Marxismus als geschlossenes System in dem neuen Parteiprogramm zur offiziellen Anerkennung gelangte, geht durch die sozialdemokratische Partei ein Zwiespalt zwischen der alten revolutionären und einer neuen reformerischen Richtung, die sich allmählich in einen immer entschiedeneren Gegensatz zu den marxistischen Doktrinen gesetzt hat. Zunächst lediglich die Wichtigkeit der Aufgaben der Gegenwart dem revolutionären Endziel gegenüber betonend und sich auf die praktischen politischen und gewerkschaftlichen Fragen be-

schränkend, ging diese Richtung dann, als durch das eingehende Studium der Agrarfrage der Glaube an die absolute Gültigkeit der marxistischen Theorien in weiten Kreisen der Partei erschüttert war, zu einer gründlichen Kritik der theoretischen Grundanschauungen über, die in dem bekannten Buch Bernsteins*) und in seiner Verwerfung fast des ganzen marxistischen Systems gipfelte.

Um das Ergebniß der Verhandlungen des hannöverschen Parteitags, die hier im Allgemeinen als aus der Tagespresse bekannt vorausgesetzt werden müssen, richtig beurtheilen zu können, muß man sich in aller Kürze den wesentlichen Inhalt der bisherigen sozialdemokratischen Gedankenwelt vergegenwärtigen.

Die revolutionäre sozialdemokratische Theorie, wie sie von Marx begründet und von Engels weiter ausgebaut ist, wurzelt in der Ueberzeugung von der absoluten Hoffnungslosigkeit der Lage der arbeitenden Klassen innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung. Denn der Kapitalismus erzeuge durch die rastlose Ausdehnung und Vervollkommnung des maschinellen Großbetriebes „eine das durchschnittliche Beschäftigungsbedürfniß des Kapitals überschreitende Anzahl disponibler Lohnarbeiter, eine vollständige industrielle Reservearmee, disponibel für die Zeiten, wo die Industrie mit Hochdruck arbeitet, aufs Pflaster geworfen durch den nothwendig folgenden Krach, zu allen Zeiten ein Bleigewicht an den Füßen der Arbeiterklasse in ihrem Existenzkampf mit dem Kapital, ein Regulator zur Niederhaltung des Arbeitslohnes auf dem, dem kapitalistischen Bedürfniß angemessenen niedrigen Niveau" (Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, S. 294). „Das Gesetz, welches die industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Kapitalakkumulation im Gleichgewicht hält, schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital, als den Prometheus die Keile des Hephästos an den Felsen. Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend. Die Akkumulation von Reichthum auf dem einen Pol ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisirung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol" (Marx, Kapital I, S. 611). „Und von der kapitalistischen Produktionsweise eine andere Vertheilung der Produkte erwarten," setzt Engels hinzu, „hieße verlangen, die Elektroden einer Batterie sollten das Wasser unzersetzt lassen, solange sie mit der Batterie in Verbindung stehen, und nicht am positiven Pol Sauerstoff entwickeln und am negativen Wasserstoff."

Aus dieser gänzlich hoffnungslosen Lage kann sich die Arbeiterklasse nur durch die Beseitigung des Kapitalismus, durch die Eroberung der Staatsgewalt

*) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Von Eduard Bernstein. Stuttgart 1899.

und die revolutionäre Umgestaltung der ganzen kapitalistischen Gesellschaftsordnung retten. Diese Umgestaltung wird durch die Akkumulation des Kapitals und die Konzentration der Betriebe vorbereitet; denn dadurch wird einmal die sozialistische Organisation der Gesellschaft wesentlich vereinfacht und außerdem wird durch zunehmende Proletarisirung der Mittelschichten das revolutionäre Proletarierheer beständig vergrößert, bis es schließlich die große Mehrheit der Bevölkerung umfaßt und damit zu einer unwiderstehlichen Macht geworden ist.

Der Zusammenbruch des Kapitalismus wird durch den in ihm enthaltenen Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion beschleunigt. Durch die Beschränkung der Konsumtion der Massen auf ein Hungerminimum untergräbt sich der Kapitalismus den eigenen inneren Mark; er ist gezwungen, den ganzen Erdkreis nach neuen Konsumenten abzujagen; die Ausdehnung des Absatzes kann aber mit der Ausdehnung der Produktion nicht Schritt halten. Die Kollision wird unvermeidlich; periodische Krisen stellen sich ein, in denen die kapitalistische Produktionsweise ihrer eigenen Unfähigkeit zur ferneren Verwaltung der Produktivkräfte überführt wird, bis dann schließlich mit dem Stocken der weiteren Ausdehnung der Märkte der Kapitalismus in einer ungeheueren Krisis zusammenbrechen muß. Alsdann tritt die Arbeiterklasse in Aktion, verstaatlicht oder vergesellschaftet die Produktionsmittel und hebt damit den dem Kapitalismus immanenten Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion endgültig auf, um im Sozialismus „eine ununterbrochene, stets rascher fortschreitende und praktisch schrankenlose Steigerung der Produktion herbeizuführen, die „allen Gesellschaftsgliedern die vollständig freie Ausbildung und Bethätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantirt". Und nicht in nebelhafter Ferne liegt diese Möglichkeit; im Gegentheil, sie ist schon jetzt da. Schon jetzt hat die Entwickelung der Produktion einen Höhegrad erreicht, auf dem die Leitung der Gesellschaft durch die Kapitalistenklasse „nicht nur überflüssig, sondern auch ökonomisch, politisch und intellektuell ein Hinderniß der Entwickelung geworden ist. Ist der politische und intellektuelle Bankerott der Bourgeoisie ihr selbst kaum noch ein Geheimniß, so wiederholt sich ihr ökonomischer Bankerott regelmäßig alle zehn Jahre."

Das ist — großentheils mit Engels eigenen Worten — in aller Kürze der Hauptinhalt der sozialdemokratischen Lehre, deren strenge logische Konsequenz, die Prämissen einmal zugegeben, fast Jeden, der ihr näher getreten ist, für längere oder kürzere Zeit in ihren Bann gezogen hat. Das ist das Zauberlied, das seit Jahrzehnten der deutschen Arbeiterschaft immer wieder erklungen ist und Hunderttausende, ja Millionen begeistert hat. Es ist durch und durch revolutionär; das Endziel, die Beseitigung des Kapitalismus, erscheint in greifbare Nähe gerückt; praktische Arbeit auf dem Boden der heutigen Gesellschaft hat nur geringen Werth.

Das war die Stimmung, die den größten Theil der Sozialdemokratie unter dem Sozialistengesetz und namentlich in den Jahren 1890 und 1891 erfüllte, als die großen Wahlerfolge im Februar 1890, Bismarcks Entlassung und die Aufhebung des Sozialistengesetzes ihr Selbstvertrauen und ihren Optimismus aufs Höchste gesteigert hatten. Damals konnte Friedrich Engels den „Umschwung der Dinge von Grund aus" für 1898 in Aussicht stellen, damals konnte Bebel auf dem Erfurter Parteitage erklären:

„Die bürgerliche Gesellschaft arbeitet so kräftig auf ihren eigenen Untergang los, daß wir nur den Moment abzuwarten brauchen, in dem wir die ihren Händen entfallende Gewalt aufzunehmen haben. (Zustimmung). Ja, ich bin überzeugt, die Verwirklichung unserer letzten Ziele ist so nahe, daß Wenige in diesem Saale sind, die diesen Tag nicht erleben werden." (Bewegung).

„Wenn wir nun sehen, was für eine kolossale Umwälzung auf ökonomischem und politischem Gebiet stattgefunden hat, wenn wir sehen, wie alle Verhältnisse sich allmählich so entwickelten, daß kein vernünftiger Mensch mehr darüber im Zweifel sein kann, daß die Dinge auf eine längere Dauer so nicht mehr weiter gehen können und darum die Katastrophe nur noch eine Frage der Zeit ist, dann ist es nicht nur natürlich, dann ist es nothwendig, daß man zu Anschauungen, wie ich sie habe, kommt und sie auch ausspricht."

Mochte Vollmar auch schon damals Bebels Ansichten als den Wunderglauben eines Ekstatikers verhöhnen, die überwältigende Mehrheit der Partei stand unzweifelhaft grundsätzlich auf der Seite von Engels und Bebel, obwohl die dem Kapitalismus noch gewährte Gnadenfrist manchem etwas allzu kurz erschienen sein mag.

Zu wiederholten Malen hat Bebel auch in der Folgezeit den „Kladderadatsch" als bevorstehend prophezeit, unter dem er nicht, wie vielfach angenommen worden ist, eine siegreiche revolutionäre Erhebung der Arbeiterklasse, sondern ganz im Engelsschen Sinne den Zusammenbruch des kapitalistischen Systems in einer ungeheueren Krisis versteht, der die Gesellschaft zur Einführung des Sozialismus zwingen würde. Von dieser phantastischen Anschauung ist Bebel und mit ihm ein Theil der Partei auch heute noch erfüllt. In Hannover hat er erklärt, er sei auch heute noch davon überzeugt, daß einmal — wenn auch nicht so bald, wie er früher geglaubt — in Folge der Ueberproduktion und bei der Unmöglichkeit, neue Exportgebiete zu finden, eine Periode chronischer Krisen eintreten werde, in der — bei Arbeitern wie Unternehmern — die „allgemeine Ueberzeugung entsteht, so kann es nicht mehr weiter gehen, die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft ist absolut unhaltbar, wir müssen uns zur Schaffung einer neuen Grundlage entschließen." Nur so ist es zu verstehen, daß er auf einer Seite den Gedanken an eine gewaltsame, revolutionäre Erhebung stets mit Entrüstung von sich wies, auf

der anderen Seite aber von der baldigen Verwirklichung des Sozialismus träumte.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die naive Vorstellung, der Zusammenbruch unserer Exportindustrie würde die Arbeiter ins gelobte Land des Sozialismus führen, näher zu kritisiren. Ich beschränke mich hier darauf, referirend festzustellen, daß dieses Hauptstück des bisherigen sozialdemokratischen Katechismus auf den hannoverschen Parteitag nicht nur von den Reformern, sondern auch von den scharfsinnigeren Köpfen unter den Radikalen rücksichtslos verworfen worden ist; Bebel stand hier mit seiner bedingten Vertheidigung dieser Idee ganz allein. Bernstein und David lehnten sie rundweg ab, Auer hat die Kladderadatsch-Idee grausam verhöhnt, aber auch Kautsky will nichts von der „lächerlichen Zusammenbruchstheorie“ wissen; er hält sie für so „idiotisch“, daß er sie sogar — allen unzweideutigen Stellen in Engels Schriften*) zum Trotz — einfach für „legendär“ erklärte. „Hätte Engels das gesagt, so wäre er nicht der große Denker gewesen, der er war, er wäre ein solcher Idiot gewesen, daß kein einziger Wahlkreis ihn zu seinem Delegirten auf den Parteitag gewählt hätte.“ Auer war so boshaft, sofort darauf aufmerksam zu machen, wie wenig schmeichelhaft dieser Satz für Bebel sei, nachdem schon vorher David Kautskys Verleugnungen der Krisentheorie gegenüber ausgerufen hatte: „Soll sie nicht mehr gelten, gut, sagen wir das, dann sind wir einig! Spielen wir aber nicht Versteck, sagen wir, wir haben diese Theorie als ein lächerliches Märchen erkannt.“

Mit der Aufgabe der Zusammenbruchstheorie hat die Sozialdemokratie eines ihrer faszinirendsten Argumente aufgegeben. Ihr felsenfester Glaube an das herrliche sozialistische Jenseits beruhte in erster Linie auf der kühnen und großen Perspektive, daß das kapitalistische Diesseits an seinen inneren Widersprüchen in nicht ferner Zeit von selbst zusammenbrechen, unter der unendlichen Fülle des Reichthums, den es nicht zu verwenden vermag, von selbst ersticken werde.

Giebt man diese Lehre auf, so kann man den Sieg des Sozialismus nur noch von der Konzentration und Akkumulation der Betriebe und Kapitalien erwarten; damit setzt man an die Stelle einer baldigen dramatischen Katastrophe, in der der angebliche vollständige Wahnsinn unserer Gesellschaftsordnung sich offenbart, einen komplizirten und langwierigen Prozeß, der — wie selbst die Radikalen für die Landwirthschaft nicht unbedingt leugnen — zahlreiche gegentheilige Tendenzen aufweist, dessen Abwicklung bestenfalls noch viele Jahrzehnte, vielleicht viele Jahrhunderte dauern muß, und der schon deshalb nicht geeignet ist, die Massen mit unbedingter Siegeszuversicht und revolutionäre Begeisterung zu erfüllen.

*) Mit Marx liegt es in der That anders; eine so schroff zugespitzte Krisentheorie, wie sie Engels im Antidühring entwickelt hat, findet sich im „Kapital“ nicht.

Mit dem Fallenlassen des grenzenlosen Optimismus für die sozialiste Zukunft geht die Aufgabe des absoluten Pessimismus für die kapitalistische Gegenwart Hand in Hand. Auch die Lehre von der zunehmenden Verelendung oder mindestens der unbedingten Hoffnungslosigkeit der Arbeiter unter dem Kapitalismus kann nach den Verhandlungen in Hannover als von allen Seiten aufgegeben gelten. Der von Bebel geprägte Begriff der „relativen Verelendung" kann nur als schwache Verhüllung des eingetretenen Rückzuges gelten, und mit Recht hat David auch in dieser Frage sich gegen das „Versteckspielen" gewandt: „Spielen wir nicht Versteck, sondern erklären wir ruhig: diese Position des Programms über die Verelendung ist ein Irrthum."

Damit bricht aber auch der andere Eckstein des Revolutionarismus aus. Ist die Lage der Arbeiter in der heutigen Gesellschaftsordnung keine unbedingt hoffnungslose, findet schon heute ein Aufsteigen der Arbeiterklasse statt, ermöglicht schon die Gewerkschaftsbewegung, die sozialpolitische Gesetzgebung, die genossenschaftliche Organisation u. A. m. die ständige Hebung ihrer Lebenslage, dann gilt es doch, alle Kräfte auf diese Aufgaben zu konzentriren, statt in pessimistischer Verzweiflung an der Gegenwart alles Heil vom zukünftigen Kladderadatsch oder von dem fürchterlichen Salto mortale der sozialen Revolution zu erwarten.

Ueberlegt man sich das Gesammtergebniß der Bernstein-Debatte auf dem diesjährigen Parteitag, so sieht man, daß die beiden Haupttheorien der bisherigen sozialdemokratischen Gedankenwelt, auf denen ihr Revolutionarismus in erster Linie beruhte, die Theorie von der absoluten Hoffnungslosigkeit der Lage des Proletariats unter der heutigen Gesellschaftsordnung und die Lehre vom baldigen Zusammenbruch des Kapitalismus in einer ungeheueren Krisis, im Großen und Ganzen von der radikalen, wie der opportunistischen Seite als thatsächlich aufgegeben gelten können; soweit man unter allen möglichen Verklausulirungen scheinbar noch an ihnen festhält, hat man sie wenigstens aller praktischen Bedeutung entkleidet. Der Sieg der Reformer ist in diesen beiden Punkten ein vollständiger, sodaß sich der prinzipielle Gegensatz der beiden Richtungen im Wesentlichen auf eine verschiedene Auffassung der Konzentrationstheorie zuspitzt.

Für die Radikalen hat die Konzentrationstheorie absolute Bedeutung; in der Industrie, wie in der Landwirthschaft und im Handel vollzieht sich nach ihnen eine Zusammenballung der Kapitalien, dringt der Großbetrieb siegreich vor und schafft die technischen und administrativen Vorbedingungen für die Sozialisirung der Produktion. Trotz der nicht mehr geleugneten Verschiedenheit der Formen, in denen sich dieser Prozeß im Gewerbe und in der Landwirthschaft abspielt, ist das Endergebniß nach ihnen überall dasselbe: Proletarisirung der Mittelschichten, der Handwerker und Bauern, beständige Vergrößerung der „sozialrevolutionären Armee," die allmählich

so anschwellen wird, daß sie die Staatsgewalt niederwerfen und in der revolutionären Diktatur des Proletariats die völlige Umgestaltung der Gesellschaft vollziehen kann. Am deutlichsten kommt dieser Gedankengang in den Reden der Rosa Luxemburg zum Ausdruck:

„Die Genossen, die glauben, in Ruhe, ohne Kataklysmus die Gesellschaft in den Sozialismus hinüberleiten zu können, stehen durchaus nicht auf historischem Boden. Wir erstreben eine gänzliche Umbildung der herrschenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die nicht auf dem Wege der sozialen Reform herbeigeführt werden kann."

Diesen Anschauungen stehen Bernstein und seine Anhänger durchaus ablehnend gegenüber, indem sie der Konzentrationstheorie nur eine sehr bedingte Gültigkeit zusprechen. Für das eine große Gebiet alles wirthschaftlichen Lebens, für die Landwirthschaft, leugnen sie ihre Richtigkeit rundweg und behaupten, daß hier die Entwickelung viel eher in der Richtung der weiteren Ausbildung des Mittel- und Kleinbetriebes verlaufe. Die in Industrie und Handel unzweifelhaft in hohem Grade vorhandene Tendenz zur Betriebskonzentration erkennt Bernstein an, obwohl er ihre Intensität etwas zu unterschätzen scheint. Mit vollem Recht betont er aber, daß die veränderten gewerblichen Organisationsformen sehr mannigfaltige, komplizirte und sich gegenseitig kreuzende Interessengegensätze schaffen, nicht aber einfach, wie die Radikalen annehmen, ein einheitliches ständig wachsendes „sozialrevolutionäres Heer" einer kleinen Ausbeuterklasse gegenüberstellen.

Der Entwickelungslehre Bernsteins und seiner Anhänger fehlt jede revolutionäre Spitze; sie ist durchaus und bewußt evolutionistisch. Bernstein kennt keine abgrundtiefe Kluft zwischen kapitalistischer und sozialistischer Gesellschaftsordnung, die nur die Revolution zu überbrücken vermöchte. Sein Sozialismus ist im Grunde genommen nichts Anderes als die Vorstellung einer ständig fortschreitenden Verbesserung der volkswirthschaftlichen Organisation, auf die Staat und Gesellschaft immer größeren Einfluß gewinnen, verbunden mit einer allmählichen Hebung der Lage der arbeitenden Klassen. Das sind Anschauungen, die auch bei den sogenannten bürgerlichen Parteien nur vereinzelt auf prinzipiellen Widerspruch stoßen werden. Wer leugnet, daß unsere volkswirthschaftliche Organisation im hohen Grade verbesserungsbedürftig ist, und wer wird bestreiten, daß unsere Zeit von der Tendenz beherrscht ist, alle Staatsthätigkeit mehr und mehr in Wirthschaftspolitik und Sozialpolitik zu verwandeln!

Obwohl die Anschauungen Bernsteins und seiner Anhänger zu den revolutionären Doktrinen der Sozialdemokratie, die sich vor weniger als einen Dezennium noch der unbestrittenen Anerkennung erfreuten, in unversöhnlichem Gegensatz stehen, obwohl er Alles verbrennt, was die Partei bisher angebetet hat, hat sich der Parteitag nicht entschließen können, mit den opportunistischen Ideen reinen Tisch zu machen. Während seinerzeit die „Jungen",

deren Ansichten sich nur unwesentlich von der offiziellen Parteidoktrin unterschieden, kurzer Hand ausgeschlossen wurden, hat es der Sozialdemokratie diesmal trotz alles vorherigen Geschreies der sächsischen Revolutionäre an der erforderlichen Energie zur entschiedenen Stellungnahme gegen den Opportunismus gefehlt, die allerdings wohl die Partei in zwei Stücke zerrissen hätte. „Der Scheiterhaufen war schon da,“ wie Vollmar höhnte, „aber die Zündhölzchen wollten nicht anbrennen, und die Kraft hat nicht ausgereicht, uns auf den Scheiterhaufen zu werfen!“ Anschauungen, die die vollständige Negation der Marx-Engelsschen revolutionären Ideen bedeuten, können nunmehr als legaler Bestandtheil der sozialdemokratischen Gedankenwelt angesehen werden: das ist das wichtigste Ergebniß des hannoverschen Parteitags.

Aber nicht nur, daß die Einheitlichkeit der sozialdemokratischen Anschauungen zerrissen ist, auch der Radikalismus selbst hat sich dem Einfluß opportunistischer Vorstellungen nicht zu entziehen vermocht. Auch unter den Revolutionären dürfte Niemand sein, der an den baldigen Zusammenbruch unserer Gesellschaftsordnung glaubte, der die Lage der Arbeiter in der Gegenwart für unbedingt hoffnungslos hielte. Auch für den Radikalismus in der sozialdemokratischen Partei ist, wie schon oben angedeutet, der Sozialismus nur als Endprodukt eines langwierigen und komplizirten Entwickelungsprozesses denkbar, der nicht nur der revolutionären Propaganda, sondern auch und in erster Linie der praktischen Arbeit, der langsamen Hebung der Arbeiterklasse gewidmet sein muß. So wild sich der Revolutionarismus einer Luxemburg und Zetkin noch gebärdet, sieht man genauer zu, so hat er doch schließlich einen recht akademischen Charakter. Die Revolution ist auch den Radikalsten der Radikalen nicht mehr die gesprengte Thür, durch die der Arbeiter aus der tiefsten Nacht des kapitalistischen Elends auf einmal in das sonnenbeglänzte Paradies des Sozialismus eintritt; sie ist auch ihnen jetzt nur der Schlußstein, oder vielleicht richtiger die dekorative Spitze eines großen Gebäudes, das noch nicht allzu weit über die Fundamente gediehen ist.

Das interessante Redeturnier in Hannover hat die Fülle von Intelligenz, von frischem, geistigen Leben, die in der Sozialdemokratie steckt, deutlich offenbart. Mit derselben rücksichtslosen Schärfe, mit der sie bisher die bestehende Gesellschaftsordnung kritisirt hat, kritisirt sie jetzt ihre eigenen Anschauungen; was die Prüfung nicht besteht, wird kurzer Hand zum alten Eisen geworfen. Die Umwandlung aller Ideen, die sich vollzieht, ist schon weit vorgeschritten und für Jeden, der die Augen nicht absichtlich verschließt, offenkundig. Sieht sich doch selbst die „Kölnische Zeitung“ zu der Erklärung genöthigt: „Der Streit, ob die Sozialdemokratie in einer langsamen Mauserung begriffen ist, ist für ernsthafte Leute erledigt, mögen die Scharfmacher auch noch so betrübte Gesichter machen.“

Welchen Einfluß wird der Wandel ihrer theoretischen Anschauungen

auf die praktische Politik der Sozialdemokratie und auf die weitere Entwickelung der deutschen Parteiverhältnisse haben? Das ist die wichtige und schwierige Frage, die sich uns jetzt aufdrängt, deren Erörterung aber einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben mag; vielleicht wird sich schon im nächsten Heft Gelegenheit bieten, auf diesen Punkt genauer einzugehen, wenn wir wissen werden, ob der Versuch des Abgeordneten Bassermann, eine wirklich arbeiterfreundliche Politik zu treiben, eine Spaltung der nationalliberalen Partei zur Folge hat oder nicht. B.

---

## Der Ausbruch des südafrikanischen Krieges.

Der südafrikanische Krieg ist durch das Ultimatum des Präsidenten Krüger schneller zum Ausbruch gekommen, als man annahm. Die Buren haben nicht abwarten wollen, bis England seine Rüstungen vollendete und seine gesammelte Streitmacht an ihren Grenzen aufmarschiren ließ, um seine Forderungen auf der Spitze des Schwertes zu überreichen, sondern haben ihrerseits die Initiative ergriffen, ihre Mannschaften zusammengezogen und den Krieg provozirt. Seit Napoleons Tagen, haben die englischen Staatsmänner gesagt, sei in solcher Sprache nicht zu ihrem Lande geredet worden. Nicht mit Unrecht. Aber nicht aus Uebermuth haben die Buren diese herausfordernde Haltung eingenommen, sondern da der Krieg ihnen einmal unvermeidlich deuchte, so wollten sie sich die strategischen Vortheile, die ihnen ihr Vorsprung in der Mobilisation gewährte, nicht entgehen lassen und warfen den Engländern den Handschuh ins Gesicht. Das Ultimatum war nicht gestellt, um angenommen zu werden oder noch irgend eine Verhandlung zu ermöglichen, sondern im Gegentheil, um sie abzuschneiden und den Krieg auf der Stelle zu erzwingen.

Auch auf den Ursprung und den eigentlichen Grund dieser kriegerischen Ereignisse wirft dieser Vorgang sein Licht. Wie so häufig bei großen historischen Katastrophen ist auch hier der letzte Differenzpunkt, der zum Kriege führt, anscheinend so klein, daß man wohl fragen mag, was eigentlich den blutigen Waffengang nöthig macht. Die Buren haben die Hauptforderung der Engländer, den Uitlanders nach fünfjährigem Aufenthalt das Stimmrecht zu verleihen, im Prinzip zugestanden, diese Konzession jedoch an die Bedingung geknüpft, daß England seinen Anspruch auf Suzeränität aufgebe und die volle Souveränität Transvaals anerkenne. Wenn man nun bedenkt, daß die Majorität der Einwohner Transvaals bereits englisch ist und bei der Ausdehnung des Minenbetriebes noch in stetem Wachsen,

daß also im Laufe weniger Jahre auch die Majorität der Wähler in der Republik aus Engländern bestehen müßte, so sieht man, daß die Suveränitätsfrage praktisch garnicht die große Bedeutung hat, die sonst dem Prinzip innewohnt. Angenommen, die englische Regierung hätte auf alle und jede Suveränitätsrechte über Transvaal verzichtet, so wäre dieser Staat mit der Zeit dennoch ein englisch regiertes Gebiet geworden, und die Regierung in diesem Gebiet hätte wegen des natürlichen Gegensatzes gegen das in die Minorität geworfene Buren-Element ihren Anschluß bei England gesucht, und England hätte damit vielleicht mehr Einfluß gewonnen, als bei dem unbestimmten und bestrittenen Recht der Suzeränität, das fortwährend zu Kompetenzkonflikten Anlaß giebt. Weshalb hat die englische Regierung also diese natürliche Entwicklung nicht einfach abgewartet? Die Antwort: aus Herrschsucht und Habsucht, aus unersättlicher Eroberungsgier, mit der man heut in Deutschland bei der Hand ist, genügt doch wohl nicht zur Erklärung. Dieser Krieg ist von solch einer Tragweite, daß die englischen Staatsmänner sich wohl werden überlegt haben, ob sie sich darauf einlassen sollen. Der Vergleich von einem Riesen, der über einen Zwerg herfällt, paßt nicht ganz. Die kecke Art, mit der die Buren endlich, ohne die letzte Möglichkeit von Verhandlungen zu erschöpfen, auf ihren Gegner losgegangen sind und ihm mit ihrem Ultimatum ins Gesicht geschlagen haben, zeigt kein Zwergenbewußtsein. In einer Sitzung des jüngsten Geographenkongresses streifte Herr Poultney Bigelow, der Südafrika ganz gut kennt, den bevorstehenden Konflikt und sagte, seine Sympathie sei immer mit den Schwächeren, deßhalb gehöre sie in diesem Streite — den Engländern.

Die englischen Minister versichern jetzt, sie hätten den Krieg nicht gewollt und erst das Krüger'sche Ultimatum habe ihn unvermeidlich gemacht. Solchen Versicherungen pflegt man wenig Glauben zu schenken, aber es scheint mir in diesem Falle nicht ganz unmöglich, daß man gehofft hat, wenn erst die englische Kriegsmacht in Südafrika versammelt sei, unter ihrem Druck zu irgend einem Abkommen ohne Blutvergießen mit den Buren zu gelangen. Was England durch den Krieg zu gewinnen hat, ist, wie wir gesehen haben, gar nicht so sehr viel; nur ein paar Jahre Geduld und es mußte fast von selber kommen. Die Gefahren aber, die der Krieg für Englands ganze Weltstellung mit sich bringt, sind sehr groß und die Kosten werden unter allen Umständen ungeheuer sein. Man braucht also keineswegs in den Engländern die reinen Humanitätsfreunde und selbstlosen Vorkämpfer liberaler Ideen zu sehen, um ihnen doch zuzutrauen, daß sie diesen Krieg nicht gewollt haben, sondern ganz froh gewesen wären, durch Drohungen ein gutes Abkommen von den Buren bewilligt zu erhalten.

Das aber wollten die Buren eben nicht. Auch sie sind sich natürlich ganz klar darüber, daß die Bewilligung des Stimmrechts sie einem eng-

lischen Regiment ausliefert. Ein solches Regiment wäre ja noch nicht der Tod für ihre Nationalität: im Kapland leben die Holländer unter englischer Regierung und leben recht gut. Sie beherrschen sogar das Parlament. Ich wiederhole, was ich schon das vorige Mal gesagt habe, daß das Holländerthum sich durch das Vereinigen der Burenrepubliken mit Kapland in Südafrika besser stehen würde, als durch die Fortexistenz dieser Republiken. Aber diese Buren wollen nicht bloß Holländer, sie wollen vor Allem Buren bleiben. Das ist das Entscheidende. Dieser eigenthümliche soziale Zustand, der sich durch die Jahrhunderte gehalten hat und geheiligt ist, dieses christlich-halbbarbarische Hirten- und Bauern-Dasein, ohne Einmischung anderer Elemente, ohne aufregende Aenderungen und Reformen, abgeschlossen von der Welt und allein auf sich bezogen, das ist das Ideal, das sie nicht fahren lassen wollen.

Wären die Engländer sehr vorsichtig vorgegangen und hätten sich auf die eine Forderung des Stimmrechtes für die späteren Einwanderer beschränkt, so hätten sich die Buren dem wohl auf die Dauer kaum entziehen können. Aber die günstige politische Konstellation, wie wir sie im vorigen Heft geschildert haben, hat die Engländer verführt. Sie haben die Hände gerade frei und wollen den Augenblick benutzen. Sie stellten Forderungen, die direkt in das Innere des Staatslebens Transvaals eingriffen, wie die Gleichberechtigung der englischen Sprache und die Schleifung des Johannisburger Forts. das die dortigen Uitlanders in Respekt halten soll. Sie beriefen sich auf ihr Recht der Suzeränität, was, wenn auch nicht ganz abzuleugnen, doch auch nicht ganz einwandfrei zu behaupten und in seinen Grenzen ganz unsicher ist. Aber nicht sowohl auf den Inhalt der einzelnen Forderungen kam es an, sondern darauf, daß England sich als die Vormacht von Südafrika hinstellte, und wenn es das durchsetzte, zukünftig auch Deutschland, Portugal und Frankreich gegenüber damit auftrumpfen konnte. Herr Chamberlain, der mit dem vollen Selbstbewußtsein des weltbeherrschenden England diese Politik führte, bedachte nicht, daß er gerade damit den Buren die Waffe in die Hand gebe. Auf dem Standpunkt eines dauernden Versagens des Stimmrechtes an die Uitlander hätten sich die Buren schwer behaupten können. Aber entschlossen, den Konflikt aufzunehmen, benutzten sie mit vollendeter diplomatischer Geschicklichkeit das Aufwerfen der Suzeränitätsfrage, um den Streit auf diesen Boden hinüber zu spielen. Hier hatten sie das natürliche Recht und die öffentliche Meinung der Welt gegenüber dem englischen Großmachtsdünkel von vornherein auf ihrer Seite, und als nun die Engländer drohten und rüsteten, schlugen sie zu.

Wie wird der Krieg verlaufen? Ein Blick auf die Geschichte des letzten Menschenalters lehrt, wie schwer es ist, den Ausgang eines Krieges vorauszusehen. Wer hat geglaubt, daß die Spanier vor den Amerikanern so gänzlich ohnmächtig sein würden? Wer hat geglaubt, daß die Griechen,

die den Türken so muthig zu Leibe gingen, sich auf Nichts als aufs Ausreißen verstehen würden? Wer hat den Japanern zugetraut, daß sie die Chinesen so vollständig über den Haufen rennen würden? Wer hat geglaubt, daß die Türken den Russen 1877 einen so zähen Widerstand leisten würden? Wer hat geglaubt, daß das französische Kaiserreich 1870 Deutschland so wenig gewachsen wäre? Wer hat geglaubt, daß 1866 Preußen mit Oesterreich binnen wenigen Tagen fertig würde?

Die Buren sind augenblicklich in der denkbar günstigsten strategischen Lage. Sie haben offenbar in aller Stille fertig mobilisirt und dann durch das Ultimatum den Krieg zum Ausbruch gebracht, während die Engländer noch viele Wochen nöthig haben, um nur eine den Buren annähernd gleiche Streitmacht in Südafrika aufstellen zu können.

Die Frage ist, wie weit sie im Stande sind, den Vortheil der strategischen Offensive wirklich auszunutzen. Ihre natürliche Stärke beruht in der strategischen und wohl auch taktischen Defensive. Das liege in der Natur des Heeres als eines Bürgeraufgebots. Kommt der Feind ins Land, so sammeln sich sehr schnell alle erwachsenen Männer mit ihren eigenen Waffen, in deren Gebrauch sie gut geübt sind, auf ihren eigenen Pferden, die Brust jedes Einzelnen erfüllt von der höchsten kriegerischen Entschlossenheit. Fehlt auch die eigentliche militärische Führung, so sind die Umstände doch so einfach, daß die Leitung der Bürgeroffiziere genügt. Die Waffe, bei der das Fachmäßige schlechterdings nicht zu entbehren ist, die Artillerie, ist bei den Buren natürlich am schwächsten, aber immerhin haben sie doch für eine Anzahl vortrefflicher Geschütze gesorgt, und die Mannschaften sollen gut eingeübt sein. Kommt also der Feind in ihr Land, so wird er schwere Arbeit haben. Als die Oesterreicher 1878 Bosnien okkupierten und die Bevölkerung sich zum Theil dagegen auflehnte, mußten schließlich nicht weniger als 262000 Mann mit 300 Geschützen aufgeboten werden, um das Land völlig zu unterwerfen und im Zaum zu halten. Dabei wurden die Insurgenten nur auf 80000 Mann veranschlagt. So groß ist die Widerstandsfähigkeit einer kriegerischen Bevölkerung auf dem eigenen, von Natur defensiv günstigen Boden.

Um die Widerstandsfähigkeit der Buren abzumessen, fehlt vor Allem jeder sichere Anhalt für ihre Zahl. Es heißt, weil im alten Testament die Volkszählung verboten war und König David für die Uebertretung dieses Verbots bestraft wurde, wollten die bibelfesten Buren auch heute noch keine Volkszählung veranstalten. Die Angaben für Transvaal schwanken zwischen 80000 und 150000 Seelen, dazu kommen noch etwa halb soviel im Oranje-Freistaat, also im Ganzen 120000 bis 220000 Seelen. Wahrscheinlich ist die geringere Zahl die richtige. Nehmen wir die höhere und rechnen als das Maximum derjenigen, die die Waffen tragen können, ein Fünftel, so gäbe das 45000 Mann, dazu noch 5000 Mann Freiwillige anderer Nationalitäten, macht 50000

Kombattanten. Könnten die Buren mit 50000 Mann in diesem Augenblick eine rücksichtslose strategische Offensive unternehmen, so könnten sie wohl den größten Theil Süd-Afrikas innehaben, ehe die Engländer mit gleich starken Truppen zur Stelle sind. Aber der Fehler ist, daß dieser Armee die Offensiv-Eigenschaft fehlt. Man bedenke, was es heißen will, 20 % der Bevölkerung in die Waffen zu rufen. Preußen hat 1813 nur $5^1/_3$ % aufgestellt und das gilt für eine unerhörte Leistung. 1870 hatte Deutschland etwa 3 % in Waffen. 20 % ins Feld zu stellen ist nur möglich auf ganz kurze Zeit und auf ganz kurze Entfernungen, also im eigenen Lande oder an seiner unmittelbaren Grenze zur Vertheidigung. Das Wirthschaftsleben macht Ansprüche, die genau so unabweisbar auftreten wie Hunger und Durst. Als die Tiroler 1809 Innsbruck genommen hatten, gingen sie zunächst nach Hause, „um das Heu einzubringen," und mittlerweile kamen die Franzosen wieder zurück.

Von Mafeking und Glencoe, wo jetzt gekämpft wird, bis nach Kapstadt ist etwa so weit zu marschiren, wie von Königsberg und Memel bis nach Basel, und die englischen Truppen haben an verschiedenen Stellen Befestigungen angelegt, die nicht so ohne Weiteres zu erstürmen sind. Mit modernen Waffen ist auch eine Minderzahl in der Defensive sehr stark und was die burische Artillerie gegen die sachmäßig geschulte englische leisten wird, muß sich erst zeigen.

Um mit ihrer Offensive einen wirklichen, d. h. nicht bloß einen vorübergehenden, sondern definitiven Erfolg zu erreichen, müßten die Buren wirklich 50000 Mann stark sein (was doch sehr unwahrscheinlich ist), und müßten ferner irgend welche wesentliche Hilfe, sei es durch eine Erhebung der Eingeborenen, sei es der Holländer im Kapland erhalten. Die Holländer im Kapland haben gewiß eine starke nationale Sympathie für die Buren, aber daß sie sich in einen furchtbaren Krieg stürzen sollten um ihretwillen, ist doch wohl kaum zu erwarten. Und wenn die Kaffern sich erheben, so muß sich zeigen, ob sie vorziehen, gegen die Engländer oder die Buren zu kämpfen.

Gelingt es nun den Buren nicht, mit ihrer Offensive einen großen Vortheil zu erlangen, ein ganzes englisches Truppen-Korps zu vernichten, oder wenigstens ganz Natal zu erobern, so hat ihnen die Offensive nicht nur keinen Nutzen, sondern schweren Schaden gebracht. Wohl mögen sie einige Eisenbahn-Brücken und sonstige Anlagen zerstören und dadurch den zukünftigen Vormarsch der Engländer erschweren, aber was sie ihrerseits dabei zusetzen, ist doch noch kostbarer.

Das Ueble für sie ist ja, daß ein sehr großer Theil ihrer Leute nicht gar zu lange von Hause wegbleiben kann. Fallen sie nach ein bis zwei Monaten aus der Offensive in ihre eigentliche Position, die Defensive zurück, so sind ihre Kräfte schon zum großen Theil verbraucht. Die Leute drängen nach Hause, und das Land ist zu groß, um sie so ganz schnell

# Vom deutschen Gott.

Von

H. Gallwitz.

Der Gott, welcher unsern Vorvätern von den christlichen Missionaren verkündet worden ist, war zunächst ein fremder Gott. Nicht der Gott, welchen Jesus Christus verkündigt hat, sondern der Gott, welchem die römisch-katholische Kirche diente. Diese selbst hat mit ihrer Gotteslehre eine Erbschaft von der griechischen Kirche angetreten, aber nicht ohne dieses Erbe selbständig umzugestalten und zu mehren. Ehe von dem deutschen Gott geredet werden kann, wird es nöthig sein, von dem griechischen zu handeln.

Für das Verständniß des griechischen d. h. des Platonisch-Pythagoreischen Gottesbegriffs ist festzuhalten, daß die Griechen kein Ziel für die Fortentwicklung des Menschengeschlechts und keine daraus sich ergebenden Aufgaben kannten. Die Abgrenzung der Völker schien ihnen ebenso eine unverrückbare Naturordnung zu sein, wie die Gliederung der Stände innerhalb der Bürgerschaft und die Nothwendigkeit des Sklavenstandes als der breiten Grundlage für das bürgerliche Gemeinwesen. Der Gedanke, den Gegensatz von Freien und Sklaven zu verwischen, schien ihnen ebenso unvollziehbar, wie die Aufhebung des Rangunterschiedes zwischen Griechen und Barbaren. Die sittliche Weltordnung in ihrer damaligen geschichtlichen Ausprägung galt als eine unabänderliche, die Hauptfunktion der obersten Gottheit war die Gerechtigkeit, nämlich die Pflicht, die gegebenen Grenzsteine zwischen den einzelnen Völkern, den Ständen und den damaligen Normen von Gut und Böse unverrückt zu erhalten.

Was für ein Interesse konnte dann noch vorliegen, die Idee einer über der Welt thronenden Gottheit auszubilden, wenn es kein Ziel gab, dem die Geschichte entgegengeführt werden sollte? Kein anderes als das Bedürfniß, die Widersprüche und Mängel, welche allen irdischen Dingen anhängen, abzustreifen und mit der logisch geschulten Denkkraft zur Idee eines höchsten, in sich widerspruchsfreien göttlichen Wesens aufzusteigen. Die Gottheit mußte die Verkörperung des nach der Schätzung des Philosophen höchsten Organs des Menschen, der Denkkraft werden; die Weltanschauung selbst konnte nur eine ästhetische nicht eine teleologische sein. Hier liegen die Wurzeln der Platonischen Ideenlehre sowie die Triebkräfte ihrer Fortbildung zum Neuplatonismus, und hieraus will das Wesen des griechischen Gottes verstanden werden.

Der Mann, welcher ihn in die kirchliche Glaubenslehre eingebürgert hat, mag er auch selbst darüber zum Ketzer geworden sein, ist Origenes. Der Grundgedanke seines Systems ist: Gott ist reiner Geist, daher unwandelbar und nur durch das Gesetz der logischen Nothwendigkeit beherrscht. Von Ewigkeit hat er alle Dinge, auch den Fall der Menschen vorhergewußt, welcher, da Gott durch keine außer ihm befindliche Kausalität eingeschränkt sein kann, auch von Ewigkeit gewollt und nothwendig gewesen ist. Die Schöpfung dieser Welt, die den Menschengeist zu einem natürlich-sinnlichen Leben nöthigt, ist ein Strafakt für den vorzeitlichen Sündenfall, und das Erlösungswerk besteht nicht in einer sittlichen Neuschöpfung, sondern in der Erhebung des Geistes über die Vielheit und Unruhe der natürlichen und geschichtlichen Welt. Rückkehr zum reinen Geist, Anschauen der Ewigkeit Gottes ist der Weg zur Heiligung und Seligkeit. In dem künftigen Zustand der Vollendung wird für die erlöste Seele auch die bunte Fülle der verschiedenen räumlichen Anschauungen und Formen untergegangen sein, sie wird in der einzig vollkommenen, reinen Form erscheinen, der Kugelgestalt.

Da göttlich Ewiges und geschichtlich Menschliches grundsätzlich unvereinbar sind, muß auch das Erlösungswerk Christi ebenso wie der Sündenfall in die Ewigkeit zurückverlegt werden. Das christologische Problem ist das der ewigen Zeugung; Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, er ist die Idee, durch deren Anschauen sich der Mensch über die Sündhaftigkeit und Vergänglichkeit seiner Natur erhebt und die Gewißheit seiner Erlösung in sich aufnimmt. Sind nicht die göttlichen Eigenschaften

der Allgegenwart, Allwissenheit, Allmacht, Unveränderlichkeit, kurz die Züge des reinen Geistes in Jesus Christus nachzuweisen, so ist den Menschen die Hoffnung auf ewiges Leben und Theilnahme an der göttlichen Natur abgeschnitten.

Aus diesem griechischen Gottesbegriff sind die theologischen Probleme herausgewachsen, welche bis in die neueste Zeit das Denken der Dogmatiker beschäftigt haben: die Lehre von den göttlichen Eigenschaften, der Trinität, der Schöpfung aus Nichts, die Lehre der zwei Naturen in Christus, die von der Prädestination und der Unfreiheit des menschlichen Willens, d. h. der Unvereinbarkeit des menschlichen Willens mit dem göttlichen, endlich auch die Lehre von dem Wirken des Geistes durch die Sakramente. Der Weg zu Gott ist für die Gebildeten das philosophische Denken, welches sich mit der Kraft des heiligen Geistes deckt. Ihnen verbürgt die in Christus geschenkte reine Gotteserkenntniß Erlösung und ewiges Leben, während für die ungebildete Menge in der Mystik und in der Askese die Wege vorgezeichnet sind, auf welchen sie aus der Welt des wechselnden und aufregenden Scheins flüchten und zum Genuß der ewigen Ruhe in Gott kommen können. Da Gott als eine in sich gesättigte, unwandelbare Idee vorgestellt wird, so sind geschichtliche Aufgaben für das Reich Gottes in der Welt nicht zu lösen. Die Natur und mit ihr der Menschengeist vermag nicht mit dem göttlichen Geist in Wechselwirkung zu treten, beide sind nur Spiegel, in welche die göttlichen Ideen hineinleuchten können, um die ihnen wesensverwandten Stoffe in die obere Welt zurückzulocken.

Der Gott der griechischen Philosophie ist geboren in der Zeit des beginnenden Niedergangs der hellenischen Kultur. Die Blüte Griechenlands war verwelkt, ohne Frucht angesetzt zu haben, die schaffenden und gestaltenden Kräfte waren erlahmt, als die reflektirenden, anschauenden auf den Plan traten. Da eine hoffnungsvolle Aufgabe für die Zukunft fehlte, so blieb auch den Göttern, von welchen die Philosophen redeten, nichts mehr zu schaffen übrig. Die reiche Zeit lag rückwärts im goldenen Zeitalter; damals herrschte noch ein kräftigeres Göttergeschlecht, während das gegenwärtige an dem allgemeinen Niedergang theilnahm und ebenso wie die Philosophen von des Gedankens Blässe angekränkelt war.

Die Platonische Philosophie mündet daher auch folgerichtig in das neuplatonische Denken aus. Nachdem es auf dieser Welt den Gegenstand seines Denkens und Handelns verloren hat, irrt es in

den weiten Himmelsräumen der Ewigkeit unstät umher, bemüht, die irdischen Sinne und das auf ihnen sich erbauende, räumlich-zeitliche Erkennen von sich abzuthun und ein neues Organ bei sich auszubilden, vermittelst dessen es das Ewige, Unfaßbare, Unnennbare unmittelbar in sich aufnehmen und nachempfinden könne. Um aber einen Ausgangspunkt für das Denken über die Welt zu gewinnen, mußte der Neuplatonismus ein bestimmtes Bild des Weltorganismus voraussetzen und fand es in dem römischen Weltreich, welches in starrer, fast ewiger Rechtsordnung einen Theil des Völkerchaos zur Einheit zusammenschloß und in der Cäsarenvergötterung sich als die Versinnlichung der göttlichen Weltherrschaft und Weltordnung darstellte.

Nachdem der Cäsar Christ und Oberhaupt der christlichen Staatskirche geworden war, ward es auch dem christlichen Denken geläufig, seine Herrschaft als Abbild des göttlichen Weltregiments zu schauen und ihn als den Wächter und Garanten der orthodoxen Lehre zu betrachten, wie es in der russischen Kirche bis zur Gegenwart der Fall ist. Noch leichter mußte es dem römischen Bischof werden, nachdem er als Oberhaupt der abendländischen Kirche anerkannt war, mit dem Anspruch aufzutreten, Gottes Statthalter zu sein und sein Haupt mit dem Strahlenkranz göttlicher Weisheit und Gerechtigkeit bis zur Unfehlbarkeit zu schmücken. Dieser Ehebund zwischen Neuplatonismus und römischer Weltkirche ist von Augustinus eingesegnet worden und hat die Jahrhunderte bis zur Gegenwart überdauert.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese griechische Denkart auch in der römischen Kirche und Theologie ein unheilvolles Wirken entfaltet hat. Der Christengott wurde zu einer blutleeren greisenhaften Gestalt; nicht zum König, der zum Kampf aufruft, um sein Reich aufzurichten, sondern zum griechischen Denker, der sich mit den bestehenden Verhältnissen so gut als möglich abzufinden und der bestehenden Weltordnung noch möglichst viele vernünftige Züge abzugewinnen sucht.

Lag die goldene Zeit der Vollkommenheit am Anfang der menschlichen Entwickelung und durfte auf eine neue aufsteigende Entwickelung nicht gerechnet werden, so blieb der christlichen Theologie nichts Anderes übrig, als rückwärts zu schauen und die Ursache, welche den ursprünglichen Zustand aufgehoben hatte, zu beseitigen. Wie kann der Sündenfall für uns aufgehoben werden?, so hieß das Thema, welches das theologische Denken beschäftigte. Wie

kann das von Adam Geschehene, was auf der Menschheit ohne ihr persönliches Zuthun dauernd als Schuld lastet, ungeschehen gemacht werden? Diese Frage beherrschte die Gemüther derartig, daß keine Freudigkeit und Kraft übrig blieben, um an die positive Ausbildung der von Gott verliehenen Anlagen zu denken. Trotz aller Versicherungen, welche die Kirche in ihrer Glaubenslehre wie in den Sakramenten über die Sühnung jener anfänglichen Schuld darbot, kam es niemals zu der freudigen apostolischen Heilsgewißheit: das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden; es ist ein neuer Bund geschlossen zwischen Gott und den Menschen, in welchem der vergangenen Schuld nicht mehr gedacht werden, und ein neues, fruchtbares Leben erblühen soll. Die Kirche ward aus einer Heilsanstalt mehr und mehr ein Gefängniß, in welchem die Menschheit jene anfängliche Schuld abzubüßen hatte, und verrannte sich derartig in ihr Mißtrauen gegen die natürliche Ausstattung und Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit, daß sie ein Leben außerhalb des Gefängnisses nicht für möglich hielt und das Bewußtsein verlor, daß Gott der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Naturordnung ist, und daß keine menschliche Naturanlage ohne sein besonderes Wirken entsteht.

Die griechische philosophische Weltverneinung und die im römischen Katholizismus der Völkerwelt aufgezwungene, die Mannigfaltigkeit der Individualitäten in starrer Einheit zusammenfassende Weltbejahung sind das geistig sittliche Erbe der alten Welt, welches die germanischen Völker angetreten, und von welchem sie Jahrhunderte hindurch gezehrt haben. Den göttlichen Herrschaftsanspruch der römischen Kirche haben sie im sechzehnten Jahrhundert zurückgewiesen, aber Stimmung und Art des griechischen Denkens sind von ihnen beibehalten worden, diese haben noch im neunzehnten Jahrhundert die idealistische Philosophie in Deutschland beherrscht und auch die Gedanken des christlichen Glaubens geformt.

Luther ist der Reformator der Kirche und der Prophet einer neuen Zeit geworden, weil in ihm Gott sich auf eine neue unmittelbare Art offenbart hat, wie es seit den Tagen der Apostel nicht geschehen war. Aber zu einer in sich abgeklärten evangelischen Weltanschauung hat es Luther nicht gebracht, vielmehr die Theologie der alten Kirche unbesehens in die Kirche der Reformation herübergenommen.

Die freie, gläubige, fruchtbar schaffende, christliche Persönlichkeit, welche in Luther zuerst auf deutschem Boden erschienen ist, bedarf,

wenn sie über sich selbst klar werden und sich in der Welt rechtfertigen will, einer neuen Gottes- und Weltanschauung im Gegensatz zu der griechischen, welche Ausdruck der Stimmung der sich auslebenden Antike ist.

Der deutsche Gott ist nicht der gelehrte Denker, der in seinem Innern ein harmonisches ideales Weltbild zu schaffen und festzuhalten weiß; er ist der König oder Herzog, welcher sein Reich aufrichtet und gegen die Feinde der Wohlfahrt und des Lebens zu Felde zieht. Er lehrt Güter schaffen und rohen Stoff gestalten, den Urwald lichten und aus der Fülle verschiedenen Samens den geeignetsten und fruchtbarsten auf das Feld ausstreuen. Er lehrt durch List und Gewalt schädliche Thiere ausrotten und dem Ungestüm der Elemente Schranken ziehen. Er will die in die natürliche Welt wie in die Menschenbrust gelegten edlen Keime entwickelt und die widerstrebenden Kräfte vernichtet oder doch niedergehalten sehen. Er kann nicht unterwürfige, willenlose Sklaven als blinde Werkzeuge in seinem Dienst gebrauchen, ihn verlangt nach erworbener Ueberzeugung und selbständiger Verantwortung der Seinen. Ebendarum kann er auch keine Sicherheit geben, daß ein bestimmtes Weltziel unvermeidlich erreicht werden muß, wie es den Griechen feststand.

Nach dem griechischen Glauben hat der Weltverlauf keinen positiven Fortschritt. Da die Erkenntniß Gottes, welche ewiges Leben bringt, in der Offenbarung fertig gegeben ist, so handelt es sich nur darum, ob eine größere oder geringere Zahl von Christen zum Genuß dieser in sich gleichartigen Seligkeit gelangt, in welcher die Individualität verwischt, und ein Geist dem andern gleich sein wird. Nach den Instinkten des deutschen Glaubens läßt sich das Reich Gottes nur durch einen wirklichen Kampf Christi und der Seinen auf Erden aufrichten. Dieser Kampf ist das Thema der Weltgeschichte und erhält die Herzen aller Mitkämpfer in beständiger Spannung. Da es keine logische Nothwendigkeit giebt, daß ein bestimmtes Ziel des Geschichtsverlaufs erreicht wird, sondern Gottes Pläne nur durch freie menschliche Mitarbeit ausgeführt werden können, so ist dadurch die Verantwortung und zugleich der Wert der Einzelpersönlichkeit ins Unendliche gesteigert. Ihr ist Gottes Ehre anvertraut, wie dem Fahnenträger die Ehre des Regiments und des obersten Kriegsherrn. Der Sieg des Gottesreiches über das Reich der Welt kann glänzender oder dürftiger ausfallen, die Ernte kann reicher und geringer sein. Durch mensch-

liche Trägheit, Selbstsucht und Charakterlosigkeit werden dem Reiche Gottes unwiederbringliche Verluste beigebracht; die Zukunft der Geschichte, nicht nur des eigenen Volks, sondern auch der Menschheit ist der Christenheit und jedem Einzelchristen auf das Gewissen gelegt.

Durch diese Ungewißheit über den Ausgang der Weltgeschichte wird der ganze Reichthum der geistigen und leiblichen Anlagen zu energischer Lebensentfaltung gerufen: Nicht nur persönliche Verantwortung und persönliches Schuldgefühl über Versäumnisse, sondern auch Freude über Erfolg, Demuth und Stolz, Furcht und Hoffnung nicht in Bezug auf das armselige leibliche Ich, sondern um die Ehre Gottes und den Sieg seiner Sache, auch in Bezug auf Größe und Bedeutung des Vaterlandes und des eigenen Lebenswerkes. Alles was der moderne Mensch als den besonders werthvollen Inhalt seines inneren Lebens hoch zu schätzen liebt, ist aus der Wurzel des deutschen Glaubens hervorgewachsen, den Gott in Luther gewirkt hat.

Aber dieser Gott selbst ist zunächst ein verborgener, unbekannter Gott geblieben, er hat nur theilweise von Luthers Person Besitz ergreifen können: Gefühl und Willen hat er sich unterthan zu machen vermocht, aber über den Kopf ist der alte Gott der Griechen Herr geblieben. Die überlieferten Glaubenslehren hat Luther nicht antasten wollen, so kühn er die ärgerliche kirchliche Praxis bekämpft hat, welche daraus hervorgewachsen war.

Die Frage, weshalb der kühne Bibelkritiker und Bestreiter der Unfehlbarkeit der Konzilien nicht auch die überlieferten Glaubenslehren der Väter als gleichgiltig und gefährlich für den persönlichen Heilsglauben bei Seite geworfen hat, ist psychologisch nicht leicht zu entscheiden. Luthers Schriften enthalten die stärksten Ausdrücke gegen die Vernunft. Er versteht unter ihr nicht die von Gott verliehene vernünftige Ausstattung des Denkens, vielmehr hat er diesem neben der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift eine souveräne Stellung angewiesen. In dem Bekenntniß auf dem Wormser Reichstag sind die beiden Fundamente, auf welche er den Bau seines Glaubensgebäudes stützt: die heilige Schrift und helle, klare Gründe der Vernunft. Was er als des Teufels Hure bekämpft, ist die entartete, verknöcherte Vernunft, wie sie ihm in dem entarteten, mittelalterlichen Erbe der Scholastik und ebenso in der formalen humanistischen Bildung seiner Zeit entgegentritt. Er bekämpft, um ein modernes Wort zurück zu datiren, den theoretischen

Menschen, dessen unmittelbares Empfinden und Wollen unter der Herrschaft der wissenschaftlichen Methode verknöchert ist, und der darum auch das Zeugniß des lebendigen Gottes an seinem Herzen nicht mehr zu vernehmen vermag. Gott selbst hatte unter der logischen Zergliederung der Schultheologen sein Leben eingebüßt, er war entweder zu einer Abstraktion geworden, welche der geschulte Dialektiker nach Willkür seinen Zwecken dienstbar machen konnte, oder zu einem fernen Lichtglanz hoch über dieser Welt, zu dem der Mystiker mit sehnsüchtig ahnungsvollem Herzen aufschaute, ohne doch die seltenen flüchtigen Augenblicke völliger Erleuchtung und seligen Friedens länger festhalten und mit den Weltaufgaben vereinigen zu können.

Die Vernunft der Scholastik wie die des Humanismus sind die nachgeborenen Kinder des griechischen Gottes, so daß Luther im Recht war, ihre Lehrsätze im Vergleich zu der Gotteskindschaft, deren er sich im Glauben unmittelbar bewußt war, wie Hurenkinder und Teufelsbälge zu behandeln. Den altkirchlichen Lehren über Gottes Wesen und Eigenschaften, über die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, über die Sakramente, bei welchen Priesterwort den heiligen Geist ebenso mechanisch mit der Materie zusammenschließt, wie die göttliche und menschliche Natur in Christus zusammengefügt ist, sah Luther diesen Bastardcharakter nicht mehr an, sondern behandelte sie als echte Kinder des in der heiligen Schrift waltenden Gottesgeistes.

Auch ist er von begreiflicher Scheu befangen gewesen, an die Revision und Umarbeitung der Gesammtglaubenslehre der Kirche heranzutreten und vielleicht gerade in der Erwägung, daß dabei der Vernunft, d. h. der scholastischen Methode und dem Heiden Aristoteles ein allzugroßer Einfluß eingeräumt werden müsse, und der lebendige Gott, der in Furcht und Liebe ihn zu sich gezogen hatte, sich zu einer todten Formel verflüchtigen werde.

Wenn wir erwägen, mit welchen Mitteln der nominalistischen Dialektik Luther die Konsubstantiation seiner Abendmahlslehre und die in der Kindertaufe sich vollziehende Wiedergeburt zu beweisen gesucht hat, so werden wir bekennen müssen: Es ist ein Segen für die weitere Entwickelung des Protestantismus, daß Luther nicht wie Augustin seine Hauptwirksamkeit in wissenschaftlich-theologischer Schriftstellerei gesucht hat. Es hätte noch größere Gefahr bestanden als bei Augustin, daß die Stimme des Propheten von der des Philosophen und Theologen zum Schweigen gebracht worden wäre

oder von den Epigonen überhaupt nicht mehr hätte herausgehört werden können. Die Zeit der Reformation, welche nur in den schulmäßigen Formeln des weltmüden griechischen Geistes zu denken vermochte, konnte wohl einen neuen Glauben in ihr Herz aufnehmen, aber ihn nicht als giltige, durchsichtige Weltanschauung ausgestalten.

Diese Aufgabe, deren Lösung allein der Reformation zum Abschluß und der evangelischen Kirche zum Zusammenschluß verhelfen kann, ist in den zwei letzten Jahrhunderten wohl oft versucht, aber nicht erfolgreich durchgeführt worden.

Der Pietismus besaß in seinen führenden Persönlichkeiten starke Kräfte, um gegen sittliche Verbildungen den Kampf aufzunehmen; er hat auch das Innenleben der Einzelseele bedeutend vertieft, aber alle Erkenntnisse zu einer christlichen Weltanschauung zusammenzufassen, und die Glaubenserfahrungen mit den Ergebnissen der Welterkenntniß zusammenzuschließen hat er nicht als Aufgabe anerkannt. Sein natürlicher Sohn, der Rationalismus, welcher unter der breiten Masse der Bevölkerung in Stadt und Land Begeisterung für Verstandesbildung sowie Eifer für sittliche Zucht und ehrbares Leben eingebürgert hat, ist zwar bemüht gewesen, eine vernünftige Weltanschauung zu schaffen; da er aber den Nutzen, d. h. das sinnliche Wohlergehen der Kreaturen als letzten und höchsten Weltzweck setzte und unter diesem Gesichtspunkt die Zweckmäßigkeit des Weltalls wie der Menschheitsgeschichte zu rechtfertigen unternahm, konnten seine Ergebnisse nicht anders als künstlich gesucht und trivial ausfallen. Sobald der Optimismus des vorigen Jahrhunderts mit seiner Anbetung der vollkommenen Welt und der menschlichen Vortrefflichkeit angesichts des Zusammenbruchs der alten Weltordnung in der französischen Revolution das Feld räumte, war der Rationalismus dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen.

An der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts haben in Deutschland drei Männer: Goethe, Kant, Schleiermacher, an der Vertiefung der sittlichen und religiösen Ideen mit solchem Erfolg gearbeitet, daß die Gegenwart noch immer damit beschäftigt ist, aus der Fülle ihrer Gedanken Anregung und Befruchtung zu schöpfen. Allen Dreien ist aber der griechische Gott, welchem sie unwissentlich dienten, verhängnißvoll gewesen, und hat die Offenbarungen, welche der deutsche Gott unmittelbar in ihnen gewirkt hatte, in fremdartigen Formen ausgeprägt, so daß sie dadurch ent-

stellt und unverständlich geworden sind und nur die Herzen derer, welche gelehrte Bildung besaßen, zu bewegen vermocht haben.

Goethes Jugendstreben ist ganz vom deutschen Gott geleitet. Faust im ersten Theil ringt danach, alle Anlagen und Triebe der deutschen Individualität in sich zu entfalten, um sie zu harmonischer Einheit zusammenzuschließen und in ihrer Reinheit zu erhalten.

Der Ehebund mit der Helena hat seinen kühnen Geistesflug gelähmt und ihn an der Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit der griechischen Natur Gefallen finden lassen. In seinem Alter läßt er sich an dem Genuß der klassischen Schönheit und an der Freude, welche technische Betriebsamkeit gewährt, als an dem höchsten, vollauf befriedigenden Lebensinhalt genügen, nicht ohne Einbuße seines Persönlichkeitslebens. Die zarten Gewissensregungen der Jugendzeit sind überwunden, die überweltlichen Ziele sind dem zunächst Erreichbaren angepaßt. In der Jugendzeit wallt sein Herz in freudigem, unermüdlichem Zukunftshoffen: der Gott, den er im Herzen trug, hat ihn zum Kampf angefeuert gegen das in die Welt eingedrungene Böse und ihn mit Abneigung erfüllt gegen den niedrigen Gefährten, der dem edlen Gotteskind in der Menschenseele beigesellt ist; später hat er die Ruder eingezogen und den Kahn seines innern Lebens auf dem Strom des Weltlebens treiben lassen:

„Ueber's Niederträchtige nimmer dich beklage;
Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage."

Er hat zwar auch im Alter innere Harmonie und tapferes Hoffen trotz verstärkter Resignation nicht verloren, aber sie haben ihr sicheres Fundament in dem Glauben an einen persönlichen heiligen Gott, der sein Gottesreich auf Erden aufrichten will, eingebüßt und führen als Stimmungen ein unsicheres, schwankendes Dasein.

Carlyle, nach Luther wohl der gewaltigste Prophet Gottes unter den germanischen Männern, hat sich ganz besonders an der Hoffnungsfreudigkeit einer Goetheschen Ode aufgerichtet, welche er den Marsch nennt, nach dem das tapfere teutonische Geschlecht durch die Oede des ihm bestimmten Abschnittes der Ewigkeit marschirt:

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch unerschrecket
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber!

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Sie sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Aber dieser Hymnus ist zur Verherrlichung der Maurer geschrieben, der Vertreter der immerhin seichten Aufklärung und schwächlichen Menschenliebe des vorigen Jahrhunderts, welche in Deutschland weder durch Opferwilligkeit noch durch Heldengröße sich einen Namen gemacht und verhältnißmäßig wenig gethan haben, eine neue Zeit heraufzuführen.

Die stärkste erneuernde Kraft an der Wende des vorigen Jahrhunderts ist ohne Zweifel von der Begeisterung für den kategorischen Imperativ der Kantschen Philosophie ausgegangen. Durch den siegreichen Erfolg der aus ihr herausgewachsenen Erhebung des deutschen Volkes gegen die Napoleonische Knechtschaft ist ihr der Stempel echter göttlicher Offenbarung aufgedrückt. Kants kritische Philosophie ist nach zwei Seiten eine echte Weiterbildung des Werkes der deutschen Reformation. Sie hat der Persönlichkeit die Verantwortlichkeit zugeschoben, 1) für ihre empirischen Erkenntnisse, 2) für ihren moralischen Glauben. Die Erkenntniß des Menschen und zwar die auf sinnliche wie auf übersinnliche Dinge gerichtete, ist damit zu einer ethischen Funktion geworden; der Philosophie als planloser Uebung des menschlichen Scharfsinns oder als Mittel, jeden beliebigen Satz als einleuchtend und wahrscheinlich hinstellen zu können, ist hinfort die Wurzel abgegraben.

Aber wie bei Luther die Denkthätigkeit nicht aus den Geleisen des griechischen Geistes herausgekommen ist, ebensowenig hat Kant vermocht, das unbedingte Soll des Sittengesetzes, welches von Gott unmittelbar in die Brust gelegt sein soll, mit den aus seiner Erkenntnißtheorie sich ergebenden Erfahrungssätzen zu einer wider-

spruchslosen Einheit zu verbinden. Seine idealistische Philosophie ist, wie schon ihr Name andeutet, die Erbin der griechischen Ideen, der Denkweise des verwelkenden Heidenthums, dem die Welt entgöttert war, und welches nun jenseits der wirklichen Welt sich ein Reich der Ideen erbaute. Die platonische Ideenlehre bedeutet für die wirkliche Welt den Verzicht auf Weiterentwickelung; höhere Ziele des sittlichen Lebens, welche erreicht werden könnten, sind ausgeschlossen. Diesen Charakter des Fertigen trägt auch das Kantsche Denken. Das jeweilige Inventar der Ideen der menschlichen Vernunft gilt ihm als das Maß, wonach das Wesen des Seins zu bemessen und als die Form, in welche seine Fülle hineinzuzwängen ist. Es ist ein zeitloses, mit der Geschichte nothwendig auf Kriegsfuß stehendes Denken. Da die ewigen Dinge dem Gesetz des Werdens nicht unterstellt sind, so müssen die Urtheile der menschlichen Vernunft, wenn sie zur logischen Klarheit entwickelt sind, bei Allen dieselben sein, so daß für Jeden der Grundsatz giltig ist: Handle so, daß die Maximen deines Thuns zur Norm einer allgemeinen sittlichen Gesetzgebung erhoben werden können. Der menschlichen Individualität darf, weil sie nicht der reinen Vernunft angehört sondern empirisch bedingt ist, keine Bedeutung zuerkannt werden.

Diese spröde Schale griechischer Ideen hat bei Kant ebenso die fruchtbare Entfaltung der in ihm zum Leben drängenden sittlichen Kraft verhindert, wie in Luther durch die herrschende scholastische Methode die Neubildung der evangelischen Glaubenslehre verkümmert ist. Und ebenso ist es leicht, bei der Theologie Schleiermachers, des genialen Erneuerers des religiösen Empfindens, des kräftigen Mitarbeiters an der sittlichen Wiedergeburt Deutschlands, denselben verhängnißvollen Einfluß griechischer Denkweise nachzuweisen.

Die Religion als schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl von Gott kann sich mit den schaffenden sittlichen Kräften nicht organisch verbinden und muß diese mit stetem Mißtrauen betrachten. An einem Siegesfest muß die Frömmigkeit folgerichtiger Weise trübselig bei Seite stehen, weil ihr Gott die kräftigen Affekte, welche dabei zur Entfaltung kommen, nicht als sich wesensverwandt anerkennen kann. Ebenso hält die schlechthinnige Abhängigkeit das persönliche Verhältniß der Einzelseele zu Gott nieder, entsprechend dem Satz des Spinoza: Wer Gott liebt, darf nicht erwarten, daß er von Gott wiedergeliebt werde. Den Gegenstand der Vorsehung Gottes bildet

nicht die einzelne geheiligte, zur Vollendung ihrer Eigenart gekommene Person, sondern die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, welche ebenso wie die Person ihres Stifters bei Schleiermacher alle Merkmale einer griechischen Idee trägt.

Die Kant-Schleiermacherschen Gedanken haben in verschiedenen Schulen die systematische Theologie der evangelischen Kirche das letzte Jahrhundert hindurch beherrscht, ohne jemals sich von der Gebundenheit des griechischen Geistes losmachen zu können und die Bedeutung der menschlichen Einzelpersönlichkeit, welche durch unmittelbare Gemeinschaft mit Gott ihren selbständigen Wert erhält, in der Glaubens- und Sittenlehre praktisch durchzusetzen. Das Wort von der Rechtfertigung durch den Glauben ohne des Gesetzes Werk ist im Protestantismus Deutschlands noch nicht verwirklicht, nur daß es nicht mehr das Gesetz des jüdischen oder römischen, sondern des griechischen Geistes ist, welches auf uns lastet.

Der griechische Gott ist nicht der Schöpfer der Welt; er steht als Idee oder reiner Geist der Materie als einer fremdartigen Macht gegenüber; er mag wohl unter besonderen Umständen einmal in die Welt eingreifen, so lange der Denker durch das Schema des Naturgesetzes sich nicht gehindert fühlt, der Willkür und dem Zufall in der Welt freien Zugang zu gewähren, aber die Grundvorstellung ist: das Wirken der Gottheit ist von allen Analogien des irdischen Geschehens und menschlichen Handelns frei zu denken. Alle räumlichen und zeitlichen Schranken sind aus dem Gottesbegriff zu entfernen. Die Sätze von der Idealität von Raum und Zeit sind Folgerungen der platonischen Ideenlehre.

Wir Menschen sind durch unsre Sinne genötigt, alle Dinge außer uns räumlich nebeneinander zu ordnen. Da Jeder seinen eigenen Horizont besitzt, und es nicht ausbleiben kann, daß von verschiedenen Standpunkten aus die Perspektiven sich verschieben, so hat die Ehrfurcht vor dem überweltlichen Gott daran gehindert, dem Raum in Gott einen Platz anzuweisen. Man hat Gott die menschliche Raumanschauung abgesprochen und die Idealität des Raumes behauptet, wobei unbestimmt blieb, ob der Nebeneinanderordnung der Dinge im Raume, welche wir durch unsere Seh- und Tastnerven vorzunehmen gezwungen sind, auch irgend eine Qualität oder Kraft in der Wirklichkeit entspreche. Dagegen muß festgestellt werden: der Raum, welchen unser Auge beherrscht, nämlich das Sonnensystem, welchem unser Planet unmittelbar angehört, untersteht einer räumlichen Gliederung, über welche sich unbeschadet der

Verschiedenheit der sinnlichen Wahrnehmung genaue Urtheile beschaffen lassen.

Wie wir die Willkür unserer subjektiven Wärme- und Kälteempfindung durch den Thermometer regeln, d. h. eine Naturkraft der andern zur Kontrolle setzen, ebenso müssen auch die sich drehenden Gestirne selbst anzeigen, in welchen Kurven sie sich bewegen, welche Abstände sie von einander halten und mit welcher Geschwindigkeit sie sich durchs Weltall bewegen. Die pünktliche Genauigkeit, mit welcher sie den auf menschliche Beobachtungen beruhenden Berechnungen wirklich entsprechen, ist der Beweis, daß die von uns wahrnehmbare räumliche Nebeneinanderordnung der Gestirne im Weltall nicht eine unwesentliche Zugabe ist, sondern mit dem Gesetz der Gravitation und damit der Grundlage alles organischen Lebens unabtrennbar verbunden ist. Dann aber ist das Gesetz der räumlichen Beziehungen zwischen den ebensoviele Kraftzentren darstellenden Weltkörpern auch von Gott geschaffen und muß von ihm bei seiner Weltregierung respektirt werden. Das wäre ein schlechter Meister, welcher bei einem Bau beständig die von ihm gelegten Grundlagen ändern müßte, um den Bau weiterführen und zum Abschluß bringen zu können.

Dagegen wird der Einwand erhoben: Gott ist reiner Geist und steht daher erhaben über der mechanischen Wechselwirkung der Natur. Aber dieser Einwand, der Gottes Wesen vor Vermischung mit der Welt bewahren will, führt dahin, auch jede Wirkung Gottes in der natürlichen Welt und damit Weltschöpfung, Erhaltung, Regierung, wie sie der christliche Vorsehungsglaube fordert, für unmöglich zu erklären. Ist die Wechselwirkung der mechanischen Kausalität, welche als Voraussetzung der Natur und Grundgesetz des Seins anerkannt werden muß, nicht von Gott gesetzt, so braucht sie auch Gottes Gedanken nicht dienstbar zu sein. Ist sie aber bei ihrem Werden Gottes Geist unterthan gewesen, so darf Gott nicht als reiner Geist in der von Kant geprägten Wortbedeutung beschrieben werden. Weil die mechanische Kausalität das Werk Gottes ist und die Züge seines Geistes an sich trägt, darum vermag Gott auf sie und durch sie zu wirken, während er im entgegengesetzten Falle nach einer Lücke im Naturgesetz suchen müßte, um noch eine Wirksamkeit auf Erden ausüben zu können und vor den Fortschritten der modernen Naturwissenschaft sich in Wahrheit in den leeren Raum jenseits der Sterne zurückziehen müßte.

Wenn der Psalmsänger Gottes Nähe und Wirksamkeit überall spürt, wohin er auch eilen mag in allen drei Dimensionen des

Raumes, so liegt dem nicht eine mathematische Anschauung von der abstrakten Unendlichkeit und Unbegrenztheit des leeren Raumes zu Grunde, vielmehr sieht er, soweit Wirklichkeit gegeben ist, auch göttliche Wirksamkeit. Gottes geistiges Wesen und Wirken wird in den Psalmen mit einem natürlichen, den Sinnen wahrnehmbaren Prozeß verglichen, mit dem Licht, dessen erstes Aufleuchten nach dem mosaischen Bericht das Schöpfungswerk eingeleitet hat, welches zu erleuchten, zu wärmen, Leben zu zeugen und zu heilen vermag. Mögen die Alten das Licht als etwas Immaterielles der stofflichen Welt entgegengesetzt haben, so hat die genauere Forschung doch diese Scheidung aufgehoben, und läßt auch die uns wahrnehmbaren Erscheinungen des Leuchtens und Wärmens auf den naturgesetzlich gebundenen Wirkungen eines Stoffes, des Aethers, beruhen. Ist nun das Licht zu etwas Stofflichem geworden, so hört es doch nicht auf, ein geeignetes Sinnbild der Gottheit zu sein, es bleibt für alle Zeit das beste Abbild des Geistes, aber es mahnt uns, daß wir den Geist nicht in ausschließenden Gegensatz zum Körperlichen setzen, vielmehr ihn nach Analogie des Lichtes als die feinste Art des Stoffes und der stofflichen Wirksamkeit zu verstehen suchen. Hat man früher von einem unvereinbaren Gegensatz zwischen Körper und Geist geredet, so kam dies daher, daß man dem Stoff das Prädikat der Undurchdringlichkeit seitens anderer Stoffe zuschrieb und deshalb dem Geist, welcher mit dem menschlichen Leibe thatsächlich eine Verbindung eingegangen ist, eine schlechthin andere, wenn auch nicht weiter vorstellbare Beschaffenheit als reiner Geist zugeschrieben hat.

Ist gegenwärtig der Nachweis gelungen, daß verschiedene Körper, welche früher als undurchleuchtbar galten, von bestimmten, stofflich vorzustellenden Lichtstrahlen durchdrungen werden, so ist es auch der Phantasie unverboten, den die Welt erfüllenden und regierenden Geist, davon auch wir einen Theil in uns besitzen, als einen allerfeinsten Stoff aufzufassen.

Dabei muß freilich davon abgesehen werden, ihn als eine träge, ruhende Masse allenthalben in der Welt gleichmäßig vertheilt zu denken. Da er die treibende und leitende Kraft alles Werdens ist, und alle Bewegungen von ihm ausgehend zu denken sind, so muß er vorgestellt werden, wie er von einem oder von verschiedenen Zentren ausgehend die dazwischenliegenden trägen und dunkeln Partien zu bewegen und zu durchleuchten sich bemüht, wie er sich theilt, um von verschiedenen Seiten einen konzentrischen Angriff

vorzunehmen und sich aus der Zerstreuung wieder an besondern Punkten zu größeren Massen sammelt. Die unterschiedslose Stetigkeit und Gleichförmigkeit des göttlichen Wesens und Wirkens, welche man im Interesse der göttlichen Einfachheit und Welterhabenheit ausgesagt hat, steht in Widerspruch zu der Art des natürlichen und geschichtlichen Werdens. Nirgends in der Welt giebt es eine Gleichförmigkeit des Lebens. Die Oberfläche der Erde ist nicht regelmäßig gestaltet und bietet daher auch nicht gleichmäßige Lebens- und Entwicklungsbedingungen dar, weder für die Pflanzen- und Thierwelt, noch für das geschichtliche Leben der Menschen. Scheinbar regellos und zufällig geht hier und da über ein Volk ein befruchtender Geistesregen nieder. Hier ist es eine einsame, riesenhafte Persönlichkeit, auf der Gottes Geist in besonderem Maß ruht, welche aber unverstanden unter einem Geschlecht von Zwergen wandelt. Dort wendet sich der Geist produktiven Schaffens und fruchtbarer Erkenntniß gänzlich von einem Volk, nachdem es Jahrhunderte hindurch keinen Mangel an schöpferischen Geistern gehabt hat. Bei auserwählten Völkern und in besonderen Zeitabschnitten können die erleuchteten Geistesträger so zahlreich sein, daß von dem ganzen Volk oder der ganzen Zeit ein gleichmäßig heller Lichtschein ausstrahlt wie von der Milchstraße, so daß aus weiter Entfernung der Glaube entstehen kann, es sei die Helligkeit gleichmäßig über den ganzen Raum verbreitet, ohne von einzelnen Zentren auszuströmen.

Eng verbunden mit Allgegenwart pflegt Allwissenheit von Gott ausgesagt zu werden. Soweit Gott räumlich als allgegenwärtig anerkannt werden muß, darf ihm auch Allwissenheit nicht abgesprochen werden. Was er geistig durchdringt, geht auch in sein Bewußtsein ein oder ist bereits im Voraus darin gegeben. Die göttliche Allwissenheit will aber nach der Lehre der Kirche mehr besagen als das gleichzeitige, allbeherrschende Ueberschauen alles dessen, was geschieht. Gott soll jederzeit ein Bewußtsein aller Dinge haben, der zukünftigen ebenso wie der gegenwärtigen. Die Geschichte soll bis zum Abschluß in allen Einzelheiten durchsichtig vor seinen Augen ausgebreitet liegen, die Zeit und das ihr innewohnende Gesetz der Entwicklung bestehe nicht für ihn, er sehe alle Dinge sub specie aeternitatis.

Eine solche Darlegung hebt die Persönlichkeit Gottes wie das lebendige Vertrauen zu ihm auf. Ein Techniker, der eine Maschine konstruirt hat, vermag das Ineinandergreifen der Räder und die Umwandlung der zugeführten Rohstoffe in das fertige Fabrikat in

zeitloser Folge als nothwendig gegeben sich vorzustellen. Ein Mathematiker, der eine Riesenrechenaufgabe richtig durchgeführt hat, vermag den Gesammtverlauf der Rechnung in einem momentanen Anschauungsbilde sich vorzuhalten. Jener operirt mit starren, annähernd unveränderlichen Stoffen und Kräften, dieser mit fertigen Begriffen und Zahlenbildern. Das zeitlose Vorherschauen des Zieles ermöglicht sich bei beiden dadurch, daß sie nicht mit lebendigen und unberechenbaren Kräften zu thun haben, sondern mit todten und genau abgemessenen Größen. Sobald eine derselben sich ändert, fällt auch die Sicherheit der Berechnung dahin. Wird von Gott schlechthin ein Vorauswissen alles Zukünftigen ausgesagt, so wird damit der Mensch auch nur als ein todte Ziffer oder ein willenloses Rad in einer Maschine angesehen, es wird ihm sein Erstgeburtsrecht vor allen Kreaturen abgestritten: seine Individualität, seine Freiheit, kurz seine Entwicklungsfähigkeit und die damit gesetzte Unberechenbarkeit seines Wesens.

Der Gott, welcher jede Sünde, jede Katastrophe von Ewigkeit vorhersieht, ist entweder ein Gott, der nur von ferne der Weltgeschichte zuschaut, alle Ereignisse vorausweiß, aber nicht im Stande ist, in sie einzugreifen und sie zu hindern, oder er ist nahe, er könnte helfen, aber er hat keinen Eifer, kein Erbarmen.

Beide Gedankenreihen widersprechen den Aussagen, welche wir aus dem Munde der Begründer und Erneuerer fruchtbarer reiner Gotteserkenntniß besitzen. Ihnen liegt vor Allem am Herzen, die vertrauenerweckende heilige Persönlichkeit Gottes zu behaupten. Diese haben sie mit allen Affekten ausgestattet, welche aus dem Augenblick geboren werden und auf der Unkenntniß der Zukunft wie auf dem Gegensatz beruhen, den Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart bilden. Gott trauert über die Entartung eines Menschenkindes oder den Verfall eines Volkes, er zürnt über die, welche seine Bundestreue verachten, er empfindet Reue, daß er an Unwürdige seine Wohlthaten verschwendet hat, er ist eifersüchtig auf die fremden Gottheiten, denen die Liebe seines Volkes zufällt. Er hört nicht auf zu mahnen, zu warnen, zu strafen, zu trösten, seine Hände gegen sein Volk auszubreiten. Er thut, was nur ein Mensch thun kann an einem Freunde, oder ein Vater an seinem Kinde, soweit er in dessen Entschließungen und Nöthe Einblick hat, um es nach Kräften vor Sünde und Untergang zu bewahren.

Sicherlich besitzt der Gott, welcher jedes Menschen Anlage geschaffen, die Eltern und Voreltern geleitet hat und alle Einflüsse,

die seine Natur bestimmt haben, von Anfang an überschaut, eine vollkommenere Kenntniß des Menschenherzens, als sie ein Menschenkind auch bei den nächsten Angehörigen sich anzueignen vermag. Deshalb ist ihm auch ein viel umfassenderes Vorherwissen des menschlichen Entwicklungsganges eigen als unserer beschränkten Einsicht, aber gleichwohl muß es für Gott in der Individualität des Menschen ein dunkles Gebiet geben, welches er mit seinem Vorherwissen nicht zu durchdringen vermag. Er mag voraussehen, wie dieser oder jener Eindruck auf dieses oder jenes Individuum wirken, und welche Stimmungen und Thaten er zeitigen wird: aber ob die Persönlichkeit dem Eindruck sich treu und gewissenhaft hingeben und ihn in Wirksamkeit umsetzen, oder ob sie träg und gleichgiltig alsbald in ihre Ruhe zurückkehren und die Wogen der innern Erregung alsbald durch die Oeltropfen äußerer Rücksichten aufhalten und glätten wird, ist nicht vorherzusehen.

Ohne diese Schranke giebt es für uns Menschen keine Sittlichkeit, kein Fürchten und Hoffen, keine Opferfreudigkeit und Hingebung, weder Glauben noch Treue. Wenn dieses unser Glaubensleben uns immer mehr gottähnlich macht, so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß auch in Gottes Geist, wenn in ihm Glauben und Hoffen wohnen soll, eine Schranke seines absoluten Vorherwissens gegeben sein muß.

In dem menschlichen Geistesleben ist das Wissen eine Begleiterscheinung des aus der dunkeln Tiefe der unbewußt triebhaften Regungen aufsteigenden Wollens und Handelns. Wir fordern, daß ein Mensch seine Triebe möglichst vom Bewußtsein durchleuchten und klären lasse, ehe er sie in Thaten umsetzt. Wir erkennen wohl bei schöpferischen Geistern ein Wirken an, welches über die bewußten Regeln und Grundsätze und Einsichten hinausgeht; aber ein dauernder Zwiespalt zwischen Wissen und Wollen darf bei einer menschlichen Persönlichkeit nicht angenommen werden, sie würde damit den Charakter der normalen Gesundheit verlieren. Wo derartige Erscheinungen sich einstellen, deuten sie auf krankhafte Entartungen oder vorübergehende Krisen. Wird Gott nach Art des menschlichen Geistes als Persönlichkeit gedacht, so darf kein Widerstreit zwischen Wissen und Wollen in ihn hineingetragen werden, d. h. Gottes Entschließungen dürfen niemals den bewußten Grundsätzen und Erkenntnissen widersprechen, während es doch nicht ausgeschlossen ist, daß es auch bei ihm ein Handeln giebt, welches über das Handeln nach bewußten Zwecksetzungen hinausgeht.

Wird Gott absolute Allwissenheit auch in Bezug auf die künftigen Dinge und insbesondere alle bevorstehenden menschlichen Entschließungen und Thaten zugeschrieben, so muß ihm auch unbedingte Allwirksamkeit zukommen. Wider sein Wissen und damit auch wider und ohne sein Wollen kann auch nicht das Geringste geschehen, daher ist jeder bestehende geschichtliche Zustand auf ihn als die letzte verantwortliche Ursache zurückzuführen.

So ist es thatsächlich in der unter der Tradition des Neuplatonismus erwachsenen Dogmatik der Fall. Die widersinnigen Folgerungen dieser Behauptung, daß Gott auch der Urheber der Sünde sei, haben die Dogmatiker abzuschwächen versucht, indem sie theils die Wirklichkeit der Sünde geleugnet, theils in Gott eine Scheidung zwischen unmittelbarem und mittelbarem Wirken, zwischen Wirken und Zulassen, oder zwischen dem Gebiet des Wissens und Wollens durchzuführen versucht haben. Eine Lösung der Schwierigkeit, welche in dem Satz von der Allwirksamkeit Gottes liegt, ist dadurch nicht erreicht worden.

Daß die Naturordnungen, soweit sie sich den menschlichen Einwirkungen entziehen, ausschließlich geleitet werden vom Willen Gottes, der sie geschaffen hat, bedarf keiner Erörterung. Dagegen fordert es eine sorgfältige Prüfung, inwieweit der menschliche Wille dem göttlichen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Die Thatsache einer solchen Kreuzung des göttlichen Willens durch den menschlichen wird von der heiligen Schrift mit aller Unbefangenheit anerkannt. Jesus klagt über die Einwohner Jerusalems: Wie oft hab ich euch versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt, und wiederholt damit nur die Klage, welche fort und fort von den Propheten gegen ihre Zeitgenossen erhoben ist. Die scheinbar entgegenstehenden Aussagen, welche die unwiderstehliche Wirksamkeit Gottes auch auf dem Gebiet zu behaupten scheinen, welches der menschlichen Entscheidung vorbehalten ist, erklären sich daraus, daß von solchen Persönlichkeiten die Rede ist, welche sich von Gottes Geist leiten lassen und immer tiefer in Gottes Gedanken eindringen. In ihnen wirkt Gott Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen; ihre Herzen lenkt er wie die Wasserbäche. Sie erkennen auch in scheinbar zufälligen Erlebnissen den tiefen Zusammenhang des göttlichen Wirkens. David urtheilt über die Beschimpfungen, welche er von Simei zu erdulden hatte (2. Sam. 16, 10): Der Herr hat es ihn geheißen, um zum Aus-

druck zu bringen, daß er in diesen Schmähungen den von Gott geordneten Zusammenhang mit seinen früheren Verschuldungen erblicke. Ebenso kann mit Recht behauptet werden, daß Gott die einzelnen Menschen auch ohne ihr Wissen benutzt, um sie seinen Zielen dienstbar zu machen. Eine solche Benutzung menschlicher Willenskräfte geht nicht über die Analogie der Einflüsse hinaus, welche ein bedeutender Mensch auf das Wollen Anderer ausübt. Endlich unterliegt auch keinem Zweifel, daß Gott in jedem Augenblick die Macht besitzt, die Ausführung eines menschlichen Willensaktes zu hindern, da, wenn er seine Hand von dem Menschen abzieht, dessen Leben ein Ende findet.

Die spezielle Frage: Wo findet Gottes Allwirksamkeit eine Grenze?, ist auf das Gebiet des persönlich ethischen Lebens beschränkt und läßt sich auf die Formel bringen: Vermag der Mensch den heimlichen Einwirkungen Gottes, durch welche ein erhöhtes heiliges Leben in ihm geschaffen werden soll, Widerstand zu leisten oder nicht? Jeder wird aus seiner eigenen Erfahrung darauf bejahende Antwort geben. Wir können durch Leichtsinn und Trägheit manche Anlagen unserer Natur verkümmern und entarten lassen, so daß die gesammte Persönlichkeit minderwerthig wird. Falls ein so Entarteter sein Geschick auf unentrinnbares göttliches Verhängniß, auf unverbesserliche angeborene Verbrechernatur zurückführen wollte, so wird doch im Widerspruch zu ihm die Pädagogik wie die Strafrechtspflege, jede um ihrer Selbstbehauptung willen, festhalten müssen, daß ein bescheidenes Maß von Selbstzucht auch bei der ungünstigsten Beanlagung mitgesetzt ist und durch geeignete Behandlung gestärkt werden kann. Kommt es nicht zu diesen Akten der Selbstzucht, sondern entartet die Persönlichkeit weiter, bis sie unter die Herrschaft zuchtloser, gewaltthätiger Leidenschaften oder in geistige Verblendung hineingeräth, so ist auf diesem Punkt der göttliche Heilswille in der Welt nicht durchgedrungen, und die unheilvollen Wirkungen, welche von dem Verhalten solcher Persönlichkeiten ausgehen, sind nicht von Gott gewirkt, sondern durch Widerstand gegen Gottes Willen durchgesetzt.

Will man von der Wirksamkeit der Inquisition, welche durch Ausrottung des evangelischen Glaubens in Spanien, Italien und Frankreich den allmählichen Niedergang dieser Länder verursacht hat, aussagen: Gott hat es sie geheißen? Will man die planmäßige Ausrottung der Indianer Nordamerikas durch den weißen Mann, die Vergiftung Chinas durch Opium, der Negerrassen durch

Branntwein auf Gott abschieben mit der Folgerung: Gott hat es zugelassen, darum entspricht es seinem Willen, andernfalls hätte er es zu hindern vermocht? Wir Menschen besitzen eine weitgehende Vollmacht, auf die Gesetze unserer Anlage und auch des uns bekannten Naturzusammenhanges eine Einwirkung auszuüben, nicht nur die verborgenen Anlagen des organischen und geistigen Lebens zu entfalten, sondern ebenso auch sie zu zerstören und das uns von Gott überwiesene Material zu verunstalten. Gott hätte den Prozeß der Degeneration, welcher als Thatsache vorliegt, unterdrücken können, dann hätte überhaupt das menschliche Leben aufgehoben werden müssen. Läßt Gott dem Prozeß der Entartung bis zur völligen Selbstauflösung freien Lauf, so ist er nicht schuldig an den dadurch gewirkten Uebeln. Sie sind nicht von Anfang an mit der Schöpfung als nothwendig gesetzt, sondern fallen der menschlichen Sünde in ihren mannigfaltigen Formen und Abstufungen zur Last.

Wird diese Thatsache anerkannt, so muß die gewohnte Anschauung von der durchgängigen Vollkommenheit in der Weltordnung eingeschränkt werden. Der Kampf ums Dasein oder der Kampf um die Macht ist eine göttliche Ordnung, er hat in der Welt seinen Platz behauptet, noch ehe der Mensch in ihr erschienen ist. Das organische Leben erbaut sich auf diesem Gesetz des Stärkeren gegen das Schwache als auf seiner heilsamen, reinigenden, erziehenden Grundordnung und würde längst entartet sein, wenn es anders wäre. Daß bei der Herrschaft dieses Grundgesetzes in der Schöpfung immer höhere und feinere Organismen sich gebildet haben bis zum Abschluß der Schöpfung, dem Menschen, welcher als das schwächste und bedürfnißreichste aller Geschöpfe in die Welt getreten ist und doch durch geistige Beanlagung die Zügel der Weltherrschaft in die Hand bekommen hat, liefert den Beweis, daß der Geist die stärkste Macht in der Welt bildet und das Gesetz der Selektion auf allen Stufen seinem Endziel dienstbar zu machen gewußt hat.

Dagegen verstößt es gegen dies göttliche Grundgesetz, wenn der Mensch, der Träger des Geistes und berufene vernünftige Herr der Schöpfung, eine Sklave der niederen Mächte wird, um elender und thierischer als jedes Thier zu sein. Wohl sind Unfälle, Altern und endliche Auflösung des Leibes unvermeidliche Bedingungen des natürlichen Lebens, wie auch der Schmerz seine heilsame Leben erhaltende, vor Gefahr warnende Bedeutung im Haushalt des

thierischen und des seelischen Lebens besitzt. Damit ist aber nicht das ganze Heer von Schmerzen, Seuchen, und verunglückten Existenzen auf Gottes Weltordnung zurückzuführen. Die menschliche Sünde trägt die Schuld, wenn das gesunde Blut in Millionen verdorben ist, wenn in manchen Gegenden bis fünfzig Prozent der neugeborenen Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres wieder sterben, oder wenn das Durchschnittsalter der Männer in Ständen, welche unter ungünstigen sozialen Verhältnissen leben, bis unter das dreißigste Jahr heruntergeht. Das unübersehbare Heer der giftigen Krankheiten, die sich durch Generationen hindurchziehen, sind nicht Gottes ursprüngliche Schöpfung, sie können auch wieder beseitigt werden, wie sie in die Geschichte eingetreten sind. Die Weltgeschichte hätte einen viel besseren Fortgang nehmen und Zeiten prächtigerer Blüthe und reicherer Ernte aufweisen können, wenn manche Entartungen nicht eingetreten wären.

Solche Erörterungen klingen der Gegenwart unfromm. Es ist ein Lieblingssatz der durchschnittlichen passiven Frömmigkeit: Man muß sich in Gottes unabänderlichen Willen ergeben und auch in jedem Leid seinen guten und gnädigen Willen erblicken. So zu sprechen mag vom Standpunkt des absterbenden Griechenthums, des Buddhismus und des Islam richtig und geboten sein, dem christlichen Glauben entspricht es nicht. Wird der gesammte Weltlauf mit seinen christlichen Verbildungen und Entartungen auf Gott als letzte und ausreichende Ursache zurückgeführt, so ist Gott nicht mehr als sittliche Persönlichkeit vorgestellt, sondern er ist der Welt gleichgesetzt und nur als logischer Begriff, als causa prima von der natürlichen Welt unterschieden. Er hat Schuld an dem langsamen Fortschritt der Zivilisation, an dem Untergang zahlreicher Völker, welche trotz hoher Begabung für die Kultur keinen Gewinn gebracht und nicht einmal vor ihrem Absterben den Frieden einer reinen Gotteserkenntniß gefunden haben. Seine unmittelbare Ordnung müßte es sein, daß die geoffenbarte Religion sowohl im alten Bunde wie im neuen die unheilvolle Verbildung in der Hierarchie des Judenthums wie der römischen Kirche genommen hat, wodurch der Sieg des Reiches Gottes über die Erde viel stärker aufgehalten ist als durch den Aberglauben der heidnischen Volksreligionen und die Verfolgungen der römischen Cäsaren. Bei dieser Annahme würde Gott wohl der allmächtige, durch keine ethischen Gesetze und Rücksichten eingeschränkte griechische Despot sein, aber nicht eine Persönlichkeit, welche Vertrauen und Glauben

und Treue fordern darf, so wie der Deutsche sich nicht nur seinen König, sondern auch seinen Gott vorstellt.

Hieraus folgt zugleich, daß der Glaube an eine jeden Organismus der natürlichen Welt liebevoll umfassende und schützende Vorsehung unhaltbar ist. Ein solcher liegt mehr im Interesse eines gedankenlosen Optimismus als einer ihrer Verantwortung bewußten, wahrhaftigen Frömmigkeit. Die natürliche Theologie des vorigen Jahrhunderts glaubte beweisen zu können, daß wir in der besten aller denkbaren Welten leben; sie hat folgerichtig zu dem Satz von der endlichen Erlösung und Seligkeit aller vernünftigen Wesen fortschreiten müssen und für jede schmerzliche Zweckwidrigkeit eine Rechtfertigung Gottes gesucht, wobei es unmöglich war, Plattheiten und Ungereimtheiten zu vermeiden. Die Urkunden des christlichen Glaubens wissen nichts von einer alle Menschen gleichmäßig umfassenden Vorsehung Gottes. Nur die allgemeinen Bedingungen des Lebens sind für Alle mit der gleichen Umsicht geordnet: Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Eines besonderen Schutzes können sich nur diejenigen erfreuen, welche zu den Auserwählten Gottes gehören. Bei einem besonders erschütternden Unglücksfall, welcher im Tempel während des Opferns vorgekommen war, hat Jesus die Folgerung gezogen, daß der Tempel nicht mehr Gottes Offenbarungsstätte und Israel nicht mehr Gottes Volk sei. Ev. Luc. 13.

Die besondere Vorsehung, welche früher über Israel gewaltet hatte, wird auf diejenigen übergehen, welche fortan das Volk Gottes bilden. Die, welche durch Christus zur wahren Gotteserkenntniß gebracht sind und ihre Kräfte aufrichtig in Gottes Dienst stellen, dürfen für ihr Lebenswerk auf eine besondere Förderung und Bewahrung rechnen: Ihre Haare auf dem Haupte sind alle gezählt, über ihnen wachen Gottes Engel und behüten sie auf allen ihren Wegen. Da ihnen selbst ihr leibliches Wohlbefinden nicht als höchstes Gut gilt, sondern ihr Lebenswerk, dem sie ihre besten Kräfte weihen, so besitzen sie die Verheißung, daß ihr Werk gegen blinden zerstörenden Zufall geschützt sein, und daß auch ihr Leben, soweit es zur Erreichung dieses Zieles unentbehrlich ist, erhalten werden soll.

Aus dem Obigen ergeben sich die Folgerungen: Eine gleichmäßige göttliche Vorsehung, welche alle Interessen der Menschen zu fördern geneigt wäre, ist weder verheißen noch wahrnehmbar. Die natürliche Weltordnung erfordert vom Menschen ein bedeutendes

Maß von Umsicht, Thatkraft und Selbstbeherrschung, wenn das Leben erhalten und verfeinert werden soll. Der Leichtsinnige und Träge wird erbarmungslos von den lebensfeindlichen Mächten verschlungen. Dagegen wird jeder Christ, welcher in Gottes Dienst arbeitet und deswegen in besonderem Maß mit Widerwärtigkeit zu thun hat, die Erfahrung machen, daß eine besondere Vorsehung über ihm waltet, die ihn befähigt, auch gegen eine Welt von Hindernissen seine persönlichen Zwecke, weil sie Gottes Zwecke sind, durchzusetzen.

Wo ein starker, an eigenen Erfahrungen sich nährender Vorsehungsglauben vorhanden ist, beweist er nicht, daß eine durchgängige Teleologie die ganze Welt beherrscht, er ist vielmehr ein individueller Erwerb dieser gläubigen Persönlichkeit und kann nicht ohne Weiteres von einem beliebigen anderen Menschenkind auf die eigene Person bezogen und verallgemeinert werden. Gottes höchstes auf die Erziehung freier sittlicher Persönlichkeiten gerichtetes Werk kann nicht stetig und gleichmäßig seinen Fortgang nehmen, wie die rohe mechanische Wechselwirknng, es ist abhängig von der Empfänglichkeit und Mitarbeit, welche es im Menschen findet. Gottes sittliches Wirken darf weder nach physischen noch logischen Kategorien berechnet, sondern nur nach Analogie des produktiven menschlichen Schaffens vorgestellt werden. Die geistige Wirksamkeit einer Persönlichkeit verläuft nicht stetig und unveränderlich, vielmehr bedingt durch die Anregungen, welche von der Umgebung auf sie ausgehen. Einem Redner, Lehrer, Musiker ist bekannt, wie durch eine verständnißvolle eifrige Zuhörerschaft die eigene Leistungsfähigkeit gemehrt wird. Je feineres Verständniß ein Mensch bei einem andern findet, um so rückhaltloser kann er sein Herz ausschütten, dadurch seine Gedanken und Stimmungen klären, sowie die Kraft seines Wollens steigern. Eben aus derselben unerläßlichen Wechselbeziehung zwischen Gottes Wirken und menschlichem Entgegenkommen erklärt sich die Thatsache, daß die Geschichte des geistig-sittlichen Lebens keine Stetigkeit aufweist, sondern sprunghaft fortschreitet.

Es ist daher der Tod der Frömmigkeit, wenn Gott eine starre Unveränderlichkeit zugeschrieben wird. Er würde der Sphinx gleichen, welche mit demselben unbeweglichen Ausdruck des Gesichts die Jahrtausende der Geschichte an sich vorüberziehen sieht und den Wünschen und Enttäuschungen des Menschenherzens nur Theilnahmlosigkeit entgegenbringt. Er wäre nicht ein Gott, vor welchem

ein Gebet möglich wäre, d. h. auf Erhörung rechnen dürfte. Jedes Gebet setzt voraus, daß eine Veränderung in Gott vorgehen kann. Gott wartet auf das Gebet der Seinen, um seine Hilfe niederströmen zu lassen, wie die Regenwolken, welche über die Erde ziehen, warten, daß eine von der Erde aufsteigende Strömung sie aufhalte und ihre Schleusen öffne, während sie über wüstem Gefilde weiterziehen müssen, ohne das verdurstete Land tränken zu können.

Gottes Unveränderlichkeit — nicht in metaphysischem, aus dem Begriff des reinen Seins gewonnenen Sinn, sondern in sittlichem Sinn — ist seine Treue. Diese aber ist nicht unveränderlich, sondern wie der Magnet in dauerndem Zusammenhang mit Eisen, in welches seine Kraft übergehen kann, diese selbst erhöht, so wächst auch Gottes Treue gegen die, welche in seinem Dienst treu sind. In ihnen kann er um so reichere Wirkungen ausüben, sie dürfen um so zuversichtlicher beten und ihm Erhörung solcher Bitten abdrängen, an welche ein Anderer zu denken nicht wagen darf. Sie dürfen unter Umständen bitten, daß Gott ihnen das Schwert seiner Allmacht, seine Wunderkraft anvertrauen möge, deren Gebrauch für selbstsüchtige beschränkte Menschen unheilvoll sein würde.

Ein Luther hat das Leben seines todkranken Mitstreiters Melanchthon von Gott stürmisch fordern dürfen, wie ein bewährter Minister bei seinem Monarchen wohl die Kabinetsfrage stellt, um eine von ihm für unentbehrlich gehaltene Maßregel durchzusetzen. Bei der Erkrankung seiner Tochter hat er nicht gewagt, das ihm persönlich teure Leben von Gott zu fordern.

Solche lebensvolle persönliche Wechselwirkung zwischen Gott und Mensch ist das Merkmal des deutschen Glaubens, der besondern Offenbarung Gottes in der deutschen Individualität. Der deutsche Gott hat innerliches selbständiges Personleben gewirkt in der Fülle von originalen Anlagen und Charakteren, durch welche unser Volk ausgezeichnet gewesen ist. Er hat gewohnt in der unendlichen Zahl der geistlichen und weltlichen Liederdichter, welche alle natürlichen Stimmungen der Seele mit Frömmigkeit zu durchdringen und zu heiligen gewußt haben: Geduld und Ergebung im Leiden, todesverachtenden Muth und Kampfeslust, Trotz gegen brutale, hierarchische Gewalt und Verachtung aller freiheitsfeindlichen Mächte, inniges Naturverständniß und sprudelnden Uebermuth, zarte Minne und eheliche Liebe. Ja selbst die das Leben erhöhenden Wirkungen des Weines haben die Seele von E. M. Arndt in Andacht zu Gott erhoben, so daß er von dem edlen Geist des Traubenblutes rühmt:

„Es wäre Glaube, Liebe, Hoffen und alle Herzensherrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen, und alles Leben hieße Leid,
Wärst du nicht in der Wassersnoth des Muthes Sporn, der Sorge Tod!"

Und Fr. v. Hardenberg kann sich die Seligkeit des künftigen Lebens nicht vorstellen ohne die verklärende Wirkung eines neuen edlen Trankes:

„Die Sternwelt wird zerfließen zu goldnem Lebenswein;
Wir werden ihn genießen und lichte Sterne sein."

Die Stimme des deutschen Gottes klingt seit zwei Jahrhunderten fast ohne Pause aus den Tonschöpfungen der großen deutschen Musiker heraus. Nicht nur die Protestanten Händel und Bach, auch der Katholik Beethoven beweisen, daß dieser Gott auch in Zeiten des Niederganges und seichter Aufklärung in dem deutschen Volke gelebt und in den Herzen seiner auserwählten Propheten Klänge von solcher Majestät und Klarheit, Tiefe und Sehnsucht zu wecken vermocht hat, daß alle Völker der Welt mit frohem Staunen herbeieilten, um zu lauschen und ihm die Ehre zu geben.

Derselbe Gott hat den deutschen Denkern sich persönlich offenbart, so daß sie ihn in ihren Willen aufgenommen und seine majestätische Nähe in Ehrfurcht angebetet haben; aber sie haben bisher in fremden Zungen von ihm geredet, es ist ihnen noch nicht gelungen, den Gebildeten und Ungebildeten unseres Volks Gottes Wesen und Wirken in anschaulichen Bildern überwältigend vor Augen zu führen. Gott als „Ding an sich" als „reiner Geist" mit den unpersönlichen, abstrakten Prädikaten des reinen Seins: der Allgegenwart, Allwissenheit, Allwirksamkeit, Unveränderlichkeit hat als unheilvolles Erbe des griechischen Volkes Denken und Ausdrucksweise der idealistischen Philosophie beherrscht, so lange diese letztere selbst die Herrschaft behauptet hat.

Im letzten Menschenalter hat in Folge des Aufblühens der exakten Naturwissenschaft eine andere Grundanschauung von der Welt sich im öffentlichen Bewußtsein eingebürgert: der Materialismus. Er bildet die nothwendige Reaktion gegen die in der idealistischen Philosophie ausgesprochene Verachtung der Materie und hat dieser zu der ihr gebührenden Bedeutung zu verhelfen gesucht, nicht ohne in der Bekämpfung des reinen Geistes die Materie zu einer ebenso unbrauchbaren Abstraktion zu machen.

Was ist die Materie? Dieses große Räthsel hat man damit zu lösen versucht, daß man die allergröbste und roheste Wirkungsform der Natur, die mechanische Kausalität, welche bei keinem den

Sinnen wahrnehmbaren Vorgang geleugnet werden kann, als die einzige Wirkungsart der Materie anerkannte und aus blinder, sinnloser mechanischer Kausalität allein den geheimnißvollen Aufbau aller Lebensorganismen bis zum Menschen und auch den aufsteigenden Lauf der Menschheitsgeschichte abzuleiten, um nicht zu sagen zu erklären, versuchte. Es ist dies dieselbe Anmaßung, welche sich in Spinozas idealistischem System offenbart, alle Vorgänge der wirklichen Welt aus den zwei geistigen Abstraktionen, Denken und Ausdehnung, zu konstruiren. Beidemal ergiebt sich eine Welt der Einbildung, welche der Wirklichkeit nicht gerecht wird.

Der jetzige Materialismus steht, wenn er auch theoretisch gegen den Glauben an Gott eifert, gleichwohl Gott näher als die sogen. positive idealistische Philosophie. Er setzt einen angeblich unvernünftigen Urstoff voraus, durch dessen Bewegungen alle Dinge entstanden sind, und zwar ohne daß ein nach Analogie des Menschen gedachter Geist mitgewirkt hat. Aber die der Materie innewohnende Unvernunft ist viel weiser als der menschliche Geist, sie ist von einer Zweckmäßigkeit beseelt, welche das menschliche Denken noch immer nicht voll und ganz ergründet hat. Sie hat das Licht des Geistes aus dem Menschenleib hervorbrechen lassen und hat den Menschen, das empfindlichste, hilfsbedürftigste aller Geschöpfe, in die Herrschaftsstellung über die Schöpfung erhoben. Wenn die geistigen Heroen, welche durch schöpferische Gedanken eine neue Zeit heraufgeführt haben, mit ihrem Vertrauen auf den möglichen Fortgang der Weltgeschichte zu Ende waren, dann hat diese „blinde Materie“ immer noch neue Ziele und überraschende Wendungen bereit gehabt.

Dieser Materialismus ist frömmer als eine idealistische Philosophie, welche von dem griechischen Dualismus den Ausgang ihres Denkens genommen hat und darum nie dazu gekommen ist, Natur und Gott in eins zu schauen.

Die von dem Materialismus gepredigte Sittenlehre nennt sich Egoismus im Gegensatz zu der vom griechischen Geist gepredigten Abtödtung des individuellen Selbst, mag diese sich durch leibliche Askese oder durch Aufopferung der persönlichen Affekte und eigensten Instinkte im Dienst des überweltlichen Denkens vollziehen. In diesem Gegensatz bezeichnet der Egoismus eine vertiefte Sittlichkeit. Gilt das Denken als das die Menschen zu Gott erhebende Element, so ist für die Entfaltung der menschlichen Eigenart kein Raum mehr, in der Beziehung zu Gott sind alle Menschen gleich, da sie alle dieselbe vernünftige Aus-

stattung des abstrakten logischen Denkens empfangen haben. Die jetzige christliche Sittenlehre ist dadurch, daß sie aus dem griechischen Denken herausgewachsen ist, nicht nur mit den Aussagen Christi in Widerspruch gekommen, sondern auch außerordentlich langweilig und widerspruchsvoll geworden. Daß die christliche Religion die Gleichheit der Menschen vor Gott lehre, ist eine der landläufigen Lügen, welche nur durch die philosophische Verbildung der christlichen Religion erklärlich ist. Das Christenthum der heiligen Schrift ist weit davon entfernt, die Menschen als vor Gott gleich anzusehen oder von dem unendlichen Werth einer jeden geschaffenen Menschenseele in Gottes Augen zu reden. Es kennt eine kleine, verhältnißmäßig kleine Schaar von Auserwählten Gottes. Wer sich gegen das Evangelium verschließt, ist und bleibt im Tode, er bringt es nicht zu der mit der Gotteskindschaft bezeichneten Persönlichkeitsbildung und besitzt keinen Werth in Gottes Augen.

Die christliche Religion will eine Scheidung unter den Menschen herbeiführen, die tiefer und schärfer ist als alle natürlichen Unterschiede. Sie kann daher auch nicht gegen alle Menschen dieselben Pflichten predigen. Gegen den christlichen Bruder fordert sie Liebe, volle Herzensgemeinschaft und die dazu gehörigen Voraussetzungen: Offenheit und Vertrauen; gegen „Jedermann" ist nur ein ehrerbietiges Verhalten, unter Umständen hilfreiche Barmherzigkeit gefordert. (1. Petr. 2, 17.) Wenn von der Feindesliebe die Rede ist, wie in dem bekannten Spruch: Liebet eure Feinde u. s. w., so ist damit nicht ein allgemeines stetiges Verhalten gegen Jedermann bezeichnet, so wenig wie mit den Vorschriften: So dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen u. s. w.; diese Mahnungen wollen für die Fälle, in denen ein Christ unter der Bosheit eines ihm persönlich mißgesinnten Gegners leidet, ein Mittel und zwar das allerkräftigste angeben, um feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes zu sammeln und sein Herz zu überwinden.

Die ganze Sittenlehre des biblischen Christenthums kann in dem Schema des Egoismus dargestellt werden: Laß dein Ich, deine Persönlichkeit zur möglichsten Entfaltung kommen nach dem Bilde des vollkommenen gottähnlichen Menschen Jesus Christus. Paulus ist so wenig ein Gleichheitsapostel, daß er die Christen in Korinth ermahnt, alle Kräfte anzuspannen, um Andere zu übertreffen und vor ihnen mit besonderer Würde bekleidet zu werden, wie es den Siegern bei den Isthmischen Spielen zu Theil

wurde. Ebenso haben wir ein Wort Christi, welches als selbstverständlich voraussetzt, daß es auch im ewigen Leben Unterschiede des Ranges und Ehrenplätze zu seiner Rechten und Linken geben wird. Diese zu erlangen, hängt aber nicht allein ab von dem Maß des Eifers und der geistigen Kraft, die Jemand im Dienst Gottes aufwendet, sondern wesentlich von der geistleiblichen Ausstattung, die er von Gott empfangen hat. (Matth. 20, 23.)

Es ist ein seltsames Verhängniß, daß diese biblischen Gedankenreihen über den Kampf um die Auslese nicht durch die Predigt der Kirche, sondern erst durch Vermittlung der materialistischen Naturwissenschaft unserm Volk bekannt geworden sind und noch immer vom Bewußtsein der Kirche als unchristlich geächtet werden. Als Ausdruck der christlichen Sittenlehre findet man fast durchweg bisher eine Anschauung, welche eine kräftige Entfaltung der Individualität für gefährlich ansieht. Demüthige Ergebung in die Verhältnisse, Zufriedenheit auch mit unwürdiger Lage, ein gleichmäßig auf alle Mitmenschen vertheiltes Wohlwollen, Bedürfnißlosigkeit für die eigene Person, eine gleichförmige Gemüthsruhe, welche sich von Höhepunkten und Tiefpunkten der Stimmung, von kräftiger Liebe und kräftigem Haß möglichst weit entfernt hält, sind ungefähr die Grundzüge in diesem Sittlichkeitsideal, welches vielmehr den Lebensinteressen eines Diogenes als eines christlichen Apostels entspricht.

Im instinktiven Gegensatz dazu verlangt der Protestantismus der Gegenwart nach Entfaltung der Individualität des Einzelnen, nach Behauptung der Standesinteressen, Sicherung der materiellen Lage, Erhöhung des Einkommens, um an den Gütern des Lebens in höherem Grade Antheil zu gewinnen und größere Macht ausüben zu können. Nicht nur der Gelehrte sieht seine Wissenschaft als Mittel an, das ihm zur Macht verhelfen soll, auch die evangelischen Pfarrer treten mit gutem Gewissen zu Verbänden zusammen, um ihre Standesinteressen zu schützen und ihre materielle Lage zu verbessern. Mag diese Erscheinung von Vielen als Zeichen des Niedergangs von der früheren Höhenlage des Idealismus verdächtigt werden, so kann sie mit demselben Recht auch als die Vorbedingung einer kraftvolleren, glaubensfroheren Sittlichkeit gedeutet werden. Der deutsche Gott erscheint aufs Neue auf dem Kampfplatz, um sein Volk aus dem geistigen Diensthause zu führen und von dem fremden Gesetz eines vergangenen, abgestorbenen Zeitalters zu befreien.

Mögen auch zur Zeit gewaltige führende Geister fehlen, so ist doch der Blick der großen Massen nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts gerichtet. In den breiten Schichten unseres Volks ist eine Thatkraft erwacht, wie sie bisher nur bei unseren angelsächsischen Stammesbrüdern bekannt war. Die weibliche Jugend fühlt in sich Kraft und Freudigkeit, sich neue Arbeitsgebiete zu erschließen und scheut nicht zurück, auch den Konkurrenzkampf mit den Männern aufzunehmen. Die Knaben, welche früher nur ihre Phantasie mit Lederstrumpfs und Robinsons Abenteuern genährt haben, während sie dabei von ängstlicher Scheu beseelt blieben, aus den gewohnten, sicheren, heimathlichen Verhältnissen herauszutreten, haben begonnen, ihre Thatkraft zu üben, um ihre persönliche Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Mag auch der Eifer für das Sportwesen sich noch nicht aus der Periode seiner Kinderkrankheiten herausgearbeitet haben, so hat er doch einen frischen, hoffnungsfrohen Geist bei der Jugend geweckt, der geeignet ist, die geistige Stickluft des Rauchens, Biertrinkens und Kartenspielens, die in den früheren Jahrzehnten die Atmosphäre der deutschen Jünglinge und Männer während ihrer Erholungszeiten bildete, zu vertreiben und die Brust tiefer aufathmen zu lassen. Endlich hat den Arbeiterstand ein heißes Verlangen nach allgemeiner Bildung und straffer Selbstorganisation ergriffen, und er giebt trotz bedauerlicher Ausschreitungen Proben einer sittlichen Kraft, welche die oberen Stände theils mit Bewunderung, theils mit eifersüchtiger Sorge erfüllt.

Das neuerwachte, auf zukünftige Ziele gerichtet, seiner Kraft frohe Streben hat zunächst nichts mit christlicher Frömmigkeit zu thun, es fühlt sich instinktiv im Gegensatz zu einer Kirche, welche die alte gute Zeit rühmt, gern in der Sprache der Vergangenheit redet und Beugung unter die Erkenntnißformeln und Symbole vergangener Jahrhunderte vorschreibt. Die neue zum Licht der Welt erwachte Thatkraft weiß noch nicht, daß alle neuen geistigen Lebenskeime von Gott gepflanzt werden, und daß sie sich nur dann fruchtbar und schön entfalten können, wenn ihre Art, Herkunft und Bestimmung vom Bewußtsein richtig erfaßt werden. Bisher ist meistens nur, wenn es sich um Entsagen, Selbstüberwinden, Kampf gegen die Natur handelte, von Gott und Gottes Gebot die Rede gewesen; dazu muß die Ergänzung gefügt werden: Auch die schaffenden, erneuernden, begeisternden Lebenskräfte in uns sind Gottes Werk, in ihnen soll Gottes Nähe ebenso empfunden werden wie in Heimsuchungen des Leidens. Dann wird das Wort

Gottes nicht als lästiger Zwang, sondern als frohe Botschaft verkündigt wie einst in der Fülle der Zeit.

Wenn gegenwärtig ernste Klagen laut werden, daß unter den Deutschen keine führenden Geister von weltumfassender Bedeutung zu finden seien, und daß auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften die Deutschen im Niedergang begriffen seien und hinter andern Nationen zurücktreten, so mögen die Thatsachen zugegeben werden, aber sie rechtfertigen nicht das tiefe Verzagen, aus dem die Klagen entspringen. Der deutsche Geist hat alle seine Kräfte anzuspannen, um in wirthschaftlicher Betriebsamkeit, in kühner Unternehmungslust, in organisatorischer Selbstzucht den angelsächsischen Vettern nachzukommen; ihm fehlt jetzt das gesättigte Behagen und der abgeschlossene Horizont, welche zu künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen ersten Ranges unentbehrlich sind.

Die deutsche Kultur und zwar ebenso auf protestantischem wie auf katholischem Boden bedarf einer neuen tieferen, unmittelbareren Gotteserkenntniß. Sie braucht Propheten, welche den deutschen Stämmen und Ständen zurufen:

Siehe da ist euer Gott! Er ist euch nahe, er ist zu euch gekommen in dem Ringen um die politische Verfassung, in den blutigen Kämpfen um die Einigung Deutschlands, in dem kühnen Unternehmungsgeist, welcher die deutsche Flagge über das Weltmeer geführt hat, in dem milden, hochherzigen und doch kraftbewußten Geist, dem die Sozialpolitik entströmt ist, und auch in dem rücksichtslosen Streben nach Erweiterung der politischen Rechte, welches die Arbeiter und Subalternbeamten durchdringt. Gott selbst ist in diesem Sturmwind brausender Antriebe und gährender Gedanken zu seinem deutschen Volk herniedergefahren, um es aus der Stickluft der Niederung auf eine Höhe zu führen und ihm einen freieren Ausblick in das neue Jahrhundert zu gewähren. „Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen, darum schaffet euer Heil mit Furcht und Zittern", so hat Paulus einst den Christen in Philippi die Zeichen der stürmischen Zeit gedeutet.

Wir warten auf die Propheten, welche den einzelnen Ständen und Gruppen unseres Volks, soweit die deutsche Zunge klingt, in verständlichen, ungelehrten Lauten zurufen werden: Siehe da ist euer Gott!

Sie werden nicht Streitfragen über die Vergangenheit hervorziehen, sondern die Zukunft deuten und mit Lust und Liebe die

Gegenwart verstehen lernen; sie werden Gott nicht durch Ueberlieferung in sich aufnehmen und durch Verstandesschlüsse sich seiner vergewissern, sondern sie werden seine Herrlichkeit mit Augen schauen und sein Wort mit ihren Ohren vernehmen und seine Kraft in ihrem Willen spüren. Und dann wird auch an uns Deutschen die Verheißung erfüllt werden: Sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein!

Sigmaringen.

# Die Lage in Indien und Iran.

Von

**Albrecht Wirth.**

---

Die Ereignisse in Transvaal haben schon zur Zeit des Jameson-Einfalles eine ungeahnte Rückwirkung auf die politische Lage der ganzen Welt ausgeübt: Gegensatz der Deutschen und Briten; Annäherung zwischen Berlin, Paris und Lissabon; Sinken des englischen Prestiges in Süd- und Ostasien; Sympathiekundgebungen zwischen Deutschen, Vlamingen, Buren und Deutsch-Amerikanern; endlich Beschleunigung der australischen Bundesbewegung und der Imperial Federation in allen britischen Kolonien. Die Wucht der jetzigen südafrikanischen Ereignisse wird noch viel allgemeiner und viel stärker in der Weltpolitik empfunden werden. Bereits drängt die england-feindliche Strömung der um ihre australasiatischen und südamerikanischen Kolonien besorgten Niederlande zum Zollanschluß an das Deutsche Reich und die burenfreundliche Schweiz denkt an ein gleiches Vorgehen. Ebenso haben Frankreich und Rußland schon längst für die Buren Stellung genommen. Die Vereinigten Staaten sind mit ihrer Meinung und ihrem Beifall noch getheilt, aber es läßt sich mit Sicherheit erwarten, daß die Iro-Amerikaner für Krüger Partei ergreifen und so den Riß in dem britisch-amerikanischen Einverständniß, den das Scheitern der kanadischen Grenzkommission und die Platform derer um Bryan und Croker hervorrief, noch beträchtlich erweitern werden. Für Indien vollends wird der Ausgang der Dinge in Südafrika von entscheidender Bedeutung sein; da aber Persien und Afghanistan eng mit Indiens Ge-

schicken verknüpft sind, auch für Iran. Die Erhebung der Zulu unter Kekwayo wurde von hervorragenden englischen Offizieren unmittelbar auf die Verlegenheiten, die damals General Roberts in Kabul hatte, zurückgeführt: ähnlich wird der Donnerhall des jetzt in Südafrika sich abspielenden Dramas unzweifelhaft in Südasien sein starkes Echo finden.

Es wird sich empfehlen, zunächst die Beziehungen Indiens zu Südafrika im Lichte der jüngsten Geschehnisse darzustellen und dann auf die gegenwärtige Gesammtlage in Iran und Indien einzugehen.

Wie Japan und China in reger Wechselwirkung mit der amerikanischen Gegenküste des Stillen Meeres stehen, so zwar, daß viele Zehntausende der gelben Rasse von Asien nach Amerika, aber nur wenige Hunderte von Weißen den umgekehrten Weg gewandert sind; so hat auch die Bevölkerung der südasiatischen Küsten stets rege Verbindung mit der Gegenküste des Indischen Ozeans im Schwarzen Erdtheil gepflegt, mächtige Auswanderungsfluthen nach Afrika werfend, aber so gut wie keine Einwanderung von dort empfangend. Indische Kaufleute besuchten in der ersten Zeit des Christenthums Abessynien, Somaliland, Sansibar und wahrscheinlich auch schon die Sofala und Madagaskar. Maskats Imane errichteten im Anfang des achten Jahrhunderts mit Hilfe belutschischer Söldner die Sultanate von Sansibar und Kilwa und brachten, die Ophirfahrten Salomos wieder aufnehmend, Gold von Zimbabwe und der Sofala nach Indien, sowie schwarze Sklaven bis nach Kanton und Futschau. Malayische Stämme aus Inselasien eroberten im zehnten Jahrhundert*) den Osten Madagaskars. Wenig später setzten sich Araber im Norden der großen Insel fest, die sie el Komo oder Mondinsel benannten. Marko Polo weiß vom regsten Verkehr zwischen Südindien und Sansibar zu berichten. Da Gama findet in der Gegend von Quilimane goldbeladene Dhaus, die nach Indien segeln. So sehr war Ostafrika in Staatsleben, Handel und Kultur von Südasien abhängig, daß es überhaupt gar keine andere Außenwelt kannte. Auch die Ankunft der Europäer änderte an diesem Zustand zunächst nur sehr wenig. Für Portugiesen wie Holländer waren ihre süd- und ostafrikanischen Besitzungen fast ausschließlich Stationen der Indienfahrt, sei's zur Verproviantirung, sei's als strategische Punkte, um

*) Das (bisher völlig unbekannte) Datum erschließe ich aus einer Stelle des „Buches der Wunder," einer arabischen Sammlung von Schiffergeschichten aus dem 10. Jahrh.

das Indische Meer zu beherrschen. Das holländische Kap und Mauritius wurden demgemäß von Batavia, und das portugiesische Mosambik bis in die Mitte unseres Jahrhunderts von Goa aus regiert. In Folge solcher Verbindung kamen muhammedanische Malayen nach Kapstadt — ihre Zahl wird jetzt auf 15000 angegeben — und Schaaren von Goanesen nach Mosambik. Mit der englischen Flagge änderte sich die Lage. Europäische Einwirkungen gewannen die Ueberhand. Allein die Hauptbedeutung des Kaps wurde immer noch darin gesehen, daß es für den Verkehr nach Asien unentbehrlich war, sowohl vor wie nach der Eröffnung des Suezkanals, sowohl für Handel wie für Krieg. In der That erwies sich die Besetzung Südafrikas als ausschlaggebend, als 1857 die Meuterei in Indien ausbrach; es wird behauptet, daß Sir George Grey, der eigenmächtig, unter bedenklichster Verantwortlichkeit die abgelöste Besatzung statt heim-, nach Kalkutta schickte, das indische Reich seinem Volke erhalten habe. Umgekehrt wurden sehr häufig indische Truppen für die Dämpfung südafrikanischer Aufstände und Unruhen verwandt. Gewöhnlich wurden auch die Statthalter am Kap aus Männern genommen, die in Indien hervorragende Posten bekleidet. Im Gefolge der europäischen Kolonisation strömten sodann die indischen Krämer und Kaufleute noch zahlreicher nach Ost- und Südafrika; deren Kleinhandel von Makdischu*) im Norden bis nach Durban ist zu Zweidrittel in ihren Händen. Indische Kulis aber gingen in Schaaren nach Mombasa, die Bahn nach Uganda zu bauen, und auf die Pflanzungen von Usambara und Schire-land (zwischen Nyassa und Sambesi) und nach Natal, das ein wahres Paradies für sie geworden ist, insofern nach Ablauf ihres Kontraktes, der meist auf fünf Jahre läuft, die Kulis unter sehr günstigen Bedingungen sich ansiedeln können. Ihre Zahl in Natal ist rasch im Wachsen und kann auf 90000 geschätzt werden.**) Diese westliche Expansion der Inder ist von Wichtigkeit, denn Regierungen wechseln, aber die Masse des Volkes bleibt und sie ist es schließlich, die dem Lande seinen Charakter verleiht. Auch ist diese indische Masse nicht leb- und hilflos, denn sie besteht nicht lediglich aus Sudras und Banyanen, sondern hat Männer der höchsten Kasten in ihrer Mitte, die regen geistigen Austausch mit der Heimath

*) Von einem deutschen Schriftsteller jüngst phantastisch auf 1 Mill. angegeben.

**) An der Somali-Küste.

unterhalten und die über alle weltbewegenden Fragen wohl unterrichtet sind. Viele dieser Hindu-Kaufleute haben sogar in den Augen der Buren Gnade gefunden, die ja sonst auf „Kleurlinge" schlecht zu sprechen sind. Merkwürdig ist, daß gelegentlich Afghanen sich den auswandernden Hindu anschließen, freilich nur, um, sobald sie etwas Geld verdient, in die ferne Heimath zurückzukehren. Nach den Erwerb suchenden Landsleuten, den Kaufleuten, Hausirern, Handwerkern und Pflanzungsarbeitern kommen als flüchtige Gäste indische Soldaten nach Afrika, zumeist Sikhs aus dem Pendschab. Sie wurden zuerst von Mac Donald in Uganda, dann in den Kämpfen gegen die Sklavenjäger am Schire verwandt; später am Nil und als Polizeitruppe in Matabeleland. Für diese auswärtigen Wirrnisse, an denen es vollkommen unschuldig ist, muß Indien mitzahlen, indem die Unterhaltung der indischen Regimenter der indischen Staatskasse aufgebürdet wird. Im Krieg gegen die Buren sollen jedoch keine farbigen, sondern bloß anglo-indische Truppen verwendet werden, angeblich um nicht Eingeborene daran zu gewöhnen, gegen Weiße zu fechten — ein Grundsatz, den England oft genug verletzt hat, denn am Ohio hat es Rothhäute gegen die Franzosen geführt, am Ganges Sepoys gegen Holländer, Deutsche (Ostende-Kompagnie) und Franzosen benutzt, am Oranje die Basuto den Buren entgegengeworfen. Auch rechnet man stark auf die Sikhs und Gurkhas gegen die Russen. Der Grund ist vielleicht, daß man keine Zeugen etwaiger Niederlagen haben will.

Von anglo-indischen Truppen sollen im Ganzen 17 000 nach Durban verschifft werden. Die Mobilisation derselben und ihr Transport ist, soweit ausgeführt — zur Zeit, daß ich schreibe, 7000 Mann — viel glatter und schneller von Statten gegangen, als dies die Militärbehörden in England selber fertig brachten. Durch fortgesetzte Grenzkriege hat die Bereitschaft der englischen Kolonialarmee einen viel höheren Grad erreicht, als das Heer der Heimath; so waren die Provinzialarmeen eines Vespasian und Severus stets den Truppen der Hauptstadt überlegen. Nur im Sanitätswesen hat sich ein schwerer Mangel gezeigt, da die Zahl der anglo-indischen Aerzte unter das Minimum gesunken, schon vor zwanzig Jahren für gefährlich gering erklärt wurde, und außerdem durch die Pest noch besonders in Anspruch genommen ist. Auch erlitt die Verschiffung der Reiterei Aufschub, da im Hafen in Karatschi eine Krankheit unter den Pferden ausbrach, die man jedoch der Oberleitung schwerlich zur Last legen kann.

Die Entfernung von 22 Prozent der weißen Truppen aus Indien bedeutet einen militärischen Schritt von großer Tragweite. Zu dem Zulukrieg waren mehrere anglo-indische Regimenter abgegangen und noch früher hatte Beaconsfield, als Demonstration gegen Rußland bei den Präliminarien von S. Stefano, 7000 Sepoys nach Malta geschickt; niemals aber kam es zu einer Truppenverschiebung von der Ausdehnung wie gegenwärtig. Die Frage entsteht, ob dadurch nicht die Vertheidigung des Indischen Reiches gegen innere Feinde und gegen Rußland wesentlich erschwert wird. Offenbar fühlen sich die Engländer sehr sicher. Sie befürchten keine Aufstände und wissen sich im Besitz einer „wissenschaftlichen" Grenze gegen Nordwesten. Ist das Sicherheitsgefühl gerechtfertigt? Die Frage kann vermuthlich bloß praktisch entschieden werden, denn sehr bedeutende militärische Autoritäten haben erklärt, daß es Wahnsinn sei, an einen russischen Angriff auch nur im Traume zu denken, und ebenso bedeutende Männer haben sich dahin geäußert, daß nichts klarer, als daß ein solcher Angriff ernstlich beabsichtigt und unablässig vorbereitet werde. Je nachdem die eine oder die andere Partei in England überwog, ist man an der Nordwestgrenze vor- oder zurückgegangen und hat man die indische Armee vermindert — 1885 bloß 57 000 Weiße — oder vermehrt. Die Whigs erachteten das Vorrücken für eine unnöthige Geldvergeudung und eine gefährliche Herausforderung, die Tories waren meist für eine starke Politik. Im Allgemeinen war die Mehrzahl der Stimmen für weise Selbstbeschränkung; selbst Tory-Redner und -Schriftsteller wiesen darauf hin, daß man durch unaufhörliches Weiterdrängen lediglich sichere Stützpunkte verlasse und sich unnöthig exponire. Trotzdem ist, wie einem verborgenen Gesetz der Schwere folgend oder wie fortschreitende Meereswellen, die Grenze, nach kurzen Schwankungen und Rückschlägen, im Wesentlichen immer weiter vorgerückt. Afghanistan und Südwestpersien wurden freilich wieder aufgegeben, aber Kandahar und Schuster waren eben sowenig wirkliche englische Grenzen, wie Amiens und Orleans vor einem Menschenalter deutsche. Man konnte sich einfach in Afghanistan nicht halten, weil „eine große Armee dort verhungert, eine kleine von den Bewohnern aufgerieben wird". Dafür wurden 1893 Hunza und Nagar, 1895 Tschitral, 1897 Swat, im Norden und Nordwesten von Kaschmir angegliedert, 1898 wurde Tira gewonnen, 1899 Kelat amtlich dem britischen Beludschistan einverleibt und eine neue Karawanenstraße von Quetta, dem stärksten und vor-

geschobensten englischen Waffenplatz im Westen, über Nuktschi nach Mesched eröffnet. Acht Jahre früher war Quetta durch den berüchtigten Bolanpaß mit der Festung Jakobabad und in Folge dessen mit dem Indusgebiet mittelst Eisenbahn verbunden worden. Auch wurde eine strategische Bahn westlich vom Indus zwischen Jakokabad und Peschawar begonnen und ist zur Hälfte fertig. Diesem, wie es nach englischen Zeugnissen scheinen sollte, durchaus widerwillig unternommenen Erweitern der eigenen Grenze steht bloß ein höchst geringes Vordrängen der Russen gegenüber. Thatsächliche Gebietsausdehnung ist seit sieben Jahren im Grunde gar keine zu verzeichnen, mit Ausnahme etwa einiger unbeträchtlicher Posten auf dem Pamir, nur eine große wirthschaftliche und militärische Erstarkung in dem bereits Gewonnenen: die Bahn bis Taschkend und Andischan fortgesetzt, der Handel immer mächtiger in Ostturkestan unter Verdrängung der englischen Waaren, Expeditionen nach dem Pamir und Thian-Schan.

Paul Rohrbach hat in diesen Jahrbüchern den russischen Standpunkt dargelegt und von den Offizieren in Turkestan berichtet, daß sie nicht davor zurückschrecken würden, selbst im Winter den Hindukusch zu überschreiten. Die englische Auffassung hält bloß Sommerfeldzüge für möglich, wie denn selbst nicht einmal eine Handelskarawane nach Mitte Oktober Kaschmir verläßt, und man glaubt, daß, wenn je russische Truppen Srinagar oder Peschâwar erreichten, sie dies nur als Gefangene thun könnten. Ueber den Hindukusch führen zwanzig Pässe, allein sämmtlich sind sie äußerst schwierig und die wichtigsten dazu noch durch britische Forts versperrt; meist sind sie von reißenden, bis einhundertundzwanzig Meter breiten Flüssen und Gebirgstobeln durchströmt, die fünf und zehn Mal die Straße kreuzen, nirgends aber überbrückt sind. Die Furthen werden in der Regel von mehr oder weniger großen Kantonnements beherrscht. Häufig ist der Weg bloß ein abschüssiger Kletterpfad, auf dem eine Abtheilung bloß im Gänsemarsch vorgehen kann; von Kanonen keine Rede. Mitunter ist auf sieben bis zehn Tagereisen, wie vom Wularsee bis Gilgit, die Gegend so nackt und kahl, daß selbst das Gras für die Maulesel mitgeschleppt werden muß. Heiße Fieberschluchten wechseln mit schneesturmdurchtobten Hochjochen. Kommen aber wirklich einige tausend Mann nach Kaschmirs lachender Ebene, so war längst Zeit, dorthin die dreifache Zahl indischer Soldaten zu werfen. Der Weg nach Kaschmir ist noch der kürzeste, trotzdem wird ein

Heer von mindestens dreißigtausend Mann zwei Sommer dazu brauchen. Viel länger ist der über Afghanistan, das zudem erst noch zu unterwerfen ist; an achthundert Kilometer durch den Khaiberpaß und tausend Kilometer über Kandahar. Ueber die Suleimanberge, die Afghanistan von Sindh und dem Pendschab trennen, führen nicht weniger als fünfzig Pässe, aber nur drei bis vier sind brauchbar und auch die nur wenige Monate: wenn es im Westen dieser Pässe schon zu schneien beginnt, ist der Osten noch eine fieberbrütende Einöde, unpassirbar wegen Ueberschwemmung und Hitze. Der Indus aber ist tief und reißend und durch Panzerflußdampfer geschützt, während die Brücke bei Sukkur durch die starken Plätze Jakobabad und Multan, wohin man leicht in zehn Tagen vierzigtausend Mann von Süden, Osten und Norden werfen kann, und durch besondere Brückenforts ausreichend gedeckt ist. Selbst wenn eine Bahn von Buchora bis Kabul gebaut ist, so vermindert das nicht die Schwierigkeiten, denn eine Armee von fünfzigtausend Mann würde, vorausgesetzt, daß Alles ganz glatt geht, wenigstens einhundertundzwanzig Tage zum Transport brauchen. Im Südwesten ist vollends die einzige Festung Quetta ausreichend, jede Invasion zu vereiteln.

Geschichtskundige Leute haben nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, daß thatsächlich Indien hundert Mal vom Westen und Nordwesten angegriffen worden ist. Vielleicht schon von den Skythen, auf die man die Takhs von Taxila und einige Rajputstämme zurückleitet, dann von Darius, Alexander und Seleukus; später von den Juntschi, den Parthern, den Sassaniden; nach den ersten Versuchen der abbasidischen Araber in Sindh und Kaschmir die sechzehn Einfälle Mahmuds des Ghasnaviden, darauf die Goriden, die Mongolen Dschingiskhans, die Tataren Timurs, selbst die Chinesen über Tibet; in neuerer Zeit Nadir Schah der Perser und verschiedene Herrscher der Afghanen. Dieser gewaltigen historischen Reihe stellen aber die Engländer mit Recht entgegen, daß alle jene Eroberer mit einem Haufen uneiniger Völker und Stämme, niemals wie jetzt mit einem großen einheitlichen Staate zu thun hatten, daß unsere Schußwaffe die ganze Kriegstechnik von Grund aus verändert, daß damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen noch gepanzerte Flußdampfer bestanden. Es kann ohne Weiteres zugestanden werden, daß die englische Grenzstellung in Indien thatsächlich ungemein stark ist, und daß namentlich das Netz strategischer Bahnen kaum etwas zu

wünschen läßt. Dagegen leidet die englische Auffassung an dem unverbesserlichen Fehler, daß sie den Gegner ganz und gar nach der eigenen Schwäche beurtheilt. Der englische Soldat ist sehr verwöhnt, er scheut den Winter und die Alpen, er kann nicht so leicht brückenlose Flüsse passiren. Der Kosak fühlt sich im Schnee höchst wohl und hat es gelernt, durch eine kunstreiche Verknüpfung seiner Lanzen und der leeren Kochtöpfe gute Flöße herzustellen. Vor Allem aber bedarf der englische Soldat eines unverhältnißmäßigen Gepäckes, bedarf der Offizier seiner Zigarren, seiner Badewannen, seiner Wein- und Whiskyflaschen. Auf zehntausend Mann kommen zwölftausend Troßknechte und fünfzigtausend Kameele. Auf solcher Grundlage fußend berechnete noch jüngstens eine englische Autorität, Oberst Hanna, daß eine russische Invasion mindestens dreihundertfünfzigtausend Kameele haben müsse. Nun sei aber in dem kahlen Afghanistan selbst für die genügsamen Kameele kein Futter, daher — sechs Pfund Gerste für den Tag, gering geschätzt, für jedes Thier — wiederum eine Million und sechzigtausend Kameele für Gerste nöthig seien; ein Gerste tragendes Thier könne indeß ebenso wenig von der Luft leben wie eines, das Zelte trägt, also weiter drei Millionen Kameele und mit Grazie ins Unendliche. Dabei nimmt der Oberst stets einen Marschtag, ebenfalls nach englischem Muster, von zwanzig Kilometer an. Derartige Kindereien werden vom englischen Publikum und nicht minder von militärischen Fachmännern durchaus ernst genommen; aber wie, wenn die Kosaken gar keiner Kameele bedürften? wenn sie alles Nöthige im Mantelsack mit sich führten? wenn endlich ein Turkmenenroß zehn Tage lang je einhundertundsechzig Kilometer zurücklegen kann und selbst sein Futter (Klöße aus Schafsfett) aus einem vorgebundenen Beutel im Traben zu sich nimmt? Das giebt der Invasion Indiens ein verzweifelt anderes Gesicht. Dazu haben die Engländer die Gefälligkeit gehabt, gerade die unzugänglichsten Alpenpässe und die schlimmsten Wüsten durch gute Straßen und Eisenbahnen zu einem großen Theil gangbar zu machen. Jede Meile, die sie den Russen entgegengehen, macht es für ihre Feinde leichter.

Nach vielem Tasten und fruchtlosem Mühen, vielen Siegen und Niederlagen und unentschiedenen Gefechten haben die Engländer beschlossen, Afghanistan in Ruhe zu lassen und als Pufferstaat zu verwerthen. Dafür haben sie mit Erfolg sich bestrebt, im Süden von Afghanistan eine Einflußsphäre zu schaffen und ihre indische Grenze

bis nach Persien auszudehnen. Die Ausdehnung der Bahn von Quetta bis Nuschki ward schon vor zwanzig Jahren empfohlen; Zweige dieser Bahn sollten, so meinte später Sir Charles Dilke, nach Seistan (zwischen Khorassan, Afghanistan und Belutschistan) und nach dem persischen Meerbusen gelegt werden. Seistan selbst wurde 1873 durch britische Vermittlung — Sir Charles Goldsmith, Leiter der persischen Telegraphenlinie — zwischen den persischen und afghanischen Nebenbuhlern getheilt. Kelat wurde, wie oben erwähnt, jüngstens annektirt, und mehrere britische Expeditionen durchzogen in den letzten Monaten den schlecht befriedeten Süden Belutschistans, während die Küste von Keratschi bis Gwadar durch indische Kanonenboote völlig beherrscht wird. Alle diese Operationen haben nicht den geringsten wirthschaftlichen Vortheil, sie sind lediglich unternommen, die indische Grenze zu sichern. Das Gleiche gilt zum großen Theil von den Versuchen, in Südpersien, von dessen sonnverbranntem Boden wenig zu holen ist, die ausschlaggebende Stellung zu erringen. Die Versuche gehen bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück, als einige Beamten der britisch-ostindischen Gesellschaft über Land nach Ispahan reisten, und richteten sich damals gegen die Holländer; sie erneuerten sich, als Napoleon Gesandte nach Teheran schickte, einen Ueberlandzug nach Indien planend, und als die Zaren Alexander I. und Nikolaus I. den Schah bekriegten. Im Jahre 1856 fuhr eine britische Abtheilung den Karunfluß bis Schuster hinauf und eine andere eroberte Buschir; die okkupirten Plätze wurden wieder herausgegeben, aber fortan betrachteten Palmerston und Nachfolger den persischen Busen für einen englischen See. Sodann trachteten die Engländer darnach, ganz Persien wirthschaftlich zu unterwerfen. Sie gründeten eine Reichsbank, rissen den Handel an sich und schickten sich an, den Tabak zu monopolisiren. Die Ausdehnung der Russen in Daghestan, ihre Dampfschiffe auf dem Kaspisee und ihr Schienenstrang in Turkestan vereitelten jedoch diese Bemühungen und verliehen Rußland das Uebergewicht. Sobald sich der weiße Zar rühren will, fällt ihm Khorassan zu. Dadurch wird Herat ernstlich bedroht. Zugleich rückt der Indische Ozean näher. Hier ist demnach eine neue Gefahr für das Indische Reich und ein neuer Grund für die Ausdehnung von dessen Westgrenze. Hier vorzubauen, hier russischem Vordringen zu begegnen, haben die Engländer drei Mittel ersonnen. Zunächst die unbedingte Seeherrschaft an der iranischen Küste; ferner das Gewinnen der halb oder ganz

unabhängigen Stämme Südpersiens; drittens eine Eisenbahn, die Karatschi oder Quetta mit dem persischen Golf verbindet. Mit der See ist es ihnen bisher geglückt, sie haben nicht nur die politischen Entwürfe der Franzosen im persischen Golfe abgewiesen, sondern auch die Dampferlinien der Franzosen und Deutschen (von Bremen) dort aus dem Felde geschlagen; ebenso wenig haben bislang sich die Russen in Bender Abbas festgesetzt.*) Mit den Luren und den Bakhtirern haben neuerdings die Engländer innige Freundschaft geschlossen, und haben durch ein Haus in Bagdad (Lynch und Co.) an fünfzigtausend gute Gewehre in die Hände der kriegerischen Beri Lam zwischen Tigris und Puscht-i-Kusch und ihrer Nachbarn, der Luren, gebracht; sie hoffen, sowohl der Luren, deren südliche Horden bis nach Bender Abbas schweifen, wie der Kurden sich einstens gegen die Russen bedienen zu können, namentlich wenn Letztere nach dem Schat-el-Arab Verlangen trügen. In gleichem Sinne sind sie damit beschäftigt, eine Straße von Schuster, die schon vor zehn Jahren ein indischer Major in geheimem Auftrag rekognoszirt hat, nach Ispahan zu bauen, als Vorbereitung für die militärische Beherrschung Südwestpersiens. Diese ganze geräuschlos ins Werk gesetzte Befestigung englischen Einflusses dient zugleich dazu, ihre Stellung am unteren Euphrat zu kräftigen, die nunmehr nicht bloß von einem russischen Vorstoß, sondern auch von den Deutschen bedroht ist. Die Verlängerung unserer anatolischen Bahnen bis Bagdad, die gesichert scheint, ist naturgemäß den Briten ein verdrießlicher Dorn im Auge, und sie wenden alle ihre Kraft darauf, sich wenigstens südlich von Bagdad zu behaupten. Denn der Augenblick ist nahe, um den seit Jahrzehnten gehegten Lieblingsgedanken einer südasiatischen Ueberlandbahn vom Mittelmeer bis an den Stillen Ozean endlich in Wirklichkeit umzusetzen. Eine derartige Bahn soll entweder von Aleppo oder besser, da der Sultan widerstrebt, von Suez ausgehen, den Norden des Nadschd durchschneiden, dessen unabhängiger Emir, so ist die zuversichtliche Hoffnung, sich freundlich erzeigen wird, Basra oder Mohammerah berühren, zwischen Buschir und dem hohen Tafellande hindurch nach der südpersischen Landschaft Laristan führen, sodann Belutschistan durchqueren, wonach das indische System sich anschließt, und von Assam oder

*) Ich war neulich dort und merkte, daß das hartnäckige, von Bombay aus unterhaltene Gerücht einer russischen Besetzung sich auf einen einzigen Arzt bezog, den die Russen gegen die Pest ausgeschickt hatten, den einzigen Europäer des Ortes.

dem birmanischen Chamo (am Irawaddi) dem oberen Jangtse zustreben und zuletzt Schanghai erreichen. Die Linie wäre zugleich ein Gegengewicht gegen die sibirische Bahn. Andere Engländer bevorzugen eine Verbindung der indischen Nordwestbahn mit der turkestanischen; die Verbindung sei viel kürzer und die Grenze sei hinreichend geschützt, um solches Wagnis zu unternehmen. Auch besteht, muß zugesetzt werden, kein hindernder Vertrag wie der, daß keine Bahn in Persien bis November 1905 gebaut werden darf, es sei denn von einer russischen Gesellschaft.

Aus der Verlängerung von Eisenbahnen, wie überhaupt der Einführung westlicher Kultur, ergiebt sich nicht ohne Weiteres und nicht ohne Rest eine entsprechende Vergrößerung europäischen Einflusses im Orient. Wirkung ruft Gegenwirkung hervor. Wir erleichtern und beschleunigen den Verkehr, und die Orientalen benutzen dies, um in regere Beziehungen miteinander zu treten. Wir greifen halb verfallene Einrichtungen und Staaten an, und die Bedrohten werden aus ihrer Ruhe geschreckt, um sich zu stärkerem Widerstand zu rüsten. Bereits steigt in dem von hundert Rassen, Sprachen und Religionen zerrissenen Indien in ungewisser Dämmerung die Idee einer gemeinsamen Nationalität auf, die früher nie bestand; bereits beginnt der gemeinsame Gegensatz gegen das Christenthum die Todfeinde innerhalb des Islams, Sunniten und Schiiten, einander näher zu bringen; bereits offenbaren sich Ansätze zu einer neuen, westlich angeregten, aber östlich-national bestimmten Kultur, wie sie so glänzend in Japan sich entwickelt hat. Die Waffen des Westens werden gegen ihn selbst gekehrt. Die wichtigste dieser jüngsten Erscheinungen ist der Panislamismus. Seit mehreren Jahren ist der Schah auf dem freundschaftlichsten Fuße mit dem Sultan, und ich habe die Ueberzeugung — obwohl meine Freunde in Iran, von örtlichen Eindrücken geblendet, fast durchgehends vom Gegentheil durchdrungen sind — wenn je wieder im Jehad (heiligen Kriege) die grüne Fahne des Propheten entfaltet wird, Sunna und Shia sich nicht gegeneinander, sondern zusammen gegen die Europäer kehren werden. Ich habe ferner die Ueberzeugung, daß im näheren Orient auch politisch dasselbe geschichtliche Gravitationsgesetz zu arbeiten anfängt, wie im ferneren Osten, wo es die beiden Feinde, China und Japan, im gemeinsamen Widerstreit gegen die Westmächte zu versöhnen und zu vereinen sich anschickt. Die trennende Kluft örtlicher Interessen fällt zur Zeit noch mehr in die Augen, allein

die dauernde und unzerstörbare Wahlverwandtschaft in Art, Sitte und Anschauung wird, sobald einmal zum Bewußtsein erweckt, zuletzt den Ausschlag geben. Unzweifelhaft hat das Bewußtwerden in den Beziehungen der sunnitischen Staaten schon begonnen. Die Afghanen und ihr Emir hören auf den Sultan, die muhammedanischen Maharadschas und ihre Unterthanen unterhalten einen regen Verkehr mit der Pforte; Derwische durchstreifen predigend, belehrend und anstachelnd alle Lande von Ostturkestan und Birma bis zum Mittelmeer, wie denn ihrem Antrieb die Unruhen so im indischen Nordwesten, wie in Turkestan (Andischan 1898), wie sogar in Kurdistan zugeschrieben werden. In Mekka vollends, wohin auch Schiiten pilgern, ist der große Sammelpunkt nicht nur für religiöse und kulturelle Nachrichten aus der ganzen Welt des Islams, sondern auch für politischen Meinungsaustausch. Nun ist es aber notorisch, daß infolge der Dampfschiffe das Wallfahrten nach Mekka, gerade auch von Indien, letzthin ungemein zugenommen hat. Der Panislamismus bildet zugleich ein neues geistiges Band zwischen Südasien und Ost- und Südafrika, ein Band, das die Interessen der halben Bevölkerung der Gegenküsten vereinheitlicht und stärkt. Eine ähnliche Vermittelungsrolle spielt der schwächere Bruder des Panislamismus, der neu aufstrebende Hinduismus, der zwar nicht so viel Bedeutung beanspruchen darf, weil er vorläufig bloß religiös, nicht politisch sich entfaltet, und ferner weil er nicht so weltweite Ausdehnung hat, dessen steigende Macht aber nichtsdestoweniger sich scharf bemerkbar macht. Bei dem Hinduismus hat sich zweimal die Erfahrung gezeigt, die bei uns der römischen Kirche zu Theil ward. Wie der Katholizismus aus dem Angriff der Protestanten geläutert und mit neu erwachender Kraft hervorging, so hat der Brahmanismus den Angriff der Buddhisten überdauert, hat einige von dessen Elementen aufgenommen und sich infolge dessen (unter Mischung mit Volksaberglauben) zum Hinduismus umgestaltet und hat nunmehr, von den Christen bedroht, sich zum Widerstand aufraffend, aus eigener Lebensfülle eine zweite, vielversprechende Wiedergeburt erreicht. Was übrigens an äußerer Wucht dem Hinduismus abgeht, ersetzt er durch die Zahl; seine Anhänger werden auf 150 Millionen geschätzt, während die indischen Muhammedaner, obwohl gleichermaßen beständig zunehmend, kaum auf 55 Millionen sich belaufen. Neben den Religionen liefern ein bleibendes und unverwüstliches Gegengewicht gegen die westliche Kultur die Sprachen. Auch ihr

Einfluß in dem Widerstreite westöstlicher Wechselwirkungen ist im Wachsen begriffen, denn durch den Druck von oben wurden die stärkeren Sprachen in die Breite getrieben und zerdrückten bei ihrem Eroberungsgange die schwächeren. Wie sich unter dem Druck der Araber und Europäer Suaheli in Afrika und Malayisch in Inselasien ausbreitet, so unter der Fremdherrschaft in Indien das Urdu oder Hindostani. Der Herrscher begünstigt eine einheitliche Sprache bei seinen Unterthanen, weil dialektische und sprachliche Buntheit seine Verwaltung stört. Wir selbst suchen bewußt in Neuguinea einer der zahllosen Papua-Mundarten den Vorrang zu verschaffen, einfach der Handlichkeit halber. So ist es gekommen, daß gegenwärtig Hindostani von 95 Millionen gesprochen oder verstanden wird. Ebenso ist in Iran, das durch westliche Einwirkungen, bessere Straßen, Telegraphen, Außenhandel zu größerem Zentralisiren veranlaßt wird, das Persische in einem Stadium der Ausbreitung.

Ich habe mehrfach betont, daß die mächtigen Strömungen, die eine innere Konsolidation des Orients zu verursachen oder zu befördern geeignet sind, zwar bereits sichtbar, indessen wesentlich noch im Entstehen, keineswegs in voller Entfaltung und Wirksamkeit begriffen sind. Gegenwärtig werden die Verschiedenheiten noch zehnmal klarer und schärfer empfunden, als die Uebereinstimmungen, und auf Grund dieser Verschiedenheiten herrscht Europa. In Persien nimmt der Osten keinen Antheil am Westen und der Norden hat keine Sympathie für den Süden, die seßhafte Bevölkerung ist wider die Nomaden und die Beamten wider das Volk. Der tüchtigste Stamm des Reiches, die Leute von Aserbeidschan, sprechen türkisch, der äußerste Südwesten spricht arabisch, im äußersten Südosten sind Belutschen; Kurden und Luren und Bakhtiaren und Gilaner und Masenderaner haben je ihre besondere, meist ans Pehlewi erinnernde Sprache und werden von den Farsi Redenden nicht verstanden. Dazu noch Armenisch, das Syrisch der Nestorianer und das seltsame Patois der Juden. Der Südwestsaum und ein Theil der Kurden gehört der Sunna an, der größere Rest der Schia. Aehnlich wird in Belutschistan arabisch, belutschisch und brahui gesprochen, während Farsi die Schriftsprache ist. Afghanistan zerfällt linguistisch in eine Unzahl afghanischer Mundarten (Puschto), türkisch, seistan-persisch, sartisch und die Sprachen Kafiristans und der Nachbarländer. Indien vollends ist kein Land noch ein Reich, sondern ein ganzer Erd-

theil; Kap Komorin ist von den Gipfeln Kaschmirs soweit entfernt, wie Stockholm von den Nil Katarakten, dem entspricht denn auch die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Rassen, Sprachen und Zivilisationen. Urrassen sind die Kolarier des Ganges und Brahmaputra und die Dravida des Dekhans, noch jetzt beiderseits viele Millionen umfassend; später kamen die Arier, deren Abkömmlinge reinen Blutes kaum zwanzig Millionen betragen, noch später Türken und Mongolen. Dazu wurden im Osten und Nordosten Birmanen und tibetanische Stämme angegliedert. Dieser Völkermischmasch enthält an neunzig Hauptsprachen. Das wichtigste Trennungselement aber ist der stets lebendige und letzthin höchstens noch verschärfte Gegensatz zwischen Hinduismus und Islam. Das herrschende Volk bedient sich dieser Gegensätze meisterhaft. Es nimmt seine Soldaten aus den arischen Sikhs und den nepalischen Gurkhas (den Tibetanern verwandt), den Dogra Kaschmirs und den Karen des Salwen und Irawaddi, und denkt sogar daran, eine chinesische Grenztruppe zu errichten; es nimmt seine Beamten aus den hinduistischen, stolzen Radschputen und den muhammedanischen, feigen Bengalen, und rekrutirt seine Polizei aus allen Klassen der Eingeborenen vom Pendschab bis nach Madras und Birma. Wie die Völker, so unterscheiden sich die Zivilisationen: Kopfjagende Kannibalen und höchstgebildete Denker und Künstler. Die erstaunliche Zerklüftung und Zersplitterung Indiens hat das Erobern und Herrschen verhältnißmäßig leicht gemacht. Die Engländer weisen mit Genugthuung darauf hin, daß einhundertundvierzigtausend Weiße im Stande sind, zweihundertundneunzig Millionen Eingeborene des indo-birmanischen Reiches im Zaum zu halten, und daß bei Plassey, wo der Grundstein der jetzigen Herrschaft gelegt wurde, fünfzigtausend Bengalen vor den dreitausend Mannen Clives flohen. Auch wir behaupten mit wenigen Hunderten unser ostafrikanisches Reich von fünf Millionen recht rauflustiger Einwohner.

Die Engländer haben Indien gewonnen und dadurch strategisch und finanziell ihre Weltherrschaft begründet und erhalten. Auch hat, trotz der vereinzelten Agitation einflußloser bengalischer Journalisten und Advokaten, ihr Regiment vorläufig keine irgendwie ernsten Gefahren im Inneren zu erwarten. Selbst die Mordanfälle fanatischer Muhammedaner auf Europäer in Lahore, Peschawar, der Provinz Audh, haben nur örtliche Bedeutung, da einstweilen der indische Islam einer festen Organisation

noch ermangelt. Die eingeborenen Truppen, deren Unterhaltung vielen Maharadschas gestattet ist, können, außer etwa dem Heere des Nizam in Südindien, keine Besorgnisse erregen, da sie zu schlecht disziplinirt sind. Ein Theil gerade der gebildetsten Hindu und Moslems sind aufrichtige und überzeugte Freunde Englands. Am bedenklichsten ist noch, daß die Weißen allmählich die Fühlung mit den Landeskindern verlieren. Früher, vor den Dampfern und vor Suez, gingen die Weißen auf eine halbe oder ganze Lebenszeit nach Indien und verschmolzen in Sitte und Anschauung mit dem Volke; jetzt auf wenige Jahre mit Urlaub in die Heimath dazwischen, sodaß die Interessengemeinschaft völlig erloschen ist. Früher ehelichten sie Töchter des Landes, jetzt nur weiße Frauen; früher bezogen sie ungeheure Summen und legten sie in großartigen Palästen und prunkvoller Haushaltung an: das gefiel und imponirte den Orientalen; jetzt sind die Gehälter kleiner und möglichst viel von ihnen wird für die Heimath gespart. Andererseits steigen die Babu, die eingeborenen Beamten, empor. Da dem Sahib die indischen Sprachen nicht mehr wie früher gleich einer zweiten Muttersprache geläufig sind, ersetzt ihn der strebsame und billigere Babu. Da ferner der Babu mit wenig Geld nach London reisen kann und er dort viele Arme und Elende sieht und nicht verfehlt, dies daheim zu erzählen, so sinkt jeder Sahib in der allgemeinen Achtung. Schon jetzt ist dreiviertel der Verwaltung, der Gerichte, der Posten und Telegraphen, des Eisenbahndienstes und ein sehr großer Theil des Außenhandels in den Händen der Eingeborenen. Die Besiegten nehmen im Frieden zurück, was die Sieger im Kriege genommen. Wie Wallensteins Bauern oder wie die Chinesen von den Mandschu. Die Sache wird um so leichter, je weniger die Eroberer als Kolonisten im unterworfenen Lande Fuß gefaßt haben. Während nach Sibirien allein in den letzten fünf Jahren rund eine Million russischer Bauern gewandert ist und Turkestan in zehn Jahren an 35000 russische Siedler empfangen hat, haben die Engländer ein ganzes Jahrhundert durch in Indien nichts für nationale Einwanderung gethan. Im Gegentheil, ein bürgerlicher Siedler, weder Militär noch Beamter, stört die amtlichen Kreise. Bloß in Assam sind einige Theepflanzer schottischer Herkunft. Der Fehler wird sich blutig rächen, denn auf die Dauer ist ein erobertes Land, selbst ein tropisches, ohne Kolonisten der Erobererrasse nicht zu halten. Das haben Phönizier, Griechen, Römer und selbst die viel geschmähten Spanier und Portugiesen

besser verstanden. Dabei war der Fehler so leicht zu vermeiden. An den Abhängen des Himalaya, im herrlichen Feenlande von Kaschmir, in den Thälern der Suleimankette, in den Alpenweiden des südlichen Pamir ist das prächtigste Klima und viel guter Boden für britische Siedler. In Indien kann sich Jedermann sein Klima und seine Ackererde selbst aussuchen, er hat die größte Auswahl, von der mittleren Indusebene, wo es heißer ist als in der Sahara, bis zu den nebligen Triften unter den Gletschern des Gaurisankar.

Die neueren auswärtigen Beurtheiler der britischen Herrschaft in Indien haben sämmtlich bloß Lobens- und Bewunderswerthes gefunden;*) so der bedächtige Freiherr von Hübner, der sensationell geistreiche Orientalist Darmesteter, der burschikos liebenswürdige Plauderer Ehlers, die gelehrten Politiker Lacheval-Clavigny und Barthélemy-St. Hilaire, unterschiedliche amerikanische Missionare und mehrere deutsche Philologen, Zoologen und Ethnologen. Gewöhnlich mit vortrefflichen Regierungsempfehlungen versehen, kamen diese Beurtheiler zumeist oder ausschließlich mit Engländern zusammen oder solchen Europäern, die bereits englischer Art sich angeähnlicht hatten. Vielleicht ist es nicht unnöthig, auch einmal eine abweichende Meinung zu Worte kommen zu lassen. Ich habe soeben hervorgehoben, daß ein wurzelhafter Grundfehler des ganzen Systems der Mangel eigener Kolonisten ist. Die Maschinerie des Systems mag noch so vollkommen, noch so fein ausgearbeitet sein, wie die unablässige, angestrengte Arbeit mehrerer Geschlechter sie nur hat schaffen können, die einzelnen Schrauben und Räder mögen noch so glatt ineinandergreifen und störende Reibungen noch so vorsichtig vermieden werden: das System bleibt ein künstliches und wird nun und nimmer ein organisches; es ist wie ein leichter Güter-Schuppen über der Erde, nicht wie ein festes Haus in die Erde hineingebaut oder gar wie ein Baum aus ihr hervorwachsend. Daher bedarf es keines Erdbebens, noch eines Vulkanausbruches, sondern bloß eines mäßigen Sturmes, um das Gebäude zu erschüttern. Es ist richtig, daß einige Tausende der Landessöhne in englischem Geiste leben und wirken, daß zwei bis drei Millionen die englische Sprache verstehen, allein die Zahl der Ersteren ist zu unbeträchtlich und eine Sprache, die bloß dem bequemeren Verkehr dient, ist wie ein Kleid, das an- und abgethan wird; auch hat weder ihr Spanisch-

*) Einer Zeitungsnachricht zufolge macht bloß ein französischer Maler eine Ausnahme, dessen Namen ich leider vergessen. Der Maler sieht viele schlimme Zeichen und prophezeit den baldigen Sturz der Engländer.

Reden die Tagalen den Spaniern, noch das gemeinsame Holländisch die Hottentotten den Buren geneigter gemacht. Diejenigen aber, die von den Engländern einträgliche Stellen empfangen, wähnen ohne sie noch fettere Aemter an sich zu reißen. Wirkliche Anhänglichkeit an die Fremdherren hat unter Tausenden kaum Einer, aber Alle beugen sich dem Zwange oder klammern sich an den zeitweiligen Nutzen. Mit dem Scharfblick des Schwachen und dem argwöhnischen Neid des Orientalen erspähen die gebildeten Inder rasch die Blößen ihrer Herren, während der Pöbel von jedem noch so unsicheren Gerüchte wie Laub vom Wirbelwinde bewegt wird und auf ihn nicht der geringste Verlaß ist. Dilke, Roberts, Rawlinson geben selbst zu, daß die geringste Schlappe in einem Feldzug gegen die Russen der Achtung vor England sofort einen groben Stoß versetzen würde und leicht sofort zu einem allgemeinen Aufstand anreizen könnte. Größere Niederlagen, durch die Hand des Zaren oder jetzt in Südafrika erlitten, werden daher für die englische Stellung in Indien unheil- oder gar verhängnißvoll sein. Von sich aus wagen gegenwärtig die Orientalen fast nichts, mit Hilfe von Weißen aber fast Alles. Das Schicksal Indiens hängt mithin von der inneren Lage nur wenig ab und fast nur von auswärtigen Ereignissen. Die Frage ist nun sehr oft aufgeworfen worden, ob die jetzige Lage, ob die britische Herrschaft ein Glück für das Land sei und ob von anderer Regierung Besseres zu erwarten? Mit einer gewissen Dürftigkeit der Phantasie ward dabei die andere Regierung stets mit einem Einfall der Russen unausweichlich verknüpft, in jedem Falle aber wurde die Frage von den erwähnten Beurtheilern sämmtlich dahin beantwortet, daß die jetzige Verwaltung die denkbar beste und geeignetste sei, die Eingeborenen glücklich zu machen. Hier möchte ich nun zunächst festlegen, daß Absicht und Wirkung nicht verwechselt werden dürfen: was auch immer das Ergebniß des bisherigen Regimes gewesen ist oder sein mag, das Ziel der Engländer war einzig und allein, England stark und reich und glücklich zu machen. Da uns Bismarck gelehrt hat, einzig und allein für Deutschland zu sorgen und für andere Leute keinen Finger zu rühren, so dürfen wir darin kein Arg sehen. Sind jedoch die Inder glücklich? Nein. Das kann nun ihre eigene Schuld sein und ist es auch zum Theile, da tadelsüchtige und haltlose Menschen schwer zufrieden zu stellen sind, oder kann Schuld der hochmögenden Herren sein. Ob indessen die Unzufriedenheit berechtigt oder unberechtigt, das ist wiederum wohl für den

Moralisten von Belang, aber ganz und gar nicht für den Politiker, dem es lediglich darauf ankommt, wie tief und verbreitet die Unzufriedenheit ist und welche Wirkungen sie hervorrufen kann.

Jordan verbreitet sich in den „Sebalds" über das träge Faullenzerleben der Seehunde von San Franzisko. Sie werden vom Staate gefüttert, Niemand darf ihnen was zu Leide thun, sie können sich frei im Meere bewegen und thun was sie wollen; kein Käfig, keine Schranken. Und trotzdem entdeckt der Dichter, daß dies Schlaraffenleben den Thieren zur Last ist. Der stärkste und feinste Reiz fehlt. Kein Hunger, darum kein Genuß; keine Gefahr, darum keine echte Lebensfreude. Aehnlich ist das Gefühl der einstigen Herrscherklassen Indiens, so der Radschputen und der Mahrattas, wie der Mogulsmannen. Sie beziehen glänzende Pensionen und schwelgen in Ueppigkeit und Sinnenlust, aber es ist doch nur ein Schattendasein, denn es ist unthätig und unnütz. Gehen wir weiter zu den einflußreichen Heiligen und Gelehrten der Brahminenkaste, so kann von ihnen keine Sympathie für den Westen erwartet werden, der überall ihrem Einfluß in den Weg tritt und der für ihre tiefsten Gedanken nur Spott hat. Die zahllose Beamtenkaste ferner ärgert sich täglich über die gesellschaftliche Zurücksetzung, die sie von den weißen Vorgesetzten erfährt, sowie über den verdrießlichen Umstand, daß sie nicht nach edler orientalischer Sitte unterschlagen und erpressen kann. Die Masse des Volkes endlich hat Zweierlei gegen ihre Herren vorzubringen. Vor Allem sind diese nicht ihres Blutes noch Glaubens noch Lebenswandels, es sind eben Fremde, unverstanden und selbst ohne Verständniß. Obwohl daher die Verwaltung so ziemlich aller native states, in denen ein dem Namen nach selbständiger Vasallenfürst unter „Beirath" eines Residenten waltet, schlecht und korrupt und volksbedrückend ist, so ist es doch für die Engländer ein steter Gegenstand der Verwunderung, daß schier kein Mensch aus diesen Maharadscha-Staaten nach den doch so unendlich viel besser verwalteten Provinzen auswandert, die unmittelbar unter englischer Faust stehen. Die zweite Klage des Volkes ist die, daß es immer ärmer, während der Sahib immer reicher werde; früher sei der Durchschnitt des Tageslohnes das Doppelte und Dreifache gewesen wie jetzt, da er auf 16 Pfennig gesunken. Wie weit das richtig, wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls hört man es allgemein behaupten. Alle Inder aber empfinden auf das Bitterste das Eingreifen in ihre Lebensgewohnheiten. Um den Staat kümmern sich schließlich auch bei uns

nur die Wenigsten: wenn man ihnen aber ihr Bier oder ihre Pfeife nimmt, werden sie ungemüthlich. Die Koreaner haben vor drei Jahren eine Revolution gemacht, weil man sie ihrer Zöpfe berauben wollte, und die Perser, weil sie keine Zigaretten rauchen wollten, die von ungläubigen Händen zubereitet. Ebenso erzeugt in Indien oft das Eingreifen in tägliche Sitte und Gewohnheit Widerwillen und Feindschaft gegen die Regierung. Dieselbe hatte viel zu dulden, weil sie die Wittwenverbrennung verbot, und jetzt, weil sie ihren Unterthanen nicht erlauben will, an der Pest und Cholera zu sterben. Vielen ist eben der Tod nach eigener Wahl lieber, als das Leben nach fremder, ein selbstverordnetes Leiden lieber, als Gesunden durch fremdes Rezept. Auch bei uns wäre und ist noch ein asketischer Katholik höchst unwillig, wenn man ihn bei seiner Fleischestödtung störte. Kurz, britischer und orientalischer Geist sind so unvermischbar wie Wasser und Oel.

Das Verhältniß des englischen Eroberers zu den Eroberten wird am klarsten dadurch bezeichnet, daß er sich möglichst von ihnen absondert, möglichst wenig direkt mit ihnen verkehren will. Mit Ausnahme der tapferen Eingeborenen-Regimenter haßt und verachtet er sie. Sein Hund und sein Pferd stehen ihm näher als sie. Sie haben keinen Theil an seinem Leben. Es sind windschiefe Linien, die in aller Ewigkeit seine Zirkel nicht kreuzen. Einige unbedeutende Ausnahmen bestehen: ein Radscha wird ein berühmter Kricket-Spieler, ein rühriger Buddhist oder Jaina wird von der Londoner Gesellschaft geehrt, vereinzelte Hindu und Parsi werden in indische Freimaurerlogen aufgenommen. Im Wesentlichen jedoch wird die colour line auf das Strengste bewahrt. Man sollte nun denken, daß im gelobten Lande der Kasten solche Ausschließlichkeit kein sonderlich Befremden hervorrufen könne, allein seltsamer Weise gilt sie für natürlich bei Indern, aber für tadelnswerth bei Europäern. Vielleicht schwebt der Gedanke vor, daß der Herrscher mit Jedermann und allen Klassen auf gutem Fuße stehen solle. So verkehren bei uns Burschenschaften nicht mit Korps, aber häufig Professoren unparteiisch mit beiden. Das Verhalten der Engländer erregt um so mehr Anstoß, weil es nicht gleichmäßig ist. Denn, ohne sich irgend näher einzulassen, bevorzugen sie thatsächlich Hindu vor den Muhammedanern, welch letztere sich was Besseres fühlen als ihre „götzendienerischen" Nebenbuhler. Vor einigen Wochen noch ging ein Sturm des Unwillens durch ganz Lahore, weil der Statthalter des Pendschab bei einem offiziellen

Besuche bloß den anwesenden Hindu, nicht den Moslimen die Hand gedrückt.

Indien ist für Großbritannien eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums. Die Gehälter der englischen Offiziere und Beamten belaufen sich auf 1,6 Milliarden Mark. Ein Unter-Leutnant bekommt 340 Mark monatlich, ein Regierungspräsident jährlich 60—120 000 Mark, der Vizekönig 600 000 Mark. Eine derartige Befestigung der leitenden Klassen Englands ist offenbar für das britische Reich selbst von unschätzbarem Nutzen. Die Absicht, einfach britischen Bürgern zu einträglichen Stellen zu verhelfen, liegt oft klar zu Tage. Schon die Offiziere und Soldaten verbringen fast ein halbes Jahr in angenehmer Muße auf den sanitärischen Höhenstationen, bei vielen hohen Beamten ist aber ihr Amt gar bloß eine Sinekure. Ein Mann wie Sir H. Robertson, der politischer Offizier bei dem afghanischen Kronprätendenten Ajub Khan ist, mithin so gut wie nichts zu thun hat, bezieht 75 000 Mark. Sodann ist der Außenhandel Indiens, der über 2½ Milliarden Mark beträgt, überwiegend in britischen Händen und das Bestreben geht trotz des gerühmten Freihandelsystems genau wie in Aegypten darauf hin, fremde Mitbewerber „wegzuekeln". Waaren aus kontinentalen Staaten Europas werden bei der Zolluntersuchung oder schon beim Löschen der Ladung geflissentlich geschädigt, während britische Waaren glatt durchkommen,*) und so weit geht die Kleinlichkeit, daß z. B. — ein Fall, der mir persönlich bekannt ist, — ein Franzose nie Preislisten heimischer Firmen lesen konnte, weil sie ins Meer getaucht und die Seiten aneinander geklebt waren. Der ewigen Quängeleien müde, bestellte der Franzose zuletzt bei englischen Firmen. Die Kolonialpolitik anderer Nationen wird für protektionistische Willkürherrschaft erklärt, aber Indien wird despotisch regiert und Freihandel besteht hauptsächlich in der Theorie. Drittens werden aus dem indischen Staatsschatz britische Stationen und Unternehmungen außerhalb Indiens bezahlt. Ein anderes Volk würde, sobald in den Besitz „der Schatzkammer der Welt" gelangt, es vermuthlich gerade so machen, nur sollte die angelsächsische Presse nicht den Spaniern vorwerfen, daß sie vom Golde der armen Kubaner ihre Gesandtschaft in Washington unterhielten. Das indische Reich zahlt die Gehälter der britischen Gesandtschaft in Teheran und sämmtlicher Residenten von Maskat bis ins Somali-

*) Die Parteilichkeit war in Aegypten so offenkundig, daß deutsche Kaufleute einen Prozeß anhängig machten, der lange die Diplomaten beschäftigte.

land, es unterhält die kostspielige Festung Aden, die Wachtschiffe und Leuchtthürme im Persischen und Rothen Meere, die britischen Telegraphenlinien durch die Türkei und Persien, die Polizeitruppen von Singapur und Hongkong und es hat endlich aufzukommen für die Kriege und Eisenbahnen nicht bloß in Belutschistan, Birma und der südchinesischen Grenze, sondern auch für die meisten Kriege in Ostafrika, insofern diese mit indischen Truppen geführt werden. Englische Politiker selber haben das System als ein höchst ungerechtes bezeichnet, auch richtet sich dagegen besonders die Aktion des indischen Kongresses, jener Jahresversammlung von Hindu-Agitatoren.

Persien ist mit seinen neun Millionen Einwohnern weit weniger wichtig als Indo-Birma mit zweihundertneunzig. Ueber seine gegenwärtige Lage ist nicht viel Gutes zu berichten. Seitdem Musafar den Thron bestiegen, ist das Land unaufhörlich zurückgegangen. Noch nie waren die Straßen, selbst die Hauptkarawanenwege, so unsicher und noch nie die Finanzen so ärmlich. Das Heer ist in unaufhaltsamem Verfall und eine Flotte ist nicht vorhanden. Die Verwaltung ist schlecht und bestechlich wie immer. Es wird nicht lange dauern, so wird auch Persien in europäische Gewalt kommen. Dabei ist, mit Ausnahme der gänzlich verworfenen Schiraser, das Volk tüchtig und kernhaft; aus den Kurden ließe sich eine Grenztruppe herstellen, wie sie kein Reich sich besser wünschen kann; es fehlt nicht an Kraft und Intelligenz, an staatsmännischer wie kommerzieller Fähigkeit. Bloß die Regierung ist hoffnungslos. Wie einst die Parther aus einem unwissenden, unbedeutenden Grenzstamme sich zum Herrschervolk emporschwangen, so könnten jetzt die kraftvollen Kurden, deren Gesammtzahl fast zwei Millionen ist, das Szepter an sich reißen, wie sie es unter Obeidullah schon 1880 versuchten; sie haben gegenwärtig eine ähnliche Stellung wie die Iren in Großbritannien und die Buren in der Kapkolonie. Allein das unaufhaltsame Vordringen der Europäer wird es zu einer nationalen Entwicklung der Kurden vorläufig nicht kommen lassen. Gewöhnlich wird eine Theilung Persiens zwischen Rußland und England erwartet, und die Perser selbst haben sich in eine solche Aussicht schon im Voraus hineingefunden. Beachtenswerth ist, daß auch eine deutsche Partei besteht. Unser Handel ist mächtig im Wachsen, sowohl der über Trapezunt und Rescht wie der über Buschir und Bagdad, unsere Ingenieure haben die Khanikin-Straße gebaut, mehrere Deutsche sind im Dienste das Schah, schließlich

wird eine Verlängerung unserer anatolischen Bahn Persien berühren oder wenigstens der Grenze sehr nahe kommen. Ich habe Perser getroffen, die sogar eine Dazwischenkunft von unserer Seite erhofften, um Iran vor Russen und Engländern zu erretten. Abdurrahman aber war von der Rede des Kaisers in Damaskus und seiner Freundschaftserklärung an die muhammedanische Welt so entzückt, daß er stehenden Fußes einen deutschen Lehrer für seine Söhne nach Kabul entbot und hinfort von allen Ungläubigen die Deutschen am höchsten stellt. Jedenfalls haben Deutsche und Franzosen ein besseres Verständniß und durchgehends auch mehr Sympathie für orientalisches Wesen als die Engländer, während bei den Russen sich mehr ein dumpfes Gefühl der Rassen- und Wahlverwandtschaft geltend macht, als überlegene Intuition. In der That hat unsere Völkerkunde und Psychologie und Naturwissenschaft einen Fond von Sympathie und Brennpunkte deutscher Kultur in ganz Asien geschaffen, woran eine folgenreiche Entwicklung sich knüpfen wird. Ueberall wirken in ihrer Heimath Armenier, die auf unseren Hochschulen ihre Bildung erlangten; Araber, Türken und Perser wissen, daß wir uns eifrig mit ihrem Schriftthum und ihrer Kultur befassen; Inder und Chinesen, bei denen gelehrtes Wissen so unendlich viel mehr gilt als bei den genannten drei Rassen, legen großen Werth darauf, daß wir in der Sanskritliteratur und der Sinologie den ersten Rang einnehmen; Japan ist so sehr der deutschen Wissenschaft geneigt, daß an der Universität von Tokio mehr Professoren aus Deutschland sind als aus allen anderen Nationen zusammen und daß namentlich die japanische Medizin und fast das ganze Recht deutsch sind. Die sibirischen Stämme haben zwar keine Ahnung noch von unseren Arbeiten, aber auch hier haben Deutsche das Beste geleistet, und es ist wohl möglich, daß einst die Gelehrten der Burjaten und Jakuten das anerkennen.

Auch Iran wird dem Schicksal europäischer Herrschaft nicht entgehen, allein es hat noch immer eine erstaunliche Lebenskraft bewiesen und der nationale Geist hat noch immer der Kultur der Erobernden obgesiegt. Es hat die Skythen- und Hunneneinfälle und hat die Griechen überdauert; es hat in Wissenschaft und Kunst der arabischen Herren bald das Uebergewicht erlangt, es hat die Mongolen zuletzt abgestoßen und unter den einheimischen Sefaviden eine hohe Blüthe erlebt, es hat die Osmanen aus Aserbeidschan und die Russen aus Gilan und Mazendaran vertrieben. Wenn es aus den westlichen Ideen jetzt frische Anregung erhält und unter

westlichem Drucke zu starker Einigkeit sich sammelt, kann es in ferner Zukunft von Neuem eine nationale Wiedergeburt und ein glänzendes Zeitalter heraufführen.

Die Kräfte, die ein Wiedererwachen orientalischer Macht und Kultur ermöglichen können, wirken indeß langsam und in der Stille. Bloß in einem so einheitlich entwickelten und so national selbstbewußten Lande wie Japan konnte eine völlige Umbildung und Reorganisation des Staates und Volkes in wenigen Jahrzehnten vor sich gehen; in so zersplitterten und zerklüfteten Gemeinwesen, wie sie in Vorder- und Südasien bestehen, dauert ein solcher Prozeß viel länger. Auch wenn die Umwandlung durch einen religiösen Anstoß bedingt ist: so hat der Buddhismus zwei, das Christenthum drei Jahrhunderte gebraucht, bis die religiöse Bewegung sich in politische Macht umgesetzt, und auch der rasch wie fressend Feuer um sich greifende Islam hat ein Jahrhundert nöthig gehabt, um bis Spanien und Indien vorzuschreiten. Dazu ist der wirthschaftliche Verfall wenigstens in Iran so ungeheuer und die durch Dürre und Entwaldung verursachte Verödung des Bodens so entsetzlich, daß fünfzig Jahre Aufforstens und gewissenhafter Landwirthschaft noch nicht hinreichten, um früheren Wohlstand zurückzubringen. Dagegen ist ein baldiger bedeutender Aufschwung des Landes durch den westöstlichen Handel zu erwarten, der in jüngster Zeit unverkennbar darauf ausgeht, die uralten Verkehrsstraßen, die über Land nach Indien führen, aufs Neue zu beleben. Diesem Handel vor Allem verdankte einst Schiras seine Blüthe im späten Mittelalter, und Isfahan, das noch vor einem viertel Jahrtausend eine Million Einwohner zählte (gegen sechzigtausend jetzt), und das bis zur Zeit Peters des Großen und der englisch-persischen Handelsgesellschaften die größte und reichste Stadt ganz Vorderasiens war.

Gegenwärtig ist der wichtigste Faktor in der Lage so Indiens wie Süd-Irans Großbritannien. Die britische Machtstellung jedoch ist von zwei Kombinationen bedroht, einem Landangriffe von Nordwesten und einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Indischen Ozean. Beiden Möglichkeiten gegenüber arbeitete England mit Eifer daran, sich eine eigene Bahnverbindung zwischen Aegypten und Indien zu schaffen, zum Schutz und zur Abwehr nach Norden zugleich und nach Süden. Zu Lande hat es dem Vordringen der Deutschen von Anatolien, der Russen von den Kaspigegenden, der Franzosen vom Mekong zu begegnen.

Zur See versucht Frankreich von Dschibuti, Madagaskar und Tonkin aus Einfluß zu gewinnen; Rußland möchte sich an der Küste in der Nähe Abessyniens festsetzen und hofft auf einen persischen Hafen. Es scheint zweifelhaft, ob da eine Ueberlandeisenbahn den Engländern wirklich viel helfen könne. Sie kann nicht vertheidigt werden. Die britischen Kenner behaupten freilich, sie könne auch nicht angegriffen werden. Die Linie sei allenthalben von menschenleeren Wüsten umgeben, die für größere Heere unpassirbar seien. Die Meinung verräth indeß nur wiederum einen Mangel an Einbildungskraft. Wir haben bereits die Errichtung von militärischen Radlerabtheilungen erlebt, dem wird die Benutzung des Automobils auf dem Fuße folgen, wie dasselbe thatsächlich schon auf den Philippinen in Anwendung sein soll. Dem Automobil aber sind Wüsten nicht unüberwindlich. Auch abgesehen von solcher Zukunftsmusik zeigt die Durchbrechung der englischen Linie von Kimberley nach Mafeking, wie unmöglich es ist, selbst von naher Basis aus eine Wüstenbahn mit Erfolg zu schützen.

Die einzige und wichtigste Stütze für das Britische Reich bleibt immer dessen Seeherrschaft. Die bisherige Erfahrung lehrt, daß Südasien wesentlich nur durch die Beherrschung der südasiatischen Gewässer dauernd behauptet werden kann. Dies erkannten bereits Darius und Alexander. Beide entsandten Flotten von der Indusmündung nach dem Rothen Meere. Die Beherrscher Persiens, von den Arabern und Mongolen bis zu Abbul Abbas und Nadir Schah suchten, sobald sie zu Lande einigermaßen fest standen, auch im Indischen Ozean ihr Gebot geltend zu machen. Schah Ruk versuchte und Nadir Schah vollbrachte die Eroberung Maskats; Abbas gründete Bender Abbas und nahm die Insel Ormus. Noch belangreicher war natürlich das Meer für die fernen Europäer. Sie mußten, um auf dem südasiatischen Festland Fortschritte zu machen, aller Häfen von Natal bis nach Malakka sich versichern. Sobald dies den Portugiesen gelungen, fiel ihnen der Handel von Persien und Indien von selber zu. Die Holländer begannen ihre östliche Laufbahn damit, daß sie in Aden, Maskat, Ormus, Diu (nördlich von Bombay), Ceylon, Kalikut, Madras und Malakka die Portugiesen angriffen: erst nachdem sie zur See überwiegende Erfolge errungen, konnten sich die holländischen Soldaten und Kaufleute in Indien und Persien entfalten. Als später die Franzosen ihre Augen auf

Indien warfen, gewannen sie zunächst eine Basis in Madagaskar und den umliegenden Inseln, bombardirten siamesische Häfen und berannten Mombasa, Sansibar und Delagoa; darauf erst gingen sie unter Dupleix zu Landerwerbungen im Inneren Indiens vor. Selbst die Oesterreicher leiteten ihre beiden ostindischen Unternehmungen im vorigen Jahrhundert durch Besetzung von Delagoa und den Nikobaren ein. Aus dieser Uebersicht erhellt, daß zum Mindesten ostafrikanische Herrschaft stets mit indischer verbunden war. Die natürlichen und die strategischen Bedingungen werden aber weder durch Dampfschiffe noch durch Dum-Dum wesentlich geändert; deshalb wird auch jetzt noch Indien mit Ostafrika stehen und fallen. Niemand hat diese Erkenntniß deutlicher gehabt und folgerichtiger ihr gemäß gehandelt, als England selbst. Es ist zwar mehrfach gesagt worden, am eindringlichsten jüngst von Passarge, daß England die transafrikanische Bahn und den Erwerb des Transvaals anstrebt, um für einen etwaigen Verlust Indiens in einem abgerundeten afrikanischen Großreiche Ersatz zu finden; allein wenn je so wird jetzt Aut Caesar aut nihil Englands Geschick sein.

# Die Pflicht zur Schönheit.

Von

**Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.**

Die Natur ist der Lehrer des Menschen. Aus ihrem ewig reichen Born schöpft der Künstler und der Philosoph, ihr entlehnt der Dichter seine Bilder und ihr entnimmt der Erfinder die Kräfte für seine Maschinen. Und sie ist schön. Im ewigen Eise der Gletscher, in der unermeßlichen Sandfläche der Wüste liegt die Schönheit der Ruhe und, wenn am dunklen Firmament die Sternbilder glänzen und durch den nächtlichen Wald ein leises Rauschen geht, athmen wir befriedigt auf. Ein Gefühl breitet sich in unserer Seele aus, das wir in die Worte fassen möchten: Es ist schön. Aber wir schweigen. Denn lauten Jubel verträgt die Schönheit nicht. Wirkt ihr Zauber auf uns ein, so ist es ein stiller Frieden, der die Ahnung aufkeimen läßt, daß das Gefühl der Schönheit selig und daß Seligkeit schön sei.

Im Gewittersturm, im Toben des Meeres fühlen wir die Schönheit der Macht und jede Bewegung in der Natur vom Frühlingswind, der das Blumenblatt zur Erde fächelt, bis zum Orkan, der Bäume zerbricht, als wären sie ein Spielzeug für Kinder, ist schön. Die Schöpfung wäre ein Meisterwerk, wenn der Mensch nicht die Häßlichkeit hineingetragen hätte.

Sehen wir durch das gewaltige Fernrohr des Astronomen — nicht als messende Gelehrte, bei denen sich alle Begriffe in Zahlen verwandeln — sondern als Menschen mit offenen Augen und Herzen, so enthüllt sich uns eine Weite und Herrlichkeit, ein unendlicher Raum voll bewohnter Welten, dessen Bild, in unser

kleines Menschenauge zusammengefaßt, Einblick gewährt in die unendliche Harmonie des Großen. Lautlos gleiten die Weltkörper auf ihren Bahnen und, was wir Sphärenmusik nennen, ist das Wiederklingen des großen Schweigens in unserer Seele. Halten wir aber das Auge an das Glas eines Mikroskops und beobachten der geringsten Dinge eines, den Flügel der Fliege oder einen Tropfen Wasser, so finden wir auch hier Farbenpracht und Feinheit der Zeichnung, Leben und Lebensfähigkeit bis in das kleinste Atom.

Leben an sich soll aber schön sein, denn es ist die Blüthe des Organismus, die höchste Entfaltung schlummernder Kräfte. Es soll. Doch der Kampf um's tägliche Brot, die Sucht, um jeden Preis das Neueste neben dem Neuen anzuhäufen, ist am Werk, den edlen Keim des ewig Schönen zu ersticken und statt dem kräftigen Lebensbaum mit strotzenden Blättern, duftender Blüthenpracht und reichem Früchtesegen entsteht eine blasse, kümmerliche Pflanze, die nichts weiß von Schönheit und Kraft und froh ist, wenn ein elender Zweig bis zum Sonnenlicht kommt. So sind wir Menschen; ein Gefühl für das Schöne liegt in uns, aber unserem Bewußtsein ist die Pflicht entschwunden, in den Werken der bildenden Kunst, in unseren Dichtungen und im Gange des Lebens eine Richtschnur festzuhalten, welche die Linie der Schönheit bezeichnet.

Kampf ist überall, von den Bakterien, die zerstörend in den menschlichen Organismus eingreifen, bis zu den Weltkörpern, die in ungemessenen Fernen dröhnend aufeinander schlagen, aber wir brauchen ihn, denn im Genuß friedlichen Dämmerns erstirbt der Lebenstrieb und das Nirwana der Buddhisten kann niemals das Ideal kraftvoller Naturen sein. Nur die Häßlichkeit, die Rohheit des Gefühls muß aus dem Daseinskampf unter Menschen verbannt werden. Auch die Edelsten können in Wettstreit gerathen, aber sie verstehen es, sogar in der höchsten Leidenschaft ihres Krieges die Gemeinheit fernzuhalten.

Nach Neuem ringt der Mensch, seit er sich der Fähigkeit des Erkennens bewußt ist, aber das Neue muß für uns hochentwickelte intellektuelle Naturen nicht nur auf dem Gebiete des praktischen Lebens, sondern auch in der Verschönerung der Welt in uns und um uns einen Fortschritt bedeuten. Die Befriedigung körperlicher Triebe ohne den Genuß des Schönen erniedrigt den Menschen unter das Thier, denn leben wollen, heißt schön sein,

schmückt sich doch im Augenblicke der Liebe jedes Lebewesen mit aller ihm zu Gebote stehenden Pracht. Die Natur schafft und besitzt die Schönheit ohne Nachdenken und Ueberlegung, der Mensch hat die Pflicht, sie für sich selbst und seine Umgebung zu erwerben, denn sie ist das höchste Gut aller Zeiten und Völker.

## I.

Es genügt nicht, zu wissen, daß im Schooße der Erde verborgen sich Goldadern befinden, man muß ihre genaue Stelle entdecken, Bergwerke anlegen, das edle Metall fördern und läutern; Gedanken allein — und wären es die herrlichsten — sind nicht im Stande, ein vollendetes Ganzes zu bilden. Man muß sie innerlich verarbeiten, zu Tage bringen und mit dem Handwerk seiner Kunst etwas aus ihnen gestalten. Ein Kunstwerk zu fühlen hat keinen Werth. Nur, wer es machen kann, ist ein Künstler. Gold muß man prägen, Gedanken fassen wie edle Steine; erst der Kopf des Fürsten macht die Münze aus dem Metall, erst das Wort des Dichters, die Farbe des Malers, der Ton des Komponisten giebt dem Gedanken bleibende Kraft.

Warum aber einem Ding, das dauern soll, den Stempel der Häßlichkeit aufdrücken?" Man sucht nach dem Gold in der Erde, man soll ebenso nach dem Schönen auf der Erde suchen. Wer durch das Schlechte abgestumpft ist oder in einem öden Sinnentaumel vertrauert, wer unter dem Wahren ausschließlich das Gemeine und ästhetisch Verletzende versteht, soll mit keinem Finger an das Heiligthum der Kunst rühren, mag er auch mit vollendeter Meisterschaft sein Handwerk beherrschen. Der Wille zum Schönen muß wie ein Zaubermantel über jedes Kunstwerk ausgebreitet sein und, wer es sieht, hört oder liest, soll mit einem Gefühle der Befriedigung von ihm scheiden. Der höchste Schmerz, der gewaltigste Kampf kann in seiner Darstellung etwas Versöhnendes bergen, das ihn aus dem Gemein-Menschlichen heraushebt, die größte Häßlichkeit kann durch einen Strahl von Güte oder Geist das Abstoßende verlieren. Jeder Mensch und jedes Geschöpf hat wenigstens einen Augenblick im Leben, der ihm den Adel der Schönheit oder den Reiz der Anmuth verleiht. Diesen Zustand festzuhalten ist die Aufgabe des Künstlers, er soll nicht verletzen, sondern muß erfreuen oder erheben, wagt er sich auch daran, ein Medusenhaupt darzustellen.

Im klassischen Alterthum formte die Kunst schöne Götter und Menschen und begnügte sich, voll jubelnder Freude das „Sein" zum Ausdruck zu bringen. Der Mensch wurde im Bild zum Gott uud der Gott zum vollendeten Menschen. Als in der christlichen Revolution die üppige Heidenwelt zusammenbrach und der neue strenge Glauben das orientalische Verbot nach Europa brachte, Gott abzubilden, trat langsam das „Bedeuten" an die Stelle des „Seins". Statt Götterbildern begann man Symbole zu schaffen. Die sogenannte „altchristliche" Kunst suchte alles dem Heidenthum Entstammte zu verbannen uud verneinte das griechische Schönheitsideal. Sie erreichte erst nach vielen unbeholfenen Versuchen, dem Schönen nahekommend, das Erhabene, indem die byzantinischen Bilder von Christus und der Madonna einen Zug stiller Größe, höchsten Leides und höchster Verklärung enthielten. Die Annahme, daß der Heiland häßlich gewesen, gestützt auf eine Stelle in den Propheten, wich im Bilde einer idealeren Auffassung, denn die Schönheit hatte sich unbewußt in die starre Form geschlichen.

Als sich Sokrates in Platos Gesprächen mit einem Sophisten über das Wesen derselben unterhält, führt er den eitlen Mann allmählich auf den Gedanken, daß Alles auf der Welt Vergleich sei und das Schönere der Feind des Schönen. Darin liegt das Prinzip von Fortschritt und Kampf auf dem Gebiete der Kunst. Wer heutigen Tages genau wie die Alten malen oder dichten würde, könnte keinen Beifall erwarten, denn jede Zeit hat ihr Ideal und ihre Naivetät, jede Epoche eine andere Auffassung vom „Ewigschönen". Dessen ungeachtet bleibt, herrlich und jung, verständlich und bewundernswerth für immer ein Werk, das innerlich den Anforderungen der eigenen Zeit voll entsprochen und im Gewande der Schönheit das Wahre zum Ausdruck gebracht hat. Nur die fanatische Moral verblendeter Mönche, die blutgierige Zerstörungswuth mißhandelter Völker und die verbohrte Einseitigkeit vor Wissen dumm gewordener Fachgelehrter verliert die Achtung vor dem heiligen Kunstwerk und zerstört es selbst mit der kampfbereiten Faust oder seine Wirkung auf unser Gemüth mit der Kraft des zersetzenden Wortes. Die Rohheit der Massen und ein zum Schlagwort erhobenes, thörichtes Prinzip sind in gleicher Weise Feinde der Kunst.

Das Leben der Völker ist wie das Meer, Sturm fährt in die spiegelglatte See und die Woge wirft erst nach wildem Wetter die Muschel mit der Perle ans Land. Auf Perioden des Genusses

und der Vollendung, in denen die Menschen vor den Altären der Schönheit opferten, folgten immer Zeiten des Verfalls und Niedergangs. Das Lied begeistert auch den kämpfenden Krieger, aber die höchste Kunst blüht nur dann, wenn der Sänger am Herdfeuer in die Harfe greift, wenn durch die veredelnde Darstellung des Streites die Disharmonien des Lebens in freien Akkorden künstlerischer Verklärung ausklingen. Ueber die Bitterkeiten der Parteien erhaben, fern vom Schmutz der Straßen und vom Staub unserer Wohnungen gedeiht einzig und allein echte Poesie. Auch gerechter Haß muß sich im Herzen des Künstlers läutern, ehe Worte ihn künden oder Farben ihm bleibenden Ausdruck verleihen. Es brauchen nicht Könige und Staatsmänner zu sein, mit denen sich die Phantasie beschäftigt. Homer verstand es, den „göttlichen Sauhirten" uns lebendiger vor Augen zu stellen, als mancher moderne Dramatiker seine „kleinen Leute", wenn auch der Duft von Kuchen und Kaffee von der Bühne her leibhaftig in unsere Nasen zieht.

Die Darstellung des Natürlichen ist zum Fluch geworden. An Stelle des sieghaften Humors und der zügellosen Phantasie ist die Langeweile getreten. Der Wahrheit zuliebe wird oft die erschütternde Tragik durch Gähnen unterbrochen. Es ist ein Uebergang, den wir durchmachen. Seit Napoleon in Erfurt dem alten Goethe die berühmten Worte über Politik und Kunst gesagt hat, haben die gährenden und wechselnden äußeren Verhältnisse das Gefühl für die Schönheit im Menschen zurückgedrängt. Eine Wolke ist über die Sonne gezogen, in deren Schatten viel Großes und Nützliches entstanden ist, aber die Zeit muß wiederkommen, in welcher der höchste Ausdruck des Lebens nicht eine große Waffenthat, sondern ein schönes Kunstwerk ist.

Die Blüthe des Griechenthums waren die Tage des Perikles in Athen, die römische Republik fand am Hofe eines Augustus ihre Vollendung und aus den deutschen Reformationskämpfen ging Luthers Bibelübersetzung hervor, die unserer Sprache das Rückgrat gab. Die Geschichte der Päpste gipfelt in den Namen Rafaël und Michelangelo, von der Größe Venedigs sind Bilder und Bauten geblieben, und als ewige Frucht aller Kämpfe der Aufklärungszeit dauern die Werke unserer Klassiker. Aber mit der Kunst geht es wie mit dem Acker. Hat er reiche Früchte getragen und seinen Herrn mit einer schönen Ernte erfreut, so muß er brach liegen, bis er neue Kraft in sich aufgesammelt, wieder ein Samenkorn zu entwickeln und den Halm zur Reife zu bringen.

In einer Generation schlummern die Kräfte, die in der nächstfolgenden zur vollen Entfaltung gelangen. Wenn nach einer Zeit allgemeinen künstlerischen Durchdringens sich die Idealgestalten großer Geister in öde Abstraktionen verlieren, wenn sich im Buch und auf dem Theater, im Bild und am Bauwerk flache Nachahmungen vergangener Größe statt Gestaltungen der eigenen überzeugenden Gedanken breit machen, begeistert ein neues selbstempfundenes Werk unendlich leichter als die schönste Epigonenarbeit, mag es auch derb, vielleicht sogar verletzend wirken. Für seine Zeit ist es schön, enthält es an sich auch viel des Unkünstlerischen und Häßlichen. Es kann relativ bedeutend und absolut vollständig ungenügend sein.

Man konnte demnach glauben, das Wesen der Schönheit unterliege dem Wechsel, sogar der Mode, besonders wenn man die verschiedenen Erklärungen der Philosophen liest, die sich von Plato bis Nietzsche bemühten, den Begriff des Schönen festzulegen. Am einfachsten drückt sich für uns dieser Wandel in den Worten aus: Schön ist, was gefällt, was den Besten, Höchstentwickelten unter uns gefällt. Haben wir doch ebenso gut ein ästhetisches Gewissen als ein moralisches! Freilich kann es durch die Ungunst der Verhältnisse dumpf und stumpf werden, aber unterdrücken läßt es sich ebenso wenig als jenes. Das tiefinnerste Wesen der Schönheit bleibt sich gleich im Wandel der Zeiten, aber wir ändern uns, wir ganz allein. Im Aufundabwogen der Entwicklung, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk, von Glaube zu Glaube war der Begriff, den man sich von der Schönheit machte, bis zu einem gewissen Grade veränderlich, je nachdem das ästhetische Gewissen reiner oder trüber im Menschen lebte. War es nicht dasselbe mit Gut und Bös? mit unserem moralischen Gewissen? Wie oft schwankt es bei der Beantwortung verwickelter psychologischer Fragen. Sollte den schwierigen Räthseln unserer mannigfaltigen Kunst gegenüber das ästhetische Gewissen stets sicher gehen?

Am unbefangensten stehen wir vielleicht dem Porträt gegenüber, denn der Mensch bezieht jeden Begriff vor Allem auf sich selbst. Dem Bild einer Person gegenüber, das sonst nichts will als ähnlich sein, wird uns der eigene Schönheitsbegriff am leichtesten klar.

Wirft man einen Blick auf die Geschichte der Porträtkunst, so fallen uns zuerst die maskenartig gemalten Gesichter auf den ägyptischen Mumien in die Augen. Die Griechen fanden es bereits

geschmackvoller, den menschlichen Körper in Stein zu hauen und Alles an seiner Darstellung nach einem edlen Maße zu ordnen. Vielleicht bestand zwischen Modell und Kunstwerk nur Familienähnlichkeit. Das Bedeutende blieb, während das Zufällige unterdrückt wurde. An den Sokratesköpfen kann man das Verhältniß der Griechen zum Häßlichen studiren. Die Materie wurde vom Geiste bezwungen und der Ausdruck eines leuchtenden Verstandes wußte die Fehler der Form zu besiegen. Die Römer schwankten bereits zwischen konventioneller Schönbildnerei und krassem Realismus, aber ihrem Wesen lag die Hauptgefahr aller Porträtkunst fern, der Hang zum Kleinlichen. Das frühe Mittelalter zeigt uns in Miniaturen und Grabsteinen eine traurige Kunst. Ein unklares Schönheitsgefühl war allein aus allem Reichthum vergangener Zeiten übrig geblieben. Schier götzenhaft steht in Ravenna die Gestalt der Galla Placidia vor uns. Man hielt es sogar für nöthig, mit kindischer Hand ihren Namen beizuschreiben, denn erkennen konnte sie Niemand. Auf den meisten Grabplatten vermißt man jedes Schönheitsgefühl, es sei denn, es habe sich in jenen Ausdruck tragischer Stille geflüchtet, den die fromm gefalteten Hände und die streng anschließenden Gewänder verleihen. Ein bedeutender Fortschritt liegt in den individualisirenden Darstellungen der Donatoren auf manchem Heiligenbild des Mittelalters. Sie sind mit Wahrheitsliebe und einer gewissen Lebensfreude gemalt; der unbedeutendste Ausdruck ist oft durch den Ernst aufrichtig frommer Gesinnung veredelt. Immer mehr bestrebt sich der Künstler, seine Besteller „schön" zu malen und in besseren Einklang mit der himmlischen Umgebung zu bringen. Kühnen Muthes brachen die Italiener mit der Tradition, sie sahen das Herrlichste auf Schritt und Tritt und hielten die menschliche Schönheit für würdig, göttliche Gedanken zu verkörpern. Frei behandelte man das Heiligenbild, nur dem Gesetze des Schönen gehorchend, frei das Bildniß des Menschen, der damals als Selbstzweck und Mittelpunkt der Erde galt. Der Sage nach sah Gott am letzten Tage der Schöpfung mit Befriedigung auf diese Krone des Werks und mit Ehrfurcht ging man daran, es dem Ebenbilde würdig darzustellen. Leonardo da Vinci gab in seinem „Trattato della Pittura" die Regel, ein Porträt habe den leibhaftigen Menschen in einem vortheilhaften Augenblick zu bringen. So malte Raphaël Julius den Zweiten. Der wilde Charakter des wie ein Landsknecht fluchenden Papstes spricht aus jedem Zuge, aber die innere Größe

des Freundes von Kunst und Alterthum ist nicht vergessen. Das Gefühl, dem Bilde eines bedeutenden Mannes gegenüber zu stehen, erfüllte uns, wüßten wir auch nichts von ihm und seinen Thaten. Raphaël blieb mit seinen Porträts in den Grenzen schöner Menschlichkeit. Ueber sie hinaus führte uns Michelangelo mit dem wunderbaren Standbild des Lorenzo Medici „il pensieroso". Niemand folgte ihm in dieser heroischen Darstellung des Einzelnen. Auch in germanischen Ländern befolgte man die Regel des großen Leonardo. Leuchtend und schönheitsdurstig glänzen Dürers Augen auf seinem wunderbaren Selbstporträt und wir möchten gerne jedem biederen Niederländer auf Rembrands Bildern die Hand drücken. Schön dünkt es uns, van Dyks Damen die feinen Fingerspitzen zu küssen. Doch selbst die allzu zierlichen Züge der Herren und Damen auf den Rokokoporträts berühren nicht unangenehm, erinnern sie doch an das reizende Plaudern jener Zeit, an das Bestreben, liebenswürdig und geistreich zu sein. Es wird erzählt, daß gewisse Maler im vorigen Jahrhundert mit fertigen Bildern, denen nur der Kopf fehlte, von Schloß zu Schloß zogen. Wie kommt es, daß trotz solcher Handwerksmäßigkeit die sogenannten Ahnenbilder meistens den Eindruck stiller Vornehmheit machen? Sie stören nicht, bewohnen würdig unsere Räume und wir sehen gern in ihre klugen, freundlichen Züge. Gewissen modernen Malern blieb es leider vorbehalten, unangenehme Porträts zu malen, bald nebelhaft verschwimmend, bald von beängstigender Unruhe, bald erschreckend brutal oder nichtssagend wie Wachsfiguren.

Es gäbe viel weniger Unsinn auf der Welt, wäre man über die ursprüngliche Bedeutung gewisser Schlagworte im Klaren. „Konventionell" heißt der Popanz, mit dem viele Kunstjünger von der Bahn des Schönen abgeschreckt werden. Konvention (das heißt Uebereinkommen) ist es freilich, wenn man mit apodiktischer Sicherheit behauptet, eine Nase z. B. müsse griechische Form haben, um schön zu sein. Aber ebenso konventionell ist es, wenn man unter Künstlern übereinkommt, daß es nicht erlaubt sei, etwas Herzerfreuendes zu malen.

Von einer italienischen Landschaft entzückt, sagte eine Dame zu einem modernen Maler: „Das ist schön, das sollten Sie malen!" Ernsthaft antwortete er: „Das kann ich nicht, das ist ja gar nicht wahr." Einem blauen See die Wahrheit der Erscheinung, die Berechtigung der künstlerischen Wiedergabe abzusprechen, um Wahrheit und künstlerisches Interesse etwa dem Kartoffelfeld allein zu-

zuerkennen, sollte dies nicht konventionell sein? Der blaue See und das Kartoffelfeld sind beide wahr und mindestens gleichberechtigt vor der Kunst.

Eine seltsame Erscheinung im heutigen Leben ist ein gewisser Haß gegen das Schöne. Es ist der Haß des Kraftlosen, der in seiner Ohnmacht den Gürtel der spröden Wunderjungfrau nicht zu lösen vermag und es dem Sonntagskind mißgönnt, Kraft und Willen in sich zu tragen. Aber das Sonntagskind ist zuweilen der dumme Hans und läßt sich von Neidlingen aufschwätzen, es wäre eines Mannes würdiger, Jungfer Schönheit fahren zu lassen, um einer plumpen Dirne nachzulaufen.

„An und für sich ist Nichts schön. Es wird erst schön durch die Art, wie es gemacht wird.“ Auf diesen Satz aus Platos Gastmahl bauten die modernen Realisten ihre Theorien und schufen eine Stilrichtung, die unter der Last der Wahrheit die Anmuth vergaß und in der Wahl des Stoffes oft eine Geschmacklosigkeit kundgab, die lebhaft an die pathologische Seite des Affekts in den Marterdarstellungen der Maler vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts erinnerte. Damals gab es Mystiker und Pathologen unter den Künstlern wie heute, weil Dinge dargestellt werden sollten, die malerisch nicht faßbar waren. An und für sich ist freilich nichts schön, aber es muß den Keim zur Schönheit enthalten, wenn aus ihm durch vollendete Technik ein Kunstwerk im heiligsten Sinne des Wortes werden soll. Nur ein Meister wie Rembrand vermag aus einer anatomischen Szene etwas künstlerisch Großes zu schaffen. Das Genie überwindet einen Stoff, an welchem Talente elend zerschmettern.

Im Alterthum und in der Renaissance suchte man den Stoff für die bildende Kunst vor Allem im Körper des Menschen, uns bietet ihn das gesammte Reich der Natur. Schon im vierzehnten Jahrhundert wich der goldene Hintergrund der Heiligen einer Landschaft und die Heimath des Künstlers gab die Folie für das Legendenbild ab. Pinturicchios Darstellungen des damaligen Rom in den Borgiazimmern sind von glänzender Farbe und wundervoll zu den biblischen Szenen gestimmt, aber sie stehen wie die Dekoration im Theater gegen die Figuren zurück. Erst die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat die Landschaftsmalerei zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben. Dies beweist, daß unsere Zeit trotz allen gegentheiligen Behauptungen ein starkes Gefühl für die Lyrik besitzt. Denn der

Reiz einer schönen Landschaft ruht in der Stimmung, sie ist das Lied in der Malerei.

Seine Liebe und seinen Haß, seinen Zorn und seine Hoffnung will man aus den Versen des Dichters heraushören, seine Stimmungen soll man in den Naturschilderungen des Landschafters wiederfinden. In den Zeiten Claude Lorrains und Poussins bedurfte man der Stilisirung. Die Natur an sich sagte den Menschen nichts, ehe sich die allgemeine Umwandlung der Gefühle in Rousseaus „Konfessions“ krystallisirt hatte. Die Leute aus der Biedermeierzeit und ihre Nachfolger verlangten die gemalte schöne Aussicht ohne inneres Empfinden und unsere Stürmer und Dränger suchten in einem künstlerisch aufgebauschten Gegensatz zu jenen mit einem möglichst häßlichen Stückchen Erde und den gewagtesten Farbenkombinationen mystische und symbolische Gefühle zu erwecken.

Jetzt endlich scheint man auch auf diesem Gebiete die Pflicht der Schönheit zu erkennen. Ich habe in einer modernen Kunstausstellung eine Landschaft bewundert voll holder Einfalt und von überzeugender Wahrheit wie ein Heinesches Gedicht. Ein reifendes Kornfeld vom Walde umrahmt, tiefblauer Sonnenhimmel und hoch in der Luft eine einsame Gabelweihe. Frieden und Sonne lag über dieser Landschaft. Frieden und Sonne senkte sich in das Herz des Schauenden. Ein solches Bild im Zimmer zu haben ist ein Glück. Vom Kunstwerk muß eine schöne erhebende Stimmung ausgehen, erfüllt es seinen Zweck, uns das kleine alltägliche Leid vergessen zu lassen.

Die Epigonen unserer Klassiker und die kraftvollen Männer aus den Freiheitskriegen hatten ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Nützliche gerichtet, ihnen genügte der Oeldruck über dem Plüschsopha in der Miethskaserne. Unter dem Freiheitsgefühl der politischen Menschen war der Sinn für die Schönheit erstickt. Wir genießen die Früchte ihrer Arbeit und in uns entwickelt sich langsam aber sicher das Gefühl: Alle bildenden Künstler, mögen sie Häuser und Kirchen, Bahnhöfe und Theater bauen, mögen sie Denkmäler errichten oder Statuetten für unsere Zimmer schaffen, mögen sie gewaltige Flächen mit Fresken schmücken oder uns ein kleines stimmungsvolles Interieur geben, haben die einzige Pflicht, Dinge zu schaffen, die an sich schön, ihren Zweck und ihrer Umgebung entsprechend auf uns — empfindende und geschmackvolle Menschen — wohlthuend wirken.

## II.

Eine Dissonanz, die an sich unser Ohr verletzen würde, wirkt schön durch die Art ihrer Auflösung. Wenn schreiende Gegensätze harmonisch ausklingen, sind sie künstlerisch verwendbar, denn in der Dichtung ist nur das Hoffnungslose absolut häßlich.

„Lasciate ogni speranza", sagt Dante, ehe wir die Hölle betreten und spricht in diesen einfachen Worten die höchste Qual, das Entsetzlichste des ewigen Verderbens aus. Unser Dasein ist in der Hoffnung begründet. Sie ist das positive Gefühl in uns, Lebensnerv und Triebkraft, ohne die wir rettungslos dem physischen und geistigen Untergang geweiht wären. Der hoffende Mensch will Schönes schaffen und schön sein.

Wenn durch eine Dichtung die Hoffnung zittert, und sich die Wahrheit mit vollendeter Form vereinigt, dann ist sie absolut schön und wird auf uns als relativ schön wirken, so lange ihre Hoffnung in uns einen freudigen Widerhall findet, so lange uns ihre Wahrheit als wahr erscheint. Je weniger Tendenz und je mehr wirkliches Leben ein Werk enthält, desto länger kann es verstanden, bewundert und geliebt werden.

Was uns — solange wir Kinder waren — äußerst werthvoll erschien, belächeln wir heute und, was uns heute als höchstes Ziel vorschwebt, erscheint uns später vielleicht wenig erstrebenswerth und gering. Der Alltagsmensch ist veränderlich wie die Völker, die Woche ungleich wie das Jahrhundert, aber durch den Einzelnen wie durch die Nation, durch den Tag, wie durch die Zeiten flutet der gleiche elektrische Strom, die Hoffnung, die uns das Bewußtsein giebt, daß etwas Besseres, Schöneres unserer wartet, die uns die Pflicht auferlegt, dem Guten und Schönen näher zu kommen.

Das Ideal einer Zeit schlummert in allen ihren Kindern und wird zuerst in den freien dichterischen Naturen geweckt, die im Stande sind, ihm Form und Ausdruck zu verleihen. In Homer und Sophokles zeigt sich das Wollen und Leben der Griechen, in der platonischen Gestalt des Sokrates ihr philosophischer Geist, in der Bibel leuchtet das tiefe, orientalische Denken der Juden, aus der Edda strömt uns die salzige Seeluft des Nordens entgegen und aus Allen die Hoffnung nach Schönheit verlangender Menschen.

Unsere Dichter, die sich theils aus Bescheidenheit, theils um einem statistischen Bedürfniß zu genügen, Schriftsteller nennen, haben das Glück, Dank der fortgeschrittenen Kultur überall her schöpfen zu können. Die Welt liegt wie eine Landkarte vor uns aus-

gebreitet und wir können in einem Jahr verschiedenartigere Eindrücke in uns aufnehmen als unsere Vorfahren in einem Lebensalter, aber die beschauliche Muße fehlt ans; Gedanken, Anregungen, ein Kinematograph wechselnder Bilder stürmen auf uns ein, doch wir können nichts in uns behaglich ausreifen lassen. Das kostbarste Gut, die Zeit, ist im neunzehnten Jahrhundert abhanden gekommen. Darin liegt vielfach der Verlust an Schönheit begründet. Eile verträgt sich nicht mit einer abgerundeten Bewegung, Eile schadet dem Dichter, verfaßt er sein Werk, Eile vernichtet die Wirkung des Werkes, überfliegt es der Leser, statt es zu genießen. Ueberhastetes Treiben erniedrigt den Menschen zur Ameise und nimmt ihm die Freude am Lebensgenuß, die Freude am Schönen. Je breiter die Massen werden, deren Anspruch an ein sogenanntes, besseres Dasein den Zug der Zeit immer demokratischer gestaltet, desto schwerer wird es, einem Ideale zu dienen. Wie sich der Standpunkt von Dichter und Publikum langsam dahin veränderte, läßt sich am besten an den dramatischen Werken verfolgen.

Als in Religion und mystischer Schwärmerei die einzige Triebkraft des Lebens steckte, erschöpfte sich die dramatische Kunst in geistlichen Spielen. Die Kirche herrschte über das ganze Dasein, ihrer gebieterischen Hand ordneten sich die Künste unter. Prächtige Höfe traten in den Vordergrund, das Leben wurde immer gewaltiger in seiner äußeren Entfaltung und wenig später, als unter Päpsten und Medicäern Michelangelo und seine Zeitgenossen Ewiges schufen, brachte am Hofe der Königin Elisabeth Shakespeare die Tragödie der Staatsaktion zur höchsten Vollendung.

Der Drang nach Bildung wurde allgemeiner, revolutionäre Ideen bemächtigten sich, durch die Enzyklopädisten angeregt, der Menschen und Beaumarchais griff in seinem Lustspiel „Figaros Hochzeit" mit kräftigem Spott die Sitten der damaligen Machthaber an. Das erste politische Tendenz-Lustspiel war geschaffen. In Deutschland hielt Schiller mit seiner kräftigen „Louise Millerin" der Welt den Spiegel der Wahrheit vor Augen und schuf das erste bedeutende bürgerliche Trauerspiel. Doch ihn und seinen glücklichsten Nachfolger auf diesem Gebiet, Hebbel, verließ nie die tragische Größe und sie vermieden es, durch kleinliche Züge eine falsche Wirklichkeit zu erzeugen. Das Leben darzustellen, wie es uns umgiebt mit seinen kleinen Mühen und Lasten, mit den blauen Flecken, die uns ein Stoß an die Kante verursacht, ohne die Grenzen der Schönheit zu überschreiten, ist eben nur mit Humor möglich. Ein Dickens

kann Dinge beschreiben, die einem Tragiker verschlossen sind. Freilich geht das alltägliche Leben seinen gleichmäßigen Gang, während sich die Charaktere immer schroffer gegenübertreten und sich die Katastrophe entwickelt. Die Uhr schlägt ihre Stunden ungeachtet der Qualen und Freuden in der menschlichen Brust. Aber wie man sich das Leben vergällt, wenn sich die Stimmung durch jede störende Kleinigkeit und durch jeden körperlichen Schmerz verderben läßt, so schwindet aus der Dichtkunst der Hauch von Poesie und Größe, wenn uns statt fortschreitender Entwicklung interessanter Menschen und Handlungen nur ein noch so fein beobachteter Ausschnitt aus dem täglichen Leben geboten wird. Hoffnungslos gemein sind solche Einblicke gar oft, sie erschüttern uns nicht, sie ekeln uns an, wir sehen nirgends eine wohlthuende Auflösung vorbereitet, wir hören nur Dissonanzen und sehnen uns nach Schönheit, denn wir verlangen nach ihr. Ist doch das Schönheitsgefühl ein mächtiger Unterschied, der uns — die Menschen allein — aus allen übrigen Geschöpfen heraushebt.

Hätten wir überhaupt eine Kunst ohne den Trieb zur Schönheit? Hätten wir ein Ideal ohne den Begriff des Schönen?

Was in uns an edleren Empfindungen schlummert, wird geweckt durch diese Wirkung auf uns und die reine Freude steht himmelhoch über allen sinnlichen Genüssen, denen das Thier mit gleicher Lust zu fröhnen vermag.

Wer im Theater nichts verlangt als den Kitzel überreizter Nerven, wer in der Venus von Medici nichts Anderes sieht als das schöne Weib und nichts als die eigene ungesunde Phantasie mit den Werken der Dichter zu nähren sucht, ist ein Barbar, schlimmer als jene, die mit frevelnder Hand Statuen zertrümmerten und Tempel verbrannten. Er steht nicht höher als Tieks berühmter „gestiefelter Kater", der den Tönen der Nachtigall lauschend sich bereits die Schnauze nach dem herrlichen Braten leckte.

Wie kann aber ein Werk, das im Gemeinen wurzelt, den Menschen erheben, wie kann die ausschließliche Darstellung niedriger Leidenschaften und armseliger Schmerzen ohne Hoffnung auf Lösung, ohne Strahl göttlicher Größe die Ziele eines Kunstwerks erreichen?

Seit Plato seine Gedanken über „το καλὸν καὶ ἀγαθὸν" niedergeschrieben, gehören das Gute und Schöne in edler Vereinigung zusammen und sind nur dadurch getrennt, daß die Freude am Guten in seiner Wirkung liegt, die Freude am Schönen aber in

ihm selbst. Die gute That gefällt in ihren Erfolgen, das schöne Werk erfreut uns einfach durch sein Vorhandensein.

Die Flügel der Seele wachsen und keimen beim Anblick der Schönheit, sagt Plato, und sie sollen uns hinübertragen über Gebrechen und Krankheit, über Schmutz und Elend, über rücksichtslose Gemeinheit und niedrige Streberei. Das alles giebt es freilich überall in reichem, überreichem Maße und wer es leugnen wollte, ist ein Narr und wer es als Künstler unterdrücken wollte, wäre ein Idealist, der den Boden unter sich verloren hätte. Aber über dem häßlichen Gewürm blüht die Blume und neben dem Schatten des Lebens leuchtet eine herrliche, glückspendende Sonne. Nur wenn man Dunkel und Licht einander gegenüberstellt, wie sie draußen auf der Straße, draußen in der weiten Natur ineinanderfließen, schafft man ein Kunstwerk, das Wahrheit und Schönheit mit einander vereinigt. In der Photographie fehlt Farbe und Wärme, in der genauen Schilderung einer Bauernstube auf moderne Art fehlt der würzige Hauch, den die Menschen hineintragen, kommen sie aus Gottes freier Natur.

Schönheit ist nicht Geschmacksache, obwohl sich mit den Anschauungen das Urtheil über sie ändert, sie wirkt immer überwältigend auf empfängliche Gemüther. „La beauté est composée d'un jugement et d'un sentiment, enveloppés l'un dans l'autre. (Cousin, fragments philosophiques).

In der Natur liegt sie latent — wie alle großen Kräfte — der Mensch allein ist im Stande, sie zu empfinden und durch Intuition zu erwecken. Aber nach Plotin bemerken nur schöne Seelen die Schönheit, für Andere ist sie eine schlummernde Kraft ohne Nutzen und Werth.

Verspüren auch einige Künstler-Naturen das Vermögen in sich, zu eigener Freude und zum Frommen der Andern mit einem Schönheitsideal vor Augen zu schaffen, so verhallt ihre Stimme umsonst, wenn sie kein Echo findet. Von Alters her wurde die Schönheit mit dem Lichte verglichen und der betende Mensch neigte sich vor der Sonne. Aber der Sonnengott, der strahlende Helios-Apollon, war der Vater der Musen.

Licht sei die Kunst! In der Welt unserer Empfindungen und Gedanken eine strahlende Sonne, die Leben verbreitet, Wärme und Lust, wie das Tagesgestirn auf unserer armen Erde.

Mag der tiefe Realismus eines Spinoza oder der oberflächliche Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts im Schönen nur einen

angenehmen Reiz der Empfindungsorgane entdeckt haben, uns sei es wieder innere Freude und Gebet und das Wort „schöne Literatur“ klinge nicht mehr wie ein Hohn auf die Schilderungen der hoffnungslosen moralischen und physischen Verkommenheit, sondern werde zur Wahrheit!

Die Schönheit sollte und könnte wie die Liebe bis ins Kleinste dringen, wir müßten sie täglich, stündlich genießen, wollten wir Menschen im höchsten Sinne des Wortes werden. Nicht eine Sammlung konventioneller Vollkommenheiten ist wahre Schönheit. Ich las einmal in einem Märchen, wie sich Hans ein Weib wünschte mit Lippen wie Korallen, Wangen wie Milch und Blut, und Haaren wie Gold. Doch all' dies machte das Weib nicht schön, denn als es vor ihm stand in der Pracht der verlangten Eigenschaften, wollte es ihm fast wie ein Ungeheuer erscheinen.

Nicht solche konventionelle Dinge bilden die Schönheit der Frau. Wenn statt kindischer Gefallsucht ernste heilige Ueberzeugung sie beherrscht und in ihr die Pflicht lebt, so schön als möglich zu sein, wird jede Geberde und jede Bewegung zur anmuthigen Verkörperung edler Gedanken, ihre Sprache und ihr Lächeln behalten den Zauber der Jugend über die Jahre hinaus. Vittoria Colonna war eine alte Frau, als sie starb, aber wie schön mußte sie zu sein verstanden haben, daß ein Michelangelo in Verzweiflung ihre Hände küßte und sich vorwarf, daß er nicht den Muth gehabt, auch die schöne Stirn zu berühren, vielleicht die Lippen, von denen so viele anmuthige Worte geflossen.

Wir haben jetzt tausend Mittel mehr als früher, die Schönheit zu fassen und zu erwerben. Wie ein stolzer König seine Braut von Herrlichkeit zu Herrlichkeit führt, kann der Mensch in gerechtem Stolze zeigen, was er auf Erden vermag. Er hat mit der Natur im Wetteifer geschaffen und die Welt, die er sich gebaut, braucht sich vor dem Vorhandenen nicht zu schämen. Was sind die schönsten Tropfsteine gegenüber den steinernen Wundern der Gothik, wie armselig sind die wilden Früchte im Vergleich mit den herrlichen form- und farbvollendeten, die der Mensch zu erzielen versteht. Derselbe Mensch, der Stoffe in allen Farben des Regenbogens weben kann, schillernder, schimmernder als die Fügel der Libelle und des Schmetterlings. Ja! wir sind gewaltige Zauberer! Mitten im Winter haben wir gelernt, alle Blüthen des Frühlings erstehen zu lassen, um unser Leben mit ihnen zu schmücken. Aus der einen Centifolie sind hunderte von Rosenarten entstanden, jede

für sich ein Märchen an Schönheit und Duft. Der Mann, der uns um eine Blume bereichert, verdient größere Bewunderung als der Erfinder eines neuen Geschützes. Wir sind Zauberer, Könige auf Erden, Göttliches wohnt in uns. Vergessen wir das nicht! Seien wir zu stolz, um Häßliches und Gemeines zu ertragen! Empören wir uns gegen die Häßlichkeit und sehen wir nicht mit feiger Gleichgültigkeit zu, daß die Ehrfurcht vor der Schönheit abnimmt, die Freude an ihr verblaßt, daß schöne alte Gebäude angeblicher Nützlichkeit weichen und das Kleinod idealer Gesinnung mehr und mehr aus dem Herzen unserer Zeitgenossen schwindet.

Je mehr das Schöne aus alter Zeit vergeht, desto roher wird der Geschmack, denn unser Gemüth verlangt Anknüpfen an das Bestehende und verbietet uns, mit der Vergangenheit zu brechen. Ohne Gemüth ist jedes Werk der Rohheit verfallen. Aber das eigensinnige, kleinliche Festhalten an der Tradition wird ebensowenig ein wahres Kunstwerk hervorbringen als die krankhafte Sucht nach Originalität. Der Mensch muß Lehrling, Geselle und dann erst Meister werden, die Augen immer mit Andacht nach der Göttin Schönheit gerichtet.

Wehe den falschen Propheten, die uns zurückführen möchten in die Finsterniß unter dem Vorwand, das Leben dürfe nicht schön sein und biete nur Raum für nützliche Arbeit. „Finsterlinge" nennen die russischen Bauern selbst ihren vermeintlichen Freund Tolstoi und dessen Jünger, die eine Rückkehr zu primitiven Sitten mit Wort und That predigen. „Wie", spricht der praktisch urtheilende Bauer, „dieser Mann, unser Herr, ist durch die Gunst des Himmels und das Glück seiner Ahnen reich geworden. Er könnte Kirchen bauen und Gärten anlegen zu Stolz und Zier der Gegend, er könnte für unsere Jugend Musik spielen lassen und Märchen erzählen, aber er zieht es vor, Stiefel zu flicken und Holz zu spalten. Er will in unsere Finsterniß hinuntersteigen, als ob es dadurch bei uns heller würde."

So lautet das Urtheil über solch sonderbare der Schönheit und Kunst spottende Schwärmer. Ein gesund empfindender Mensch kann sich ohne Neid an allem Schönen erfreuen, kann er es auch nicht als Eigenthum erwerben. Was mein Auge und mein Ohr ergötzt, ist mein. Doch hätte ich um theures Geld das kostbarste Kunstwerk bekommen und stände ohne Verständniß davor und liebte es nicht und ließe nicht Andere an meiner Freude theilnehmen, dann gehörte es mir nicht wirklich trotz meines Kaufvertrages.

Es ist menschenunwürdig, wenn Einzelne prassen wie Lucull, aber ebenso unwürdig, die schwarze Suppe der Spartaner für alle kochen zu wollen. Das Mädchen Griechenland ist nicht unsterblich wegen des eisernen Ringes Sparta, den es am Finger trug, sondern wegen des Zauber-Goldreifs Athen.

„A thing of beauty is a joy for ever.“ (Keats.)

Wer dem Menschen eine solche immerwährende Freude schafft, dem kann Vieles vergeben werden. Giebt es noch einsichtige Menschen, die es nicht begreifen, daß Leo der X. während der Gespräche mit Raphaël und Michelangelo das ferne Grollen der Reformation überhörte? Schönheit macht uns zwar nicht zu moralisch vollkommenen Menschen, aber sie bessert uns und bändigt zuweilen den bösen Geist, wie Davids Harfe das Gemüth König Sauls. Das Höchste ist freilich, wenn die Liebe zum Schönen Eitelkeit, Ruhm und Gewinnsucht soweit zu zähmen vermag, wie bei jenem Tyrannen Demetrios, der die Eroberung von Rhodos unterließ, weil dabei ein Stadttheil in Flammen aufgehen könne, der ein berühmtes Gemälde enthielt.

Ihre Kunstschätze sollten eine Stadt wie Rom besser vertheidigen als die kleinen, elenden Forts, welche die Campagna verunzieren.

Ehrfurcht vor der Schönheit, Freude an ihr, Fähigkeit, Begeisterung zu empfinden, ist das schönste Recht und eine gewaltige Pflicht der Jugend. Wer über solches spottet, der spottet seiner eigenen Menschenwürde. Wie edel dachten jene Handwerksleute in Florenz — die Genossen der „arte della lana“ — die Stein um Stein, Geldstückchen um Geldstückchen herbeitrugen, ihren Dom zu erbauen. Die Florentiner sind uns überhaupt ein schönes Beispiel, besonders als sie singend und jubelnd Cimabue mit seiner Madonna auf dem Wege nach Santa Maria Novella umringten, so froh über das Ereigniß, es sei etwas mehr an Schönheit in die Welt gekommen, daß der ganze Borgo nach ihrem Jubel benannt ist und noch heute „Borgo allegro“ heißt.

Sie ahnten unbewußt den großen Sieg, der darin liegt, daß des Menschen Hand und Herz den spröden Stoff zur Schönheit bezwungen, denn sie ist nichts Aeußerliches und Ueberflüssiges in unserem Leben, sie ist ein hohes Gut, dessen Besitz zu erringen Menschenpflicht ist.

„Weißt du auch, was die Schönheit sei?
Sieh zu, ob ich's verfehle:
Ein Gleichniß beut die Liebe mir,
Sie geht vom Körper aus gleich ihr
Und endigt in der Seele.“ (Grillparzer.)

## III.

Unter Feuerbachs Einfluß schrieb Richard Wagner: „Das Ziel ist der starke und schöne Mensch. Die Revolution gäbe ihm Stärke, die Kunst die Schönheit!"

Ist es auch nicht die Revolution im damaligen Sinne des Barrikadenkämpfers, so ist es doch eine Auflehnung gegen das Häßliche und Hoffnungslose, die uns Stärke verleiht. Im Kampf kräftigt sich der Körper, stählt sich der Geist und wenn unser Idealismus, Schönes zu schaffen und es in einem schönen Leben zu genießen, nicht fern in den Wolken ein ewiger Traum bleiben soll, muß er zum Schlachtruf werden gegen die trübe Lehre des Häßlichen und Gemeinen. In der Kunst zeigt sich das Leben mit seinen Zielen, die Anschauungen einer Zeit spiegeln sich in Bild und Wort und, wer ein schönes Werk aus seiner Gedankenwelt in die Wirklichkeit zaubern will, muß verstehen, in der Harfe des Lebens nicht Disharmonien, sondern Akkorde zu greifen. Wollen wir eine lichte Kunst haben, so müssen wir die Heilung an unserer Person beginnen, nur dem Schönen Einfluß gewähren und das Nützliche mit dem Gewande der Anmuth bekleiden. Ernste Männer werden den Kopf schütteln und den Mahnruf des Idealisten in der Aera der Maschinen und in den Zeiten der unruhigen Hast vorläufig belächeln, aber ihr Spott wird schwinden, wenn sie den Werth des Schönen wirklich begreifen. Zieht Hoffnung in der Menschenseele ein, herrscht Zufriedenheit, wenn auch nicht mit dem gegenwärtigen Zustand, so doch mit dem, was man bei ruhiger Entwicklung erreichen kann. Nur zufriedene Menschen verlangen darnach, sich und ihr Leben zu schmücken. Schönheit wird ihr Streben, Schönheit wird ihr Gedanke. Sie sind an Leib und Seele gesund und brauchen nicht in betäubendem Genuß kranke Nerven zu reizen, sondern empfinden am wahrhaft Schönen reine, glückbringende Freude. Dieser Durst gebildeter Menschen wurde schon oft unter dem Schlagwort „Rückkehr zur Natur" zusammengefaßt, ist aber nichts Anderes als das zurückgedrängte Bedürfniß nach Schönheit, der Wille des Samenkorns, den Stengel und die Blüthe zu treiben.

Warum so häßlich? fragen wir uns, wenn wir den überarbeiteten Schulbuben blaß, mit Brille und schweren Büchern bepackt nach Haus wandern sehen. Warum so häßlich? wenn ein dicker Student mit zerhacktem Gesicht, aufgetrieben vom Biergenuß zur Kneipe geht? Die Schüler, die zu den Füßen der alten Philosophen

andächtig lauschten, sahen anders aus. Die Männer, deren Jugend ein Hauch physischer Schönheit umwehte, blieben frischer und jünger, als die armen biergetränkten Bureaukraten unserer Zeit. Wer prinzipiell die Vergangenheit bewundert, findet freilich nur Fehler in der Gegenwart, wer jedoch die eigne Zeit liebt, auf die Zukunft vertraut und das Schöne verschwundener Epochen nicht vergessen will, bedauert, daß dem einseitigen, gewaltigen Fortschritt der große Rückschritt andererseits gegenübersteht.

Die Kultur des Alterthums wurzelte unter einem Himmelsstrich, der ein Leben im Freien ermöglichte, und der langsame Pulsschlag der Zeit gestattete den Menschen, faltenreiche Gewänder zu tragen und in schönen langsamen Bewegungen dahinzuschreiten. Bedurften sie der Kraftentwickelung und Gelenkigkeit, warfen sie das Kleid ab. Sie waren schön, was brauchten sie sich zu schämen. Eine Rückkehr zum antiken Gewand erlaubt weder unser Klima noch die Art und Weise unseres Lebens. Kohlenstaub füllt die Luft unserer Städte, und Hände, die früher der Bedienung des Einzelnen zur Verfügung standen, schaffen jetzt mit gewaltigen Maschinen an der Herstellung von Massenartikeln. Das Nützlichkeits- und Gleichheits-Prinzip ist der Schönheit feind, denn für Alle können nicht Meisterwerke geschaffen werden und wer nur auf den Gebrauchswerth der Dinge sein Augenmerk richtet, betrachtet die Welt vom Standpunkte des Thiers, nicht aber von dem des beseelten vernünftigen Geschöpfes.

Es fehlt weder an Mitteln noch an Kenntnissen, unsere Umgebung viel schöner als je zu gestalten. Wann gab es Aerzte, die dem Körper die gleiche Sorgfalt zu theil werden ließen als jetzt? Wann ist in dunkler Nacht eine Lichtquelle hervorgezaubert worden, wie heute die elektrische Flamme? Wann war es möglich, das belebende Wort fast gleichzeitig in allen Theilen der Erde zu verbreiten?

Im Norden wenn Wind und Wetter über das Land jagen, schmücken die schönsten Blumen unsere Tafel, aber wir winden uns keinen Kranz mehr aus ihnen und legen ihn um unsere Stirn, denn wir würden uns lächerlich und grotesk vorkommen. Was wir aber als lächerlich empfinden, ist der wichtigste Unterschied im Wandel der Sitten. Die Schönheit vergangener Zeiten eignet sich nicht mehr für die rußgeschwärzte Gegenwart nnd wir müssen, auf der Bahn der Entwickelung fortschreitend, eine neue finden, die sich Eingang erzwingt in die Paläste und Hütten, die unserer Kultur und unserer Geschichte würdig ist.

Ein unruhiges Tasten macht sich seit einigen Jahren bemerkbar, man sucht dem Buch, der Wohnung, dem Gebrauchsgegenstand einen persönlichen Stempel aufzudrücken, der das Verlangen nach Schmuck und Schönheit enthält, aber man vergißt die Hauptsache: sich selbst. Der Mensch, zu dessen Füßen bezähmte Naturkräfte ächzen, dessen Gedanke den Erdball beherrscht, hat die Zeit und die Lust verloren „schön zu sein."

Wir lachen über die vornehme Frau des achtzehnten Jahrhunderts, die sich noch auf dem Todtenbett pudern und schmücken ließ und vergessen, welches erhabene Pflichtgefühl sie zu dieser äußersten Anstrengung leitete: die Pflicht zur Schönheit. Wir sind im Kampfe des Lebens und in der Ueberfülle der Arbeit zu ernst geworden, um klassischer Heiterkeit Eingang zu gewähren, deren größtes Ergebniß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper ist. Nur auf dem Boden dieser Gesundheit kann sich das Schöne entwickeln, nur, wem eine kräftige Revolution gegen Krankheit und Unterdrückung Stärke verleiht, wird in seinem Dasein Schönheit erreichen.

Ihr Feind ist vor Allem die Einseitigkeit und das bestimmte Ziel, dessen sich die Erziehung vom Knaben an schuldig macht. Hat der Egoismus des Staates, kräftige Soldaten zu erziehen, auch dem Turnen und Fechten Eingang verschafft und bildet er den erwachsenden Jüngling zum kräftigen Mann, so verliert sich bei den Meisten bald die Lust an körperlicher Uebung oder wird im beinahe berufsmäßig betriebenen Sport zur Ueberanstrengung, die den Menschen ebenso verhäßlicht wie das Gegentheil.

Die Lust zu unnatürlicher Steigerung und die Sucht sich einander zu überbieten, nimmt unserer Zeit den vornehmen Ausblick auf das Ganze, das beständige Verdunkelnwollen einer fremden Sonne raubt uns die Freude am eigenen bescheidenen Stern. Wir müssen die Welt wieder mit den Augen des Idealisten betrachten, nicht zweifeln und fürchten sondern wollen und hoffen.

Wie viel mehr Elend und Häßlichkeit gab es früher und wie erhob sich in immer mächtigeren Wellen die Fluth der Schönheit in der Antike, der Renaissance und der deutschen klassischen Zeit. Immer größer wurden die Kreise, die der gewaltigen Göttin unterlagen und wenn sich jetzt wieder Propheten regen, die vom Menschenthum mehr verlangen als Wissen und Können, die im geistigen Genuß des Geschaffenen, in der Freude am Schönen allein ein

würdiges Ziel erblicken, so liegt darin eine fröhliche Aussicht auf die Zukunft.

Man hat von der politischen Gleichheit und von der Wissenschaft ein neues reiches Leben erwartet und wurde enttäuscht. Die nationale Eitelkeit sollte Wunder wirken und entflammte nichts als gemeinen Streit. In Habsucht und Interessenkampf löste sich das einseitige Leben für Handel und Industrie. All diese sorgfältig gepflegten Obstbäume im Garten des Daseins gaben nur Knospen, die Wind und Regen vom Aste rissen, während der verachtete Strauch in der Hecke sich mit wunderbaren Blüthen bedeckte und nur weniger Pflege bedarf, um uns mit süßen Früchten zu überschütten.

Vom Baume der Erkenntniß zu essen war dem Menschen verboten und er aß doch. Neben ihm aber blühte unbemerkt der Strauch der Schönheit.

Aus den Worten der Philosophen von den alten Indern und Plato bis zu den Denkern des heutigen Tages geht klar und deutlich die Lehre hervor, mögen sie das Dasein des Schönen an sich leugnen, zerlegen und anerkennen, daß im reinen Empfinden der Schönheit der höchste Ausdruck des Menschenthumes liegt, weil sich in ihr keine Befriedigung unserer nothwendigen Bedürfnisse findet, sondern weil sie allein zu unserer Freude dient.

Sie schlummert im Kinde, das in Feld und Wald Blumen sucht, sie zum kleinen armseligen Strauße zu verbinden, sie ruht in den Anschauungen niedrig stehender Völker, die sich mit Muscheln und Federn schmücken und in ihre Haut bunte Figuren ätzen. Aber sie hat sich entwickelt und feste Regeln gewonnen und im griechischen Ideal ihren höchsten Ausdruck gefunden, der sich den wechselnden Zeitanschauungen anschmiegend in seinem absoluten Wesen nicht mehr verändert hat.

Mögen uns Nörgler zurufen: ihr Idealisten schwärmt für den Hermes des Praxiteles und für die Venus von Milo, aber ihr seht aus wie die Karikaturen in den fliegenden Blättern, ihr redet euch die Lippen wund über die Zeiten des Perikles und der Hypathia und sitzt zwischen engen schmucklosen Wänden aneinandergedrängt ohne Raum und Zeit zur Entfaltung, ihr habt die Nasen in der Luft und fallt in den Schmutzhaufen zu euern Füßen! so antworten wir ohne Zögern: Wir haben einen Besen in der Hand, vor unserer Wanderung die Straßen auszukehren, unsere Kunst wird die Wände schmücken, so schön, vielleicht schönec als früher

und unsere reiche Gedankenwelt wird aus der Enge hinausstreben. Der Wunsch schöner zu werden wird uns zur Erfüllung verhelfen. Alles ist Wille im Leben und wer die Pflicht zur Schönheit ernst nimmt, kann seinen Kräften entsprechend etwas erreichen, das durch das Gesammtwollen der Menge zum Ziele führt. Nicht Jeder muß Dichter oder Maler sein, aber Jeder kann Freude an den schönen Werken der Auserwählten empfinden.

Daß unser Dasein trotz der großen Schätze, über die wir auf allen Seiten verfügen, mit Bewußtsein immer häßlicher geworden ist, liegt darin, daß wir in dem Bestreben, reich zu werden, darauf verzichten, reich zu sein. Der moderne Mensch ist zwar ein Egoist wie die moderne Nation, aber es geht Beiden, wie der berühmten Frau Eilebeute in Göthes Faust, die in dem Verlangen, immer mehr und mehr zusammenzuraffen, die werthvollsten Stücke wieder aus ihrer Schürze fallen läßt.

Das Leben ist kurz, doch es ist lang genug, um schön zu sein, wenn wir unsere Wünsche mit unserem Können in Einklang zu bringen wissen. Das Mädchen vom Lande ist in seiner Tracht mit einem Sträußchen veralteter Gartenblumen an der Brust in seiner Art ebenso schön wie die Dame im Glanze der Juwelen, aber die Bäuerin mit ihrem sonnverbrannten Gesicht ist häßlich, wenn sie einen städtischen Hut auf ihren Kopf setzt, wie die alte Kokette, wenn sie sich mit jugendlichen Farben schmückt.

Wie oft sind es nur Kleinigkeiten, die uns die Freude am Dasein vergällen, geringfügige Dinge, die der Schönheit den Eintritt ins Leben verwehren, aber es fehlt die Gelegenheit oder der Geschmack, sie aus unserem Kreise zu entfernen. Die erstere zu schaffen ist Pflicht des führenden Theiles der Menschheit. Gesetzgeber, Dichter und Künstler haben die große Aufgabe, außer dem Schädlichen das Häßliche zu entfernen nicht durch Verbot, sondern durch Beispiel und Preis des Schönen. Wird das Häßliche hierbei der Lächerlichkeit preisgegeben, um so besser, denn nichts bildet den Geschmack des Einzelnen und des Volkes leichter, als wenn man es lehrt an richtiger Stelle zu lachen. Keine Strenge und keine Strafe heilt einen Schaden so gut als das beschämende Gefühl der komischen Wirkung.

Der Geschmack aber ist die Krone einer langen Kulturentwicklung und der Fluch der Emporkömmlinge liegt in seinem Fehlen. Durchaus individuell gehorcht er keinem Gesetz und wird, so lange es Menschen unserer Art giebt, die wirkliche thierische Gleichheit

von uns fern halten. Geschmack und Schönheit sind das Palladium unserer Kultur und Bildung, streng aristokratisch dienen sie den Besten allein und werden immer den Unterschied zwischen den innerlich Hochstehenden und der Masse bilden. Je weiter die Kreise werden, denen sie sich offenbaren, desto fortgeschrittener ist unsere Welt und wenn sich wieder ein perikleisches Zeitalter vorbereitet, so wird es sich nicht auf den Marktplatz von Athen sondern auf die Gesammtheit der gebildeten Nationen erstrecken.

Daß aber mitten in dem waffenstarrenden Europa der ideale Gedanke immer mehr um sich greife und dadurch das Reich der Schönheit an Boden gewinne, sei Sorge Aller, deren Herz und Horizont über das Kassenbuch, den blauen Aktendeckel oder die Spitze des Säbels hinausgeht. Die Renaissance der Italiener und unsere klassische Zeit trafen zwar mit politischem Niedergang und fremder Knechtschaft zusammen und man hört oft, die Größe des Staates hindere die Entfaltung der Kunst, weil sie die ersten Geister an das öffentliche Leben fessele, aber im unablässigen Drang nach vorwärts, der uns die Waffe oder die Feder, den Hammer oder den Zirkel in die Hand drückt, wird das Verlangen immer deutlicher: nicht nur nützlich, sondern auch schön, nicht wahr allein, sondern erhaben!

Wer sein Talent daransetzt, den niedrigen Leidenschaften der Anderen zu dienen, und wer seine Schätze an Zeit, Kraft und Verstand vergeudet, Gemeines oder Häßliches, sei es zu schaffen, sei es zu genießen, der gleicht jener Königin des Alterthums, die ihre schönste Perle in den weingefüllten Becher warf und ihrem Geliebten zum Tranke gab. Der Wein ward nicht besser und die Perle war verloren.

Die Schönheit diene zum Schmuck, nur dann erhebt sie uns über die Kämpfe des täglichen Lebens.

Im Traume wanderte ich einst durch einen wunderschönen Garten, Blumen dufteten auf allen Seiten und wendeten ihre farbigen Kelche der Sonne zu und Vögel sangen.

Zwischen dem Laub der Bäume über blühende Sträucher hinweg sah man ins weite Land und mit geschärftem Auge konnte ich erkennen, wie der Landmann friedlich seinen Acker bestellte und wie Schaaren fröhlicher Menschen von ihrer Arbeit heimwärts wanderten.

Sie waren stark und schön. Man sah ihnen an, daß sie thätig waren, aber die Arbeit hatte nicht ihre Gestalt noch ihren Ausdruck verdorben.

Ich wanderte weiter und kam in einen Hain, in dessen Schatten herrliche Statuen thronten. Sie stellten Menschen dar, schön, wie ich sie vorhin gesehen, nur noch edler, ruhiger — und nackt.

Da weitete sich vor mir der Hain, die uralten Bäume traten zurück und vor mir lag, in Rosenbeete gebettet, ein Tempel. Es stiegen Leute die Stufen hinan, ich schloß mich ihnen an und kam in große, bildergeschmückte Räume. Ich bewunderte, denn Alles war schön, wahr und einfach. Ich hatte das Gefühl, all diese Werke müßten so und könnten nicht anders sein.

Und die Menschen um mich bewegten sich, als wären ihre Bewegungen Musik und sie waren freundlich und schienen froh.

Da kamen wir in einen Raum, in dessen Mitte stand ein Altar und vor diesen trat ein Mann. Sie sagten, er sei ein Dichter.

Und er sprach:

„Sterbliche, die ihr den Tempel der Schönheit betretet . . .“

Da erwachte ich und wußte, daß ich von einem Fabelland geträumt hatte. Draußen aber durch den Sommermorgen riefen die Glocken und luden zu einem Gottesdienst ein, der so schön sein könnte und so himmlisch, wenn nicht auch er allzu irdisch geworden wäre.

Der Traum eines Dichters ist zu weit von der Wirklichkeit, um Wahrheit zu werden, aber seine Gedanken verdichten sich zu Worten und seine Worte erregen Sehnsucht in den Gemüthern.

Pflicht ist aber, daß beide zur Schönheit mahnen: die Gedanken und das Wort.

---

# Sven Hedins und Landors Reisen in Innerasien. *)

Von

**Paul Rohrbach.**

Die Erforschung Innerasiens hat ihre größten Fortschritte nicht so sehr durch den rein geographischen Entdeckertrieb wie durch die politischen Bestrebungen der Russen und Engländer in jenen Gegenden gemacht. Russische und englische Reisende sind es auch bei Weitem zum größten Theil, denen wir die Erweiternng unserer Kenntniß über das hohe Innere des Kontinents verdanken — und zwar waren die Reisenden bezeichnender Weise meist Offiziere und Beamte. Die beiden Unternehmungen, die den Gegenstand dieses Berichts bilden sollen, fallen aus der Sphäre solcher mehr politischen Entdeckerthätigkeit heraus; sie sind von Privatleuten und mit privaten Mitteln ins Werk gesetzt, und sie haben rein wissenschaftlichen Zielen gedient. Sven Hedin, der Glücklichere der beiden Reisenden, ist Schwede; das Gebiet seiner Forschungen bildet das Zentrum der gewaltigen, abflußlosen Gebiete Hochasiens, das sanderfüllte einstige Meeresbecken zwischen dem Thian-schan und dem Kwenlun, sammt seinen hohen Randlandschaften. Landor, der vom Mißgeschick Verfolgte, ist Engländer und hatte sich die Aufgabe gestellt, nördlich vom Himalaya, dem Laufe des Brahmaputra

*) Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Mit 256 Abbildungen, 4 Chromotafeln und 7 Karten. 2 Bände, Leipzig 1899, F. A. Brockhaus. Preis 20 Mark. Henry S. Landor, Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Mit 202 Abbildungen, 8 Chromotafeln und einer Karte. Dritte Auflage. Leipzig 1898. F. A. Brockhaus. Preis 10 Mk.

folgend, Lhasa, die unzugängliche, verbotene Hauptstadt Tibets, zu erreichen. Wenn man die beiden Männer nicht nach ihren Erfolgen, sondern nach ihrer persönlichen Kühnheit und dem Opfermuth im Dienste ihrer Idee mißt, so wird keiner von ihnen dem Andern nachstehen; nichtsdestoweniger aber ist Sven Hedin doch ohne Zweifel der bedeutendere, stärkere Genius. Man fühlt sich selbst gegenüber solchen wirklichen Pionieren der Forschung, solchen stählernen, der Wissenschaft sich opfernden Charakteren klein — sehr klein, auch wenn man sich sagen darf, daß man zu Wasser und zu Lande ein Stück von der Welt durchzogen und Gegenden kennen gelernt hat, die nicht häufig als Reiseziel dienen und bereits außerhalb selbst der Peripherie des europäischen Kulturkreises liegen. Immerhin, gegen Hedin und Landor sind das unerhebliche Ausflüge, und selbst ein Monat unter den kurdischen Banditen in Hocharmenien und dergleichen mehr bedeutet gegen ein wochenlanges Ringen auf Tod und Leben mit dem Dämon Durst in der Wüste oder gegen Martern, wie sie nur eine raffinirte Grausamkeit ersinnt, nicht mehr als ein Spaziergang in den Bergen gegen eine Hochgebirgstour. Auf der andern Seite geben aber eigene, wenn auch beschränkte Erfahrungen insofern ein Recht, auch Größeres einer Würdigung zu unterziehen, als ein richtiges Augenmaß und zutreffendes Schätzungsvermögen für Leistungen in der Art Hedins und Landors sich erst einstellen, wenn man selber eine praktische Vorstellung davon hat, was eine solche Expedition bedeutet. Wer selbst das Satteln und Lagern kennt, Tag um Tag, die Freude am flotten Vorwärtsreiten in freier milder Natur, in Klüften und Einöden, durch Berge und Steppen, wo es noch keine Kultur giebt, und die spärlichen Bewohner des Landes über den Fremden, den Europäer, noch erstaunen — wer selbst mit vollen Zügen den Reiz des epischen Erlebens im Barbarenlande genossen hat: das Zusammentreffen und Verhandeln mit den Eingeborenen, die Besuche in ihren Häusern, bei ihren Würdenträgern, auf ihren Belustigungen, das herrliche Gefühl der Freiheit, zu bleiben, zu reiten, zu rasten, wo, wohin ich will, befehlen, spenden, versagen zu können, mit einem Wort, Führer zu sein, der seine Ziele vor Augen sieht, seine Leute, seine Karawane seinen Zwecken dienen läßt, mag er dabei auch noch soviel mit Reibungen, Widerstand, Hindernissen zu kämpfen haben — wer, sage ich, von alledem hat kosten dürfen, der liest solche Werke wie Hedins und Landors Bücher sozusagen mit einer Art kollegialen Empfindens, und sollte dieses selbst ein

wenig dem Gefühl verwandt sein, mit dem der kleine Provinzialschauspieler vom „Kollegen“ von der Residenzbühne spricht. Ganz abgesehen aber von dieser besonderen Art des Genusses, den ich persönlich bei der Lektüre gehabt habe, ist es doch das Erleben und das Erzählen der Helden an sich, „der Nimbus des Heroischen und Abenteuerlichen, das poetische Gefühl eines naiven odysseushaften Heldenthums“ *) in Gebieten, die zum großen Theil noch nie vom Fuße eines Europäers betreten worden sind, was Jeden, der eins der Werke in die Hand genommen hat, so schwer von der Lektüre wieder aufstehen lassen wird. Noch wird es ja eine Weile dauern, bis der letzte große weiße Fleck von der Erdkarte verschwindet, aber Sven Hedin hat ein mächtiges Stück dieses bisher noch unbetretenen, unkolorierten Gebiets mit dem Gelb der Wüste, dem Blau der Flußadern und Seen, dem Grün der Oasengebietes und dem Braun der Bergländer überzogen! Es ist hinreißend zu lesen, wie er arbeitet, strebt kämpft: vorwärts, vorwärts, wie er seine siegesgewisse, kühne Mannesstimmung in schlichter Offenheit reden läßt, schildert, wie das Geheimnißvolle, Abenteuerliche ihn lockt, mit dämonischer, magnetischer Gewalt an sich zieht — und wie doch wieder auf jeder Seite der ernste, nüchterne geschulte, messende, zeichnende, Gesteine, Gras und Kraut wie Münzen und Götterbilder sammelnde Jünger der Wissenschaft sich zeigt: der ebenbürtige schwedische Bruder des norwegischen Helden Nansen. Glücklich, wem die Götter solchen Sinn, solches Wissen, solches Können, solches Erreichen verliehen!

Als Hedin seine Reise antrat, war sein Vorhaben, Asien von Westen nach Osten zu durchqueren: von der kaspischen Niederung bis nach Peking, im Durchschnitt auf der Breite des vierzigsten Parallelkreises. Das mittlere Stück dieser Route, zwischen Kaschgar und dem Hoang-Ho, liegt in einem bisher besonders unbekannten Theile des Kontinents, in der westlichen Gobi, d. i. dem wissenschaftlich höchst interessanten und wichtigen Becken des Tarimflusses, zwischen dem fünfundsiebzigsten und dem neunzigsten Längengrade. Hedin giebt selber an, daß er von den rund 10500 Kilometern, die er kartographisch aufgenommen hat, auf 3250 der Erste, auf dem Rest der Zweite, Dritte bis höchstens Vierte war, der diese Wege im Dienst der Wissenschaft ging. Fragt man nach den Re-

*) Diese vortrefflich charakterisirende Wendung kommt aus einer vom Verleger mitgetheilten Besprechung in Westermanns Illustrirten deutschen Monatsheften.

sultaten seiner Reise, so treten solche für das große Publikum nicht ganz in so erkennbarer, flagranter Weise hervor, wie bei den Expeditionen eines Stanley, Schweinfurt oder Nansen, aber es wäre ein großer Irrthum, sie deshalb für gering zu halten.

Da der Schwerpunkt der Forschungen Hedins im Tarimgebiet liegt, so sei es gestattet, zunächst den Leser über dieses merkwürdige Stück der Erdoberfläche kurz zu orientiren. Quer durch Asien zieht sich vom Ostfuß das Pamir bis gegen die Mandschurei hin ein fast 4000 Kilometer langes und im Durchschnitt 700—800 Kilometer breites Wüstengebiet hin, das unter verschiedenen Namen begriffen wird. Der größere, östliche Theil wird gewöhnlich Gobi oder Schamo genannt, der kleinere, westliche heißt Takla-Makan; die Chinesen nennen das Ganze auch Han-hai, d. i. trockenes Meer. Dies Gebiet ist gegen die hohen Randlandschaften, welche es umgeben, stark eingesenkt; im Westen betragen die Differenzen in der Höhe mehrere Tausend, im Osten gleichfalls noch Hunderte von Metern. Der Boden der großen Mulde zeigt selber keine sehr bedeutenden Niveauunterschiede, wohl aber ist ihr westlicher Theil in einen viel gewaltigeren, höher aufragenden Landblock hineingeschnitten, als der östliche. Die Höhe der Sohle des Beckens liegt, wenige isolirte Erhebungen ausgenommen, zwischen 700 und 1100 Metern; nur an einer Stelle, nahe dem Schnittpunkt des 90. Längen- mit dem 42. Breitengrade, nördlich vom Lob-nor, findet sich eine wenig ausgedehnte Depression von etwa 50 Metern unter dem Meeresspiegel. Das ganze weite Gebiet ist der Boden eines verschwundenen Binnenmeeres, das wahrscheinlich noch zur Tertiärzeit existirt hat und etwa dieselbe Größe und auch annähernd die Gestalt besaß wie unser Mittelländisches Meer. Welche Umstände das Verschwinden dieser mächtigen Wasserfläche veranlaßt haben, läßt sich mit annähernder Sicherheit noch nicht sagen — ebenso wenig, wie man für das Einschrumpfen des andern, mit seinen Resten bis in die Gegenwart hineinragenden, innerasiatischen Binnenmeeres, des turanischen, dessen Boden jetzt gleichfalls größtentheils Sandwüste ist, eine haltbare Erklärung zu geben im Stande ist. Thatsache ist jedenfalls, daß sich ein langhingestrecktes immenses Ländergebiet, vom Kaukasus und dem südrussischen Steppengebiet an bis zu den die Monsune auffangenden Randgebirgen im äußersten Osten Asiens, gegenwärtig in einem Zustande starker und stetig fortdauernder Austrocknung befindet. Gerade Hedins Reisen haben das mit neueu Beobachtungen belegt.

Versetzt man sich in Gedanken auf den gewaltigen Mustag-ata, den „Vater der Eisberge“ am Ostrande des Daches der Welt auf dem Pamirplateau, wo Hedin einen großen Theil seiner Expeditionszeit zugebracht hat, und blickt von dort gen Osten, so wird man von dem eigenen Standort aus zur Rechten und zur Linken und im weiten Bogen am Süd- und Nordhorizont, so weit das Auge reicht, sich fortsetzend, einen ungeheueren Hochlandswall erblicken, der, in starker Böschung aufsteigend, ein mehrere Tausend Meter tiefer liegendes, ebenes Becken umschließt, das in der Hauptsache von Massen graugelben Wüstenflugsandes erfüllt ist. Nach Osten, in der äußersten Ferne, verlaufen die beiden Flügel des um diese Ebene emporgebauten Hochlandes weit jenseits der Grenze des Gesichtskreises; da, wo nördlich und südlich die letzten dem Auge noch sichtbaren Grenzpfeiler emporragen, bleibt zwischen diesen eine breite Lücke, wo der Horizont endlos erscheint wie auf dem Meere: dort setzt sich die Ebene gleich den Hochlandsrändern, die sie überragend begleiten, noch ins Grenzenlose hinein fort. Denken wir uns auf unserem fast 8000 Meter hohen Standpunkt unser Auge mit der zwanzigfachen Sehschärfe des Adlers begabt, so würden wir sehen, daß rundum von dem Gebirgswall starke Wasseradern hinabrinnen. Wo die Flüsse fließen, durchzieht ein langer, grüner Streifen die Wüste; dazwischen aber ist alles Sand, Sand, nichts als Sand, zu hohen Dünenketten zusammengeweht!

Die meisten der zahllosen grünen Bänder, die vom Pamir, vom Kwen-lun und vom Thian-schan konzentrisch gegen die mittlere Längsaxe des Tarimbeckens zu herunterkommen, dringen nur wenige Tagereisen weit in die Wüste vor; dann werden sie immer dünner, lösen sich in einzelne unzusammenhängende Baum- und Gebüschgruppen auf, und schließlich hat der Sand den letzten Tropfen des Wassers, das zuletzt nur noch unterirdisch weitersickerte, verschluckt: Dann herrscht nur noch der Tod. Von diesem Schicksal der Hunderte von sterbenden Wasserläufen machen einige mächtige Adern eine Ausnahme. Sie vereinigen sich zu einem großen Strom, dem Tarim, der mit seiner Wassermasse ostwärts fließend den Sand auf einer Strecke von mehr als 1500 Kilometern besiegt. Zuletzt aber erliegt auch er dem furchtbaren Feinde; mächtige Schilfsümpfe und weite, flache, fortgesetzt verdunstende Wasserlachen, die man unter dem Namen Lob-nor zusammenfaßt, bezeichnen das Ende des Stromes; hinter dem Lob-nor herrscht dann wieder als einzige Siegerin die Wüste.

Das Tarimbecken ist ein Oval von etwa 1500 Kilometern Länge und halb so viel größter Breite, das sind ungefähr die Entfernungen von Warschau nach Paris und von Brüssel nach Venedig. Der Tarim selber fließt mehr auf der Nordseite der großen Mulde und empfängt daher vom Thian-schan eine Reihe von Zuflüssen, die stark genug sind, die hier im Durchschnitt wenig über 100 Kilometer breite Sand- und Steppenbarriere bis zum Hauptstrom zu durchbrechen. Auf der Südseite, vom Kwen-lun her, gelingt das nur einem einzigen Gewässer, dem Khotan-darja, und auch dieser erreicht den Tarim nur bei Hochwasser. Weiter ostwärts dringt der Kerija-darja tief in die Wüste hinein vor, aber fünf bis sechs Tagereisen trennen noch den Punkt, wo sein letztes Wasser versickert, von dem großen Fluß. Ein dritter Strom endlich, der Tschertschen-darja, der gleich den beiden vorigen von dem Nordrande des Kwen-lun-Systens kommt, läßt seine Wasser im Lob-nor-Gebiet selber mit dem des sterbenden Tarim zusammenfließen.

Mit dieser Skizze haben wir bereits einen Theil der Resultate und Erkenntnisse umschrieben, die wir erst Hedin verdanken. Wenden wir uns nun den Einzelheiten seiner Kreuz- und Querzüge und Expeditionen zu. Ende Februar 1894 brach Hedin von Margelan, der Hauptstadt des russischen Ferghanagebietes, nach seinem ersten Reiseziel, dem Pamir, auf, und Mitte Oktober langte er in Kaschgar im chinesischen Ost-Turkestan an, welche Stadt nun für lange Zeit seine stets wieder aufgesuchte Operationsbasis wurde. Die siebenmonatliche Durchforschung des Pamir, namentlich seiner Seen und der Gletscherwelt am Mustag-Ata, bildet den ersten, vorbereitenden Theil seines Werkes. Der eigentliche Kern der Untersuchungen, die Hedin hier angestellt hat, ist so sehr speziell fachwissenschaftlicher Art, daß der Forscher in den betreffenden Kapiteln, die etwa die Hälfte des ersten Bandes füllen, seine Ziele und Resultate bloß andeutet. Besondere Publikationen, deren genaue Ausarbeitung voraussichtlich noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, sollen das ganze Material sammt den Resultaten, zu denen Hedin gelangt, der gelehrten Welt vorlegen. Nichtsdestoweniger lesen sich die Schilderungen vom Pamir im höchsten Grade interessant, stellenweise prächtig schön. Als Probe möge die Szenerie des Lagerplatzes vom 16. August in 6300 Metern Höhe am Fuße des Eispanzers auf dem Mustag-ata dienen.

„Ich hatte einen malerischen Sonnenuntergang erwartet; er war aber nicht besonders ungewöhnlich. Die Sonne versank hinter

gelbroth schimmernden Wolken, die noch lange nach Sonnenuntergang leuchteten, und auf denen die Gebirge von Pamir sich als scharfe Silhouetten abzeichneten. Das ganze Sarik-kol-Thal lag schon eine gute Weile im Schatten, als die Sonne noch ihre letzten Strahlen über den Mustag-ata ergoß. Doch bald wurde auch unser Lager von dunklen, kalten Schatten umhüllt, der Gipfel des Berges erglänzte einen Augenblick wie ein scharlachrother Vulkankegel, um gleich darauf ebenfalls in Dunkel gehüllt zu werden.

Ich trat in die Nacht hinaus, um den Vollmond aufgehen zu sehen. Wir hatten nicht weit nach dem unendlichen Weltenraum, daher trat der Herrscher der Nacht hier in so blendendem Glanze auf, daß man ihn nur mit Anstrengung betrachten konnte. In stiller Majestät stieg er hinter der dunkeln, jäh abfallenden Felswand an der gegenüberliegenden Seite des Gletschers empor. Tief unten im Abgrunde lag der Gletscher im Schatten. Manchmal hörte man einen dumpfen Knall, wenn eine neue Spalte entstand oder das Gepolter eines Blockes, der vom Panzereise herunterstürzte. . . . . . .

Am schönsten ist die Szenerie da, wo der Mond steht. Schon die Architektur der Natur ist ein kühnes Meisterwerk! Hier dehnt sich der blaue Gletscher aus, von seinen beiden, mit Eis- und Schneefeldern gepanzerten Felswänden eingefaßt; dort erhebt sich der fünfköpfige Bergriese hoch zum Himmel empor. Die Felswand uns gerade gegenüber fällt in so tiefen Schatten, daß wir nur mühsam unterscheiden können, wo das durchsichtige Manteleis auf ihrem Grate endet und das schwarze Gestein anfängt.

Alles ist still; das Echo der Felswand dort auf der anderen Seite antwortet nicht. Die dünne Luft ist nicht zu fühlen und braucht eine Lawine, um in Vibration zu gerathen. Man sieht den Athem der Yaks*), aber man hört ihre Athemzüge nicht, still und regungslos stehen die Thiere da. Ein seltsames Gefühl ergreift die Sinne. Es wird uns schwer zu begreifen, daß vier Welttheile unter unseren Füßen liegen und daß eine durch den Punkt, auf dem wir uns befinden, um die Erde gelegte konzentrische Kugel nur die Spitzen einer leicht zu addirenden Zahl von asiatischen und südamerikanischen Bergen abschneiden würde. Man glaubt an der Grenze des schweigenden, grenzenlosen Weltraumes zu stehen. . . . . .

*) Yak, das als Reit- und Lastthier gebrauchte, höckertragende, schwarzhaarige Rind Hochasiens. Es kommt wild und gezähmt vor.

Es war eine unheimlich lange Nacht, die kein Ende nehmen zu wollen schien. Wie sehr wir auch in unsere Nester (in der Jurte, der kirgisischen Filzhütte) hineinkrochen und die Knie bis unters Kinn heraufzogen, der Körperwärme war es doch unmöglich, den Sieg über die von außen überall hereindringende Kälte davonzutragen. Keiner konnte auch nur einen Augenblick schlafen. Erst gegen Morgen fiel ich in eine Art Halbschlummer, wachte aber immer wieder vor Luftmangel und ängstlichem Ringen nach Athem auf . . . Endlich ging die Sonne auf!"

Ein Jahr nach seinem Aufbruch von Margelan, im Februar 1895, machte sich Hedin von seinem Standquartier Kaschgar auf den Weg nach Osten, der Wüste entgegen. Sein Diener Islam Bai, ein russischer Kirgise aus der Stadt Osch in Ferghana, war unter seinen Begleitern. Dieser Islam Bai sollte für Hedin ein unvergleichlicher Schatz werden. Das Ziel war die Wüste Takla-makan, speziell die Region zwischen dem Jarkend-darja oder Tarim und dem Khotan-darja. Beide Flüsse vereinigen sich unter einem spitzen Winkel; Hedin beabsichtigte, von einem Punkte am Jarkend-darja, etwas über 200 Kilometer oberhalb des Zusammenflusses, in südöstlicher Richtung quer durch die Wüste auf den Khotan-darja loszugehen. Die Entfernung schätzte er nach den ihm vorliegenden Karten auf 287 Kilometer = 15 Tagereisen. In Maralbaschi besuchte ein achtzigjähriger Greis Hedin vor dem Antritt seiner Reise und erzählte ihm, er habe in seiner Jugend einen Mann gekannt, der sich einst in der Wüste verirrt und dort eine alte Stadt gefunden habe; in den Häusern hätte eine Menge chinesischer Schuhe gestanden, aber so mürbe vor Alter, daß sie bei einer Berührung in Staub zerfielen. Wieder ein Anderer habe, gleichfalls an einer Ruinenstätte in der Wüste, viel Silber gefunden, aber von einer Schaar Wildkatzen sei er so erschreckt worden, daß er davonlief und die Stelle nachher nicht wiederfinden konnte. Ein verschuldeter Mullah aus Khotan sei in die Wüste gegangen, um dort zu sterben; er habe jedoch in ihr Gold und Silber gefunden und sei jetzt ein reicher Mann. Hedin war fast überzeugt, daß diese Erzählungen einen bestimmten Grund haben müßten.

„Wie lassen sich", schreibt er, „diese Legenden von der großen Stadt des Alterthums, Takla-makan, erklären? Ist es nur ein Zufall, daß diese Sagen von Khotan über Jarkend und Maralbaschi nach Aksu von Mund zu Mund fliegen, und daß die alte Stadt überall unter demselben Namen bekannt ist? Wollen die

Eingeborenen sich nur dadurch interessant machen, daß sie verlassene Häuser, die sie gesehen haben wollen, bis in die kleinsten Einzelheiten beschreiben und bestimmt versichern, es habe in grauer Vorzeit im Innern der Wüste große Wälder gegeben, Aufenthaltsorte für Moschusthiere und anderes Wild? . . . Wie ein Kind lauschte ich diesen abenteuerlichen Sagen, die mir die gefährliche Fahrt, die ich zu wagen beabsichtigte, mit jedem Tage verlockender erscheinen ließen. Sie hypnotisirten mich; ich wurde blind gegen jede Gefahr, die unheimliche Wüste verhexte mich; sogar die Sandstürme, die ihre Wurzel in der Tiefe der Wüste haben, erschienen mir prachtvoll und bezaubernd.

Und dort hinten am Rande des Horizonts thürmten die Dünen sich in edel gerundeten Formen auf, die zu betrachten ich nie müde wurde, und hinter ihnen lag in der Ruhe der Grabesstille das unbekannte verzauberte Land, von dessen Dasein nicht einmal die ältesten Urkunden eine Ahnung haben — das Land, das ich als der Erste betreten wollte!"

Das Land, in dem Hedin weilte, Ost-Turkestan, gehört zu China und mit chinesischen Beamten hatte er es in erster Linie überall zu thun. Die Sprache des Volkes ist aber türkisch und in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts bestand hier unter dem berühmten Rebellen Jakub-Bek von Kaschgar auch eine starke, national türkische und muhammedanische Herrschaft; seit Jakubs Ermordung ist es aber den Chinesen geglückt, ihre Autorität wiederherzustellen. Als ein Denkmal des landesväterlichen Waltens der chinesischen Regierung fand Hedin in einem Dorfe, Namens Meinet, bei Maralbaschi folgendes Plakat in chinesischer und türkischer Sprache. mit dem kaiserlichen Namen darunter, angeschlagen: „Da ich (der Kaiser) gehört habe, daß einige Beks dem Volke ungesetzliche Steuern auferlegt und sich das Fischereirecht angemaßt haben, will ich, daß derartige Uebergriffe beim nächsten Dao Tai (Gouverneur) gemeldet werden. Wenn dieser nicht auf die Klagen hört, soll das Volk sich direkt an mich wenden. Kuang-Tsü.

„Der arme Kuang-Tsü! Er hat nie etwas vom Dorfe Meinet gehört und kümmert sich den Kuckuck um den Fischfang im Jarkend Darja" — sagt unser Reisender dazu.

Erst am 10. April konnte die Expedition aufbrechen, nachdem die nöthigen Kameele und Vorräthe beschafft waren. Acht Thiere zählte die Karawane, das Stück zu 135 Mark gekauft. An Leuten hatte Hedin außer seinem getreuen Islam Bai noch drei Ein-

geborene angeworben — nur einer von diesen sollte die Wüstenreise überleben. Eiserne Wasserkisten und Schläuche bildeten außer dem Proviant und den Instrumenten den wichtigsten Bestandtheil des Gepäcks; dazu ein beträchtliches Quantum Sesamöl zur Ernährung der Kameele in der Wüste. Wenn das Kameel täglich einen halben Liter Oel bekommt, kann es einen Monat lang ohne jede andere Nahrung marschiren. Im Frühjahr, der Jahreszeit, in der die Expedition aufbrach, sollten die Kameele den dritten Tag bereits nicht gut ohne Wasser aushalten können, im Winter aber und auf ebenem Terrain sogar sechs bis sieben Tage und selbst noch länger.

Die ersten Tage des Wüstenmarsches verliefen glücklich; man hielt sich in der Nähe des Jarkend-darja und fand öfters Wasser. Am 23. April gab Hedin beim letzten Wasserplatz den Befehl, die Zisternenbehälter zur Hälfte, d. h. für einen Marsch von zehn Tagen, zu füllen, überzeugte sich aber nicht persönlich, ob seine Anordnung gewissenhaft befolgt wurde. Die besten Karten gaben die Entfernung bis zum Khotan-Darja noch auf hundertdreißig Kilometer — sechs Tagereisen — an; Hedins eingeborener Führer behauptete sogar, es könnten nur vier sein.

Der folgende Tag war glühend heiß. Der Sand begann sich zu langen Dünenzügen aufzuhäufen, und je weiter nach Osten, desto mächtiger wurden die Ketten. Die Kameele kletterten jedoch bewundernswerth sicher an den steilen Abhängen hinauf. Auf einem gigantischen Sandwall machte die Karawane Halt; die Aussicht über das Dünenmeer war endlos. „Daß ich nicht vor Entsetzen erbleichte", schreibt Hedin, „als mein Blick nach Osten hinschweifte, über dieses Meer mit den Riesenwogen von feinem, gelbem Sande, das uns jetzt überall umgab, kam wohl daher, daß ich nicht glauben konnte, mein Glücksstern, der stets so hell gestrahlt, würde jetzt erlöschen .... Desiderium incogniti, die Sehnsucht nach dem Unbekannten, hieß der Zauber, der mich unwiderstehlich nach dem Schlosse des Wüstenkönigs hinzog, wo ehrenvolle Entdeckungen und die verborgenen Schätze der Sagen meiner warteten .... „Vorwärts!" flüsterte der Wüstenwind. „Vorwärts"! sang das Erz der Karawanenglocken. Tausend und aber tausend Schritte dem Ziel entgegen, keinen einzigen rückwärts!"

Am 24. April furchtbarer Sandsturm, Dünen über Dünen, ein uferloses Meer von ungeheuren Sandmengen. Schon nach dreizehn Kilometern war die Karawane erschöpft und schlug Lager.

Keine Spur von organischem Leben mehr; kein Nachtschmetterling, der ans Licht flatterte; kein dürres, vom Winde getriebenes Blatt mehr. Am 25. April sah Hedin nach dem Wasser und fand, daß es nur noch für zwei Tage reichte: die Leute hatten in der Ueberzeugung, bald an den Khotan-darja zu kommen, und um die Kameele leichter zu beladen, weit weniger Wasser mitgenommen, als ihnen befohlen war. Nun erhob sich die Frage: umkehren zum Wasser oder vorwärts in der Hoffnung, bald neues zu finden?

Den 26. April. Die Kameele begannen zu versagen; das wenige noch übrige Wasser wurde gehütet wie Gold. Nachmittags machte man einen merkwürdigen Fund — die weißen mürben Gehäuse einiger Schnecken und mehrere vom Wasser rund geschliffene Rollsteine. Wie lange Zeit mochte vergangen sein, seit das Meer, das einst hier brandete, ihnen diese Form gab. Abends versuchten die Leute einen Brunnen zu graben. In zwei Metern Tiefe wurde der Sand feucht; man grub mit verdoppeltem Eifer und trank von dem Rest des Wassers ohne Gewissensbisse, denn der Brunnen sollte ja die leeren Zisternen wieder füllen. „Mittlerweile war es stockfinster geworden, und zwei Lichtstümpfe wurden in kleine Nischen in der Brunnenwand gesetzt. Der Instinkt trieb alle Thiere nach der Schachtmündung. Die Kameele standen mit vorgestreckten Hälsen da und beschnupperten den kühlen, feuchten Sand . . . . Wir dachten nicht daran, nachzugeben. Wir wollten, wenn es sein mußte, den ganzen nächsten Tag hierbleiben, aber Wasser mußten wir haben." Da plötzlich stößt der Mann in der Tiefe einen halb unterdrückten, entsetzten Schrei aus: er war mit einem Male wieder auf völlig trockenen Sand gestoßen; alle Arbeit, der ganze Kräfteverbrauch, waren vergeblich gewesen.

Den 27. April. Alles, was zurückgelassen werden kann, wird geopfert, um die Thiere noch einige Zeit bei Kräften zu erhalten. Die Dünen erreichten an diesem Tage ihre Maximalhöhe, sechszig Meter. Zwei Kameele stürzten, um nicht wieder aufzustehen. Gegen Abend erblickten die Reisenden im Westen dicke Regenwolken; aber sie zogen nach Süden ab und schenkten keinen Tropfen. Die Eingeborenen gaben jetzt die Hoffnung auf, am Leben zu bleiben. Am 28. April neuer Sandsturm. Der Marsch fiel Allen schwer, denn von der Umgebung war vor wirbelndem Sande nichts zu sehen. Die Leute spotteten in ihrer Verzweiflung über Hedins Kompaß, der sie doch nur in die Irre führe; es sei zwecklos, sich überhaupt noch mit langen Märschen anzustrengen. „Verlor man

die Andern außer Sicht, so konnte man den Sturm weder durch Rufen noch durch Flintenschüsse übertönen; man verirrte sich und wäre rettungslos verloren gewesen. Man sah nur das nächste Kameel; die übrigen verschwanden in einem undurchdringlichen Schleier. Nur ein eigenthümlich pfeifender, sausender Ton ließ sich hören, wenn die Milliarden von Sandkörnern vorbeieilten." An diesem Tage ging das dritte Kameel verloren. Am Abend wurden alle entbehrlichen Sachen im Lager zurückgelassen: „Proviant auf drei Monate, Zucker, Mehl, Honig Reis, Kartoffeln, Gemüse, Makkaroni und ein paar hundert Konservendosen, alles wurde kassirt. Mehrere Pelze und Filzdecken, Kissen, einige Bücher, ein großer Pack Zeitungen, der Kochapparat mit dem Petroleumvorrath, Kochtöpfe, Porzellangeschirr u. s. w. wurden zurückgelassen." Allerdings hoffte man, sobald erst Wasser gefunden wäre, die Sachen wiederzuerlangen; es wurde auch ein hohes Merkzeichen bei dem Depot aufgerichtet. Nur solche Konserven, die Feuchtigkeit enthielten, namentlich etwas Wasser, wurden weiter mitgenommen, doch ließen sich die verschmachtenden Leute erst dann herbei, davon zu genießen, als sie sich überzeugt hatten, daß kein Schweinefleisch dabei sei. An Wasser existirten noch zwei Liter, in zwei Kannen, aber am nächsten Morgen war die eine leer! Man hatte Verdacht auf Jolltschi, einen der Leute, aber es ließ sich ihm nichts beweisen.

29. April. Man fand einen uralten verdorrten Pappelstamm, ohne Wurzeln, und schöpfte einen Augenblick Hoffnung, sich jetzt dem Gebiete der beginnenden Vegetation zu nähern. 30. April. „Wir hatten noch zwei Glas Wasser in der eisernen Kanne. Während die andern Männer mit dem Beladen der Kameele beschäftigt waren, überraschte Islam Bai den Jolltschi, wie er, mit dem Rücken nach den Kameraden gekehrt, die eiserne Kanne vor dem Munde hatte . . . Vor Wuth kochend stürmten Islam Bai und Kasim auf Jolltschi los, schlugen ihn zu Boden, ohrfeigten ihn, stießen ihn mit den Füßen und würden ihn umgebracht haben, wenn ich ihnen nicht streng befohlen hätte aufzuhören." Am Abend wurden die Lippen der Männer mit den letzten übriggebliebenen Wassertropfen angefeuchtet. Bis hierher hatte Hedin am Schluß jedes Tages die Kraft gefunden, ausführliche Aufzeichnungen mit Tinte in sein Tagebuch zu machen. Von jetzt ab wurden es nur ganz kurze Notizen mit Bleistift auf ein Stück Papier: die Peilungen der Himmelsrichtung mit dem Kompaß,

die Zahl der Schritte in jeder Richtung und der allgemeine Gang der Ereignisse.

Am 1. Mai trank Hedin, von Durst entsetzlich gequält, ein Trinkglas voll schauderhaften chinesischen Branntweins, was ihn für den ganzen Tag des Restes seiner Energie beraubte. Schon um halb zehn Uhr Vormittags waren seine Kräfte zu Ende. Das Zelt wurde aufgeschlagen, um die Tageshitze bis zum Sonnenuntergang besser zu überstehen. Hedin dachte, daß nun Alles zu Ende sei; Phantasien und Träume bei offenen Augen stellten sich ein. Unzählige Male sah er dabei nach der Uhr, und jede Stunde erschien wie eine Ewigkeit. Gegen Abend wurde es kühler, und die schreckliche Wirkung des Branntweins verflog. Je mehr die Sonne sich dem Horizont näherte, desto kräftiger fühlte sich Hedin wieder. Ja, er glaubte fähig zu sein, Tage und Nächte hindurch zu Fuß weiter zu wandern.

„Ich brannte vor Ungeduld aufzubrechen, ich wollte nicht sterben . . . . Wenn man todtmüde ist, ist die Ruhe süß. Man fällt bald in Betäubung und schlummert schmerzlos in einen langen, schweren Schlaf hinüber, aus dem man nicht mehr erwacht. Man fühlt sich sehr versucht, sich dieser süßen Betäubung zu überlassen, doch bei dem Gedanken an die Meinigen hatte diese Versuchung jetzt ihre Macht über mich vollständig verloren." Die Unglücklichen griffen nun zu den verzweifeltsten Mitteln. Sie hatten noch ein Schaf mit und schlachteten es, um sein Blut zu trinken; aber der dicke, rotbraune Strahl gerann fast augenblicklich an der heißen Luft. Dann fingen sie Kameelurin auf und mischten ihn in einem Becher mit Essig und Zucker. Hedin und der Diener Kasim waren die einzigen, die nicht davon tranken, und das war ihr Glück, denn die Anderen mußten mit heftigem, die letzten Kräfte verzehrendem Erbrechen dafür büßen. Abermals wurde das Gepäck reduzirt; was zurückblieb, wurde in acht Kisten verpackt und auf die nach innen umgeschlagene Leinwand ins Zelt gestellt, um dieses auf dem Kamm einer Düne als weithin sichtbares Kennzeichen festzuhalten — falls man noch einmal zurückkehren sollte. Zwei Diener, Mohammed Schah und Kolltschi, waren im Sterben und blieben hier zurück. Blutenden Herzens und voller Selbstvorwürfe, daß er diese Leben auf sein Gewissen geladen hatte, nahm Hedin von ihnen Abschied. Es war finstere Nacht, und nur das Lagerfeuer beleuchtete qualmend den kleinen Flecken der Wüste zwischen den furchtbaren Sanddünen, den einzigen Zeugen des

Unterganges der Karawane. Wenige Dünenkämme waren erst überwunden, als wieder ein Kameel stürzte und sich zum Sterben hinlegte. Mit Laterne und Kompaß schritt Hedin durch die Nacht voran, die überlebenden Diener und Thiere hinterher. Um Mitternacht brach Islam Bai zusammen, bat, mit den Kameelen liegen bleiben zu dürfen und sagte, er wolle sterben. Hedin und Kasim nahmen Abschied von ihm, um allein, ohne Gepäck und Kameele ostwärts vorzudringen. Der Khotan-darja konnte nicht mehr weit sein, aber dennoch kündigte nicht das kleinste Kennzeichen seine Nähe an. Die brennende Laterne blieb neben dem zusammengebrochenen Islam Bai auf einem Dünenkamme stehen und war den beiden vorwärtsdringenden Männern noch lange sichtbar. Zwei Chronometer, eine Uhr, ein Kompaß, ein Federmesser, ein Bleistift und ein Stück Papier, eine Dose Hummer, eine Büchse Kakao und zehn Zigaretten — das war alles, was Hedin von den acht Kameellasten, mit denen er ausgezogen war, noch weiter mit sich nahm.

2. Mai. Als es heiß wurde, gruben sich die beiden Männer tief in den Sand und ruhten bis zum Abend. Die Nacht hindurch und am nächsten Morgen wanderten sie mit Unterbrechungen weiter.

3. Mai. Kasims Falkenaugen entdeckten am Rande des östlichen Horizonts eine grünende Tamariske. Auf diese konzentrirte sich jetzt die ganze Rettungshoffnung. Als sie erreicht war, kauten die Beiden wie Thiere an ihren saftigen Nadeln. Bald erschien ein zweiter Strauch und nach Osten hin waren noch mehrere zu sehen. Den Tag über wurde wieder im Sande geruht. Abends um zehn Uhr stieß man im Dunkeln plötzlich auf eine Gruppe von drei prächtigen Pappeln mit zwar saftigen, aber bitteren Blättern. Dort sammelten sie trockene Zweige auf und zündeten als Signal für Islam Bai, falls er noch lebte, und für andere Menschen, falls sie schon dem Flusse nahe sein sollten, ein gewaltiges Feuer an. Ein Versuch, nach Wasser zu graben, war bei den ganz geschwächten Kräften nutzlos. Kasim briet sich eine mitgenommene Scheibe von dem saftigen Fettschwanz des Schafes, und Hedin würgte etwas Hummer hinunter. Dann wurde Alles fortgeworfen bis auf die ausgeleerte Kakaobüchse, um daraus von dem Wasser des Khotan-Darja zu trinken.

4. Mai. Kasim blieb liegen und Hedin ging allein durch Nacht und Sand weiter. An diesem Abend mußte er die letzte Zigarette allein zu Ende rauchen — bis dahin hatte Kasim immer

die zweite Hälfte bekommen. Um Mitternacht sank Heden nieder. Da hörte er eine Menschenstimme. Es war Kasim, der sich erholt hatte und nachgekommen war. Nach einer Weile entdeckten sie plötzlich Menschenspuren im Sande — aber es waren ihre eigenen. Sie waren stundenlang im Kreise herumgegangen!

5. Mai. Endlich erschien am Horizont eine dunkle Linie; sie konnte nichts anderes bedeuten, als den Wald am Ufer des Khotan-darja! In der folgenden Nacht gelangte Hedin endlich, nachdem auch Kasim noch — schon im Uferwalde — liegen geblieben war, in das ausgetrocknete Flußbett. „Während ich ging", schreibt er, „hielt ich den Blick beständig auf den Mond gerichtet, in der Erwartung, unter ihm einen Silberstreifen im Wasser des Flusses zu sehen. . . . . Nach einer Wanderung von zweieinhalb Kilometern unterscheide ich jedoch die dunkle Waldlinie des anderen Ufers. Sie wird immer deutlicher. Dort steht ein dichtes Gebüsch von Sträuchern und Schilf, und eine halb umgefallene Pappel liegt schräg über einer Vertiefung im Flußbett. Ich habe nicht mehr viele Schritte bis ans Ufer, da fliegt pfeilschnell eine aufgescheuchte Wildente mit pfeifendem Flügelschlag auf. Ich höre ein Plätschern, und im nächsten Augenblicke stehe ich — am Rande eines kaum zwanzig Meter langen Tümpels mit frischem, kaltem, herrlichem Wasser!

Am Abend des 30. April war der letzte Tropfen Wasser über Hedins Lippen gekommen, nachdem schon vorher die Rationen tagelang aufs Aeußerste beschränkt worden waren. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai erreichte er die Lache im trockenen Bett des Khotan-darja! Das macht über fünf Tage, etwa einhundertundfünfundzwanzig Stunden — und das in der Wüste bei glühender Tageshitze und nächtlichem Marschiren oder vielmehr fortgesetztem Klettern über hunderte und aberhunderte von bergehohen Dünenketten. Der Leser wird fragen, welches die Empfindungen Hedins waren, als er an dem rettendem Wasser stand. Er deutet an, daß sein erster Gedanke ein religiöser war, der zweite — wieviel Schläge in der Minute sein Puls zählte! Es waren neunundvierzig. Darauf trank er, trank . . . trank . . . trank. Einundzwanzig Mal füllte und leerte er seine kleine, blecherne Kakaobüchse, die etwa ein Trinkglas faßte, im Laufe von zehn Minuten. Dann zog er seine hohen, wasserdichten Stiefel aus, füllte sie bis an den Rand, zog die Strippen auf die beiden Enden eines Stockes, und machte sich damit auf den Weg zu Kasim. Der lebte noch —

und leerte beide Stiefelschäfte hintereinander auf einen Zug! Bald darauf traf Hedin mit Hirten zusammen, von denen er Nahrung erhielt, und einige Tage später fand er den treuen Islam Bai, der schließlich doch noch aus eigner Kraft mit dem letzten Kameel und den werthvollsten Sachen, namentlich den wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Apparaten, mehr todt als lebendig am 7. Mai Morgens das trockene Flußbett erreicht hatte. Dort brach er zusammen, als er kein Wasser fand und legte sich zum Sterben nieder; aber wenige Stunden später ritten durch eine glückliche Fügung Kaufleute auf dem Wege, der durch das Flußthal führte, vorüber und retteten ihn! Der Brave hatte fast Uebermenschliches geleistet; Hedin und er gestanden sich später gegenseitig, daß, als sie sich trennten, Jeder die Hoffnung aufgegeben hatte, den Andern wiederzusehen. Islam Bai hatte bei den Pappeln, wo Hedin und Kasim das Signalfeuer angezündet hatten, mit der Axt einen tiefen Spalt in einen der Baumstämme gehauen und daraus etwas Saft gesogen — das rettete ihn, denn er bekam erst dreißig Stunden später als Hedin Wasser!

Nachdem sich die drei Ueberlebenden wieder gekräftigt hatten, machte Hedin noch einen Versuch, das in der Wüste zurückgelassene Gepäck wiederzuerlangen, doch ohne Erfolg. So blieb ihm nichts übrig, als nach Kaschgar zurückzukehren, um von dort aus sich für seine weiteren Pläne eine vollständig neue Ausrüstung aus Europa kommen zu lassen. Die Zeit bis zum Eintreffen der Sachen beschloß unser Reisender wieder auf dem Pamir zuzubringen, wo, wie er wußte, gerade eine große englisch-russische Kommission mit der Feststellung der Grenzlinie zwischen dem indobritischen Gebiet und dem Zarenreich beschäftigt war. Es ist interessant und amüsant, von Hedin zu hören, mit welch einem Aufwand von Sekt, französischen Weinen und Delikatessen, von Musik und gegenseitiger Liebenswürdigkeit bei splendiden Diners die Rivalen ihre Aufgabe erfüllten. Den Höhepunkt erreichten diese Festlichkeiten, als das Telegramm über die Genehmigung der von russischer Seite vorgeschlagenen Grenzlinie durch Lord Salisbury eintraf. Hedin in seinem fadenscheinigen Reiseanzug — von Manschetten und Kragen war natürlich keine Rede — kam sich unter den Gala-Uniformen und Ordenssternen wie die Krähe unter den Pfauen vor, wurde aber wegen seines Todesmarsches hoch bewundert. Es gab Gänseleberpastete und Spargel und viele andere gute Dinge in dieser welt- und menschenfernen Hochgebirgs-Wildniß — wohl zum ersten

und letzten Mal, seit die Gipfel der ewigen Bergriesen des Pamir gegründet stehen. Am dritten Oktober war Hedin wieder in Kaschgar und im Besitz einer neuen Ausrüstung.

Mitte Dezember brach Hedin auf, abermals der Wüste, die ihm so verhängnißvoll geworden war, entgegen. Diesmal führte seine Route am südlichen Rande des Tarimbeckens, auf Khotan zu, das an der Stelle liegt, wo der Khotan-darja aus dem Gebirge heraus und in das Wüstengebiet eintritt, sechs starke Tagemärsche oberhalb der Stelle, wo die Trümmer der Unglückskarawane endlich an das Flußbett gelangt waren. Khotan oder Iltschi ist heute eine unbedeutende Stadt, aber eine sehr alte Ansiedlung. Den Chinesen, denen sie gehört, ist sie von Alters her wichtig durch das Vorkommen des von ihnen hochgeschätzten Nephrit, eines hellgrünlichen, harten Minerals vom Werthe eines Halbedelsteines, in der Nähe. Der Nephrit wird wie Gold gegraben; gute Stücke kosten mehrere Hundert Mark. Die Umgegend von Khotan ist außerordentlich reich an Alterthümern, von denen viele in die altbuddhistische, andere in die hellenistische Zeit zurückweisen; namentlich zahlreiche Gemmen und Terrakotten liefern einen Beweis dafür, wie stark die Nachwirkungen des Alexanderzuges bis in diese entlegenen Gebiete hinein spürbar gewesen sind. In Khotan spukten wiederum die Erzählungen von der alten, begrabenen Stadt in der Wüste. Ein Mann erzählte Hedin, daß er einmal draußen in der Wüste solch eine Stadt gefunden habe und in ihr noch Leichen in sitzender Stellung, als ob ein plötzlicher Sandsturm sie eingebettet habe. Bereits ein chinesischer Reisebericht aus dem Jahre 632 n. Chr. erzählt aber von einem alten Königreiche Tuholo, nach Hedin ohne Zweifel dasselbe Wort wie Takla, das „schon seit Langem" in eine Wüste verwandelt sei, und dessen Städte in Ruinen lägen. Besonders interessant ist es noch, daß Hedin auch christliche Alterthümer fand. Noch im Jahre 1274 lebten nach Marco Polo im chinesischen Ost-Turkestan Jakobuschristen und Nestorianer, die ihre eigenen Kirchen hatten. Jetzt ist schon lange die letzte Spur des alten Christenthums in diesen Gebieten verschwunden, doch giebt es seit Kurzem in mehreren Städten schwedische Missionare. Hedin urtheilt mit Hochachtung über ihre Motive und ihren selbstverleugnenden Muth, aber er bedauert es, daß sie an einem unfruchtbaren und unklugen Werke arbeiten. Ganz Turkestan ist bekanntlich stockmuhammedanisch, und Muhammedanermission in einem Gebiete mit, wenn auch nur lokaler, muhammedanischer

Obrigkeit, vollends dort, wo der Islam noch ganz und gar nicht durch europäische Kultureinflüsse, vor allem durch den modernen Verkehr zersetzt wird, ist und bleibt eine Thorheit, wenn auch eine gutgemeinte. Darin kann ich Hedins Urtheil aus eigner Anschauung der orientalischen Verhältnisse heraus nur unbedingt beipflichten.

Am 14. Januar 1896, fast zwei Jahre, nachdem er in Margelan, der Hauptstadt des russischen Ferghanagebiets, den Boden seines zentralasiatischen Forschungsgebietes betreten hatte, brach er von Khotan, dem Laufe des fest zugefrorenen Flusses nordwärts folgend, auf, diesmal ohne Zelt und Bett. Statt deren diente ihm ein aus Ziegenfellen zusammengenähter Schlafsack, und das bei einer Kälte, die Nachts oft unter zwanzig Grad minus sank. In dem letzten menschlichen Wohnplatz am Flusse wurden Führer nach der Ruinenstadt in der Wüste genommen. Von hier bog die Karawane rechtwinklig vom Flußlauf nach Osten ab, wieder in das Sandmeer hinein. Am fünften Marschtage erreichte sie einen großen abgestorbenen Wald mitten in der Wüste. Gebleichte niedrige Stämme und Baumstümpfe, spröde wie Glas, und zahllose Wurzeln bedeckten eine weite Fläche und lieferten ein unvergleichliches Brennmaterial. Am sechsten Tage stieß man wirklich auf die alte Stadt. Allerdings machte die Stätte eher einen merkwürdigen als einen imposanten Eindruck, denn die Häuser waren nicht aus Steinen oder Luftziegeln, sondern aus Holz, Binsen und Stuck gebaut gewesen. Auf einem Gebiet von drei bis vier Kilometern im Durchmesser waren zahllose hohe Pfosten oder Balken sichtbar, mit Spuren von Wänden dazwischen, die auf eine ganz eigenthümliche Art hergestellt waren. Zwischen den senkrecht in die Erde gerammten Balken, die in größerer oder geringerer Anzahl, gleich den Pfosten eines Zaunes nebeneinander stehend, das Gerippe der Außenwände bildeten, liefen zahlreiche dünne, horizontale Querlatten, an die in festen Büscheln, eins dicht neben dem andern, Schilf gebunden war. Hierüber war eine Schicht mit Häcksel vermischten Lehmes gestrichen und die ganze — in einem Falle noch einen Meter hohe — Wand weiß getüncht. Eins dieser Häuser nannten die Eingeborenen Bud-Chané, d. i. einen Buddha-Tempel. Die Wände waren geschickt bemalt: betende Frauen, schwarzbärtige Männer, Hunde, Pferde, auf Wellen schaukelnde Schiffe waren da zu sehen, auch ein Stück „Papier“ mit unlesbaren Schriftzeichen. In einem anderen Hause fand Hedin eine Menge Gipsfiguren, die offenbar Buddhabilder

darstellten, ebenso halbnackte Frauenbilder, Leisten, Friese, Blumen und Guirlanden von Gips, Thonscherben, einen gewaltigen Mühlstein aus Porphyr und andere Dinge. Lange schnurgerade Doppelreihen von Pappelstümpfen, Spuren von Pflaumen- und Aprikosenbäumen und eine ausgedörrte Seidenraupenpuppe lieferten den Beweis, daß es hier einst Gartenanlagen und Seidenzucht, also Maulbeerbäume, gegeben hatte. Ausgrabungen zu machen, erwies sich wegen der fließenden, stets nachrutschenden Sandmassen als so gut wie unmöglich. Nur ein relativ kleiner Theil der Ueberbleibsel — das, was gerade auf dem Grunde der Dünenthäler lag — war überhaupt sichtbar; weitaus das Meiste steckte unter den Sandmassen der mächtigen halbmondförmigen Kämme begraben.

Die Eingeborenen nannten den Ort Takla Makan. Hedin ist der erste Europäer, der ihn gesehen hat, was ihn mit ebenso begreiflichem wie gerechtem Stolze erfüllt. Wer aber hat diese Stadt gebaut, und woher kommt es, daß sie jetzt mitten in der Wüste begraben liegt? Von den Ruinen sind es nach Westen über fünf Tagemärsche bis zum nächsten Gewässer, dem Khotan-darja — ostwärts aber erreichte die Karawane nach drei Tagemärschen den nächsten Fluß, der, von dem südlichen Hochlande herabkommend, tief nach Norden in die Wüste hineindringt: den Kerija-darja. Hedin ist der Meinung, daß der Kerija-darja einstmals bei der alten Stadt vorbeigeflossen sei, im Laufe der Zeit aber sein Bett immer weiter ostwärts verlegt und auf diese Weise die Stadt dem allmählichen Untergange geweiht habe. Thatsächlich zeigen sehr viele Flüsse Turkestans diese Neigung, sich nach Osten zu verschieben. Unter Berücksichtigung der herrschenden Winde und der Schnelligkeit, mit der die Dünen wandern, berechnet Hedin 1500 Jahre, eher sogar noch ein halbes Jahrtausend mehr, als das wahrscheinliche Alter der Stadt. Der terminus a quo ist das Eindringen des Buddhismus in Turkestan, ein Vorgang, der sich sicher bereits mehrere Jahrhunderte vor Christo vollzog; der terminus ad quem ist die arabische Eroberung, die zugleich die Muhammedanisirung des Landes brachte, zu Anfang des achten nachchristlichen Jahrhunderts. Vor dem ersten Termin ist es undenkbar und nach dem zweiten höchst unwahrscheinlich, daß eine buddhistische Kultur hier geblüht haben sollte — ein buddhistisches Volk aber hat das alte Takla Makan, wie aus den gefundenen Alterthümern sicher hervorgeht, bewohnt.

Hedin behält sich vor, in späteren Veröffentlichungen auf dies historische Problem noch besonders zurückzukommen. In seinem jetzigen Werke deutet er nur seine Vermuthung an, daß es nicht die Vorfahren der heute im Lande hausenden Turkstämme gewesen seinen, von denen die Stadt bewohnt wurde. In Betreff der geologischen Verhältnisse meint er, daß zur Zeit der Blüthe von Takla Makan mindestens der Raum zwischen jener alten Ortslage und der heutigen Südgrenze des Sandes noch nicht Wüste gewesen sei, mit andern Worten: daß damals Takla Makan wahrscheinlich ebenso am Rande der Wüste auf bewässertem Fruchtlande lag wie heute Khotan, Kerija und alle die anderen Städte in der Grenzzone zwischen dem Fuße des Kwen-lun-Systems und dem sanderfüllten Tarimbecken. Wenn Hedin Recht hat und dem wirklich so ist, dann muß noch in historischer Zeit die Wüste um mehr als 100 Kilometer südwärts vorgedrungen sein, und noch zur Zeit Alexanders des Großen hätte sich ein großes, fruchtbares und bevölkertes Land dort ausgedehnt, wo es heute nur die todtbringenden Flugsanddünen giebt. Es ist dann allerdings nicht nöthig, mit Hedin anzunehmen, daß gerade der Kerija-darja in jener Vorzeit bei Takla Makan vorbeigeflossen und dann in der Folge drei Tagereisen weit ostwärts gewandert ist; wenn zwischen der alten Buddhistenstadt und dem Kwen-lun damals noch kein Wüstensand lag, so kann ebenso gut eins der andern zahlreichen und starken Gewässer, die vom Gebirge herabkommen und jetzt vom Sande verschluckt werden, der Gegend ihr Leben gegeben haben. Merkwürdig ist in jedem Falle, daß sich die Ueberbleibsel des großen Waldes bei den Ruinen und sogar ein so vergängliches Baumaterial wie die Binsen der Häuserwände durch mehr als ein Jahrtausend erhalten haben — fraßen doch sogar die Esel und Kameele munter von eben jenen Binsen — aber Hedin versichert, daß die Ueberdeckung mit dem feinen trockenen Sande der stetig wandernden Dünen eine im höchsten Maße konservirende Wirkung auf organische Stoffe ausüben. Noch wunderbarer erscheint es, daß sich noch erheblich weiter in die Wüste hinein, eine Tagereise westlich vom Kerija-darja, sechs Tagereisen östlich von der Stelle, wo Hedin im Herbst des vorhergehenden Jahres nach seiner Schreckensreise an den Khotan-Darja gelangt war, die Ruinen einer zweiten alten Stadt fand, die zwar schlechter erhalten war, aber sonst ganz denselben Typus zeigte wie die erste. Sogar ganz im Norden des Beckens, am mittleren Tarim selbst,

wußten die Eingeborenen von einem eben solchen Orte in der Wüste zu erzählen, den sie Schar-i-Köttek nannten, d. h. die Stadt im todten (abgestorbenen) Walde. Diesen letzteren Punkt hat Hedin nicht zu finden versucht, da die Angaben gar zu unbestimmt waren. Jedenfalls ist aber schon das, was er thatsächlich gefunden hat, von der höchsten Wichtigkeit, und der modernen physikalischen und historischen Erdkunde ist durch die Entdeckung jener verhältnißmäßig jungen Denkmäler einer hochentwickelten Kultur mitten in der schrecklichsten Wüste Asiens ein Problem gestellt, das interessanter und wichtiger ist, als Alles, was bisher an vergleichbaren Vorkommnissen bekannt ist.

Zur Ergänzung der Gedanken Hedins über das vernichtende Vordringen des Sandes in Folge der herrschenden Windrichtung aus der Wüste südwärts möchte ich auf ganz parallele Beobachtungen aufmerksam machen, die im russischen Transkaspien angestellt worden sind. Dort liegen die Verhältnisse in etwas kleinerem Maßstabe ähnlich, wie in Ost-Turkestan, im Großen: eine Sandwüste, Kara-kum, dehnt sich im Norden aus, und ein Streifen Fruchtland erstreckt sich am Fuße eines Gebirges, des Kopet-dagh, im Süden als ein schmales, grünes, kultivirtes Land von Westen nach Osten. Der Wind kommt auch hier überwiegend aus Norden und die Folge ist, daß der Sand erfolgreich bestrebt ist, die etwa 25 Kilometer breite, von zahlreichen später in der Wüste versiegenden Bächen bewässerte Kulturzone zu verschütten. Der russische General Obrutschew*) hat die Wanderschnelligkeit des Sandes hier auf 4—5 Kilometer im Jahrhundert berechnet und gemeint, in 500—600 Jahren würden die Dünen direkt am Fuß des Kopet-dagh liegen. Das stimmt fast genau zu Hedins Berechnung für Takla-makan: etwas über 100 Kilometer Vordringen in rund 2000 Jahren.

Am 20. Februar, fünf Wochen nach dem Aufbruch von Khotan, erreichte Hedin den Urwaldgürtel des großen Tarim und ging zwei Tage später über den fest zugefrorenen, hier 156 Meter breiten Strom. Einundvierzig Tage nach dem Beginn dieser Reise langten sie in einem kleinen Städtchen nördlich vom Strome an, in Schah-jar. „Hier kam mir eine große Idee", schreibt Hedin: Er beschloß, nicht erst, wie anfänglich geplant, nach Khotan zurückzugehen und sich dort für eine neue große Expedition auszurüsten, sondern, wie er

*) Vgl. Radde, Transkaspien und Nord-Chorasan, im Ergänzungsband zu Petermanns Mittheilungen, 1898.

ging und stand, gleich ostwärts zur Lösung der Lob-nor-Frage aufzubrechen. Bei dieser handelt es sich um eins der wichtigsten Probleme der Geographie Inner-Asiens.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß abflußlose Seebecken, die seit langer Zeit von einem resp. mehreren Flüssen gespeist worden sind, salziges Wasser enthalten, und das ist überhaupt nicht anders denkbar. — Der Erdboden enthält überall in größerer oder geringerer Menge Salze, die vom Flußwasser aufgelöst und mitgeführt werden; wenn nun der Fluß in ein abflußloses Becken mündet, so entsteht dort zunächst ein See, dessen Spiegel solange steigt, bis die Fläche so groß geworden ist, daß die von ihr verdunstende durchschnittliche Wassermenge dem jährlichen Zufluß gleich ist. Während nun das einströmende Wasser fort und fort verdunstet, müssen natürlich die zugeführten Salztheilchen in dem Becken zurückbleiben, und mag ihre Menge auch Anfangs noch so gering sein, so muß sich durch ihre Jahrtausende lange fortgesetzte Summirung schließlich doch ein starker Salzgehalt des Seewassers ergeben. Auf diese Weise sind die meisten Salzseen entstanden, und in einzelnen Fällen, namentlich in der warmen Zone und wenn die Flüsse schon an sich salzhaltigen Boden durchfließen, steigert sich der Salzgehalt ihrer Mündungsseen bis zu dem Charakter einer Lauge oder gesättigten Sole, wie z. B. beim Todten Meer oder dem Elton-See in der Kaspischen Niederung. Da Wasser nicht mehr Salz in gelöstem Zustande in sich aufnehmen kann, als 28 bis 29 Gewichtsprozente, so muß natürlich, sobald diese Grenze erreicht ist, das überschüssige Salz auskrystallisiren und, je nach seinem spezifischen Gewicht, entweder zu Boden sinken oder obenauf schwimmen. Das letztere ist z. B. bei dem berühmten Tus-Tschöll, dem Tatta lacus der Alten, auf der Hochebene des inneren Kleinasiens der Fall, wo im Sommer eine meterdicke Salzschicht gleich einer kompakten Eisdecke, auf der man gehen und reiten kann, über dem Wasser lagert. Angesichts dieser Erwägungen und Beispiele ist es theoretisch mit absoluter Sicherheit zu erwarten, daß auch das Mündungsbecken des Tarim ein Salzsee ist. Daß der Strom in einen See mündet und nicht etwa allmählich im Sande verrinnt, das stand durch das einhellige Zeugniß der historischen und geographischen Urkunden fest.

Man kann sich das Erstaunen der wissenschaftlichen Welt denken, als der große russische Reisende Prschewalskij im Jahre 1876 als erster wissenschaftlich gebildeter Europäer das Ende des Tarim

erreichte und einen Süßwassersee fand. Außerdem lag dieser süße Lob-nor viel südlicher als die alten chinesischen Karten und Erzählungen angaben. Als diese Resultate in Europa bekannt wurden, erklärte der Berliner Geograph Freiherr von Richthofen, die Lob-nor-Frage sei durch Prschewalskij, unbeschadet der sonstigen Verdienste dieses großen Mannes, nicht endgiltig beantwortet, denn man müsse es als eine absolute Unmöglichkeit bezeichnen, daß in Wirklichkeit das wahre Mündungsbecken des Tarim Süßwasser enthält — zumal, da die Gegenden, durch die der Fluß sein Wasser hindurchführt, bekanntermaßen zu den salzhaltigsten der Erde gehören.

Die Lösung des Räthsels, die Hedin fand, ist sehr eigenthümlich: Der Tarim wechselt mit seiner Mündung zwischen zwei verschiedenen, ziemlich weit von einander abliegenden Becken, deren eines immer trocken wird, wenn das andere sich füllt. Prschewalskij hatte vollkommen Recht, als er 1876 einen Süßwassersee als Endbassin des Stromes fand; aber er wußte nicht, daß dieser See erst wenige Jahre existirte, geographisch gesprochen, „von gestern" war. Darnach hat es natürlich nichts Wunderbares, wenn er noch nicht zur Salzpfanne geworden war. In den sechziger Jahren noch floß aber die Hauptmasse des Tarimwassers in das nördlichere Becken, wo sie auch während der letzten hundert Jahre wahrscheinlich dauernd sich hineinergossen hat, und gerade zur Zeit, da Hedin am Lop-nor weilte, zwanzig Jahre nach dem Besuche Prschewalskijs, war der südliche See schon wieder im Verschwinden und der nördliche in der Füllung begriffen. Natürlich hatten einstweilen noch beide süßes Wasser.*) Nur die durch Sandanhäufungen abgeschnürten Randlagunen zeigten bereits brackiges und selbst salziges Wasser.

Immerhin ist es merkwürdig, daß ein Fluß von der Wassermenge des Tarim nicht einen dauernden Mündungssee von einiger Größe zu Stande bringt, aber die enorme Verdunstung in der trockenen Luft der umgebenden Wüste und die Gier des Sandbodens, in dem das Bett liegt, sind starke Gründe, die es schließlich doch erklären. Gegenwärtig endet der Tarim in kolossalen Schilf-

*) Ich darf den Leser zum näheren Verständniß für einen solchen Wechsel einer Strommündung zwischen zwei verschiedenen Depressionen auf das verweisen, was ich im Jahre 1897 anläßlich der Beschreibung meines Ausflugs nach Turkestan in diesen Jahrbüchern über die Mündung des Amu-Darja in den Aralsee resp. den Sary-Kamysch und über den alten Oxuslauf ausgeführt habe. In der Buchausgabe meiner Reise (Berlin, Georg Stilke 1898) ist es Seite 135 ff.

wäldern, zwischen denen sich nur noch wenige Becken und schmale Kanäle mit offenem Wasser finden. Das Schilf steht undurchdringlich, wie eine kompakte Holzwand, bis zu fünf Meter über der Wasserlinie hoch. In diesen dichten Massen halten die Loplik (Leute vom Lop-nor) des Fischfanges wegen sogenannten Tschappgane offen — schmale, korridorartige Kanäle von einem Meter Breite, deren Eingänge meist kaum sichtbar sind und über denen sich in der Höhe die Schilfwände dicht zusammenschließen. In dem Tschappgan werden Fischnetze ausgelegt, und Hedin sah Hunderte davon auf dem Grunde des klaren, mehrere Meter tiefen Wassers liegen, während er in einem mit Lopleuten bemannten großen Einbaum darüber hinglitt.

Am äußersten Ostende seiner Lop-nor-Route befand sich Hedin schließlich über tausend Kilometer von seiner zeitweiligen Operationsbasis Khotan, wo fast sein ganzes Gepäck und der größte Theil seiner Reisekasse lagen. In den letzten Apriltagen trat er den Rückweg an und ritt am 27. Mai, nach einer Abwesenheit von viereinhalb Monaten, wieder in Khotan ein. Jetzt blieb ihm nur noch das letzte Stück des Programms, das er sich vorgenommen hatte, zu erfüllen übrig: die Durchquerung Nord-Tibets. Man kann sagen, daß es heute nirgends auf der Erde mehr, außer in den Polargebieten, ein zusammenhängendes Stück von solcher Ausdehnung giebt, von dem wir in geographischer Hinsicht so wenig wüßten, wie von diesem verschlossenen Lande Tibet. Nur der verhältnißmäßig kleine westliche Zipfel am oberen Indus, der zu dem indo-britischen Vasallengebiet von Kaschmir gehört, ist einigermaßen gut bekannt. Alles Uebrige ist ein großer weißer Fleck mit vielen hypothetischen und nur sehr wenigen sicher festgelegten Seespiegeln, Gebirgszügen und Wasserläufen. Tibet steigt in seiner mittleren Höhe in einer Ausdehnung von mehreren Millionen Quadratkilometern über 4000 Meter hoch empor, d. h. eine Fläche der Größe Mitteleuropas liegt theils nahe dem Niveau der Montblanc-Spitze, theils noch höher. Wirklich bewohnt sind daher nur die relativ am tiefsten gelegenen Theile im Süden, die Thäler des Indus und Brahmaputra, wo die großen Städte Leh, Schigatse und Lhasa in etwa 3600 Meter Höhe, also nur eine Kleinigkeit unter dem Gipfel des Groß-Glockner, liegen. Weitaus das Meiste von Tibet, der ganze Norden, ist völlig menschenleer. Gerade hier aber, wo der riesenhafte Kwen-lun, das längste Hochgebirge Asiens und das älteste der Erde, das Land erfüllt, harrt eine ganze Reihe

der wichtigsten geographischen Fragen und Probleme der Antwort. Um nur eins herauszugreifen, so sei auf die eigenthümliche Bodenbildung in abflußlosen Gebieten hingewiesen, über die hier Beobachtungen im größten Maßstabe gemacht werden können. Da die Verwitterungsprodukte der Gebirgsgrate, Gipfel und Abhänge nicht, wie in andern Gebirgen, durch fließendes Wasser fortdauernd zum Meere hinabgeschafft werden können, so bleiben die beständig wachsenden Massen auf den Flanken der Bergzüge und in den Depressionen zwischen ihnen in Gestalt unermeßlicher Schuttmassen liegen, und das ganz Gebirgssystem erscheint unter diesen Trümmern förmlich begraben. Die gewaltige Durchschnittshöhe namentlich der nördlichen Theile Tibets ist, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, eine Folge dieser Abflußlosigkeit, die jede einschneidendere Thalbildung durch Erosion zur Unmöglichkeit macht. In dieser Hinsicht das Beobachtungsmaterial zu erweitern, sowie Studien über die klimatischen und geologischen Verhältnisse im Allgemeinen, über hydrographische und atmosphärische Vorgänge im Besonderen anzustellen, war eine Aufgabe, die auf diesem jungfräulichen und nach allen seinen Verhältnissen einzigartigen Forschungsgebiet für Hedin den höchsten Reiz haben mußte.

In den ersten Julitagen stand Hedin mit einer großen Karawane von 56 Pferden, Eseln und Kameelen bei Dalai-Kurgan am Fuß der ungeheuren Nordkette des Kwen-lun, etwa unter dem 85. Grade östlicher Länge. Er hatte sechs zuverlässige turkestanische Diener mit sich; außerdem wurde hier eine große Anzahl von Tagliks — Eingeborene der Gegend bei Dalai-Kurgan — engagirt. Der Kwen-lun hieß hier Tokkus-dawan. Am 7. August wurde der Kamm in 4780 Meter Höhe auf dem Jappkaklik-Passe überschritten. Als am Abend das Lager aufgeschlagen wurde, nannten die Eingeborenen, die in großer Zahl für die ersten Reisetage als Begleiter und Helfer engagirt waren, den Ort: Bulak-baschi, d. i. Haupt der Quelle. Das war der letzte Name, den Hedin nach dem Beginn des Vordringens in Tibet notirte, zugleich auch der l e t z t e  t ü r k i s c h e Name auf seinem Wege durch Asien. Bis dorthin kamen im Sommer noch einige Goldgräber aus Turkestan, aber nur vom Juli bis September erlaubt es die Witterung zu arbeiten. Von hier an mußte Hedin die Lagerplätze, Seen, Flußläufe und Gipfel nummeriren, denn nie war ein Mensch hierher gelangt, der ihnen hätte Namen geben können. Nur Chulane (Wildesel) und Yaks belebten die Gegend. Sie nähren sich

von dem dünnen, mageren Grase, das in den Thälern und auf den Abhängen wächst, und das sie während des größten Theils des Jahres unter dem Schnee hervorsuchen müssen. Die Tagliks begannen zu desertiren, da sie Furcht hatten, immer weiter ins menschenleere Land hinein mitgenommen zu werden; auch Hedins chinesischer Dolmetscher wurde bald mit einem Begleiter zurückgeschickt, da er furchtbar an der Bergkrankheit zu leiden anfing. Die Lager mußten öfters mehr als 4700 Meter hoch aufgeschlagen werden; Nachts fiel das Thermometer Anfang August auf — 7°; der Inhalt des Tintenfasses gefror zu einem Eisklumpen; nur ganz wenige genügsame Pflanzen dauerten in dieser Region aus, und die Karawanenthiere mußten von dem mitgenommenen Mais leben. Einige zwanzig Esel trugen die Maissäcke; es war vorauszusehen, daß die armen Thiere allmählich unter den Strapazen des fortgesetzten Marsches, in dem Maße, wie sich das Futter verminderte, zu Grunde gehen würden. Auch eine Heerde Schafe und Ziegen ging als lebender Proviant mit.

Die Karawane war jetzt zwischen zwei Ketten des Kwen-lun, der nördlichen, bereits überschrittenen, und einem mächtigen, schneetragenden Kamm, dem Arka-tag im Süden. Hedins Marschrichtung war direkt östlich, aber, um in die Gegenden zu gelangen, wohin er wollte, mußte er den Arka-tag übersteigen. Jenseits dieses Gebirges wollte er dann wieder seinen östlichen Marsch zum Stillen Ozean fortsetzen. Die Bergkrankheit, von der Hedin übrigens verschont blieb, machte die Leute immer verdrossener. Bei Lager 4 fehlte nur noch eine Kleinigkeit an 5000 Metern Höhe. Reis und Fleisch kochten nicht mehr weich, da der geringe Luftdruck das Wasser viel zu früh zum Sieden brachte. Nach 3 Uhr Nachmittags fiel das Thermometer bereits unter Null, und Hedin schreibt, daß die Pfeife das Einzige war, woran man überhaupt noch etwas Freude hatte. Bei Lager 5 — Höhe 4975 Meter — glaubte Hedin von einem schweren Schlage betroffen zu werden; sein Islam Bai erkrankte. „Eigentlich", heißt es im Reisetagebuch, „war er es stets, der unsere Karawanen zusammenstellte und ordnete. . . . . Zehn Mann hätten ihn nicht aufwiegen können; er ist unersetzlich. Und nun liegt er da, gebrochen wie ein Greis und röchelt wie ein Sterbender. Es wäre bitter, wenn er jetzt stürbe, nun da er im dritten Jahre sein ruhiges Leben in Osch aufopfert. . . . Unser Lager gleicht einem Krankenhause und mit Invaliden umherzuziehen ist unmöglich. Man fühlt sich unter solchen Verhältnissen wie fest-

gekettet und hat keine andere Wahl, als die Kranken unter Bedeckung zurückzulassen oder — umzukehren! Vor der letzteren Alternative fühle ich jedoch ein wahres Grauen; ich muß die unbekannten Hochländer, die sich im Süden des Arka-tag ausdehnen, untersuchen."

Wie unvergleichlich Hedin selbst durch Temperament, Charakter und Konstitution zu seinen Forschungsreisen ausgerüstet war, dafür mögen noch einige weitere Worte seines Tagebuchs von diesem Lagerplatz als Beleg dienen: „Wie herrlich ist es hier oben im Gebirge, in der klaren, frischen Luft zwischen beständig wechselnden Landschaftsbildern, im Gegensatz zu den einförmigen Wüsten mit ihrem grauen Himmel, ihrer Stickluft, ihren Skorpionen, Zecken und Mücken und ihrem Wassermangel! Ich bin überglücklich in dem Gedanken, jene Gegenden hinter mir zu haben. Aber meine Diener fürchten die stillen Berge und sehnen sich nach dem Tieflande zurück."

Nach einigen Tagen erholte sich Islam Bai, und man machte den Versuch, den Arka-tag zu überschreiten. Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Karawane zu einem Paß in die Höhe, der südwärts hinüber zu führen schien — um oben zu sehen, daß der schneebedeckte scharfe Hauptkamm, durch eine breite, tiefe Senkung von ihnen getrennt, noch weit südwärts lag, allein Anschein nach hier unübersteigbar. 5253 Meter hoch wurde gelagert; am Morgen gab es kein Feuerungsmaterial, und Hedin mußte mit Kakao in Eiswasser vorlieb nehmen, was ihm in der Wüste Takla-makan entschieden lieber gewesen wäre als hier bei 5° Kälte.

Bei Lager Nr. 8 erkannte Hamdan Bai, einer der Tagliks, die Gegend wieder: er hatte im vorigen Jahre mit dem englischen Reisenden Littledale Tibet senkrecht auf die Route Hedins von Norden nach Süden durchquert und besann sich jetzt darauf, daß sie damals in dieser Gegend einen Paß über den Arka-tag gefunden hatten. Da trat ein Ereigniß ein, das alle weiteren Pläne Hedins über den Haufen zu werfen drohte: sämmtliche Tagliks desertirten in der Nacht vom 18. auf den 19. August. Als Hedin und seine wenigen turkestanischen Diener am Morgen aufwachten, sahen sie sich allein; dazu fehlten eine Menge Esel, Pferde und Vorräthe. Sofort schickte Hedin seine vier zuverlässigsten Leute gut bewaffnet auf den besten Pferden den Flüchtlingen nach. Um Mitternacht sahen die Verfolger deren Lagerfeuer, sprengten ohne einen Augenblick zu zögern heran und drohten Jeden niederzuschießen,

der sich widersetzen oder zu entfliehen versuchen würde. Widerstandslos ließen die Durchbrenner sich die Hände auf dem Rücken zusammenbinden und zum Lager der Karawane zurücktransportiren. Dort wurde Gericht gehalten. Die Turkestaner drangen auf tüchtige Prügel für die Deserteure, aber Hedin ließ die Körperstrafe durch zwölf leichte Hiebe eigentlich bloß markiren; im Uebrigen lautete sein Urtheil dahin, die Leute hätten alle ihre rechtlichen Lohnforderungen verwirkt, ob sie schließlich etwas bekommen würden, sollte von ihrem ferneren Benehmen abhängen und vorläufig müßten sie Nachts gebunden schlafen. Diese Milde, verbunden mit der starken moralischen Demüthigung, erwies sich als das Beste, was Hedin thun konnte. Auch dieser Zug zeigt seine unvergleichliche Begabung als Forschungsreisender.

Täglich zwischen ein und zwei Uhr Mittags stellte sich jetzt ein kurzer aber heftiger Hagelsturm ein, der die Gegend weiß einhüllte. Beim Aufstieg zu Littledales Paß stieß man auf einen Eselkadaver von der englischen Expedition: das mumienartig eingetrocknete Thier war ganz unversehrt. Also nicht einmal Wölfe und Raubvögel gelangten hierher! Erst am 24. August wurde der Arka-tag überschritten — Paßhöhe 5544 Meter. Jetzt hatten sich Alle an diese enormen Höhen gewöhnt und Keiner litt mehr an der Bergkrankheit. Von oben erschien südwärts ein Seebecken, dem alle Gewässer vom Kamme herab zuzuströmen schienen: das Stromgebiet des Lop-nor lag endlich im Rücken und das abflußlose Hochland von Tibet war erreicht. Die Szenerie war überwältigend: völlig todt und schweigsam — aber phantastische Wolkenbildungen, Schneeketten, schwarzblaue Bergwände und schaurig-schöne Beleuchtungseffekte bewegten die Seele des Reisenden.

Fünf Wochen lang zog Hedin jetzt gen Osten durch unbekanntes, unbewohntes Gebiet. Zwanzig abflußlose bittersalzige Seebecken hintereinander wurden passirt. Zuletzt wartete Alles mit fast brennender Ungeduld auf die erste süße Wasserfläche — als ein Zeichen, daß die abflußlose Region endlich durchzogen sei. Eins nach dem anderen von den Thieren fiel, um nicht wieder aufzustehen; zuletzt auch Hedins treues Reitpferd. Am 27. September fanden die Leute ein tibetanisches Obo: einen Haufen beschriebener Schieferplatten. Man hatte also einen Ort erreicht, wo Menschen hinkamen! Bald mehrten sich solche Funde. Hedin machte sich einmal an das Kopiren einer solchen Inschrift — als er eine halbe Stunde lang die fremden Charaktere nachgemalt

hatte, merkte er, daß sich nach je sieben Zeichen immer dieselbe Gruppe wiederholte! Es war die buddhistische Gebetsformel: „Om mani padme hum“ (O, das Kleinod im Lotos, Amen), die wohl viertausendmal auf siebenundvierzig Platten geschrieben stand. Der Leser wird sich den Aerger und die Enttäuschung des Reisenden denken können. Am 1. Oktober endlich fand man die ersten Menschen — mongolische Nomaden, wo Hedin neue Pferde und Proviant kaufen konnte und freundliche Aufnahme fand. Am 9. November wurde der gewaltige Koko-nor oder Blaue See erreicht. Von hier an hört die eigentliche Forschungsreise auf; es handelte sich für Hedin jetzt nur mehr darum, so schnell wie möglich Peking und die Heimath zu erreichen. Am tausendundersten Tage seiner Reise durch den asiatischen Kontinent sah er die Stadtmauer von Peking vor sich auftauchen. Begreiflicher Weise wollte er sich erst einen menschlichen Anzug machen lassen, bevor er Europäer aufsuchte, aber als er bei der russischen Botschaft vorbeikam, hielt er es nicht aus und stürmte hinein . . . . . ! Am 10. Mai 1897, dreieinhalb Jahre nach dem Verlassen der schwedischen Heimath, tauchten die Thürme von Stockholm vor den Augen des kühnen Reisenden wieder auf. Große Ehren warteten seiner.

* * *

Kann nach den vorgesteckten Zielen, nach den erreichten Resultaten und nicht zum Mindesten noch der Methode und den Mitteln, mit denen der Genius seine Ideen verwirklicht, kein Zweifel daran sein, daß Hedin ein Forscher großen Stils ist, ebenbürtig den Livingstone, Nachtigal, Nordenskjöld — so wird sich Henry S. Landor, der sein Unternehmen begann, als Hedin durch Rußlands Ebenen der Heimath zueilte, mit einem etwas bescheideneren Platze begnügen müssen. Nicht nur, daß er im Gegensatz zu dem ebenso glücklichen wie kühnen Schweden vom Mißgeschick verfolgt wurde und nur einen kleinen Theil seines Planes verwirklichen konnte — seine Persönlichkeit entbehrt auch in etwas jener ruhigen Größe, die nur durch ihre Bescheidenheit, wie durch die Höhe der Aufgaben, die sie sich stellt und die sie durchführt, imponirt. Landor ist ein verwegener Draufgänger, ein Mensch von phänomenaler Widerstandskraft gegen alle Uebel und von beinahe unbegrenzter körperlicher Leistungsfähigkeit, den das für unmöglich Geltende an sich reizt. Dieser Veranlagung entspricht sein Ziel:

nach Lhasa, der verbotenen Hauptstadt Tibets, vorzudringen, und zwar von Indien aus.

Der letzte Europäer, der Lhasa gesehen hat, ist der französische Missionar Pater Huc, der zusammen mit seinem Kollegen Gabet im Jahre 1845 die Stadt von Peking aus über den Koko-nor erreichte. Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war der Franziskaner-Mönch Odorich von Pordenone, päpstlicher Gesandter in China, in Lhasa; im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert haben sich französische Jesuitenmissionare sogar längere Zeit dort aufgehalten. Sie Alle erzählten die merkwürdigsten Dinge von dem Lande und namentlich der Hauptstadt, vom Dalai Lama, dem buddhistischen Papst, der in Lhasa residirt, von dem eigenthümlichen Kultus, der besonders an diesem Zentrum der tibetanisch-buddhistischen Kirche die frappantesten Aehnlichkeiten mit katholischen Riten aufweist — aber seit der Mitte dieses Jahrhunderts verschließen die Tibetaner ihr Land, vor Allem aber die zentralen Gebiete um Lhasa herum mit solcher Hartnäckigkeit, daß es keinem Europäer mehr gelungen ist, hineinzukommen.

Bonvalot und Prinz Henry von Orleans gelangten Anfang 1890 bis auf wenige Tagereisen an die Stadt heran. Sie waren vom Lop-nor aufgebrochen, überschritten nacheinander von Norden nach Süden zahlreiche Ketten des Kwen-lun-Systems und gelangten durch die unbewohnten Theile Nord-Tibets, ohne Menschen zu sehen, bis in die Nähe des gewaltigen Sees Tengri-nor, der nur noch hundert Kilometer nördlich von Lhasa liegt. Dort fängt das Land an, bewohnt zu werden, und sie wurden von Eingeborenen bemerkt, die ihr Nahen meldeten. Zwei Tagereisen südlich vom Tengri-nor versperrte ihnen eine starke Abtheilung tibetanischer Soldaten den Weg und trotz siebenwöchentlicher Unterhandlungen gelang es nicht, den Weg frei zu bekommen. Mit einem großen Bogen nach Osten erreichten die Franzosen schließlich Tonking.

Landor wählte seine Einbruchsstelle nach Tibet weit westlich von Lhasa unfern der Gangesquelle. Vor allen Dingen kam es für ihn darauf an, die Tibetaner über seine Absichten in Unkenntniß zu erhalten. Aber gleich diese nothwendige Vorbedingung des Erfolges gelang es nicht, zu erfüllen. Der tibetanische Gouverneur jenseits der Grenze erfuhr durch Spione von Landors Plan und ließ die Pässe über den Hauptkamm des Himalaya bewachen.

Während Hedin eine unvergleichliche Stütze an seinen muhammedanischen Turkestanern und namentlich an Islam Bai besaß,

war Landor darauf angewiesen, sich seine Diener aus der zwar körperlich brauchbaren, aber zaghaften und durch jede Gefahr aus der Fassung zu bringenden Bergbevölkerung in den südlichen Himalaya-Thälern zu nehmen. Diese Leute, die sogen. Schokas, sind Heiden, und es ist kein Zweifel, daß der Muhammedaner sich im Allgemeinen tüchtiger und unerschrockener zeigt. Auch in Indien selbst kann man diese Beobachtung machen. Da Landor wußte, daß der Jong Pen (Statthalter), der in der Grenzfestung Taklakot saß, die Wege gegen sein Eindringen bewachen ließ, so faßte er die Idee, über einen sechstausendsiebenhundert Meter (!) hohen Paß zu gehen, wo natürlich, zumal um diese Jahreszeit, unendliche Schneemassen lagen. Niemand hätte ihn an dieser Stelle erwartet; einmal drüben, wäre er tief in das schwach bevölkerte Land hineingekommen, ohne entdeckt zu werden, und sobald die Grenzwächter erst seine Spur definitiv verloren hatten, hoffte er, vermöge seines großen Vorsprungs, nicht mehr erwischt zu werden. Freilich lief er dann immer noch Gefahr, beim ersten Begegnen mit Tibetanern, auch solchen, die garnichts von ihm wußten, als Europäer erkannt und den Behörden denunzirt zu werden. Aber in dieser Beziehung verließ er sich auf sein gutes Glück. In der That sollten nach einigen Wochen seine Gesichtsfarbe einen so dunkeln Ton und seine Kleidung ein so reduzirtes, undefinirbares Aussehen annehmen, daß ihn die Tibetaner zeitweilig für einen Indier hielten.

Bevor Landor seinen ersten Einbruchsversuch machte, schickte er einen kräftigen Schoka aus, um den Paß zu rekognosziren. Der Mann wurde unterwegs beinahe von einer Lawine verschüttet, kehrte um, bevor er die Höhe erreicht hatte und meldete, da sei kein Durchkommen. Landor, ein Arzt Dr. Wilson, der ihn Anfangs begleitete, und mehrere Eingeborene machten sich nun auf den Weg, um selber nachzusehen. Bei sechstausend Meter fingen alle an, an Bergkrankheit zu leiden. Bald blieb der Doktor zurück, dann einer von den Dienern, dann noch einer. Landor beschreibt die Situation folgendermaßen: „Ein dicker Nebel fiel und umhüllte uns, was das Emporklimmen bedeutend erschwerte. Unsere Anstrengungen, weiter zu kommen, waren verzweifelt; unsere Lungen waren in krampfhafter Thätigkeit, als ob sie bersten wollten, unsere Pulse beschleunigt. Unsere Herzen klopften, als wollten sie sich einen Weg aus dem Körper herausbahnen. Erschöpft und von einer unwiderstehlichen Schlafsucht ergriffen, erreichte ich mit dem Rongba (der einzige Diener, der mit aushielt) schließlich dennoch

die Höhe. Trotzdem ich mir schon lange die Unmöglichkeit klar gemacht hatte, meine Leute auf diesem Wege hinüber zu bringen, war es eine Genugthuung, hierher gelangt zu sein und eine solche Höhe erreicht zu haben."

Es war elf Uhr Nachts und schneidender Nordostwind; heller Mondschein lag über den endlosen, hoch überschneiten Bergzügen, und die Sterne funkelten unbeschreiblich hell. Unter dem Standort Landors lagen Nebel; als sie sich ein wenig hoben, zeichnete sich auf ihrer wallenden, brauenden Oberfläche die Gestalt Landors im Mittelpunkt eines leuchtenden Kreises als ein großes dunkles Gespenst unheimlich und phantastisch ab; er stand innerhalb eines Mondregenbogens. Plötzlich überfiel die beiden Männer der Schlaf. Trotz alles Ankämpfens brachen sie auf dem Schnee zusammen; die Wirkung glich der eines starken narkotischen Mittels. Der Rongba stöhnte vor Schmerzen, und Landor wickelte ihn aus Mitleid in seine Decke. Aber die kleine Anstrengung genügte, um ihn im Kampf gegen den Schlaf unterliegen zu lassen. Nach rückwärts auf den Schnee fallend, machte er noch eine letzte verzweifelte Anstrengung, zu den glitzernden Sternen emporzublicken, dann trat Bewußtlosigkeit ein In diesem beginnenden Erstarrungsschlaf hatte Landor eine schreckliche Vision: er sah sich mit allen seinen Gefährten in einem weiten Grabe von durchsichtigem Eise eingeschlossen, dessen Wände sich schnell nach innen zusammenzogen. Der Alp preßte ihm einen lauten Schrei aus, er erwachte entsetzt, begriff mit dem Rest seines Bewußtseins die Situation, rüttelte seinen Gefährten auf, und Beide erreichten glücklich die weiter unten Wartenden.

Viel weniger schlimm als diese schreckliche Passage war der mehr als 5700 Meter hohe Uebergang, auf dem man schließlich nach Tibet gelangte, auch nicht. Sehr bald traf die Karawane auf tibetanische Spione, aber die beiden Europäer waren bereits durch die Sonne und die Wirkung der blendenden Schneeflächen stark verbrannt und trugen Turbane und Schneebrillen, daß die Spione die Gesellschaft in dem Glauben verließen, einen Hindudoktor mit seinem Bruder und Dienern gesehen zu haben, die auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Mansarowar-See und dem Berge Kelas sich befinden.

Zwei Tage darauf stieß Landor auf eine große Abtheilung Soldaten. Nach langem Parlamentiren gelang es ihm, den Weitermarsch bewilligt zu erhalten — da verrieth ihn einer seiner

eigenen Leute als einen Sahib („Herr" = Europäer). Nun faßte er den Plan, die Tibetaner durch eine andere List zu täuschen. Er that so, als ob er sich in sein Schicksal ergebe, kehrte zum Himalaya um und entwich in einer stockfinstern Sturmnacht bei fürchterlichem Schneetreiben mit nur sechs Mann, die er glücklich zum Mitgehen bewogen hatte, aus seinem Lager, während der Doktor Wilson mit der Mehrzahl der Leute zurückblieb. Den ganzen folgenden Tag über blieb das Lager stehen, um einen Aufenthalt Landors an diesem Punkte zu markiren. Die List schien geglückt zu sein, und für mehrere Tage verloren die Tibetaner die Spur der Eindringlinge. Da, als Alles gut zu gehen schien, machte Landor eine niederschmetternde Entdeckung: in der Eile des Aufbruchs war viel zu wenig Proviant eingepackt worden. Nur ein kühner Entschluß konnte Rettung bringen. Vier Schokas sollten verkleidet nach Taklakot gehen, Speise einkaufen und sich einzeln wieder zurückschleichen. Landor selbst mit zwei Leuten blieb in einem verborgenen Schlupfwinkel zurück. Dort lebten die drei fünf Tage lang von jungen Nesseln und sahen während dieser Zeit öfters tibetanische Soldaten unterhalb ihres horstartigen Verstecks auf der Suche nach ihnen vorüberreiten. Schließlich kamen die Leute mit Lebensmitteln zurück, aber nur, um sich in der nächsten Nacht den Preis von fünfhundert Rupien zu verdienen, den der Jong Pen von Taklakot auf Landors Kopf gesetzt hatte. Zu ihrem Unglück waren sie dumm genug, die Geschichte von dem Preise Landor zu erzählen. Dadurch wurde dieser mißtrauisch, und als in der Nacht ein Schoka mit seinem großen Messer heranschlich, bekam er von Landor furchtbare Prügel mit dem Flintenkolben. Tags darauf, nachdem man eben aufgebrochen war, merkte Landor noch im letzten Augenblick, daß ihn die Leute, die vor der tibetanischen Tortur eine furchtbare Angst hatten und sich durch seine Auslieferung zu retten hofften, geradenwegs einem feindlichen Wachtposten in die Hände führen wollten. Die Folge bestand wiederum in einer freigebigen Tracht Prügel für die getreuen Diener. Nur auf zwei von ihnen, Tschanden-Sing und Man-Sing, konnte sich Landor unbedingt verlassen. Leider litt Man-Sing am Aussatz in seinem beginnenden Stadium. Die weiße, glänzende, straff gespannte Gesichtshaut und die gekrümmten verzogenen Finger waren untrügliche Zeichen. Nach einem ernsten Palaver willigten die Schokas endlich, scheinbar ergeben und fügsam, ein, Landor bis zum Maium-Passe,

der vom Indus- bis zum Brahmaputragebiet hinüberführt, zu begleiten.

Vorläufig waren die Tibetaner getäuscht. Freilich hatte Landor statt der dreißig, mit denen er aufbrach, nur noch sechs Leute mit sich, aber er konnte sich mit diesen schneller bewegen und eher dem Verdacht entgehen, daß er ein Europäer sein. Sein nächstes Ziel waren die beiden Seen Mansarowar und Rakastal, der heilige und der Teufelssee. Nördlich von diesen beiden großen Wasserbecken, die nur durch einen schmalen langen Felsdamm von einander getrennt, in 4700 Meter Höhe neben einander liegen, erhebt sich die merkwürdig geformte Pyramide des fast 7000 Meter hohen heiligen Berges Kelas, der in Nordindien, Nepal und Tibet als ein Thron der Götter gilt. Zahlreiche Pilger wallfahrten jährlich dorthin und umwandern den Berg an seiner Basis, was gewöhnlich drei Tage dauert; die frömmsten legen den ganzen Weg kriechend wie Schlangen zurück, andere gehen auf den Händen und Knieen, noch andere rückwärts, um das Verdienst ihrer Pilgerschaft zu erhöhen. Die Situation war einstweilen für Landor eine leidliche; man verfolgte ihn nicht und es war daher möglich, Feuer anzuzünden und warme Speisen zu genießen. Als sie am Rakastal angekommen waren, zeigte einer der Diener auf einen Felsen im See: „Sahib, siehst Du jene Insel? Auf ihr wohnt ein Lama-Einsiedler, ein heiliger Mann. Er ist dort allein und lebt von Fischen und Schwaneneiern; nur im Winter, wenn der See gefroren ist, werden ihm Vorräthe gebracht. Der Einsiedler schläft in einer Höhle, kommt aber ins Freie, um zu Buddha zu beten.“ Während der folgenden Nacht trug der Wind ein undeutliches Geheul vom See her den Lagernden zu. „Was ist das?“ fragte Landor die Schokas. „Es ist der Einsiedler, der zu Gott spricht“, antworteten sie. Jede Nacht klettert er auf den Gipfel des Felsens und richtet von dort seine Gebete an Buddha, den Großen!“ Am See gab es mehrmals kleine Renkontres mit Räubern, die aber keinen ernsthaften Ueberfall zu machen wagten. Ein Trupp versuchte, durch die Reize zweier Weiber, die schmutzig und stinkend, die Gesichter, um das Aufspringen der Haut zu verhindern mit schwarzer Salbe beschmiert, am Wege standen und winkten, die Reisenden zum Ausplündern in sein Zeltlager zu locken, hatte aber keinen Erfolg. Mit einer anderen Bande war das Zusammentreffen nützlicher. In wildem Galopp verfolgte ein ganzer Schwarm Landors kleinen Zug. Als der Befehl erfolgte, zu halten und die

Räuber zu erwarten, waren die Schokas vor Furcht wie gelähmt; Landor dagegen nahm kaltblütig die Flinte in die eine, seinen photographischen Apparat in die andere Hand und ging den Banditen entgegen. Mit den schlechten tibetanischen Luntenflinten ist es nur auf ganz kurze Entfernung möglich zu schießen — Landor stellte daher seine Kamera ruhig ein und wartete, bis er die Räuber gut auf der Visirscheibe hatte. Die nun folgende Szene ist so kostbar, daß sie nur mit Landors eigenen Worten wiedergegeben werden kann: „Dann löste ich den Momentverschluß aus, als sie nur noch dreißig Meter entfernt waren und eben von ihren Pferden herunterkletterten. Nachdem die Kamera ihre Schuldigkeit gethan hatte, legte ich sie schnell auf die Erde, und nun kam die Büchse dran. Ich schrie ihnen zu, die Waffen niederzulegen, und um meinem Befehl mehr Nachdruck zu geben, legte ich meinen Mannlicher auf sie an.

Ich glaube, eine sanftere Räuberbande ist nicht zu finden, obwohl dieses Gelichter oft tapfer ist, wenn es für sie leicht ist, muthig zu sein. Ihre Luntenflinten flogen mit unglaublicher Schnelligkeit von den Schultern auf die Erde. Die juwelenbesetzten Schwerter, die sie trugen, wurden rasch neben die Feuerwaffen gelegt. Die Banditen fielen nieder, nahmen ihre Mützen mit beiden Händen ab und streckten zum Zeichen des Grußes und der Unterwürfigkeit (so ist es Sitte bei den Tibetanern) die Zunge heraus. Ich konnte nicht umhin, ein zweites Momentbild von ihnen aufzunehmen, denn sie sahen gar zu komisch aus." Nun bekamen auch Landors Diener wieder Muth und redeten die Räuber im Auftrage ihres Herrn an: „Sie sollen mir einige Yaks und Pferde verkaufen, ich werde sie gut bezahlen." Nach vier Stunden Handelns waren zwei Yaks zum Tragen der Lasten erstanden — Preis vierzig Rupien (eine Silberrupie = annähernd einer Mark). Nach dem Handel wurde ein Mahl gehalten; Tsamba und Thee waren die Hauptbestandtheile. Die Tsamba ist die Nationalspeise der Tibetaner; fester Hammeltag und Gerstenmehl werden verknetet und mit heißem Wasser zu einem Brei vermischt. Den Thee richten sie mit Butter und Salz vermischt an, und wenn sie sich ein besonderes Festessen machen wollen, so bereiten sie sich die Tsamba statt mit heißem Wasser mit dieser Brühe. Aus dem Brei werden mit unsagbar schmutzigen Fingern Kugeln geformt und eine nach der andern in den Mund geschoben. Nach dem Essen wurde es warm, und Männer und Weiber entledigten sich ihrer dicken Pelz-

kleidung, die sie auf dem bloßen Körper tragen, ungenirt bis zu den Hüften. Die Pelze sind zu allen Jahreszeiten nothwendig, denn die Temperaturschwankungen betragen auf dem tibetanischen Hochlande auch im Sommer im Laufe von vierundzwanzig Stunden bis zu fünfzig Grad.

Am Mansarwar-See liegt eine große Gomba, ein buddhistisches Kloster mit einem Tempel. Landor fühlte sich so sicher, daß er dort einen Besuch zu machen beschloß, um Lebensmittel zu erlangen und das Klosterleben unter den Lamas kennen zu lernen. Zwischen zwei und drei Uhr Nachts langten die Reisenden vor der ersten Hütte des Klosterdorfes an und klopften so gewaltig, daß sie beinahe die Thür einschlugen. „Ihr seid Dakoit“ (Räuber), sagte eine heisere Stimme von innen, „sonst würdet Ihr nicht um diese Stunde kommen.“ „Nein, das sind wir nicht; bitte, öffnet, wir sind wohlhabende Leute. Wir wollen Niemandem etwas zu Leide thun und für Alles bezahlen.“ „Kann nicht sein, nein! Ihr seid Dakoit, ich werde nicht öffnen.“ Statt der abermaligen Antwort traten Landors Leute jetzt die Thür ein und setzten sich, ehe der Besitzer des Hauses ein Wort sagen konnte, um das Feuer, das drinnen brannte. Der Wirth beruhigte sich, als er einige Silbermünzen auf seiner Handfläche fand.

Am nächsten Morgen badeten die indischen Diener Landors alle im heiligen See Mansarowar, in dem nach ihrem Glauben Siva, der größte aller Götter lebt. Wer in diesem Wasser gebadet hat, wird in ganz Nord-Indien hochgeehrt. Gleichviel, welche Verbrechen er vorher begangen haben mag, ein Eintauchen des Körpers genügt, die Seele zu reinigen. Um die Leute zu erfreuen, schleuderte auch Landor einige Geldstücke in den See, dann betrat er kühn das Innere des Tempels und ließ nur zur Vorsicht seinen Tschanden-Sing mit geladener Büchse am Eingang Posto fassen. Kluge Devotion und, was noch wirksamer war, reichliche Silberspenden vor den zahlreichen Götterbildern gewannen Landor bald die Freundschaft der Lamas.

„Welches sind die bösen Eigenschaften, die man am meisten vermeiden muß?“ fragte Landor den Einen von ihnen, der ihn führte. „Wollust, Stolz und Neid,“ antwortete dieser. Dann ergriff er die Hand des Fremden und öffnete sie. Kaum hatte der Lama einen Blick hinein gethan, so fing er an, Landor mit seltsamer Unterwürfigkeit zu behandeln. Er stürzte fort und theilte den Anderen irgend etwas mit, das sie alle in große Bestürzung

versetzte. Jeder wollte jetzt Landors Hand sehen, und dies Benehmen war ein vollständiges Räthsel für ihn. Er sollte später den Grund erfahren.

Nun folgen in Landors Buch zwei außerordentlich interessante Kapitel über das tibetanische Mönchthum der Lamas und die mannigfaltigen religiösen, medizinischen und sonstigen Vorstellungen, sowie die sozialen und sittlichen Verhältnisse des Volkes. Ich stehe nicht an, diese Stücke, sowie überhaupt Alles, was Landor an Beobachtungen über das Leben und den Charakter der Tibetaner bringt, für das Werthvollste in seinem Buche zu erklären. Auch die Schilderungen der merkwürdigen Natur des Landes sind vortrefflich und, was hervorgehoben zu werden verdient, es wird schwer sein, ein besser und unterrichtender illustrirtes Buch über eine Reise zu finden, als das seinige. Nicht auf derselben Höhe steht es in rein geographischer und geologischer Hinsicht. Um nur ein Beispiel zu nennen, so giebt er zwar auf seiner Karte an, daß die beiden Seen Rakastal und Mansarowar, obwohl sie genau im gleichen Niveau liegen, doch keinerlei Kommunikation mit einander haben, aber er bemerkt nichts über den Salzgehalt ihres Wassers, was wichtig zu erfahren wäre, denn der Rakastal ist der Quellsee des starken Induszuflusses Sadletsch und muß daher Süßwasser haben, der Mansarowar aber salziges, wenn er wirklich ohne Verbindung mit dem Ersteren und daher abflußlos ist.

Bald nach dem Aufbruch aus dem Kloster verlor Landor seine sämmtlichen Schokas. Einen Theil entließ er freiwillig, da er sah, daß die Leute völlig demoralisirt und eher eine Gefahr für ihn als eine Hilfe waren; zwei, die Anfangs weiter mitgehen wollten, desertirten bei der nächsten Gelegenheit des Nachts und nahmen den ganzen mühsam erhandelten Proviant, sowie eine Menge nothwendiger Sachen mit. Jetzt war er allein mit seinen beiden getreuen Hindu-Dienern Tschanden-Sing und dem armen, aussätzigen Man-Sing, sowie den beiden Yaks. Trotzdem beschloß er seinen Marsch fortzusetzen. Aber schon am ersten Tage sah er, daß die Tibetaner doch Kenntniß von seinem Aufenthalt im Lande erhalten haben mußten. 150 Soldaten verfolgten ihn. Auf einem hohen Berggipfel wurde er eingeholt und obwohl es ihm bei der Feigheit dieser „Krieger" gelang, die ganze Gesellschaft in die Flucht zu schlagen und sogar noch Lebensmittel von ihnen zu erbeuten, so war doch seine Lage jetzt verzweifelt. Zwar kam er unter unsäglichen Beschwerden noch etwa dreihundert Kilometer weiter

auf dem Wege nach Lhasa und entdeckte unterwegs die zweite Hauptquelle des Brahmaputra, aber bei einem Flußübergang ging ihm fast sein ganzes Gepäck und alle Munition bis auf die wenigen Patronen verloren, die er und seine beiden letzten Getreuen bei sich trugen. Damit war sein Schicksal besiegelt. Vortrefflich sind die Beobachtungen, die auch während des letzten so gut wie hoffnungslosen Vordringens selbst nach diesem Schlag noch gemacht wurden, und man kann dem eisernen Trotz des Mannes, der nicht eher einen Schritt rückwärts thut, als bis er gefangen und gefesselt fortgeschleppt wird, unmöglich die höchste Bewunderung versagen — aber aller Muth Landors und alle Treue der beiden Hindus wurden schließlich an dem unabwendbaren Schicksal zu Schanden. In der höchsten Noth schien noch einmal das Glück zu lächeln. Man traf Tibetaner, die Pferde und Lebensmittel verkaufen wollten, aber das Ganze war falsches Spiel. Während Landor sich bückte, um den Fuß eines der Pferde zu untersuchen, stürzten sich einige dreißig kräftige Männer auf ihn, ein Strick wurde ihm um den Hals geworfen und dann fesselte man ihn und seine gleichfalls hinterrücks überfallenen Leute — noch etwa zwölf Tagereisen von Lhasa.

Was nun folgt, ist geradezu schrecklich zu lesen. Unter den furchtbarsten Martern schleppten die Tibetaner die drei Unglücklichen den Weg zurück, den sie gekommen. Mit seinem Blute zeichnete Landor unterwegs heimlich, dort wo die Route von seinem Hinmarsche abwich, eine Kartenskizze des Weges, aber sicherlich wäre er schließlich doch zu Tode gepeinigt worden, wenn der Pombo oder Großlama (Provinzialstatthalter), dem er in die Hände gefallen war, nicht auf den Gedanken gekommen wäre, erst ein Orakel einzuholen, ob man den Fremdling tödten oder am Leben lassen solle. Dazu brauchte er einen Fingernagel des Gefangenen und als die Finger an Landors gebundenen Händen gespreizt wurden, um dies Erforderniß zu beschaffen, geriethen die Tibetaner wiederum in dieselbe erstaunte Aufgeregtheit, wie früher in dem Kloster am See Mansarowar. Das hochnothpeinliche Verfahren wurde sofort eingestellt, und der Pombo befahl, nachdem er Landors Hände gleichfalls besichtigt hatte, daß er noch am selben Tage, wenn auch gefesselt, die Rückreise nach der indischen Grenze antreten und sammt seinen Dienern freundlich behandelt werden solle. Erst nach seiner Befreiung erfuhr Landor den Grund dieser Seltsamkeit: seine Finger sind etwas höher hinauf zusammengewachsen, als es bei den meisten

Menschen der Fall ist, und die Tibetaner glauben, wer solche Finger besitzt, dessen Leben sei durch Zauber gefeit; was man auch mit ihm anstelle, ihm könne kein Leid geschehen! Thatsächlich hatte Landor schon geradezu Unbegreifliches zum Erstaunen seiner Quälgeister ausgehalten. Fast das Schlimmste waren die Tortur durch das Ungeziefer, das sich in den zerlumpten von Blut und Schweiß durchtränkten Kleidern massenhaft ansammelte. Nur einmal durften die Gefangenen, als sie auf dem Rücktransport an den Mansarowar-See kamen, baden. An derselben Stelle, wo er im Frühjahr die Grenze zwischen Indien und Tibet überschritten hatte, wäre Landor schließlich doch noch um ein Haar einem sichern Tode ausgeliefert worden: der Statthalter weigerte sich, ihn direkt über die Grenze zu entlassen, und wollte ihn zwingen, einen Umweg von sechzehn Tagereisen über einen unwegsamen Paß nach Indien zu machen, damit er unterwegs vor Hunger und Schnee umkäme, ohne daß man direkt Hand an ihn zu legen brauchte. Jetzt waren die drei Männer aber nicht mehr gefesselt; in ihrer Verzweiflung, da sie sowieso den sichern Tod vor Augen glaubten, griffen sie ihre aus zahlreichen Soldaten und Offizieren zu Fuß und zu Pferde bestehende Eskorte mit aufgelesenen Steinen an und — die ganze Wache riß aus. Als halbe Leichen gelangten sie, nachdem sie noch einige aufregende Zwischenfälle bestanden hatten, glücklich nach Taklakot, unter dessen Mauern sie sich befanden, hinein, denn Landor hatte erfahren, daß der Doktor Wilson und ein eingeborener Agent der indischen Regierung in der Stadt seien. Sie waren über die Grenze gekommen, um von dem tibetanischen Gouverneur Gewißheit über Landors Schicksal zu erlangen. Wilson und der Agent hatten mit ihrer Begleitung ein besonderes Lager in der Stadt aufgeschlagen. Als Landor in das Zelt des Doktors trat, sah er in einer Ecke eine Quantität Kandiszucker liegen; er war so verhungert, daß er sofort große Stücke davon verschlang. Dann wurde er gebadet, verbunden und gepflegt, ebenso die beiden Diener, die nicht weniger erlitten hatten, als ihr Herr. In den nächsten Tagen gelang es, von den tibetanischen Behörden einen großen Theil von dem konfiszirten Gepäck Landors, darunter sein Tagebuch sammt Karten und Skizzen, zurückzuerlangen, und mehrere Monate später wurden noch über vierhundert photographische Negative durch Vermittlung der indischen Regierung an ihn ausgeliefert.

Etwas eigenthümlich berührt es und wäre wohl besser unterblieben, daß Landor am Schluß seines Buches ein ausführliches

ärztliches Attest des Doktor Wilson über die vielen schrecklichen Wunden abdruckt, die sein Körper bei der Befreiung zeigte, und ein gewisses Kopfschütteln wird der Leser auch nicht unterdrücken können, wenn er auf Seite 481 eine Scene photographirt sieht, wie Landor sich nach seiner Befreiung von Tschanden-Sing, während er mit bloßen Füßen auf dem Schnee steht, bei elf Grad Frost eine Schale Eiswasser über den nackten Rücken gießen läßt. Landor schreibt, daß er diese Szene wiedergebe, um zu zeigen, was er trotz seines geschwächten Zustandes noch zu ertragen im Stande war. Aehnliches kommt öfter in dem Buche vor, und der Verfasser unterläßt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß er auf seiner ganzen Reise fast nie eine andere Kopfbedeckung gebraucht habe, als einen Strohhut oder ein kleines Mützchen.

* * *

Ich hoffe, durch diese theilweise recht ausführliche Auswahl aus dem reichen Inhalt der beiden großen Reisewerke, die der Brockhaussche Verlag seinen Traditionen getreu in musterhafter Ausstattung und zu einem verhältnißmäßig geringen Preise dem deutschen Publikum vorgelegt hat, bei dem Leser den Wunsch erweckt zu haben, die Bände möglichst bald vor sich zu sehen. Von Hedin haben wir allerdings noch eine besondere Publikation über die streng wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise zu erwarten, worüber ich voraussichtlich ihrer Zeit den Freunden dieser Jahrbücher werde berichten können. Alsdann, wenn der geniale schwedische Forscher den letzten und tiefsten Ergebnissen seiner Arbeit selbst die endgültige, für die Oeffentlichkeit bestimmte Form gegeben hat, wird es auch an der Zeit sein, näher auf die speziell erdkundlichen Details und neuen Einsichten in die geologische Entwicklungsgeschichte Innerasiens einzugehen, die uns Hedin voraussichtlich mittheilen wird. Einstweilen ist die bloße Wiedererzählung der vorzüglichsten Erlebnisse für ihn wie für Landor der beste Tribut, den man den Leistungen und dem Muthe beider Männer zu zollen im Stande ist.

Hedin ist übrigens schon vor einigen Monaten wieder nach Tibet aufgebrochen. Islam Bai begleitet ihn wieder und die russische Regierung hat ihm eine geradezu unschätzbare Unterstützung gewährt: eine Eskorte von drei Kosaken, die er überall hin mitnehmen darf. Bessere Begleiter, als diese Leute, die europäische Disziplin und Entschlossenheit mit asiatischer Bedürfnißlosigkeit

und Widerstandsfähigkeit gegen physische Unbilden verbinden, kann sich ein Forscher in jenen Gegenden garnicht denken.

Wie es heißt, haben sich Hedin bei der Bearbeitung seiner gewonnenen Schätze unerwartet so wichtige Resultate, an die sich neue Fragen knüpften, ergeben, daß er sich ganz plötzlich zur abermaligen Reise entschloß, die wieder auf nicht weniger als drei Jahre projektirt ist. Auch Nansens „Fram" ist schon wieder draußen. Es sind doch schneidige Menschen, diese Nordländer!

# Notizen und Besprechungen.

## Literarisches.

Willibald Beyschlag, Zur deutsch-christlichen Bildung. Halle a. S., Eugen Strien. Preis: Broch. 5.00, eleg. gebd. 6.00 Mk.

„Zur deutsch-christlichen Bildung“, „populär-theologische Vorträge“, so benennt sich das neueste Werk von Willibald Beyschlag, das sein bewährter und verdienstvoller Verleger Eugen Strien soeben auf den Büchermarkt bringt. Wie der Verfasser in einem kurzen Vorwort uns mittheilt, kündet sich diese Sammlung als zweite Auflage eines im Jahre 1880 erschienenen Buches an, ist aber in Wirklichkeit ein zu zwei Dritteln neues Buch, in welches nur fünf von früheren Vorträgen aufgenommen sind, während zehn Vorträge ganz neu sind.

Vorträge also sind es, um die es sich in diesem Buche handelt, Vorträge über Fragen christlicher Bildung und kirchlicher Zeitbewegung, welche der Verfasser während seines fast vierzigjährigen Lehramtes in kirchlichen Vereinen und Konferenzen gehalten hat. Wenn der Verfasser es als einen tiefgreifenden Mißstand unserer deutsch-protestantischen Zustände empfindet, daß unsere allgemeine Bildung und unsere Theologie so wenig Fühlung mit einander haben, so wird ihm wohl jeder der Sache näher Stehende von ganzem Herzen zustimmen. Und wenn er nun auf die Fragen christlicher Bildung und kirchlicher Zeitbewegung mit besonderer Sorgfalt eingeht und seine Ansichten hierüber in einer Sammlung geistreicher Vorträge und Essays einem größeren Leserkreise darbietet, so kann ihm dieses, sofern es diesen bewegenden Fragen nicht gleichgiltig gegenübersteht, nur Dank dafür wissen. —

Zu einer Anbahnung näherer Fühlung unserer allgemeinen Bildung und unsere Theologie erscheint kaum ein Anderer so berufen, wie gerade Willibald Beyschlag. Der Mann, der sich in seiner akademisch langjährigen Laufbahn und in einer Reihe ernst wissenschaftlicher Werke auf dem Gebiete der systematischen und exegetischen Theologie als ein Gelehrter im strengsten

Sinne des Wortes hinlänglich dokumentirt hat, der dann in seinen Selbstbiographien und mehr noch in dem nach meiner Meinung Besten, das er je geschrieben: in dem „Leben eines Frühvollendeten" durch alle historischen und wissenschaftlichen Erörterungen das warm pulsirende Blut, das reiche Gemüth des Poeten hindurch blicken läßt, der schließlich in seinen Gedichten und seinem Märchen „Godofred", aller wissenschaftlichen Strenge entkleidet, nur als Dichter zu uns spricht, dieser Mann hat nicht nur den immerhin schwierigen Kompromiß des Gelehrten mit dem Poeten in einer für beide ersprießlichen Weise geschlossen — er kann ihn in seiner vermittelnden Stellung nun auch mit Erfolg übertragen auf das Gebiet wissenschaftlicher Forschung und allgemein literarischer, ja dichterischer Bildung. So enthalten die hier gesammelten Vorträge eine Reihe wechselnder Bilder. Die ersten „Jesus und das alte Testament", „Die Idee und Thatsache der Versöhnung", „Die Offenbarung Johannis" suchen theologische Fragen und Probleme in allgemein verständlicher Weise zu lösen — unter den folgenden, die literarischen Inhalts sind, ist der neueste und zeitgemäßeste: „Protestantisches in Goethe". Der Verfasser geißelt hier mit gutem Rechte die Verunglimpfungen von Goethes Charakter, wie sie aus Anlaß des Straßburger Denkmalsunternehmens von der ultramontanen Seite auf das Plumpste erhoben worden sind. Er nimmt Goethe gegen sie in Schutz und hebt als tiefsten Grundzug seines Wesens die Wahrhaftigkeit hervor und die Herzensgüte; er verhüllt aber auch nicht die peinliche Schattenseite in seinem Charakter: den Mangel an Selbstzucht in seinem Verhältniß zu Frauen. „Es ist da nichts zu vertuschen oder zu beschönigen. Die Tragik seines Lebens verräth die ganze Größe dieser sittlichen Schwäche. Dieselbe hat ihn um das Glück und den Segen einer edlen Häuslichkeit, einer ebenbürtigen Ehe gebracht" (S. 139).

Näher geht der Verfasser dann auf das Verhältniß Goethes zum Christenthum ein. Die Preußischen Jahrbücher haben erst vor Kurzem einen größeren Aufsatz über Goethes Verhältniß zur Religion aus berufener Feder gebracht. In diesem ist die viel umstrittene Frage unseres größten Dichters zum Christenthum so eingehend behandelt und nach meiner Meinung so glücklich gelöst worden, manches Dunkel ist hier so scharf beleuchtet worden, daß ich an dieser Stelle nicht noch einmal auf den Gegenstand eingehen würde, wenn es jetzt nicht um so interessanter wäre, auch Beyschlags Ansichten über ihn kennen zu lernen und wenn diese Ansichten nicht ein spezielleres Merkmal trügen: sie behandeln nämlich mit liebevoller Vertiefung die besondere Stellung Goethes zur reinsten Ausprägung des Christenthums: zum Protestantismus.

Für das Verhältniß Goethes zum Christenthum als solchem muß es auch Beyschlag für die jüngere Periode Goethes bei der geltenden Ansicht bewenden lassen, daß Goethe wohl ein frommer Mensch gewesen, daß seine Frömmigkeit jedoch in seiner jüngeren Periode keine spezifisch christlichen

Züge trägt. Ganz anders aber stellt sich Beyschlag zu der älteren Periode im Leben Goethes; überzeugend weist er nach, wie der Dichter, je mehr er an Alter und Erfahrung wuchs, je mehr Schwankungen und Wechselfälle eines längeren Lebens hinter ihm lagen, um so näher der christlichen Religion trat. Seine Iphigenie, die ethisch Zarteste seiner Schöpfungen, spiegelt ahnungsvoll das tiefste Geheimniß des Christenthums wieder, daß der Fluch eines schuldvollen Geschlechts durch die Liebe einer reinen Seele gelöst werden kann. Sein Faust vollends ruht auf dem Gedanken, daß der Mensch, irrend so lange er strebt, gerade in diesem unermüdlichen Streben erlösungsfähig bleibe. Und nicht nur erlösungsfähig, sondern erlöst, denn die Liebe von oben nimmt Theil an ihm und streckt ihm versöhnt die rettenden Gnadenhände entgegen.

Als Christ aber ist Goethe von Haus aus ein Kind des deutschen Protestantismus gewesen, geboren und erzogen im Schooße der evangelisch-lutherischen Kirche. Der Verfasser zeigt, wie seine geistige Entwickelung in eine Zeit fällt, in welcher die Bewegung und Erhebung des deutschen Geistes ausschließlich auf protestantischem Boden wurzelt, denn von Gottsched und Gellert an bis zu Goethe und Schiller findet sich in der ganzen Literaturgeschichte auch nicht ein einziger katholischer Namen und während ein Klopstock, Lessing, Herder, lauter Söhne deutscher Reformation, dem deutschen Geiste den Aufschwung bahnen zu einem in seiner Weise einzigartigen und weltgeschichtlichen Höhepunkt, liegt der katholische Volkstheil, nach den Greueln der Gegenreformation den Jesuiten als Grabeswächtern überantwortet, im tiefen Todesschlaf. Die Vorbedingungen zur Entfaltung des Goetheschen Genius wären hier schlechterdings nicht vorhanden gewesen" (S. 147). Und Niemand ist sich dieses Kindesverhältnisses zur deutschen Reformation so dankbar bewußt gewesen wie Goethe. Das spricht so recht aus einer Aeußerung über Shakespeare: „Der größte Lebensvortheil, den ein Dichter wie Shakespeare hat genießen können", sagt er, „ist gewesen, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Eben daher erscheint er als Mensch mit dem Menschlichen vollkommen vertraut, ohne daß er als Dichter jemals die Verlegenheit gefühlt, das Absurde vergöttern zu müssen. (A. v. Oettingen, Vorles. über Goethes Faust I S. 55). — „Luther", sagt er an einer anderen Stelle, „war ein Genie sehr bedeutender Art, er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen" (Eckermann II S. 229). — Vor Allem betrachtet Goethe die Reformation gerne als eigenthümliche That des deutschen Geistes, als Durchbruch des der germanischen Art eigenen Freiheitstriebes:

„Sie lagen nur in halbem Schlaf,
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav;
Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb.

Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren Alle mit Lust."

Bekannt ist es, mit welcher Liebe und Verehrung Goethe lebenslang das greifbarste Segenserbe der Reformation, die Bibel, umfaßt hat. Sie ist die liebste Nahrung seines kindlichen Geistes gewesen — er hat das alte wie das neue Testament in den Grundsprachen gelesen, er hat sich bei fortschreitender Bildung auch der aufklärenden Bibelkritik nicht entzogen, aber diese Kritik hat ihm den göttlichen Kern nicht zersetzt, ihn nicht, wie den ungläubigen Katholiken Voltaire, zum Spott herausgefordert. „Ich für mein Theil", sagt er in Wahrheit und Dichtung, „halte sie (die Bibel) lieb und werth, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig."

Kühler und zurückhaltender freilich als zur Bibel stand Goethe zur protestantischen Kirche als solcher — vor Allem fand er den protestantischen Kultus arm und dürftig, und in Wahrheit und Dichtung räth er der protestantischen Kirche, nicht nur ihren Kultus zu bereichern und zu verschönern, sondern vor Allem das ganze Leben reichlicher mit kirchlichen Weiheakten auszustatten und die zwei Sakramente nach dem Vorbilde der katholischen Kirche auf sieben zu erhöhen. Reformatorisch aber soll die Kirche dabei unter allen Umständen bleiben:

Dreihundert Jahre sind vorbei,
Werden auch nicht wiederkommen.
Sie haben Böses frank und frei —,
Auch Gutes mitgenommen.
Und doch von beidem ist auch euch
Die Fülle genug geblieben.
Entzieht euch dem verstorbnen Zeug.
Lebendiges laßt uns lieben.

„Und nun", fragt Beyschlag, „wie steht dieser tiefblickende, vorurtheilsfreie Protestant zum Katholizismus, den er in beschränktem Umfang in seiner Vaterstadt, dann auf der italienischen Reise in dessen Mutterland und nicht am wenigsten durch Geschichtsstudien und Welterfahrung kennen gelernt hat?" Wenn Beyschlag hierauf (S. 150) antwortet: „Man meint vielleicht, der phantasievolle, kunst- und symbolfrohe Dichter habe von der Schönheit und Poesie des katholischen Kultus geblendet werden müssen, aber er überläßt das den geistigen Schwächlingen seiner und unserer Zeit", so möchte ich diese Antwort nicht ohne Einschränkung gelten lassen. Daß Goethe von dem katholischen Kultus als solchem eingenommen, ja bis zu einer gewissen Weise geblendet war, erscheint mir fraglos. Beyschlag selber giebt das zu: „Wohl kennt er die ergreifende Macht des altkirchlichen Kultus, wie das der Ostermorgen im

Faust, und die Kirchenszene mit dem dies irae bezeichnen, und jener Vorschlag, sich evangelischerseits die sieben Sakramente anzueignen, zeigt ein liebevolles Sichhineindenken in Fremdes" (S. 151). — Aber sollte das nicht oft mehr sein als „evangelisirter Idealkatholizismus aus alter Zeit?" Hat sich Goethe nicht zum Mindesten ästhetisch als Künstler für den katholischen Kultus enthusiasmirt? Und wäre das ein Unrecht gewesen? Kann man nicht ein guter, mehr noch ein strenger, ein ausgesprochen antikatholischer Protestant sein und doch von der Macht und Schönheit — natürlich nicht in sittlicher Beziehung — des katholischen Kultus berührt werden? Ich habe das in gewisser Beziehung am eigenen Leibe erfahren, und zwar erst in diesem Sommer auf einer Reise nach Italien. An einem Sonntag war es in Mailand. — Schon in dem Aeußeren des Domes mit seinen Skulpturen und Statuen, seiner herrlichen Fassade, geschmückt mit üppigen Ornamenten in den zierlichsten Blumen- und Fruchtgewinden, mit seinem unermeßlichen, von fast sechstausend steinernen Heiligen und Engeln bevölkerten Wald von Thürmen, auf den man vom Hauptthurm herabblickt, schon in diesem Aeußeren offenbarte sich eine ganze Welt von Erhabenheit und Poesie und anziehendem geheimnißvollen Mystizismus. Und nun gar das Innere — nun gar die große Messe, der ich dort beiwohnte. Nie ist mir die auf die Sinne spekulirende, alle leicht empfänglichen Triebe des Menschen willenlos in ihren Fesseln schlagende Macht des katholischen Kultus so zum Bewußtsein gekommen, als bei dieser Messe im Mailänder Dom — nie ist meine Ansicht, daß die Stärke des römischen Katholizismus viel mehr in seinem die Sinne berauschenden Kultus als in seiner Ohrenbeichte und seinem mustergiltigen hierarchischen System besteht, treffender bestätigt worden, als durch diesen großartigen Gottesdienst in jenen bläulich schimmernden, weihrauchdufterfüllten Marmormassen, deren riesige Verhältnisse das raffinirte Halbdunkel zur Unendlichkeit gestalten.

Dazu die unbeschreibliche Pracht, die man in diesem Kultus entwickelt, diese imponirende Prozession, die sich, von bald bußzerknirscht bebenden, bald siegesjauchzend zum Himmel stürmenden Gesängen begleitet, feierlich und dem Gedächtnisse unentreißbar durch die gewaltige Kirche bewegte. Ein unermeßlicher Zug! In seiner Mitte unter herrlichem Baldachin von purpurrother, von den Italienern so geliebten Farbe, der höchste geistliche Würdenträger in blendendem Gewande, sein Baldachin getragen von den reichsten Mailänder Bürgern, die diese Ehre um hohe Summen für die Kirche erkaufen. Und nun, wo die Prozession beendet ist und die Messe beginnt, durchzittert ein Gesang die gewaltigen Hallen, wie ich nie einen Kirchenchor habe singen hören. Die weichen Klänge der unvergleichlichen Orgel schmiegen sich diesem Gesange an, als wollten sie ihn auf Engelsfittigen zum Himmel tragen — dann athemlose Stille! Ich sehe die Menge auf den Knien liegen — ich denke an die liturgische Ausgestaltung in so vielen unserer evangelischen Kirchen — ein unbeschreibliches

Gefühl überkommt mich. Man muß solch einem Gottesdienst im Mailänder Dom beiwohnen, um zu wissen, was die Menschen so gewaltig zur katholischen Kirche zieht. —

Eins aber vermag auch der großartigste Kultus nicht: den denkenden Menschen hinwegzutäuschen über die Leere und Lächerlichkeit dessen, was er in gleißend übertünchtem Gewande verhüllt — ja, je pomphafter und berauschender diese Zeremonien sind, um so mehr kommt Einem in dem ersten nüchternen Augenblick zum Bewußtsein, daß sie nichts Anderes sind, als die verschwenderisch und raffinirt geschmückten Gräber, die unter sich nichts bergen, als den leeren, kalten, verwesenden Tod. —

Und treffend weist nun Beyschlag nach — und hierin befinde ich mich mit ihm ganz in Uebereinstimmung —, daß Goethe, mag ihn der katholische Kultus auch hier und da geblendet haben, doch nie von ihm verblendet ist. „Heute ward ich aufgeregt", schreibt Goethe, kurz bevor er Rom betritt, „etwas auszubilden, was garnicht an der Zeit ist. Dem Mittelpunkt des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedia eingespannt, indem ich mit ernstem Sinne die wahrhafte Natur und die edle Kunst aufzufassen trachtete, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum jede Spur verloschen ist. Wenn ich es mir in seiner Reinheit vergegenwärtige, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches, je barockes Heidenthum lastet." Und selbst jene großen Zeremonien, die ihn ästhetisch oft in Banden schlugen, vermögen dieses Urtheil nicht zu mildern. „Es war auf Allerseelen in der päpstlichen Hauskapelle auf dem Quirinal," erzählt Goethe, „die Funktion war schon angegangen, Papst und Kardinäle schon in der Kirche. Der h. Vater die schönste würdigste Männergestalt. Mich ergriff ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend uns in Entzücken setzen. Da ich ihn aber vor dem Altar nur sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie eine gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde und mir wollte das bekannte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der heiligen Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt. Was würde er sagen, dachte ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe. Das „Venio iterum crucifigi" fiel mir ein." — Mag also Goethe auch etwas größere Sympathie für den Kultus der katholischen Kirche in ästhetischer Beziehung gehabt haben, als Beyschlag es wahr haben will — mag er vereinzelten Elementen in der katholischen Kirche sogar den Vorzug vor denen der evangelischen Kirche gegeben haben (cf. die Sakramentslehre), in der Hauptsache behaupten die geistreichen Ausführungen Beyschlags ihr Recht:

Alle diese Aeußerungen ändern nicht das Geringste an der Schärfe des Goetheschen Urtheils über den Katholizismus als solchen. Ueberall erblickt er in ihm ein System, das mit Natur, Vernunft und Wahrheit in schneidendem Widerspruch steht. Der Mönch und der Priester sind ihm typisch abstoßende Gestalten. Seinem ernsten Wahrheitssinn und Wahrheitsglauben widerstrebt auf das Aeußerste „ein Obskurantismus, der auf der einen Seite die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, auf der andern das Falsche in Kurs bringt."

Und gerade auf der italienischen Reise, wo Goethe den Katholizismus im Großen mit Augen zu schauen bekommt, erreicht sein sittlicher Protestantenzorn einem hohlen Papstthum und leeren pomphaften Zeremonien gegenüber seine Höhe. Viele noch wenig bekannte Zeugnisse Goethes wider den Katholizismus und für den Protestantismus führt Beyschlag S. 152—159 an. „Wir wissen garnicht", sagt er zu Eckermann, „was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu verdanken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. . . . Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, um so schneller werden die Katholiken folgen." (Eckermann III S. 371—73.)

Ich habe bei diesem Vortrage länger verweilt, weil er gerade für unsere Tage von besonderem Interesse ist. Die anderen Vorträge stehen ihm nicht nach. Sehr geistreich ist die bereits länger bekannte Ausführung über „Lessings Nathan den Weisen und das positive Christenthum", wenngleich hier die Dichtung nicht immer aus der Dichtung heraus erklärt ist. Beyschlags Gedanke über das jungdeutsche naturalistische Drama werden auch den anregen, der ihnen nicht rückhaltlos zustimmt.

Das Buch ist Allen warm zu empfehlen, die im Gewoge des Tages und im Einerlei des Berufslebens nach edler und veredelnder Lektüre suchen, die eingeführt werden wollen in die Bahnen christlicher Bildung und kirchlicher Zeitbewegung; möchte der Wunsch des Verfassers in Erfüllung gehen, daß dieses Buch ein wenig dazu beitrage, „den tiefen Frieden, welcher zwischen dem echten Christenglauben und echter Bildung besteht und den nothwendigen Krieg, den wir zur Behauptung unseres deutsch-evangelischen Geisteserbes zu führen haben, ins Licht zu stellen".

Arthur Brausewetter.

---

## Goethe-Literatur.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zwanzigster Band. Mit dem vierzehnten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Löning. 1899. 319 S. groß Oktav, S. 320—331 Personen-Register zu Bd. XX. S. 332—337

Register über Goethes Werke und Leben. Darauf folgt mit besonderer Paginirung Erich Schmidts am 27. Mai d. J. bei Gelegenheit der 14. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar gehaltener Festvortrag: „Goethes Prometheus", 20 S. Sodann der Jahresbericht 12 S. und das Mitgliederverzeichniß, S. 15—63.

(Dem Vorwort voran war die betrübende Mittheilung von dem am 2. Mai zu Berlin erfolgten Ableben des ersten Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, des wirkl. Geh. Rathes Dr. Eduard von Simson zu geben, wie 1897 von dem der edlen Erbauerin des Goethe- und Schiller-Archivs, der Großherzogin Sophie (geb. 8. 4. 1824, gest. 23. 3. 1897).

Goethes Leipziger Studentenjahre. Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit als Festgabe zum 150. Geburtstage des Dichters von Dr. Julius Vogel, Kustos am Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig. Leipzig, Karl Meyers Graphisches Institut, 1899. 87 S. Doppelquart, elegant gebunden 4 Mark.

Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Zweite Auflage. (Als Band 13—15 der Anton Bettelheimschen „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. Preis 7 Mk. 20 Pf. 712 S. Text, S. 713—722 Uebersicht der Goethe-Literatur, S. 723—747 Personen- und Sachverzeichniß.

Wenn das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt und die Goethe-Gesellschaft, die nach Simsons Tode den Geh. Hofrath Dr. C. Ruland, den Verwalter des Goethe-Hauses in Weimar, des sogenannten National-Museums, zu dessen Nachfolger als ihren Präsidenten gewählt hat, eine bibliographische Uebersicht der sämmtlichen literarischen Darbringungen in Form von Büchern, Journalartikeln, Zeitungsberichten und Feuilletons oder als Erzeugnisse der graphischen und plastischen Künste geben wollte, die aus Anlaß der gemeinschaftlich in Frankfurt begangenen Feste dieses Jahres in Deutschland und in der ganzen gesitteten Welt zu Tage gekommen sind, so würde sie allein wie der Katalog einer stattlichen Bibliothek wirken müssen und beredsam die für unser Volk hocherfreuliche Thatsache predigen, daß die Liebe und Verehrung und das Verständniß seines Lebenswerkes in den letzten fünfzig Jahren in ganz außerordentlichem Maße zugenommen haben, daß uns und aller Welt die Größe dieses Einzigen unermeßlich sichtbarer geworden ist. Die Mitgliederzahl der Goethe-Gesellschaft ist natürlich nicht als einziger Gradmesser für jenes gewaltige Wachsen zu betrachten, denn sie betrug am 31. 12. 1898 nur 2606 und der beklagenswerthe Abgang ist nicht eingeholt worden. Wären wir Engländer oder Amerikaner, so würde es sich für jeden einigermaßen wohl situirten gebildeten Menschen als nationale Ehrensache von selber verstehen, einem so Großes und in jedem Sinne Bedeutendes darbietenden Vereine, der auf viele Jahre hinaus noch aus den Schätzen des Goethe-

Archivs schöpfen darf, anzugehören, und damit auch den Reichthum der ihm für den geringen Jahresbeitrag von 10 Mark zugehenden Publikationen, des Jahrbuchs und je eines stattlichen Bandes der Schriften der Goethe-Gesellschaft (wir erwarten eben den 2. Band der immer interessanter und wichtiger werdenden Briefe der Romantiker an Goethe und dessen köstlicher Antworten), wesentlich zu erhöhen. Wir sind ja wohl im Allgemeinen ärmer, als unsere englischen Freunde, die recht eigentlich die ganze Erde als ihre „Speise" betrachten, und sich als die von ihrem Brahma ernannten „Esser", aber sollte man nicht denken, die Mitgliederzahl müsse sich leicht auf das Doppelte oder Dreifache erheben, wenn z. B. nur allgemein gewußt würde, daß das diesjährige Goethe-Jahrbuch (Bd. XX) auf S. 37—75 die Reiseberichte Goethes von 1813 aus Naumburg, Dresden, Teplitz an seine Hausehre, Christiane, mit eingehendem Kommentar (S. 75—94) bietet? Hätten wir auch gewünscht, daß Bernhard Suphan in seiner geistvollen Weise diese Anmerkungen ganz geschrieben hätte, statt sie dem Herausgeber zu überlassen, so kann man doch für diese köstlichen Zeugnisse, für die Reinheit jenes so vielfach beschmutzten Verhältnisses, das Goethe vom ersten Tage an als eine feste, unverbrüchliche Ehe angesehen hatte, nur von Herzen dankbar sein. Wie rührend ist doch die verschämte Mittheilung an seine „liebe Kleine"*) auf S. 71: „Den 12. Juli habe ich bei einem großen Gastmahl im Stillen gesegnet." Was ists denn mit diesem 12. Juli? Nun es war der Tag der silbernen Hochzeit. Man hat in diesen letzten Festtagen in Weimar auch nach dem vernachlässigten Grabe Christianens gefragt, das ein Berliner Feuilleton in der Fürstengruft gesehen haben will, da es auf dem alten Kirchhofe ist, der jetzige noch gar nicht existirte. Wäre es nicht eine Ehrenpflicht Weimars, dessen Lästermäuler die gute Frau bis heute verfolgen, in goldenen Buchstaben die Worte Goethes nachträglich dort zu befestigen, die er nach ihrem Tode schrieb:

Gatte der Gattin.
6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Der Leser müßte sich dann doch wohl selber sagen, eine Frau, die Goethen so lieb war, ihm so hoch stand, muß doch wohl sittliche Quali-

*) Wenn er sie anredet (S. 73 Nr. 21) „mein allerliebstes Kind", so diktirt er das nicht, wie er sonst in diesen Jahren pflegte. John war ihm eben erkrankt und er hatte ihn nach Karlsbad geschickt, auch ein rührender Zug des Alten, da er ihn ja recht gern los sein wollte.

täten anderer Art gehabt haben, als ihr Caroline Herder e tutte quante anzudichten bemüht waren.*)

Eine höchst willkommene Erweiterung unserer Kenntniß der Beziehungen Goethes zu Byron, deren wir gelegentlich der kleineren Schriften Mich. Bernays zu gedenken hatten, giebt hier gleich der erste feinsinnige Aufsatz A. Brandls (S. 3—37).

Es kann aber nicht meine Absicht sein, den sehr reichen Inhalt des Buches hier im Einzelnen vorzuführen, da wohl anzunehmen steht, daß der größere Theil unserer Leser längst der Goethe-Gesellschaft angehört und folglich genau weiß, daß die stattliche Reihe ihrer Jahrbücher und „Schriften" ein unentbehrliches Material der Goethe-Wissenschaft und wie man fast auch sagen könnte, der Goethe-Religion bedeutet.

Der Herausgeber, Ludwig Geiger, fand sich, ich glaube mit Recht, beengt durch den vielen Raum, den allemal die Bibliographie im Jahrbuch in Anspruch nahm, als er sie jedoch fortlassen wollte, erhob sich lebhafte Nachfrage grade nach ihr. Gewiß hätte manche wissenschaftliche Erörterung an anderen Orten gedruckt werden können oder als selbständige Schrift auf den Markt gelangen, aber der Charakter des Jahrbuchs als eines Repertorium der gesammten Goethe-Wissenschaft hätte darunter gelitten und nicht das allein, das nöthige Material wäre dem Forscher wesentlich vertheuert worden. Ließe sich nicht etwa so der Noth steuern, daß man sich entschlösse, ein etwa halbmonatlich zu lieferndes Korrespondenzblatt des Goethe-Vereins herauszugeben, das zunächst die Bedürfnisse der an der Forschung interessirten Kreise ins Auge faßte, vor Allem also Fragen stellen dürfte und die Antworten sammelte? Hier ließe sich u. A. ein erheblicher Theil dessen bemeistern, was der von Herm. Grimm ausgeworfene Gedanke eines Goethe-Wörterbuches eigentlich wollte. Hier wäre auch der Ort, immer frisch die fort und fort nachsprudelnde Bibliographie vorzulegen, auf die man nicht mehr ein volles Jahr zu warten brauchte. Und wie vielfältige Anregungen nach den verschiedensten Richtungen hin, Berichtigungen irriger Annahmen — nur ohne gehässige Polemik — und vielleicht auch Personalien, die den Forscher interessiren können, fänden hier ihren Platz. Auch eine durchgängige, rein chronologische Rubrik „Goethe-Regesten" wäre durchaus erwünscht, da hier Arbeitstheilung unentbehrlich ist. An Kräften zur Ausführung eines solchen Unternehmens fehlt es nicht, ich rege den Gedanken hier nur vorläufig an, vielleicht findet er Anklang. —

*) Ein an sich wenig klassischer, aber in diesem Punkte offenbar ehrlichst überzeugter und aufrichtiger Zeuge ist der junge Zacharias Werner, der am 5 4. 1808 an Goethen schreibt (Romantikerbriefe II, 5): „Ihrer trefflichen Gattin küsse ich die Hände mit tiefer Rührung; was sie ist, habe ich erst in der letzten Abschieds-Minute erfahren: sie verdient es, die Martha meines Meisters und Herrn zu seyn." Noch einmal (22. 11. 1808) preist er sie als seine „Für- und Seelsorgerin".

Aus dem sonstigen Inhalte des Jahrbuchs sei hier nur noch erwähnt „Ein Nachspiel zum Briefwechsel mit Schiller“ von C. Schüddekopf (S. 94—105). Es bezieht sich auf die Empfindlichkeit, mit der der Minister C. Fr. v. Beyme 1830 in Goethes Zueignungsschrift dieses Briefwechsels an König Ludwig von Bayern einen Vorwurf „für die Fürsten Deutschlands“ finden wollte, den er wenigstens von dem König von Preußen abzuwenden verpflichtet sei. Goethe sah sich nicht bewogen, in der Angelegenheit das Wort zu nehmen. „Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, schrieb er für Niethammer an den Kanzler von Müller (21. 5. 1830), wenn ich Notiz nehmen wollte von Allem, was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht!“ — Endlich, weil es weit gehört zu werden verdient, ein Wort des tüchtigen Charles François Dominique de Villers an Goethe (Lübeck 10. 8. 1803, aus dem Archiv durch Jul. Wahle mitgetheilt).

Puisse le noble esprit de la sagesse et de la poésie germanique vaincre le pernicieux démon de l'immoralité et de la superficialité française! —

Das als Nummer 2 genannte Leipziger Bilderbuch wird Vielen Freude gemacht haben. Goethe selber zwar pflegte sich im Alter vor dieser Leipziger Periode einigermaßen zu entsetzen und zu bekreuzen*), das darf uns freilich nicht hindern, auch sie, wie ja der Dichter selber in Dichtung und Wahrheit maßvoll gethan, als Faktor seines Werdeganges in Rechnung zu stellen, denn was hilft der nachträgliche Seufzer: Hätt' ich statt dessen in einer wirklich bedeutenden Landschaft und geistiger Atmosphäre gelebt?! Dabei kann ganz wohl bestehen, was Meyer S. 51 betont, daß 1768 der junge Goethe ebenso sehnsüchtig nach Leipzig und zwar nach dem Oeserschen Kreise zurückblickte, wie 1788 nach der Rückkehr aus Italien nach den Römischen Freunden.

Immerhin ist das Buch interessant genug, da es uns in hübschen Zeitbildern das damalige Klein-Paris und z. Th. auch Dresden und alle diejenigen Personen vorführt, deren Goethe dankbar oder etwa auch reumüthig gedachte. Vor Allen ist in den etwa siebzig zur Hälfte bisher gänzlich unbekannt gebliebenen Abbildungen Käthchen Schönkopf und ihr Haus und ihre Familie, dann aber besonders der Maler Adam Friedrich Oeser und seine Kinder berücksichtigt. S. 62 ist richtig erkannt, daß wir es mit dem jungen Joh. Friedr. Ludwig Oeser und nicht etwa mit einem Goethebildniß zu thun haben. Auch die Breitkopf sind gebührend vertreten, von Professoren wohl alle von Goethe genannten. Zu dem Interessantesten gehören die beiden Radirungen des jungen Goethe, an denen doch wohl Meister Oeser das Beste wird gethan haben. Bei diesem Anlaß machen wir die Freunde Goethischer Kunstübung gern aufmerksam

*) Man sehe u. A. den Brief G.s an seinen Sohn August nach Heidelberg vom 3. 6. 1808, bei Meyer zitirt S. 472.

auf K. Kötschaus Aufsatz „Neues über Goethe als Radirer“ in der Zeitschrift für bildende Kunst, Mai 1899 (X, 8). Schon im Februar 1893 hatte diese Zeitschrift (mit Text von G. Wustmann) jene beiden Radirungen in sehr viel schöneren Drucken gegeben, als sie bei Vogel erscheinen. —

Ueber R. M. Meyers „Goethe“ wollen wir uns möglichst kurz fassen. Der Vermerk auf dem Titel „Preisgekrönte Arbeit“ kann für die Beurtheilung nicht in Betracht kommen, er scheint aber manche Kritiker verdrossen zu haben; wenigstens las ich in einer Berliner Zeitung (7. Sept.) unter Anderm, das Werk sei zu sehr Blender, die anspruchsvolle Person des Verfassers störe. Ich kann das nicht unterschreiben, da ich auch nicht weiß, ob in der That Heinemanns Goethe-Biographie so vortheilhaft davon absteche.

Eine gerechte und billige Beurtheilung hat sich doch von vornherein bewußt zu bleiben, daß die unübersehbare Weite und Fülle eines so reichen Lebens unmöglich von einem Menschen, und wäre er ein Riese an Arbeitskraft und Einsicht, gleichmäßig und in vorgeschriebener Allgemeinverständlichkeit oder populär dargestellt werden kann. Auch daß die Ansichten über manches Goethische Werk, über manches Thun und besonders auch Unterlassen des einzigen Mannes, über tausende seiner offenherzigen Urtheile, weit auseinander gehen, ist nicht zu verwundern. War ich doch selber nach Durchlesung des IX. Kapitels „Goethes Lyrik“ (S. 146 bis 162) mit einem lyrischen Protest bei der Hand, den ich getrost hersetzen darf, da die paar schlechten Reime die kritische Prosa kaum unterbrechen.

Dankbar ehret, preiset Goethen,  
Aber preiset ihn bescheiden.  
Soll der Selige noch erröthen?  
Dürft ihr uns das Dichten leiden?  
Einer kann nicht Alles flöten:  
Frischer Sang bei Christ und Heiden  
Bleibt trotz seinen Einzigkeiten  
Heut und ewig hoch von Nöthen.

Ich bemerke aber vorweg, daß ich das ganze Buch mit lebhaftem Antheil und Genuß gelesen habe und es im Ganzen für wohl gelungen und auf sehr umfangreichen und gründlichen Studien aufgebaut anerkennen muß. Wenn Goethes Leben selbst „das größte seiner Kunstwerke“ genannt wird, so ist das ja eine Phrase, die man nicht zu sehr drücken soll. Sein Leben gestaltet sich Keiner allein und nemo sibi vivit, nemo sibi moritur sagt der Apostel. Die Beurtheilung des Vaters, „der nie recht jung gewesen zu sein scheint“, mag ungerecht klingen und ich darf dawider noch einmal das treffliche Büchlein der Frau Felicie Ewart

geltend machen. Das hat der alte Herr, der ganz allein das Werk einer seltenen Jugendbildung an seinem früh reifen Knaben vollendete bis zur Reife zur Universität, doch nicht verdient, daß man von ihm sage, er „gehöre zu jenen Männern, denen Niemand das Recht bestreitet, von ungethaner Arbeit sich würdevoll auszuruhen“.

Der Verfasser giebt sich durchaus nicht als unbedingten Bewunderer des Dichters. Wer dürfte das auch verlangen? Goethe hat allerdings — im Alter — „Sätze gebaut, deren Steifheit nur der Fanatiker leugnen kann“. Es ist ihm auch wohl eine Strophe mit durchgelaufen, deren einfache Wortkonstruktion kaum zu errathen ist. Die „Mitschuldigen“ zu bewundern, weil sie von Goethe sind, darf Niemand uns ansinnen, aber es ist kein eigentlich ästhetisches Urtheil, wenn man sie „ein wahrhaft unsittliches Stück“ nennt.

Die früheste Goethische Lyrik, die der Leipziger Zeit, 1768—69 wird als „sanft zweifelnde Melancholie“ gewerthet. Man möchte hinzusetzen: doch mehr im Stile der Zeit, denn aus eigener Seelenerfahrung gequollen, was für den kaum Neunzehnjährigen kein Vorwurf sein kann.

Der Abschnitt „Straßburg“ hält sich auf dem Niveau üblicher Auffassung, an der Goethe freilich die Schuld selber trägt. Herder soll es gewesen sein, von dem Goethe das Gefühl der Ehrfurcht vor menschlicher und künstlerischer Größe erst gelernt habe. Friedrich Nietzsche einen Herdern vielfach verwandten Prediger unserer Tage zu nennen, ist etwas gewagt.*) Straßburg brachte uns den Götz ein, darnach Wetzlar den Werther, während die Gährungskeime zum Faust sich wohl auf Leipzig, Frankfurt und Straßburg vertheilen.

Den Götz kann man ja unter die Rubrik der „Anklagedramen“ allenfalls einreihen, aber damit ist nicht viel gesagt, mit den Ibsenschen Stücken — der Verf. nennt die „Stützen der Gesellschaft“ gleichsam als Paradigma (a posteriori) — hat dieses Zeitgemälde doch wenig gemein, eher Schillers aufregendes Stück „Luise Millerin“, wie denn Lessings „Emilia Galotti“ auf Goethen keine nachweisbare Verführung ausgeübt hat. Wir haben keinen Dichter gehabt, der so früh über alle Tendenzpoesie hinaus war und, müssen wir hinzufetzen, der so jämmerlich als Dichter scheiterte, als er denn doch einmal sich auf dieses eigentlich publizistische Gebiet begab.

Vaterlandsliebe, wenn damit der heute gepriesene Paradepatriotismus gemeint ist, hat Goethe sicherlich gering geschätzt. Der Verf. findet das nur zu begreiflich. Wer hätte aber den Muth, möchten wir hinzufügen, heute den Mann darum zu schelten, der nach der Ansicht Viktor Hehns den vollen Gehalt alles dessen erst fest begründet hat, was wir zu lieben

*) Vgl. noch S. 547, wo neben Rochefoucauld und Lichtenberg, Fr. Nietzsche als der eigentliche Klassiker des Aphorismus gepriesen wird.

und vielleicht noch lange mit aller Kraft zu vertheidigen haben, der also der Bismarck'schen Schöpfung ihren Werth im Voraus geliehen hatte?

Mit dem Götz von Berlichingen trat Goethe sogleich an die Spitze der neuen Bewegung. Dieser Erfolg stempelte ihn für immer zum Dichter, und drängte die doch nie gänzlich aufgegebenen Velleitäten zurück, sich der bildenden Kunst zu widmen. Hat Goethe selbst gestanden, daß die Wirkung Straßburgs (und vielleicht noch mehr der Einfluß Herders) eine Abkehr von französischer Kunst und entschiedene Bekehrung zu der heimischen für ihn bedeute, so läßt sich ja hieraus zwar ganz wohl der Widerwille Friedrichs des Großen gegen solche Irokesen-Poesie begreifen, aber allzu ernst braucht man sein dilettantisches Urtheil nicht zu nehmen. Mit dem Werther gründete der junge Titane seine europäische Berühmtheit.

„Goethe," sagt der Verfasser, „war einmal Werther, aber er war es nicht mehr, als er den Roman schrieb." „Das Herzensleben der modernen Menschen war der Poesie gewonnen." Alles Romanhafte — gemeint ist Alles, was man bisher dafür ansah — war zuerst hier entfernt.

Von dem sogenannten „Spinozismus" Goethes macht auch Rich. M. Meyer, scheint mir, zu viel Aufhebens. Schon die unserm Dichter immer widerwärtige mathematisch konstruirende Methode seiner Darstellung wird ihn abgeschreckt haben, und erweislich ist wohl nicht viel mehr, als daß der Artikel Spinoza in Bayles Dictionnaire historique et critique, allerdings eine infame pfäffische Anklageschrift, den Straßburger Studenten mit tiefer Indignation und damit auch mit Respekt vor dem so Behandelten erfüllt hat. Später hat ihm dann Freund Fritz Jacobi allerlei krauses Zeug vorgegaukelt. Wir wissen ja, daß noch später Herder, indem er zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, der Charlotte von Stein zum Geburtstage und ihrem Freunde und unserm 1784 einen Spinoza geschenkt hat, daß Goethe ihn auch gelegentlich „unsern Heiligen" genannt hat, allein an wirkliches Studium und nun gar in schönen Abendstunden mit der Freundin gemeinsam, glaube wer mag. Goethen wird genügt haben, was Herder ihm davon vorzupredigen mußte, aber sein Pantheismus war doch etwas Anderes, als die Abstraktionen Spinozas, er war auf das Geistsehen in der Natur, voraus der organischen, gerichtet. Es gehört aber zum guten Ton, von Goethes Spinozismus zu orakeln.

Mit Meyer (S. 144 fgd.) meinen wir, daß freilich Merck mit dem bekannten Urtheil über den Clavigo im Rechte war. „Gewiß, heißt es, wir hätten an Goethe (der bedauert hat, daß er nicht damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben) einen deutschen Lope de Vega gewonnen (wenigstens einen etwas geistvolleren Kotzebue) . . . Wir hätten vielleicht zwanzig Clavigos; aber wären sie den einen Tasso werth?" Das ist sehr richtig, aber die Goethefreunde erinnern sich der kuriosen Bewerthung der Goethischen Dramen, die Paul Heyse in Weimar zum Besten gab. Wer

schüttelte damals nicht den Kopf, einen Mann, der selber tief in das poetische Metier eingeweiht ist, so oberflächlich die Partei der Clavigos nehmen zu sehen? So verwüstet die moderne Theaterfexerei das literarische Urtheil. Als ob auf die Geschäftsunternehmungen der Sudermann, Lindau, L'Arronge, Blumenthal und Kadelburg etwas ankäme! —

Wir sprachen schon davon, das wichtige Kapitel von Goethes Lyrik möchten wir nicht durchaus unterschreiben. Alles wurzelt hier, und ohne Zweifel ist Goethe hier der typische Dichter. Man muß jedoch nicht Alles an ihm messen wollen, Goethe darf keine Schranke werden. Es giebt keine absolute Lyrik, jede Zeit, die nicht ganz gottverlassen wäre, hat die ihr angemessenen Formen oder Töne der Lyrik zu finden und, um an Meyer anzuknüpfen, Storms Gedicht „Mondlicht", das gar nicht den Anspruch erhebt mit Goethes berühmtesten „An den Mond" zu wetteifern, ist nicht deshalb schon als „erkältend" zu schelten, weil es in die rührende Bitte an die Geliebte ausklingt:

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond!

Aber fein ist die Bemerkung, Goethe sei, wie die Alten, Meister in der lyrischen Darstellung der Existenz, nicht des Effekts. Goethes Lyrik eben Alles und Jedes als unerreichbare Einzigkeit anzurechnen, lehnen wir also entschieden ab, wie er selber in seiner genialen Bescheidenheit that. Nein! so armselig ist die nachgoethische Dichtung und auch die allerjüngste denn doch nicht, daß sie einfach einpacken müßte.

In dem Kapitel „Stella" (X) ist von Stella eigentlich nicht die Rede, dafür von der Schweizerreise und der Einladung nach Weimar. Wir kommen also zu dem schicksalvollsten Abschnitte dieses Lebensbildes. Im Ganzen folgt man der Darstellung mit Genuß. Bezeichnend für unsern Goetheforscher und viele seiner Genossen ist dabei, daß ihnen trotz aller Verehrung Goethes doch eigentlich Lessing der unerreichte Lehrer ist. Der Gedankengang der „Geheimnisse", den wir doch recht undeutlich in dem Fragment nur ahnen, soll beherrscht sein von den Ideen, die Lessings Erziehung des Menschengeschlechts gelehrt hat. Man kann das auf sich beruhen lassen, zumal der damalige Einfluß Herders in jedem Sinne näher liegt. Mit den Folgen der italienischen Reise ist der Biograph nicht so durchaus einverstanden und wer wäre es heute noch außer einigen ganz verstockten Klassizisten? S. 234: „Wenn der Autor des „Götz" den Dichter der „Hermannschlacht" mit grausamer Strenge zurückwies und lange auch gegen den der „Räuber" sich in Abwehr hielt — wenn der einstige Ruhmredner Erwins für das kühne Streben eines Cornelius weniger als für manirirte Bilderchen aus klassischen Bezirken Anerkennung

hat, so gehört auch dies zu den Folgen . . ." Gewiß. und wenn auch mit einer gewissen Berechtigung gesagt werden konnte, es gebe nur drei große Erlebnisse für Goethe: Straßburg, die Berufung nach Weimar und die italienische Reise, so läßt sich doch, falls man nicht darauf eingeschworen ist, auf Weimar absolut nichts kommen zu lassen, bei aller Bewunderung dessen, was er Weimar gegeben, gar wohl auch einmal fragen, was es ihm aber auch als Menschen und Dichter gekostet hat.

Einverstanden sind wir mit dem, was über „Egmont" und „Iphigenie" ausgeführt wird. Es ist nicht eben neu. Weniger jedoch, wenn von „Nausikaa" gesagt ist, „ihr Verhängniß hätte sein sollen, daß sie sich unwiderruflich in den Augen der Ihrigen kompromittirt, wie Goethe sich ausdrückt." Das verstehen wir so kaum, und sollte es so gemeint sein, wie Meyer will, so hätten wir wohl nicht einmal Grund zu bedauern, daß aus dem Ding nichts wurde. Iphigenie ist Manchem, und war dem alten Goethe selber zu modern, das wäre dann wohl zu antik geworden. Ich glaube nicht, daß Goethe, als er in Sizilien das herrliche tragische Idyll als dramatischen Vorwurf ins Auge faßte, solche Spitzfindigkeiten im Sinne gehabt haben kann.

Im Tasso steckt, wie in fast allen Goethischen Dichtungen, natürlich auch viel persönlich Erlebtes, aber so eigentlich als „große Beichte" und als solche dem Werther und Faust parallel zu stellen ist er doch kaum. Was hätte denn Goethe so groß zu beichten gehabt? Daß er sich an die Stein verschwendet hatte, der er gutherzig genug seine weltmännische Erziehung verdanken mochte, wen ging denn das in Weimar etwas an? Daß er sich in hundert Nichtigkeiten zum Amüsement des Hofes verzettelt hatte, hat er wohl später beklagt; aber davon steht im Tasso kein Wort. Im Gegentheil, Weimar durfte sich in dem dargestellten Glanze Ferraras wie in einem allerdings verschönernden Spiegel erblicken. An den Unsinn, der einigen Goetheforschern nicht auszureden ist, die ganz richtig als pathologisch dargestellte Leidenschaft Tassos zur Herzogin habe einmal in Weimarischen Erlebnissen ein Gegenbild gehabt, denkt doch der neue Biograph nicht etwa auch? Man presse und quetsche doch nicht ewig an dem Ausdruck Beichte oder Generalbeichte! Goethe meint damit gar nichts Anderes, als Selbstoffenbarung, das Fundament freilich aller seiner dichterischen Schöpfungen. Am Ende schnüffelt man auch noch das arme Gretchen auf, das der schlimme Goethe-Faust verführt und im Elend habe sitzen lassen, dafür er denn von Rechts wegen vom Teufel hätte müssen geholt werden.

Was Italien für den Dichter geworden und wesentlich durch ihn dem gebildeten Deutschen bleibt, wissen wir Alle. Das ewige Heimweh nach dem schönen Lande, das er nun empfand, hatte auch rein klimatische Ursachen, denn über die unfreieren gesellschaftlichen Lebensarten setzte er sich resolut hinweg und schuf sich, zum ewigen Verdruß des so keuschen

Weimars, ein stilles häusliches Glück. Wenn hier, wie so oft wieder vorgebracht wird, Charlotte von Stein die verlassene Dido war, „die einzige Geliebte Goethes, die ihm mehr gab, als sie von ihm empfing,“ so braucht statt alles Protestes bloß auf die Briefe Goethes an sie verwiesen zu werden, die kürzlich Dr. Jul. Wahle zum dritten Male (nach Ad. Schöll und Wilh. Fielitz) sorgfältigst herausgegeben hat. Man frage nur richtig empfindende Frauen, mit welchem Wehgefühl sie dieser einseitigen Verschwendung des Ueberreichen zusehen. Ihr Glück ist's noch im Gedächtniß der Menschen, daß sie so klug war, ihre Briefe zurückzuerlangen, um sie zu vernichten. Ganz wenige sind zufällig erhalten (s. jetzt auch Goethe-Jahrbuch XX, 105—115). Woher wollen wir wissen, daß die Rückkehr Goethes nach Frankfurt, woran wohl einmal ernstlich gedacht war, geradezu „ein nationales Unglück für Deutschland“ geworden wäre?

Ueber die einzige Verbindung Goethes mit Schiller (Kap. XVII) ließ sich nichts besonders Neues erwarten. Das ist längst erschöpfend behandelt, und unsere Leser, denen wir O. Harnacks „Schiller“ und Bellermanns Ausgabe warm empfehlen konnten, brauchten deßhalb das Buch nicht zu kaufen. Aber ich darf hier nicht verschweigen, daß R. M. Meyer mit gutem Fuge eine kommentirte Ausgabe des Briefwechsels fordert, ein anständiges Stück Arbeit, das das Zusammenwirken mancher frischen Kraft nöthig machte.

Von Glück mag sagen, wem es gelänge, in Goethes großem Erziehungsroman, dem Wilhelm Meister, dem Schmerzenskinde so vieler Jahre, den leitenden Faden oder meinetwegen die Idee zu finden. Es läßt sich hören, es klingt ganz geistreich, wenn hier von dem „Roman des Dilettantismus“ geredet wird. Hamlet sei daher Wilhelms Held, der „Dilettant des Heroismus“. Wäre Hamlet das nach Goethes Meinung, er hätte sich wahrlich nicht so viel mit dem problematischen Kerl beschäftigt. Oder hätte gar Goethe sich selber und seine abgeschlossene Jugendperiode als dilettirend aufgefaßt? Nimmermehr! Als Werdenden stets, als Dilettanten, d. i. den gewordenen Unfertigen, nie. Der alte Goethe hat sich mit der Fixirung des Dilettantismus unendlich, man kann sagen, abgequält, es war seine letzte kritische Instanz, und Alles, was ihm hinderlich und antipathisch war, mußte sich dieses Stigma gefallen lassen. Aber bereits den Roman als eine beabsichtigt gewesene „Belegsammlung zu dem (so viel späteren) Aufsatz über den Dilettantismus“ anzusehen, das heißt uns zu viel zumuthen. Ein „Meisterwerk kunstvoller Arbeit“ ist der Roman eben nicht, als Ganzes nämlich; dazu fehlt nicht mehr als Alles, Geschlossenheit und Klarheit der Fabel und Einheitlichkeit des Stils, beides verschuldet durch die langen Pausen der Arbeit daran, durch das Hineinpacken disparater, inzwischen aus ganz anderen Gegenden dem Dichter zugeflogener Episoden, die sich als bequemes

Füllsel boten, nur um sie doch nicht verderben zu lassen. Es ist daher gar nicht zufällig, daß gerade dieser Roman, der nicht sowohl der Roman des Dilettantismus ist, als vielmehr im Sinne des älteren Goethe selber dilettantisch, das Modellbuch des vagirenden Romantizismus, der künstlerischen Zerfahrenheit und Stillosigkeit, werden konnte. So viel vermag ein wirklicher Dichter selbst da, wo er die Poesie zu kommandiren ganz ohnmächtig geblieben war!

Das sind böse Ketzereien, ich fühl es wohl, aber, da sie einmal aus der Feder sind, so mag auch noch gesagt sein, Goethe ist wirklich der rechte Vater der Romantik, und wenn ihm später davor graute und er in den Klassizismus, ja bis zu den mystischen „Müttern" flüchtete, die Geister, die er gerufen, ward er nicht mehr los. Was der Roman nach seinem Plane hat werden sollen, geht die Literaturgeschichte nichts an, facta loquuntur.

Ueber Hermann und Dorothea hat V. Hehn Besseres gesagt.

Was von den Xenien als einer nothwendigen Abrechnung mit der Mittelmäßigkeit, und was über die neue Blüthe der Balladen gesagt ist, als deren Krone die „Braut von Korinth" gilt (neben dem „Gott und der Bajadere") wird man als wohlbegründet gelten lassen. Die „natürliche Tochter" wird sehr eingehend behandelt, sie gehöre „der sinkenden Hälfte seines Schaffens" an, aber doch lesen wir S. 408 die schönen Worte:

„Nicht Jedem ist es gegeben, den grenzenlosen Schmerz des Vaters im dritten Akt kalt zu finden oder selbst kalt dabei zu bleiben:

Unsel'ges Licht! du rufst mich auf zum Leben u. s. w.

Bei Gelegenheit des „Faust" (S. 418 fgd.) hören wir das gewöhnliche, mit Verlaub, dumme Zeug über Goethes Ehe und Christianen. Was drängen wir uns denn in die allerpersönlichsten Familien- und Herzensangelegenheiten des edlen, herrlichen Mannes und in wessen Interesse? Was gehen uns denn die „Goethen geistig ebenbürtigen Weimarischen Damen" an? Da hatte seine alte Mutter einen gesunderen Sinn. —

Faust. „Gretchen war schon durch das Faustbuch gegeben". So? Wo denn? Soll etwa Goethes Gretchen in der „ziemlich schönen, doch armen Dirne" stecken, „die vom Land herein in die Stadt kommen und sich in Dienste begeben bey einem Kramer" und die Faust ob ihrer Ehrenhaftigkeit zu „ehelichen" gedacht hatte? (s. Widmann, 21. Kap. S. 511 des Abdrucks im 146. Bd. der Schriften des Lit. Vereins). Hier wird ihm zur Entschädigung die schöne Helena aus Grecia als succubus, als Teufelin zu Theil. Uebrigens dachte Goethe selbst von seinem Mephistopheles, der ein guter Theil seines eigenen Selbst war, sehr viel respektvoller, als sein neuester Biograph. Beiläufig will ich bemerken, die Szene „Wald und Höhle" deutet klar auf die Anschauung des Vesuvs durch den Dichter, sie kann also nicht schon vorher in Rom in der Villa Borghese konzipirt sein. Freilich, es wird der Menschheit eines Tages ebenso gleichgiltig sein, wann und wo und unter welchen unmittelbar persönlichen Antrieben dieses oder

jenes Goethische Gedicht, diese oder jene Szene geboren ist, wie es uns bei Sophokles und selbst bei Shakespeare sein muß. Dann wird es zwar vielleicht Goethephilologie auch noch geben, aber sie wird entlastet sein von der widerwärtigen Durchschnüffelung aller rein persönlichen Dinge, ohne deren archivalische Aufspeicherung und gleichsam prozessualische Behandlung im kontradiktorischen Verfahren man ihn nicht zu verstehen sich einbildet.

Sehr geringschätzig wird über die Sonette gehandelt. Den tiefen Klang zitternder Leidenschaft darin zu vernehmen, ist wohl nicht Jedem gegeben. Dagegen ist „Pandora" ein Wunderbares.

Die „Wahlverwandtschaften" heißen recht gut der dritte Stein des Anstoßes für die Moralisten neben „Stella" und den „Römischen Elegien." Für eine leere Phantasie halte ich die Bemerkung, daß Ottilie auch Züge von Bettinen empfangen habe; suchte man darnach, so war wohl eher auf Lucianen zu weisen. Bettinen, wie sie sich nach Goethes Tode in dem Briefwechsel mit einem Kinde gab, mag man ja als den „leibhaftigen Genius der Goetheverehrung" allenfalls gelten lassen.

Ueber Goethes Selbstbiographie ein abschließendes Wort zu sagen, ist ganz besonders gewagt und schwierig. Der einfache Menschenverstand genießt das lehrreiche Buch ohne Anstoß und grübelt nicht viel über die „Prinzipien seiner Technik" (S. 497). Daß die „Folgerichtigkeit" in dieses Fragment einer doch durchaus idealisirten Lebensgeschichte — das wollte ja der Titel bezeugen — erst nachträglich hineingetragen ward, entgeht keinem Aufmerksamen. Wir besitzen, um an die glatte Folgerichtigkeit dieses angeblich so glücklichen Lebensganges zu glauben, in Briefen und Gesprächen des älteren und ganz alten Goethe gar zu viele Zeugnisse für das viele Störende, Unzweckmäßige, Folge hindernde, das ihm im Leben und nicht am wenigsten in Weimar begegnete und ihn oft genug fast zur Verzweiflung brachte. Auch unser alter Bismarck würde wohl bereitwillig bezeugt haben: man glaube ja nicht, daß es ein Vergnügen ist, in Deutschland ein großer Mann zu sein.*) —

Was Meyer von der Aufnahme des Werkes, zu dem er die Italienische Reise hätte hinzurechnen können, vorträgt, ist vortrefflich und das köstliche

*) Hier sei nur an die ewigen Versuche erinnert, die der alte Dichter beklagte (s. Divan, Buch des Unmuths 6, Weim. Ausg. 6, 283) „Mich nach- und umzubilden, mißzubilden, Versuchten sie seit vollen funfzig Jahren . ." Das Gedichtchen ist, was man nicht bemerkt zu haben scheint, ein Stück Sonett und gehört somit offenbar in die Jenaer Zeit der „Sonettenwuth" des Jahres 1807. Ursprünglich hieß es (s. in den Lesarten a. a. O.) „seit vollen vierzig Jahren". Das stimmt genau auf 1807, wenn man an die Zeit des Eintritts in Leipzig und z. B. an die Frau Hofräthin Böhme und etwa an Gellerts Stilistikum denkt. Da Goethe das unfertig gebliebene Sonett für den Divan bei Seite legte (in den es erst 1837 aus dem Nachlaß Aufnahme fand), zehn Jahre später denke ich, 1817, so änderte er die 40 in 50 Jahre und es stimmte noch immer, das Herumbessern an seiner Existenz riß eben nicht ab. 1827 hätte er 60 gesagt.

Zitat des alten Kirchenhistorikers Karl Hase werden auch unsere Leser mit ihrem „Ja, ja!“ bestätigen (S. 506):

„Wunderliche Leute. Als große und grobe Sünder bekennen sie sich alle unbedenklich, das gehört zu ihrer Rechtgläubigkeit: wenn aber, wenigstens von Einem, der nicht ihre Farbe trägt, etwas Menschliches an den Tag kommt, erheben sie selbstzufrieden den Stein gegen sein Andenken.“ — „Der moralische Egoist Goethe war fertig.“

Die Bedeutung der Divan-Gedichte, ihr ganz wunderbar frischer lyrischer Leidenschaftsgehalt ist m. E. nicht genügend gewürdigt, mag man auch Manchem zustimmen, was über den Altersstil gesagt wird. Gebührend, nach des feinsinnigen, kenntnißreichen Kommentators G. v. Löpers Vorgange, sind die „Sprüche in Prosa“ gepriesen. Man kann sagen, auch solche Sächelchen, auch wo sie bloßes Zitat sind, bedeuten ein Stück Selbstoffenbarung. Was war doch Goethe auch für ein gewaltiger Leser! „Wir Deutschen,“ heißt es S. 547, „wären nicht, was wir sind, wenn Goethe uns diesen unschätzbaren Reichthum an Scheidemünze der Weisheit nicht geschenkt hätte“. Daß Goethe u. A. das Treffendste auch über Purismus oder Sprachreinheit gesagt hat, sehe man S. 551, 552. (1818 „Deutsche Sprache“ in Anlehnung an ein Büchlein des Schweizers Ruckstuhl.)

Der Kritik der Wanderjahre können wir zustimmen, wenn wir auch die Gleichung Melanie-Ottilie-Minna Herzlieb für ein Hirngespinst halten. Uns fehlt das Organ für den mystisch-symbolischen Tiefsinn, wie uns denn bei den letzten Akten des zweiten Faust einfach die Lust ausgeht. Ist es absolut geboten, auch darin erhabenste Offenbarungen, größte Errungenschaften des Goethischen Geistes zu bestaunen, so müßten wir uns getrösten, etwa in einer besseren Welt mit den dazu nöthigen Organen ausgestattet zu werden. Für Unsinn halten wir kein Wort Goethes, aber manches mit ihm selber für „Halbunsinn“.

Am 31. 7. 1831 hatte Goethe das Lebenswerk, den Faust, abgeschlossen und eingesiegelt. Was hat man sich bemüht und müht sich fort und fort, die Einheit des Planes in dem Labyrinth zu finden! Der Goethegläubige nimmt uns wohl gar übel, mit dem guten Fr. Vischer über so Manches zu lächeln. Darf man nicht der Wahrheit gemäß konstatiren, daß nur ein kleiner, befangener Theil der heutigen deutschen Bildungswelt mit voller Ueberzeugung dem doch am Ende unhistorischen Klassizismus des alternden Dichters noch anhängt, der wunderlichen Mystik und Symbolik*) des Greises aber kaum noch ein Unbefangener?**)

*) In einem Briefe an Schelling 29. 11. 1803 (s. Romantikerbriefe 1, 236) „Können Sie ihm [dem Maler Martin Wagner] den Unterschied zwischen allegorischer und symbolischer Behandlung begreiflich machen, so sind Sie sein Wohlthäter, weil sich um diese Achse so viel dreht.“ Hat aber Goethe selber der öden Allegorie sich dauernd enthalten?

**) Der verehrte Herr Mitarbeiter gestatte mir an dieser Stelle, nicht sowohl als Redakteur, sondern als Leser, der wie jeder ganze Deutsche seine

Kann man nicht sogar selber ein Bißchen Goethe-Philolog sein, was ja ohne Zweifel verdienstvoll ist und bleibt, wie jede Wissenschaft, und doch sich von der konventionellen Pflicht entbunden fühlen, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen? Soll Goethe nicht fort und fort die Jugend anführen als πρωτοποιητής, so wäre er reif für den langen Mumiensaal der Literaturgeschichte. Wanderjahre und der letzte Faust mag man ja als Parallelwerke in formaler Hinsicht betrachten. Einen Hauptgesichtspunkt aber vergesse man nicht: Goethe hat mit diesen letzten Altersprodukten auf die Mitlebenden nicht mehr einwirken wollen noch können; sie sind Appell an die Kommenden, sind Vermächtniß. Und gewiß, als solches und eines solchen Geistes, unschätzbar, aber gleichwohl auf die eigentliche Absicht aller lebendigen Kunst verzichtend. Kunst ist nun einmal Jugend und Gegenwart, das Hinüberahnen in ferne Geschlechter ist und bleibt senil. Wollte man es zur allgemeinen Maxime machen, das „denket an die Nachwelt!", wir fürchten, außer wenigen vom Größenwahnsinn Gepackten würfen die Maler ihren Pinsel, die Bildner ihren Spatel, Dichter und Schriftsteller die Feder in die fernste Ecke und würden lieber Bierwirthe oder was sonst seinen Mann ernähren mag.

Die geehrte Nachwelt wird sich ganz ohne unser Gebet und Zuthun aussuchen und aneignen, was sie brauchen kann. Für den Wirkenden ist Gegenwart Alles.

Der Verfasser beklagt, daß der „Kreis der wahren Goethe-Gemeinde" täglich enger werde. Darin irrt er gewiß. Nur, wenn er an Menschen denkt, die ihr ganzes Leben auf nichts Anderes wenden mögen, als auf die Erforschung dieses Einen, mag er Recht haben.

Nun bin ich doch leider geschwätziger geworden, als ich gewollt hatte. Noch Manches bleibe in petto. Nur noch zu guter Letze (nicht zu guter Letzt!): Rich. M. Meyers „Goethe" ist ein gutes, lesenswerthes, anregendes, geistvolles Buch, das bestens zu empfehlen bleibt.

Weimar, Anfang Oktober 1899. Franz Sandvoß
(Xanthippus.)

---

persönliche Stellung zu Goethe hat, hier eine Anmerkung zu machen. Ich denke über den zweiten Theil des Faust und seine Symbolik ganz anders. Ich glaube, daß der innere Zusammenhang und der Gedankengang keineswegs so sehr schwer zu verstehen ist, wie das Otto Harnack einmal in diesen Jahrbüchern (Bd. 63) ausgeführt hat und daß, nachdem man den Faden einmal gefunden, die Symbolik des Einzelnen wie des Ganzen voll der tiefsinnigsten Offenbarung ist. Ich habe der Aufführung, die vor etwa 15 Jahren Devrient in Berlin veranstaltete, so oft ich konnte, beigewohnt und war jedesmal ganz überwältigt von dem Eindruck. Delbrück.

## Volkskundliches.

Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Zweite völlig neu bearbeitete Auflage. Göttingen, Verlag von Franz Wunder. 148 S. kl. 8°.

Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. Erstes Heft VII und 102 S. Zweites Heft 156 S. 8°.

Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 134 S. geh. 90 Pf., geb. 1,15.

Das deutsche Volkslied. Ueber Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges von Dr. J. W. Bruinier. Geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. 1,15 Mk.

Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur, herausgegeben von A. Seidel. Weimar, Emil Felber 1898. 396 S. gr. 8°. (7. Bd. der Beiträge zur Volks- und Völkerkunde.

Rudolf Eckart, auf dem Gebiete niederdeutscher Sprachforschung längst als unermüdlich emsiger und sorgsamer Forscher bekannt, z. B. durch die große Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und volksthümlicher Redensarten (Braunschweig bei Appelhans und Pfenningstorff 1893), bietet uns jetzt in seinem kleinen Büchlein doch wohl so ziemlich den gesammten Umfang und Inhalt der volksthümlichen Räthseldichtung, zu dem sich allerdings noch vielfach Varianten werden nachtragen lassen. Der allgemeine Charakter ist wohl Einfachheit und Derbheit, auf ursprünglich poetischer, oft wahrhaft genialer Anschauung oder Naturempfindung beruhend, nicht auf Klügelei, manchmal dem Natürlich-Geschlechtlichen so wenig ängstlich ausweichend, daß vielmehr auch darin ein wesentlicher Bestandtheil des Bauerwitzes beruht, wohl einmal zotig, doch nicht lüstern und prickelnd. In vielen ist die Pointe überraschend witzig. Manche, voraus die lustigen Räthselfragen, sind uralt, wie das Räthsel der Sphinx, das Ödipus zu lösen hatte. So wird z. B. gefragt, „Warum sind es ohne die heilige Ursula grade 11000 Jungfrauen?“ Die neckische Antwort muß man gelten lassen: weil es ja bloß 10899 wären, wenn eine davon geheirathet hätte. Das mag der Logiker einen circulus vitiosus oder eine petitio principii schelten: es sind 11000, weil es eben 11000 sind, das Volk hat seinen Spaß daran. Ich habe ja nicht nach der Zahl gefragt, kann der Fragende sagen, sondern nach der Jungfräulichkeit der 11000, und die besteht doch darin, daß sie ehelos blieben. Wie geistreich ist die verblüffende Frage, was ist das Klügste und was das Dummste im Hause? Jenes das Sieb, das den Staub fallen läßt und

das Korn behält, dieses das Seihetuch, das die Milch durchlaufen läßt und den Schmutz behält. Kaum als Räthsel, vielmehr als wunderbar seine psychologische Beobachtung der Bauernatur wird man betrachten: „Was ist des Bauers letztes Wort?“ S. 115 giebt es in plattdeutscher Form: „Lat't wesen (läß nur sein), Mudder, ick hemm mi jo ümmer flitig tau Kerk un Gotts Wort hollen.“ Wenn man sich nicht auf Niederdeutschland beschränkte, die älteren Schwankbücher und die lebende Volkstradition, Süd- und Südwestdeutschland heranzöge, aber auch streng das bloß Literarische und den Zotenwitz der Städte, der sich eindrängt, das bewußt Erklügelte ausschlösse, so käme man auf ein erweitertes gemeindeutsches Räthselbuch, wie es bereits Simrock gegeben hatte. Unser Büchlein verdankt sehr Vieles der von uns früher besprochenen Sammlung Wossidlos: Volksthümliches aus Mecklenburg.

Die Dähnhardtsche Sammlung von Kinderliedern, Kinderreimen und -Geschichten, Aus der Schule, Verkehr mit der Natur, Spott- und Neckreime, Auszählen, Bettelreime, Spiele, Das heilige Jahr und dergl. (wir heben nur Einiges heraus) bietet uns, wie der Verfasser mit Stolz betont, nur ganz Unverfälschtes. Um das zu können, dazu bedarf es großer Uebung und Sicherheit im Erfassen des Volksthümlich-Echten, in unserm Falle dazu noch besonders pädagogischen Taktes, insofern er die eigenen Schüler zur Mittheilung ihrer Erfahrungen veranlaßte. Da Dähnhardt, der seine Sammlung im Dienste des Vereins für Sächsische Volkskunde unternahm, ein Schüler und Freund des trefflichen Rudolf Hildebrand (geb. 13. 3. 1824 in Leipzig, gest. 28. 10. 1894 daselbst) war, so wurden ihm die wichtigen Nachlaßpapiere des auf diesem Gebiete hervorragend Bewanderten zugänglich, und er konnte uns die schönste Zugabe II, 95—156 „Volksthümliches aus dem Nachlasse R. Hildebrands“ bieten.

Unverfälscht volksthümlich, das ist doch bälder gesagt als geleistet, wenn die Quellen so ganz modern und nicht bloß der Singemund der Landkinder, sondern auch schon die naseweise Verquatschungslust des großstädtischen Knaben sein muß. So findet sich hier 1, Nr. 140 zwar die ganz gesunde und nützliche Abweisung der Ueberhebung des Städters in dem bekannten Reime: „Meine Mutter hat gesagt“, nämlich:

Aus der Stadt, da mag ich kêne,
Die hamm alle krumme Bêne,
Die sinn Alle liederlich,
Lass'n de Arbeit hinter sich.

aber doch unmittelbar davor (Nr. 139) der halb hebräisch klingende Rath:

Nimm dir êne aus der Stadt,
Die e paar 1000 Thaler hat.

Die erstgenannte Mutter hatte es bloß auf äußere Nettigkeit abgesehen („die gewichste Stiebeln hat"). Eine Rubrik „Reiterlieder" ist insofern nicht richtig, als es sich um bloße Variationen des einen kindlichen Reiterliedchens handelt.

Auch diese Verschen, wie die Volksräthsel, von denen wir eben sprachen, muß man nicht in ihrer lokalen Vereinzelung belassen, sondern das Verwandte in anderen Landesgebieten daran stellen. So haben die Freunde vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung das sogenannte Verwunderungslied (auch Lügenlied genannt) mit dem Refrain „Wunder über Wunder" durch viele Landschaften verfolgt. So dürfte, ja sollte man es mit Vielem thun, ich erinnere hier an den Wundsegen, mit dem weinende Kinder nach einer Verletzung beruhigt, hypnotisirt werden. Zu Nr. 33

Heile, heile Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Schnee,
Nun thuts schon nicht mehr weh.

ließen sich leicht Dutzende von Parallelen stellen, besonders auch solchen, worin die Heilkraft in der Erregung angenehmer Vorstellungen in der Phantasie des Kindes gefunden wird, das Kätzchen auf (oder unter) der Stegen, das Mäuslein auf dem Dach oder im Loche fehlt dann nicht leicht. Sogar der „richtige Berliner" kennt noch sein „Heele, Kätzken, heele!"

Bei den Spielliedchen brauchen wir den Kundigen doch nicht vor der großen Gefahr erst zu warnen, welche aus den rationalistisch unkindlichen Faseleien der Fröbelschen Kindergärtnerei entstehen muß. Räthsel giebt es hier im I. Hefte S. 61 ganzer vier, im II. S. 48 auch noch vier! Das ist doch auffallend wenig. Die kleinen Thomasschüler wissen sicherlich ihrer viel mehr:

II. Nr. 241 fährt der „klâne Amor" ganz hochmodern „Per Velozipet" (=hätt').

Interessant ist dem Germanisten in sprachlicher und mythologischer Hinsicht viel mehr in diesen trümmerhaften Ueberlieferungen, als hier anzudeuten, geschweige zu verfolgen wäre. Wenn ich den „Hammer" in I. Nr. 219 und Nr. 224 (hier wie schon 174 und 225 geht man mit Doktor Luther recht gröblich um!), den blanken Hammer in der dunkeln Kammer*) zu Thor — Donars Gewitterhammer stelle, so dürfte das nicht allzugewagt sein, wenn ich auch im Allgemeinen nicht dazu rathe, sich auf Grund solcher Trümmer in Kindermund in allerlei Phantastereien der kleinen Mythologie allzueifrig einzulassen. Es wird des Guten darin grade genug gethan, und selbst ein so ernster und besonnener Forscher wie Rud.

*) Nr. 225 ist dann seine Mutter, die den Donnerhammer gegen Doktor L. handhabt, offenbar des „Teufels Großmutter".

Hildebrand ist nicht immer von der Sucht frei, zu tiefen Sinn im kindschen Spiel zu suchen. 1, 85 bei Gelegenheit des sehr merkwürdigen Gebetes der Mädchen an den heiligen Andreas, der seinem Namen gemäß der Patron der männlichen Tüchtigkeit (ἀνδρεία, virtus) sein muß (in der Nacht zum 30. 11.) wird offenbar irrig der Text:

> Ich bitte dich, du wollest mir lassen erscheinen
> Den Herzallerliebsten meinen
> In seiner Gestalt, in seiner Gewalt,
> In seinem besten Habit . . .

geändert zu „in meiner Gewalt", weil er ja dann nicht unter den Pantoffel käme. Das kann auch nicht die Absicht der gläubig Betenden sein, wenigstens würde sie dem Heiligen nicht mit so unheiligem Anliegen kommen. Aber in seiner ganzen männlichen Herrlichkeit will sie sein Bild sehen.

Das Erheblichste des II. Heftes bieten in der That die Mittheilungen aus Hildebrands Nachlaß. Recht nützlich für junge (und ältere) Poeten könnte z. B. des Meisters Belehrung über unsere natürliche alte Metrik und Rhythmik sein (S. 100 fgd.). Die hat freilich mit den Trochäen und Jamben der Schulmetrik nichts gemein und zu zweifeln ist nicht, „daß in dem poetischen Leben der Kinder — eben weil es Tradition ist — auch in so äußerlichen Dingen Fäden aus der Urzeit her bis in die Gegenwart sich fortspinnen."*)

Auch das ist richtig, was Hildebrand ausführt: der Sinn der Kinderreime, so lustig sie im Spiele sein mögen, geht oft wohl ganz in die Brüche, aber es bleibt doch auch hie und da ein unverstandenes Trumm des Ursprünglichen darin haften. Wir erinnerten schon an Thors Gewitterhammer. Eine ganze Reihe solcher Kinderspiele sind Dornröschen-Spiele und Dornröschen ist keine Andere als die alte Walküre Brunhilde (vgl. S. 117 fgd.). „Ringel, Ringel, Dorne, Wer sitzt in unserm Korne?" (in diesem Korn). Das S. 118 (Ortsangabe fehlt) gegebene Liedchen: „Kling, klang gloria! Wer sitzt in diesem Thurm" hört ich 1856 in Halle singen. Hier ist der Thurm wichtig, denn auch vorher ist das Korn an die Stelle des unverstandenen „wer sitzt in diesem Dorne" getreten. Daß das Kessellied aber ein Hochzeitslied sein soll, leuchtet nicht ein. Offenbar wird der Kessel nicht gebaut, allenfalls eingemauert, und für „Bauer, baue Kessel", das Hildebrand als Herdgründung faßt, möchte man vermuthen: „Braue, braue, Kessel!" Aber wie, wenn Kessel gar kein Kessel wäre, in den die „weiße Taube" fällt, sondern der Name des

*) Ist es nicht ein noch ungelöstes Räthsel, wie eine im Ganzen für höchst gebildet geltende Nation im Theater den sogenannten fünffüßigen Jambus vier Stunden lang ertragen kann? Möglich ist es vielleicht nur dadurch, daß unsere Schauspieler den Vers Vers sein lassen und lediglich eine rhythmische Prosa sprechen.

Bauers, den man trösten will: „Morgen wird es besser", also Geßler d. i. Giselher? Dazu stimmt S. 108 Nr. 6.

Da heißt es: „Wer sitzt drinne? De alte Kesselrinne." Natürlich ist das dann die alte Geßlerin, (Hild. fragte „eig. Keßlerin?") Die Variante „Eine große Spinne" würde sich als die böse Mutter des Bauers Geßler ergeben. Das Einfallen des ganzen Kessels ließe sich wieder auf eine ganz andere Vorstellung beziehen. Man redet vom Einfallen des Backofens, wenn das Kind geboren ist und S. 109 heißt es in Osmaritz bei Jena: „Wer sitzt drinne? Der Kaiser (Geißler?) mit dem Kinde." Man sieht wenigstens, auch wenn es nicht gleich gelingt, dem Unsinn des kindlichen Spieles seinen Sinn abzufragen, es muß ihn ursprünglich gehabt haben und schon das ist ein wichtiges Ergebniß wissenschaftlicher Beschäftigung mit diesen Dingen, in die oft ein bloßer Zufall, das Bekanntwerden einer Variante, plötzliches Licht bringen mag. S. 112 ist die „goldene Brücke" sicherlich richtig als die himmlische Regenbogenbrücke Bifröst gedeutet. An dem Spielliede — auch dieses hört' ich oft in Halle — „Wir treten auf die Kette" verzweifelte Hildebrand. S. 129 oben sind die „drei weißen Mädchen" mythologisch als die drei Nornen zu fassen (sie hausen noch in manchem „Jungfernholz").

Die Dritte schließt den Himmel auf
Da guckt die Mutter Maria (oder die liebe Sonne) 'raus.

Zu S. 146 (S. 209 Schwansfedern bekommen) bemerke ich, daß bei der Redensart an den Vogel, den Schwan, doch nur so weit zu denken ist, als die Volksetymologie des Wortes „mir schwant" es wohl thut, die aber nicht zu wissen braucht, daß es sich um „zusammengewachsenes „es wânet mir" handelt. „Unser Jahrhundert darf nicht schließen, ohne daß eine wirkliche eingehende Kenntniß des Volkes in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt wäre". Dieses Wort Elard Hugo Meyers, das Dähnhardt sich zum Motto gewählt hat, wird noch auf lange hinaus rüstige Arbeit erfordern. —

Das hübsche Büchlein „Unsere Pflanzen" liegt bereits in zweiter Auflage vor. Die Tendenz der Arbeit, die Kenntniß der alten deutschen Namen unserer Flora wieder zu Ehren zu bringen, kann der Schule nur höchst willkommen sein, denn eigentlich es ist doch eine unsinnige Zumuthung an deutsche Kinder, daß sie den oft recht zusammengequälten wissenschaftlich-internationalen Namen (man tauft ja Pflanzen wie die Rennpferde und Rassehunde) allein erfahren sollen, und ihnen der schöne poesievolle heimische, der, auch wo er unverstanden bliebe, die Phantasie und das Sprachgewissen anregt, verborgen bleibt. Daher war zunächst die Schule anzuregen, ihr der tiefe Bezug darzulegen, der zwischen Pflanzennamen und religiösen Vorstellungen, sowohl uralt heidnischen, als später christlichen, der alten Volksheilkunde und vielfältigem Aberglauben, das ist eben

Glauben des Volkes, besteht. Das Buch bedarf nicht mehr unserer Empfehlung, so frisch und anregend ist es geschrieben, der guten Sache aber würde es förderlich sein, wenn die deutschen Schul- und Kirchenräthe, zu Deutsch Ministerien des Kultus u. s. w. die Lehrerbildungsanstalten anweisen wollten, diesen vernünftigen und leider so lange schmählich vernachlässigten Weg endlich zu betreten. Es kommt garnicht darauf an, daß man gleich überall eine unwidersprechliche Erklärung der alten deutschen Wörter vor sich habe, die fehlt uns ja auch zunächst bei unseren eigenen Personennamen und wie steht es denn mit Hunderten, ja Tausenden der tagtäglich gebrauchten Wörter unserer lieben Muttersprache überhaupt? Das erste Erforderniß ist Kenntniß des thatsächlichen Bestandes, dann Weckung des Sprachgewissens, das in diesem Falle zu einer schönen Einführung in die Phantasiethätigkeit des Volkes wird. Wer aber eine gründliche Kenntniß der deutschen Volksart erstrebt, darf, auch ohne Botaniker zu sein, an diesem bedeutsamen Wortschatze nicht achtlos vorübergehen. Selber der Goethephilolog wird hier (S. 6) Goethen als besonderen Verehrer des Veilchens und Verbreiter der Vorliebe für es kennen lernen, der nach Pindars Vorgang sein geliebtes Ilm—Athen, iostéphanos, die „veilchenumkränzte“ Stadt der Musen, benannte.*) —

Für den Fall einer dritten und hoffentlich fernerer Auflagen möchten wir dem Verfasser rathen, sich mit einem ernsten Germanisten in Verbindung zu setzen, damit er nicht weiter die ältesten etymologischen Märchen verbreite.

Auch J. W. Bruiniers begeisterte und kenntnißreiche Einführung in das deutsche Volkslied ist als ein höchst wackeres Büchlein zu begrüßen. Der Verfasser erkennt sehr richtig, daß — leider! Gott sei's geklagt! — an der Erwürgung guter alter deutscher Volksart und Sitte, die in der „Spinnstubengeselligkeit“ einen sicheren Port für die Pflege des Volksgesangs besaß, nicht sowohl die wirthschaftliche Entwickelung die Schuld trägt, als die löblichen Ortsbehörden und das verehrliche Pfarramt. „Kampf gegen die Brutstätten der Unzucht“, hieß es. Was schon der wider den „Aberglauben“ wüthende Rationalismus und der poesiefeindliche Hochmuth der bürgerlichen „Bildung“ an unserm Volke, das nun Pöbel gescholten ward, gesündigt hatte, das setzen noch immer Amtsvorsteher und Gendarmen fort, nachdem der Herr Pfarrer längst eingesehen, daß seine Vorgänger auf dem Holzwege gewesen waren, daß vielmehr zu hegen und zu pflegen wäre, was jene unterdrücken wollten. Nur der im Wirthshaus essende und der hausirende Mensch flößt dem Staate noch Ehrfurcht ein,

*) Nebenbei bemerkt, den Namen „Goethe-Veilchen“ hab ich hier in Weimar nie nennen gehört. Er gehört wohl in die Legendenpoesie. Ob das altgriechische ἴον das heutige Veilchen war, ist sehr fraglich, wenn auch die sprachliche Gleichung nicht anzufechten ist. Man denke nur an die Levkoje, die ja das weiße Veilchen sein müßte (λευκόιον).

die Tingeltangel der Großstädte und ihre Tanzböden sind keine „Brutstätten der Unzucht".

Eine strenge Scheidung von Volkspoesie und volksthümlicher Kunstpoesie besteht in der That nicht, und wie heute Goethe, Uhland, Eichendorff, Hauff, W. Müller, Scheffel allgemein gesungen werden, denn Lied ist nur, was singbar ist, so war es auch schon in alter Zeit. Das Volk als Kollektivum dichtet natürlich nicht, immer nur ein Individuum, nur kommt es auf seinen Namen nicht an. Auch der frühere höfische Kunstdichter stand weit ab vom Sänger, er war aber ein Schreiber.

Der Verfasser erweist sich als guten Kenner aller Reste mythologischer Ueberlieferungen, ein Schüler Jakob Grimms und Müllenhoffs, einer heute ungebührlich vernachlässigten Wissenschaft.*) Mit Vilmar, der große Verdienste um den Volksgesang hat, ist Bruinier doch nicht durchaus einverstanden; ihm gilt als Hauptkriterium, daß ein Lied als wirklicher Gesang, und zwar Chorgesang, im Volke lebe. Dabei fällt mit Vielen Opitz ganz aus, der doch „Arien" genug gedichtet hat**), und selbst Schiller scheint nicht einmal volksthümlich, da Schule und Theater hier wenig ins Gewicht fallen. Und ohne Zweifel steht Goethe seinem ganzen Wesen nach dem Volksthum viel näher. Der Volkston, immer auf ernsthaftem und wahrem Empfinden beruhend, hat mit Bänkelsängerthum, — wider das die Polizei nichts einzuwenden hat, denn die Fahrenden sind ja Steuerzahler und „Artisten" — gar nichts gemein (s. S. 46).

Die an der Hand R. Kögels gegebene Entwickelungsgeschichte des deutschen Volksgesangs ist kurz und klar. Als einzig erhaltenes Beispiel für das Lied des Skop oder Skof (Schoph) muß das schon recht „zersungene" Hildebrandslied gelten. Die späteren Spielleute sind nicht mehr, wie der alte Skop, selbstschaffende Dichter, sondern nur noch wiederholende Sänger. Nach der langsamen Versumpfung bricht mit der Reformation auch auf diesem Boden ein herrlicher neuer Frühling hervor, „es geht ein frischer Sommer daher." Dagegen bleibt das politische Lied des sechzehnten Jahrhunderts gereimte Leitartikelprosa.

S. 108 fgd. wird von der Ballade oder Märe gehandelt. Woher weiß der Verfasser, daß die Todtenrittmäre (Leonore) in kerndeutschen Gauen niemals sei gesungen worden? Ich glaube auch nicht, daß das Volk eben nur „Schicksale von Durchschnittsmenschen" wolle (118). Nein, das Wunderbarste und Poetischste geschieht eben und geschieht alle Tage noch, und geschäh' es eines Tages nicht mehr, dann versiegte allerdings

*) Dafür hat sie sich bei den sprachvergleichenden Linguisten zu bedanken, die sich aller historischen Zeugnisse zu entschlagen gewohnt sind.

**) Doch verdiente, wenigstens in Studentenkreisen, z. B. das hübsche „Ich empfinde fast ein Grauen" (s. Poet. Wälder, Viertes Buch, Nr. XVIII) Beachtung.

der Quell der Poesie. Abweisen muß ich daher die seltsame Meinung (124) „Sobald das Volk zu fühlen beginnt, daß, was es besingt, fremdartig ist, wendet es sich davon ab. Es liebt sich stets die vollen frischen Wangen. Und da unsere Zeit natürlich und Gott sei dank (NB!) nur noch wenig Märenstoff bieten kann, ist neues Leben für diese Liedgattung nicht wahrscheinlich."

Merkwürdig ungünstig läßt der Verfasser sich auch über Walther von der Vogelweide aus, der ihm zu höfisch-unvolksmäßig ist. S. bes. S. 131. Die vielverbreitete Form des „Morgenliedes" findet auch wenig Gnade, und gegen die sogenannten Neidharde ist er entschieden ungerecht, wenn er sie als Janhagellied abthut. —

Die „Asiatische Anthologie" von A. Seidel, dem Herausgeber der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, führt uns zwar weit von dem heimischen Volksboden fort, verbleibt aber im Kreise des Volksthums, und zeigt uns auch in weitester Ferne ganz überraschend Verwandtes. Dies gilt nicht nur von gewissen Märchen und Novellenstoffen, die in der That etwas Internationales oder Allgemein-Menschliches sind, sondern noch mehr von vielfältiger Spruchweisheit. Die früher allgemein angenommene Ansicht, daß solches literarisches Gut, wie nach V. Hehn Pflanzen und Hausthiere, in jahrhundertelangen Wanderungen langsam von Asien (Indien, Persien zumeist) in die europäische Kulturwelt sei hinübergepflanzt worden, hat man neuerdings zum Theil wohl aufgeben müssen, da sich nachweisen ließ, daß griechische ganz individuelle Dichtererfindung umgekehrt nach Arabien und Indien gelangt war. Wer will sagen, wo zuerst das bekannte Bismarckwort sei geprägt worden: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt"? Eine Lebensbeschreibung Alexanders des Großen, die auf altgriechische Quellen zurückgeht, giebt es schon den indischen Gymnosophisten, den Fakirs, in den Mund. Und in ganz derselben Weise antwortete der spätere König Philippus V. von Macedonien dem Römer Flaminius auf die Frage, was er denn fürchte: „Fürchten? Niemand außer die Götter." Viel älter, als Cromwell und alle die Modernen, bei denen man das Wort nachträglich aufgestöbert hat, war auch die lateinische Form: Tutissima res timere nihil praeter Deum, die Gruterus (1610) aus dem Publilius Syrus oder den Sentenzen des Seneca so gab. Wundern wir uns also noch, in der Asiatischen Anthologie S. 18 als turkestanisch zu finden: „Wer Gott fürchtet, wird die Leute nicht fürchten"? Heinrich Theodor von Schön (s. Preuß. Jahrb. 5, 11) hatte zum Wahlspruch erwählt:

Thue das Gute und wirfs ins Meer,
Siehts nicht der Fisch, sieht es der Herr.

Nach S. 342 unseres Buches wär' es persisch: „Thue Gutes und wirf es ins Meer." Aber schon S. 121 lesen wir es (nach Vámbery,

der wohl eigentlich Bamberger heißt), als özbegisch: „Thue Gutes und wirf es in den Fluß, der Fisch sieht es schon; und sollte der Fisch es nicht finden, Gott sieht es schon.“ Wer vermag uns zu sagen, wo zuerst so ein Wort mag gesproßt sein, wie S. 87 das türkische: „Man hat den Esel zur Hochzeit geladen; ohne Zweifel hat man Wasser oder Holz nöthig.“ Es war uns Deutschen längst gäng und gäbe (s. z. B. Agricola (1529) „man ruft den Esel nit zu Hofe, dann er Säcke tragen soll“. —

Wenn das Wort „Die Mauer hat Ohren“ özbegisch ist, so wußte doch auch der alte Mimograph Publ. Syrus bereits: Nullum putaveris esse locum sine teste, das Reinmar von Zweter bereits wie ein deutsches Sprichwort verwendet: „walt hât ôren, velt hât gesiht.“ So später Agricola 748: „Der waldt hat oren vnd das feldt augen“, dazu das lateinische: Rure valent oculi, densis in saltibus aures, was natürlich bloß neumodische schiefe Uebersetzung ist. Der treffliche Henisch (1618) bietet das hübsche alliterirende Wort (nach Bebel) „Die winckel und wäld haben ohren“.

Bekanntlich verbittet sich Walther v. d. V. die unverschämte Zumuthung, zu „harpfen in der Mühl“. S. 225 erfährt man, daß auch der Chinese sagt: „Er bringt eine Guitarre in die Mühle und spielt dem Ochsen etwas vor (wo, nebenbei bemerkt, die Glosse des Herausgebers „Perlen vor die Säue“, höchstens auf den Zusatz passen würde, der eine selbständige sprichwörtliche Redensart ist, wie „den Fischen predigen“ oder „sein Leid dem Steine klagen“). In vielen Fällen wäre aber, auch für allerlei asiatisches Volk, gradezu die Bibel, die reichen Spruchsammlungen, die auf Salomons Namen gehen (Proverbia, Ecclesiastes, Sapientia) und Jesus Sirach als wahrscheinliche Quelle zu bezeichnen gewesen, z. B. was über die Gewalt der Zunge überall zu klagen war, das brauchte man nicht erst bei den Neugriechen zu suchen, wie Anm. 49. 50. geschieht. Herr A. Seidel hätte das Wort auch bei unserem Freidank (164, 17) finden können (nach Ecclef. 28, 21):

Din zunge diu enhât kein bein,
und brichet doch bein unde stein.

Welches Volk hätte nicht das auch biblische Wort von der Grube, in die der falle, der sie dem Andern gegraben? Oder wo wäre nicht auch bekannt, daß eine Schwalbe noch keinen Frühling oder Sommer macht, daß die Rosen eben auf den Dornen stehn? Das ist Samenzuwehung von Hunderten von Pflänzlein, deren Urheimath der Botaniker lange suchen soll. Man kann solche Dinge getrost Weltwitz nennen. Es wird darauf ankommen, welches Kulturvolk das Meiste von diesem köstlichen Erfahrungsstoffe der Welt zu sammeln, aber auch zu verdauen und neu zu prägen und auszugeben verstehen wird.

Aufgefallen ist mir bei dem Sammler, der in diesem Fall der Verfasser des Abschnitts selber ist, die Unfreundlichkeit, mit der er die Perser behandelt. Ich sollte meinen, man habe es hier doch nicht sowohl mit den Lebensarten der heutigen Perser zu thun, als mit einer doch immerhin höchst respektablen uralten Kultur, deren ethischer Gehalt ja nicht allemal dem Fremden in lebendigen Paradigmen begegnen mag. Es fehlt hier scheint mir, jeder Respekt vor dem religiösen Boden, auf dem die so bitter glossirten Maximen des Volkes doch ruhen, z. B. wenn der schöne Rath, sich durch Almosen eine Anwartschaft auf den Himmel zu erwerben, als gemeinpfiffige Selbstversicherung verlästert wird, auch der oben erwähnte Satz sogar von der Wohlthat, die man ins Meer werfen solle. Was haben die Perser Herrn Seidel gethan?

Daß auf Grund so vieler, an Werth freilich sehr ungleicher Reisewerke und wissenschaftlicher Behandlung der mannigfachen asiatischen Literaturen ein buntes Allerlei entsteht, das lehrreich und interessant ist, braucht kaum gesagt zu werden. Semiten, die Nord- und Südkaukasischen Stämme, Kurden, Armenier, Griechen, Perser, Afghanen, Inder; die übrigen Stämme Indiens, Malayen, Mongolen, die nordasiatischen Kultur- und Naturvölker ziehen in bunten Bildern an uns vorüber.

Die Genauigkeit der Uebertragungen in all diesen Sprach-Probestücken zu prüfen, sind wir durchaus unzulänglich und das Meiste wird der Sammler selber auf guten Glauben übernommen haben. In den poetischen Stücken hätten wir jedoch eine etwas sorgsamere Behandlung unserer eigenen Sprache gewünscht. Lieber schlichte wortgetreue Prosa als solche Verse. Wohin ist die sprachgewaltige Aneignungskraft Rückerts oder Fr. von Schacks gekommen? Ja selbst der poesieschwache Bodenstedt, er war doch noch immer ein gewandter Seiltänzer der Form. S. 225 lesen wir z. B.:

„In der Liebe Netz gefassen
Irr' ich wirr im Kreis herum,
Soll ich lieben, soll ich hassen" u. s. w.

Der Nachdichter flektirt also das gute Verbum „fassen" nach Analogie des reduplizirenden „lassen": „ich fasse, fieß, gefassen"!! Es schmerzt, zu erfahren, daß diese Birmanischen Lieder S. 221—230 dem Werke Bastians über Birma entnommen sind.

Weimar, Anfang Oktober 1899. Franz Sandvoß (Xanthippus).

## Die neueste Shakspere-Literatur.

Von Hermann Conrad (Groß-Lichterfelde).

### 1. Umfassende Werke.

Die hervorragendste Veröffentlichung der letzten Zeit ist Sidney Lees Shakspere-Biographie*). Lee hat seinen sehr umfangreichen, auf zwanzigjährigen Studien beruhenden Artikel über Shakspere in dem von ihm herausgegebenen „Dictionary of National Biography" mit einer Reihe von Erweiterungen als Buch erscheinen lassen. Vortrefflich informirt, wie er über den Gang der englischen — leider nicht der deutschen — Shakspere-Forschung ist, giebt er in einem mäßig starken Bande zugleich eine Anschauung von den Quellen seiner Information und schafft auf diese Weise ein Werk, das jedem Shakspere-Forscher der Zukunft eine dauernde Stütze sein muß.

Wenn indessen auch der Gesammtcharakter des Buches der eines zusammenfassenden Referates ist, so ist der Verfasser darum vor selbständigen Studien nicht zurückgeschreckt, und die neuen Beiträge zur Shakspere-Biographie, die das Buch enthält, sind für die Kritik das Wesentliche. Die Hauptmasse seiner eigenen Arbeit bezieht sich auf die Sonett-Frage. Er hat die Elisabethanische**) und die gleichzeitige französische Sonett-Literatur durchforscht und gefunden, daß der Charakter dieser Lyrik ein vorwiegend konventioneller ist. Das ist für Deutschland nichts Neues; der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor einundzwanzig Jahren***) aus einer großen Masse von Parallelismen der englischen und italienischen Sonett-Lyrik nachgewiesen, daß die petrarkische Konvention diesen Literaturzweig beherrschte. Neu dagegen ist der Schluß, den Lee aus dieser Thatsache zieht: daß die konventionell geformten Sonette Shaksperes einen autobiographischen Gehalt nicht haben könnten. Also weil der jugendliche Shakspere — und nur der jugendliche thut das — seine Liebste in der landläufigen italianisirenden Form besingt, darum soll diese Geliebte und dieses keineswegs konventionelle, sondern auffallend eigenartige Liebesverhältniß nicht existirt haben? Der Schluß ist offenkundig falsch; ich habe mir in der oben genannten Arbeit erlaubt, die nachgewiesenen Geliebten englischer und italienischer Sonettisten zusammenzustellen, die noch viel konventioneller besungen wurden, als Shaksperes schwarze Schöne. Und Lee entzieht seiner Theorie selbst den Boden, indem er nicht umhin kann, ein paar Liebessonette dennoch für autobiographisch zu erklären.

---

*) A Life of W. Shakespeare by Sidney Lee. 2d Ed. (Die 1. war wenige Monate früher erschienen.) London, Smith, Elder & Co. 1898.

**) Ein werthvolles Kapitel des Appendix giebt über diese eingehende Auskunft.

***) In „Herrigs Archiv" und später im 17. Bande des Shakspere-Jahrbuches (1882).

Vortrefflich gelungen ist ihm die Widerlegung der Theorie Tylers, nach der der Graf von Pembroke der Freund und Mrs. Mary Fitton, eine leichtsinnige Hofdame der Elisabeth, die Geliebte der Sonette sein sollte. Freilich ist es nicht schwer, den logischen Widersinn der Argumentation dieses von seiner vorgefaßten Hypothese ganz verblendeten Mannes zu erkennen. Hinfällig dagegen ist Lees Schluß, daß Southampton der Freund sei, weil Shakspere ihm seine zwei Epen gewidmet habe. Diese Widmung beweist für Shakspere ebenso wenig ein intimes Verhältniß mit dem Adressaten, wie für die Hunderte anderer demüthiger Literaten, die einflußreichen Gönnern ihre Werke zuschrieben. Interessant ist die Darstellung der Lebensverhältnisse des räuberischen Veröffentlichers der Shakspere'schen Sonette (1609), Thomas Thorpe, die uns gleichzeitig dessen literarischen Raubgenossen William Hall als den räthselhaften „Mr. W. H." der Sonett-Widmung wahrscheinlich macht.

Hinfällig ist ferner die Verneinung der Frage, ob Shakspere in Italien war, ohne die Kenntniß von Theodor Elzes Schrift „Italienische Skizzen", aus der sich das Gegentheil als eine kaum bestreitbare Thatsache ergiebt. Ganz unhaltbar sind die sittlich höchst unvortheilhaften Folgerungen, die Lee hinsichtlich des Charakters des jungen Dichters aus der einen auf seine Verheirathung bezüglichen Urkunde zieht; daß bei dieser Verheirathung, die allem Anschein nach ohne Wissen des alten Shakspere und wahrscheinlich gegen seinen Willen vor sich ging, nicht Alles in Ordnung war, ist ziemlich sicher; ganz sicher dagegen, daß eine etwaige Schuld nicht auf Seiten des achtzehnjährigen Knaben, sondern der reifen, sechsundzwanzigjährigen Bauerndirne lag.

Neu und sehr interessant und komisch wirksam ist die Enthüllung, auf Grund wessen und wie Shakspere nach einem Wappen strebte und durch wessen Hilfe er es endlich bekam; des Dichters Stellung zu Jakob I., die Berechnung seiner Einnahmen, die schließlich dem Gehalte des deutschen Reichskanzlers gleichkamen, sind ebenfalls von Lee aufgeklärte Gebiete.

Beigegeben ist dem Bande ein Stich von dem 1892 entdeckten Oel-Porträt Shaksperes, in dem Lee mit Recht das Original des mißrathenen Bildes der ersten Folio-Ausgabe (1623) sieht. Es wäre wünschenswerth, daß die deutschen Kunstverleger recht bald auf dieses einzige authentische Porträt Shaksperes aufmerksam würden und aus unseren Büchern und Stuben jenen schwächlichen Chandos-Kopf verschwinden ließen, der Paul Heyse viel ähnlicher sieht als dem britischen Geistesriesen.

Ueber Heinrich Bulthaupts jetzt in sechster Auflage erschienenes Buch über Shakspere*) eine eingehende Rezension zu schreiben, ist überflüssig, trotzdem es „neu bearbeitet" ist. Mit seinem frischen, geistreichen Stil,

*) In der „Dramaturgie der Klassiker". Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwarz). 1899.

mit seiner psychologisch feinen Durchdringung der Shakesperischen Menschenschöpfungen, mit seiner unbefangenen, vom Weihrauchnebel unverdunkelten, selbständigen Auffassung des Dichters hat es sich in der Achtung der literarischen Gesellschaft eine nicht leicht zu erschütternde Stellung erworben. Wenn also nach keiner Seite ein Bedürfniß vorliegt, auf die einzelnen Vorzüge des Buches, auf die besonders gelungenen und zum Theil herrlichen Darstellungen, wie die von „Heinrich IV." und „Macbeth," aufmerksam zu machen, so dürfte es vielleicht im Interesse des für ein langes Dasein bestimmten Werkes sein, einigen Ausstellungen Ausdruck zu geben, zu denen eine erneuerte Lektüre mir Anlaß giebt.

Ich berühre eine Lebensfrage des Buches, wenn ich von der Methode seiner Darstellung spreche. Bulthaupt konnte in der Beurtheilung der Shakespcrischen Dramen uns ausschließlich seine Ansicht geben, unbeschwert von Seitenblicken auf die Ansichten Anderer und von der Polemik gegen sie. Er hat diesen Weg nicht gewählt, sondern beschäftigt sich oft genug mit der Widerlegung von ihm falsch erscheinenden Auffassungen. Wenn er aber ein solches literarhistorisch-kritisches Verfahren verfolgt, so erwächst für ihn die Nöthigung, in jeder Neuauflage seines Buches sich mit den neuesten Erscheinungen der ästhetischen Kritik auseinanderzusetzen, wenn er nicht in die Lage kommen will, z. B. im Jahre 1899 eine Ansicht zu bekämpfen, die vor dreißig Jahren einmal lebendig, jetzt schon längere Zeit im Grabe ruht. Dieser Nöthigung hat Bulthaupt in den neuesten Auflagen nicht hinreichend Rechnung getragen, er kennt die allerneueste Shakspere-Literatur zu wenig und gestattet sich dennoch Urtheile über deren augenblicklichen Stand. So lesen wir auf Seite 291: „Ich glaube nicht, daß heutzutage noch Jemand ernstlich daran denken kann, die ganze zerrissene und schwermüthige Stimmung Hamlets erst von seines Vaters Tode herzuleiten, vielleicht mit einziger Ausnahme von Hermann Conrad." Dieser Ausspruch ist geradezu verblüffend: also kennt Bulthaupt die Hamlet-Literatur der beiden letzten Jahrzehnte nicht?*) auch nicht einmal Kuno Fischers Buch (s. S. 277 ff.)? Der kritische Theil des Shakspere-Jahrbuches allein hätte ihn über die Verfehltheit einer solchen Behauptung aufklären können. — Und warum sollte denn der Tod des Vaters und was damit zusammenhängt, Hamlet nicht zu einem anderen Menschen gemacht haben? — Weil ein solcher Wechsel nicht im Laufe weniger Tage, sondern nur in langer Zeit sich vollziehen könne. — Wiederum unglaublich bei diesem sonst so feinen Menschenkenner: das Gegentheil ist wahr. Hat Bulthaupt es wirklich nie erfahren, daß gerade der unersetzliche Verlust heißgeliebter Angehöriger frische, frohe Menschen ganz plötzlich zu verbitterten Pessimisten, ja geistig Gesunde wahnsinnig machen kann? — Die thatsächliche Ent-

*) Man vergleiche nur die allerneuesten Hamlet-Auffassungen im zweiten Theile dieses Artikels.

wickelung der Hamlet-Kritik seit den Sechzigern ist eine derartige, daß Bulthaupt jetzt nahezu allein steht mit seiner Ansicht von dem „phlegmatischen, melancholischen“, grüblerischen, thatscheuen und doch todesverachtend tapferen Hamlet, der ein Schwächling und ein königlicher Held zugleich ist. Und sie hat sich so entwickeln müssen: denn der Widersinn kann sich für die Dauer nicht halten, weder dieser, noch die daraus sich ergebende contradictio in adjecto, wie sie in der Vorstellung einer „Tragik der Schwäche“ liegt. — Bulthaupt würde somit gut thun, uns in späteren Auflagen nur seine Ansicht zu geben; die ist auch ohne Berücksichtigung der Shakspere-Literatur werthvoll genug.

Eine ähnlich veraltete Anschauung liegt in der Meinung, daß die bisherige literarhistorische Shakspere-Forschung den kommenden Geschlechtern kaum noch etwas zu thun übrig gelassen habe. Im Gegentheil: die Reihenfolge der Dichtungen Shaksperes steht noch bei Weitem nicht fest. Der Sport, nach äußeren Indizien, Anspielungen ꝛc., sowie nach einem trugvollen rhythmischen oder Stilgefühl das Alter der einzelnen Dichtungen zu bestimmen, der trotz seines zweihundertjährigen Alters nicht verständiger geworden ist, hat bekanntlich die bedeutendsten Gelehrten zu den unvereinbarsten Altersbestimmungen geführt. Und so hat man denn erst in den letzten Jahrzehnten den solideren Weg der inneren Indizien beschritten, den Weg einer gründlichen metrischen und stilistischen Forschung, der freilich sehr mühevoll und noch wenig begangen ist, aber schließlich einmal zu verläßlichen Resultaten führen wird. Dagegen ist die Erledigung der Bacon-Theorie, die nach Bulthaupt die Zukunft bringen soll, für die wirklichen Fachleute schon zur Zeit ihrer Entstehung erfolgt; wenn diese noch jetzt hin und wieder ein Wort über jenen nur von der Unwissenheit aufrecht zu erhaltenden Wahn verlieren, so geschieht das nur aus Rücksicht auf die Laien. Auch wird Bulthaupt unter jenen wenige Theilnehmer an seiner Ansicht finden, daß das Bormannsche Buch diese Theorie am lesbarsten und konsequentesten vertritt; mir persönlich ist es unlesbar vorgekommen wegen der ganz abnormen Qualität seines logischen Gehalts.

Zu dem, was spätere Ausgaben entbehren können, dürfte auch die Lanze gehören, die Bulthaupt für Rümelins Buch über Shakspere bricht, das so spurlos im Schlunde der gefräßigen Zeit verschwunden ist, wie jede bloß sensationelle Schöpfung. Don Quixote fand wenigstens kompakte Windmühlenflügel vor, gegen die er kämpfen konnte; Rümelin schuf sich das Ungeheuer, das er erlegen wollte, erst in seiner Phantasie. Wo in aller Welt hat denn der Drachen „Shaksperomanie“ seinen Schlupfwinkel? Etwa im Kreise der engeren Shakspere-Gemeinde? Das Shakspere-Jahrbuch spricht ebenso unbefangene Urtheile über den Dichter aus, wie wir sie bei Bulthaupt finden. Gewiß giebt es einzelne Shakspermanen, wie es allerhand andere Manen giebt; aber die haben nirgendwo das Heft in

Händen. Daß Rümelin ohne zureichende literarhistorische Kenntnisse über Shakspere schrieb, mußte ihm wohl hingehen; das wirkliche Verwerfliche war, daß er mit seinem naiven Kunstverstande sich an die Beurtheilung des größten Dichters wagte. So schuf er ein geistreich-oberflächliches Buch, das ein wahrer Hohn auf unsere nationale Kunstbildung war, und dessen Vernichter nicht die Shaksperomanen, sondern Männer von geläutertem Geschmack, wie Bulthaupt, waren.

Zu den Veralteten rechne ich auch die Erklärung der beiden Liebschaften Romeos durch die Verliebtheit seines Wesens, für welches die leichter zu erobernde Geliebte die begehrenswerthere gewesen sei. Die Annahme, welche Bulthaupt vertritt, daß Rosalinde von Romeo ebenso heiß geliebt worden wäre wie Julia, wenn sie weniger spröde gewesen wäre, ist für die Wirkung des Stückes eine recht ungünstige. Wenn wir nicht mehr an einen unwiderstehlichen Zug der beiderseitigen Naturen glauben sollen, der — eine Schicksalsbestimmung — die herrlichen Gestalten plötzlich und unauflöslich zueinander reißt, dann bleibt von dieser verzehrenden Liebe nichts weiter übrig als ein Strohfeuer der Sinnengluth, dann ist ihr die Seelentiefe mit der Kraft der Dauer genommen. Die so prätentiös auftretende nnd so schnell verrauchte Leidenschaft für Rosalinde erklärt sich würdiger durch die italienischen Liebestheorien, denen der jugendliche Shakspere ganz hingegeben war. Diese spätplatonische Liebesphilosophie, über die man sich leicht unterrichten kann in Simpsons „Philosophy of Shakespeare's Sonnets“, nahm drei Stufen der geschlechtlichen Liebe an; Romeo befindet sich Rosalinde gegenüber auf der zweiten, im Zustande der „Fancy“, in dem das Herz für die Aufnahme der wahren Liebe erst bereitet und die Phantasie von jeder reizvollen Weiblichkeit erregt wird. Das Charakteristische dieser Stufe ist die Unbeständigkeit der Neigung, die erst aufhört auf der dritten Stufe, nachdem zu der Erregung der Sinne durch äußere Reize der tiefinnere Zug der beiden nach Ergänzung strebenden Seelen getreten ist. Es liegt also nicht der geringste Grund vor, Romeo als Charakter oder Shakspere als Charakterzeichner herabzusetzen.

Gern entbehren würden wir in einer neuen Auflage das Kapitel über „Heinrich VI.“ Wenn man Shaksperes Kunst daraus entwickeln will, hat man die Verpflichtung, sich aus den englischen Arbeiten über dieses Drama zu informiren, welche Theile von Shakspere sind. Es als „höchst wahrscheinlich“ hinzustellen, daß Shakspere das ganze Drama, auch die lächerlich rohen Partien des ersten Theiles, gedichtet habe, ist zwar bequem, aber sehr unbillig gegen den Dichter. Nach jahrelangen stilistischen Studien, die sich auch speziell auf „Heinrich VI.“ erstreckt haben, habe ich nicht den geringsten Zweifel, daß große Theile aus einer ursprünglichen unfähigen Bearbeitung des Stoffes von einem anderen Dichter beibehalten sind. — Dagegen ist es in hohem Grade bedauerlich, daß Bulthaupt sich nicht ent-

schließen kann, „Antonius und Kleopatra", das Meisterwerk des tiefsten Seelenkenners, zu behandeln.

Von den Schwächen Shaksperes, die Bulthaupt in der Einleitung auseinandersetzt, müssen wir manche anerkennen, z. B. die Entwicklungslosigkeit der Architektonik seiner Dramen; dagegen ist eine Entwicklung in der Charakterzeichnung, die Bulthaupt bestreitet, entschieden vorhanden. Der plötzliche und unmotivirte Gesinnungswechsel gehört z. B. nur den jugendlichen Dramen an: bei Leontes und Wolsey, die Bulthaupt als Beispiele anführt, ist er nicht vorhanden. Bei Oliver in „Wie es euch gefällt" kommt er unzweifelhaft vor: und Bulthaupt hätte noch Claudio in „Viel Lärm um nichts" und den Herzog in „Was ihr wollt" hinzufügen können. Aber die Annahme, daß diese Dichtungen gegen das Ende des Jahrhunderts geschaffen sein sollen, ist durch die stilistische Forschung als hinfällig erwiesen worden: die beiden ersten und das Liebesspiel in „Was ihr wollt" gehören nach ihren stilistischen Kennzeichen in die erste Hälfte der Neunziger.

In dem Klassiker-Verlage des Leipziger Bibliographischen Instituts ist eine neue Ausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung von dem Professor an der Berliner Universität Alois Brandl erschienen*). Vielleicht ist es dem Herausgeber ebenso gegangen, wie dem Schreiber dieser Zeilen, daß er sich in seinen Jugendjahren im Schlegelschen Shakspere wurzelfest gelesen, daß er viele Stellen in Schlegelscher Fassung seinem geistigen Besitzthum einverleibt hatte und dann in den letzten Jahrzehnten von den verschiedenen Ausgaben dieser klassischen Uebersetzung immer mehr enttäuscht — um nicht zu sagen: abgestoßen — wurde durch die „Verbesserungen", die gar zu philologische Verehrer mit dem Texte vorzunehmen für ihre Gewissenspflicht hielten. Ach, es waren nicht viel weniger Verschlechterungen der dichterischen Diktion, als es Berichtigungen von Uebersetzungsfehlern waren. Die Grotesche Ausgabe von Tschischwitz ist eine vortreffliche Leistung: aber wer kann darin zum Beispiel „Hamlet" lesen, ohne fortgesetzt gestört und belästigt zu werden durch die Aenderungen eines schönen Textes, den wir zum großen Theil auswendig wissen. Noch schlimmer steht es in dieser Hinsicht um den arg abgefeilten Text der Cottaschen Ausgabe von Max Koch. Die Uebersetzung der Shakspere-Gesellschaft, an der zum Theil Kräfte ersten Ranges, wie Alexander Schmidt und Hertzberg, betheiligt waren, entfernt sich noch viel weiter von dem Original; sie enthält neun vollständige Neuübersetzungen und hat sogar Leistungen aufgenommen, die gar keine Uebersetzungen sind. Leos sogenannte Macbeth-Uebersetzung ist weiter nichts als eine mehr oder weniger freie Bearbeitung, in der der Verfasser oft genug mit einer komischen Ueberschätzung seines Vermögens seine

*) 1897—1899. Das Titelblatt enthält unverständlicher Weise keine Jahreszahl.

eigene statt Shakspeares poetischer Ader fließen läßt. Die von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung ist zum Theil ganz unabhängig von Schlegel-Tieck, und sie faßt eine Anzahl von meisterhaften Leistungen in sich: aber — den alten, lieben Text finden wir in ihr leider nicht. Man denke sich, ein neuer Herausgeber Schillers „verbesserte" Tells großen Monolog oder die herrlichen Chöre der „Braut von Messina"! Man denke sich, wir sollten die alten, schönen Volkslieder, die uns unsere Mutter lehrte, im Alter umlernen! — Etwas Aehnliches verlangen von uns die „verbesserten" Ausgaben der Schlegelschen Uebersetzung.

Darum danken wir — viele Tausende! — dem Herausgeber, daß er uns in der handlichen, gut ausgestatteten und billigen Leipziger Ausgabe den alten, unverfälschten Text wiedergegeben hat und auf die nicht seltenen und zum Theil recht störenden Fehler taktvoll in einer Anmerkung aufmerksam macht, während er mit Bezug auf die bedeutsamsten der dunkeln Stellen und die Korrektur offenkundiger Druckfehler am Ende jedes Bandes eine kleine Anzahl von Bemerkungen zusammenstellt. Diese generelle Zustimmung schließt die Frage nicht aus, ob nicht einzelne besonders unzulängliche Uebersetzungen von Dorothea Tieck und Baudissin — ich denke besonders an „Macbeth" und „Antonius und Kleopatra" — für immer ausgemerzt und durch die ausgezeichneten Arbeiten von Bodenstedt und Paul Heyse ersetzt werden sollen.

Die sacherklärenden Anmerkungen, ebenfalls unter dem Texte, müßten nach meiner Empfindung mindestens verdoppelt werden. Auch scheint es mir im Interesse einer Volksausgabe zu liegen, daß die vorwiegend literarhistorischen Einleitungen um eine eingehendere ästhetische Würdigung erweitert würden. Die Letzteren sind für die unwissenschaftliche Ueberzahl der Leser viel wichtiger als die ersteren, und ihr Fehlen stellt ein unzweifelhaftes Manko gegenüber der Ausgabe von Gosche und Tschischwitz und der von Bodenstedt dar.

Die Einleitung enthält ein kurzes Leben Shakspeares, ein Kapitel über das Nachleben Shakspeares in England und ein anderes über den Beginn der Shakspereverehrung in Deutschland. Die Eintheilung der Dramen nach begrifflichen und stofflichen Gesichtspunkten wird man in jeder Einzelheit nicht billigen können. Ganz unverständlich ist, warum „Cymbeline", „Wintermärchen" und „Sturm" von den romantischen Dramen ausgesondert werden unter der Bezeichnung „Romanzen", „d. h. Stücke mit herben Motiven, die sich durch wunderbare Fügungen noch in Glück auflösen" (?). Romanzen waren bisher lyrisch-epische Gedichte, die, gleichviel ob der Grundcharakter der Handlung traurig, glänzend oder fröhlich war, die ritterliche Empfindungswelt darstellten. Und nun soll plötzlich ein Drama eine Romanze sein?

Sehr werthvoll sind die eingehende, auf authentischer Forschung beruhende Darstellung der Entstehung der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung

und die Schilderung des Shakſperiſchen Theaters, auf deſſen architektoniſche Beſchaffenheit eine Reihe von kompoſitionellen Beſonderheiten ſeiner Dramen zurückzuführen ſind. Gegen eine der Grundvorausſetzungen Brandls muß ich einen entſchiedenen Zweifel ausſprechen. Ich glaube nicht, daß in der Abbildung, die uns vom „Swan"-Theater aus dem Jahre 1596 (ſ. das Bild S. 26) zufällig erhalten iſt, das Muſter der Shakſperiſchen Bühne überhaupt zu ſehen iſt. Das auf zwei Säulen ruhende ſchräge Dach, das von der Wand des Garderoben-Hauſes ſich über die hintere Hälfte der Bühne, das heißt, des bis in die Mitte des Parterres hervortretenden oblongen Podiums, hinabneigte, war offenbar nur ein Nothbehelf für die Sommertheater, deren Parterre die Erde, deren Dach der Himmel war. Es diente dazu, die koſtbaren Koſtüme der Schauſpieler vor dem Regen zu ſchützen. Daß dieſe ſich für gewöhnlich nur auf der unbedeckten Vorderbühne aufhalten konnten, erſcheint mir darum ſelbſtverſtändlich, weil die unter dem Dach agierenden Schauſpieler vom zweiten und dritten Range aus gar nicht geſehen werden konnten.

Für die gedeckten Theater, „Blackfriars" und die „private theatres", die im Winter doch wohl allein verwendbar waren, hätte das Dach über der Bühne keinen Zweck gehabt und nur zur Beläſtigung der Zuſchauer, zur Beſchränkung ihres Geſichtsfeldes gedient. Für ſie dürfen wir das viel ſpätere Bild vom „Red Bull"-Theater (1662) als maßgebend betrachten, deſſen Bühnen-Einrichtung zweifellos vollkommener als die des „Swan"-Theaters iſt. An Stelle der zwei ungeſchlachten Doppelthore, die hier von der Bühne ins Garderobenhaus führen, giebt es dort nur einen Ausgang in der Mitte; er iſt durch einen Vorhang verdeckt, hinter welchem ſich der uns von Alters her bekannte erhöhte Alkoven befand, der die Bühne auf der Bühne („Hamlet") oder einen abgeſchloſſenen Raum, wie die Schlafkammer der Desdemona, darſtellte.

Die auf der Bühne aufgehängte Tafel, die den Ort der Handlung nannte, kann ich nicht mit Brandl als „fabel"haft auffaſſen. Wenn Brandl in der bekannten Stelle der „Spanish Tragedy", wo ein Schauſpiel im Schauſpiel eingeleitet wird mit den Worten „Hang up the title", das Wort „title" als „Theaterzettel" faßt, ſo weiß ich nicht, worauf er ſich bei dieſer Deutung ſtützt. „Title" heißt „Aufſchrift", und da die folgenden Worte lauten: „Unſere Szene iſt Rhodus", ſo kann es ſich wohl nur um die Aufſchrift des Lokals handeln. In einer andern bekannten Stelle aus Sidneys „Apology of Poetry", die Brandl nicht berückſichtigt, heißt es, daß „auf ein altes Thor (im Hintergrunde der Bühne) mit großen Buchſtaben ‚Theben' geſchrieben" ſei. Wie hätte denn auch anders als auf ſolche äußerliche, mechaniſche Weiſe das Lokal der Handlung angedeutet werden können, da es Kuliſſen und Hinterwände nicht gab? Aktprologe, wie in „Heinrich V.", waren, zumal in ſpäterer Zeit, nur ſelten.

Die Annahme, daß die Theater-Konſtruktion zu Shakſperes Zeit die

mit einer Gallerie versehenen Wirthshaushöfe, in denen herumziehende Schauspieler öfters ihre Vorstellungen gaben, sich zum Muster genommen hätte, ist nach dem Erscheinen des Buches von Ordish über „Die ersten Londoner Theater"*) nicht mehr haltbar. Ordish weist nach, daß die Amphitheater (Zirkusse) zu Schaustellungen der verschiedensten Art in England uralt sind. In einem solchen Amphitheater im alten London zu Clerkenwell wurden Moralitäten aufgeführt; die beiden ältesten Theater in London, „The Theatre" und „The Curtain" waren ebenfalls rund, und es steht fest, daß diese keineswegs bloß zu theatralischen Vorstellungen, sondern zu ähnlichen Zwecken verwandt wurden, wie die beiden Amphitheater, die auf Bankside (jetzt Southwark, Süd-London) standen, ehe das erste Sommer-Theater dort gebaut wurde, und von denen das eine — vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich — zu Bären-, das andere zu Stierhetzen verwandt wurde. Auf einem Plane von London von Braun und Hoggenberg aus dem Jahre 1572 stehen beide nebeneinander; in Nordens Karte von London aus dem Jahre 1593 ist eines gefallen; dafür steht in der Nähe ein Schauspielhaus; diese Gebäude sind in ihrer äußeren Gestalt ebenso wenig zu unterscheiden, wie die alten zwei Amphitheater. Das „Hope"-Theater wurde nach dem vorhandenen Bau-Kontrakt sowohl für szenische Vorstellungen als für Stier- und Bärenhetzen eingerichtet; daher mußte die Bühne entfernbar gemacht werden. Daraus ergiebt sich, daß ursprünglich für Hetzen, Preisfechten, Ringen u. s. w. und für theatralische Vorstellungen dieselbe Gattung von Gebäuden errichtet wurde, nämlich Amphitheater. Die Spielhäuser aber nahmen später aus naheliegenden Gründen — um die Zuschauer näher an die Bühne zu bringen — statt der runden eine längliche, oktogonale Gestalt an, eine Gestalt, die mit der Form eines Wirthshauses nichts zu thun hat.

## 2. Hamlet-Literatur.

Zu den werthvolleren Büchern der beiden letzten Jahre gehört die Schrift „Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shaksperes Dramen" von Dr. Hans Laehr**). Der bei Weitem größte Theil des Buches wird von einer Schilderung Hamlets eingenommen, die einerseits offenkundig auf der neuesten Hamlet-Literatur aufgebaut ist, andererseits aber ihre eigenen Wege geht. Laehr stellt fest, daß die natürliche Persönlichkeit Hamlets keine andere sein kann als die, die uns Ophelias und des Fortinbras Worte so deutlich zeichnen — eine vielseitig große, heldenhafte. — Diese eigentlich selbstverständliche Ansicht scheint nun endlich nach hundert Jahren, in denen die Kritik ein Phantasiegeschöpf an Stelle des wirklichen Hamlet zu setzen pflegte, durchzudringen. — Das Werth-

*) T. Fairman Ordish: Early London Theatres. London, Elliot Stock. 2d Ed. 1899 (1. Ausg. 1894).
**) Stuttgart, Paul Neff. 1898.

vollste an dieser Darstellung ist, daß hier ein Psychiater versichert, daß ein herrlich gesundes Wesen durch furchtbares Unglück mit einem Schlage sich in sein Gegentheil verkehren kann. Hamlet ist nach Laehr nicht etwa wahnsinnig; er befindet sich nach der Erscheinung des Geistes nur im Zustande der Nervenüberreizung, hervorgerufen durch lange Gemüthsaufregung vor der Enthüllung des Geistes und durch die ihr folgende Schlaf- und Appetitlosigkeit. In diesem Zustande kann Hamlet nicht mehr thun, was er will (an seinem Wollen zweifelt Laehr nicht) und was er sonst seiner Natur nach wohl gekonnt hätte. Da nun Hamlets naheliegende Gewissensbedenken und die großen Schwierigkeiten, die in seiner Situation liegen, nicht berücksichtigt werden, so haben wir es mit einer reinen Krankheitsgeschichte zu thun, die doch, wie Laehr selbst zugiebt, Shakspere nicht hat schreiben wollen. Die anderen Schilderungen — von König Lear, Ophelia, Lady Macbeth — weisen die vollkommene Uebereinstimmung der Krankheitsäußerungen bei Shakspere mit des Verfassers eigenen Erfahrungen nach; bei Lear begeht der Verfasser den Fehler, im Gegensatz zu Hamlet eine natürliche krankhafte Disposition vorauszusetzen. Werthvoll ist die Auseinandersetzung über die „ärztlichen Ansichten des Zeit Shaksperes" und die Zusammenstellung der Literatur dieses Jahrhunderts über Shaksperes Seelenkranke — nicht weniger als 36 Schriften und Bücher. Das Buch ist übrigens gut geschrieben.

Mit dem über Laehrs Hamlet-Auffassung Gesagten ist nahezu das Urtheil gesprochen über das sorgfältig gearbeitete Buch von Gustav Friedrich über „Hamlet und seine Gemüthskrankheit.*) Der Verfasser geht von dem nämlichen Ausgangspunkte aus wie Laehr: von Natur ist Hamlet ein willensstarker und geisteskräftiger Mensch. Der Gram aber, der ihn nach der Enthüllung des Geistes erfaßt, macht ihn nervenkrank und versetzt ihn in einen Zustand der „Entschließungsunfähigkeit", die Friedrich als „Willenshemmung" bezeichnen möchte. Hamlet kann nicht nur nicht thun, was er doch will — wie bei Laehr — sondern er kann überhaupt nicht wollen. Das Eigenthümliche dieser noch nicht genügend erforschten Seelen- oder Willenskrankheit ist, daß „sie als solche gar nicht ins Bewußtsein tritt, vielmehr dem Kranken sich stets in Gestalt eines meist scharfsinnig erdachten Motivs gegen die momentane Ausführung der beabsichtigten That darstellt." Darauf beruht das Tragische des Schicksals Hamlets: er wird sich selbst zum Räthsel. Er erkennt die Nothwendigkeit der zu vollziehenden Handlung, er weiß, daß er die Mittel des Vollzuges in Händen hat, will sie daher vollziehen und kann es nicht. Sobald er zur Ausführung des Mordes schreiten will, schiebt sich ein unbewußter innerer Widerstand vor die That. Am vollkommensten kennzeichnet Hamlet diese ihm unbewußte Krankheit im Monolog des zweiten Aktes.

*) Heidelberg, G. Weiß. 1899.

Das ist sehr fein erdacht, und ich zweifle ebensowenig wie der Verfasser an der Möglichkeit einer solchen Willenserkrankung. Woran ich aber zweifle, ist, daß der gesunde Shakspere die Absicht hätte fassen können, uns einen Krankheitsprozeß als tragisches Objekt vorzuführen. Erkrankung ist ein Schicksal, aber kein tragisches. Das moderne tragische Schicksal entspringt nicht aus der Feindschaft der Götter, sondern aus den Charakteren der Menschen: aus den Handlungen, in denen sich ihre Charaktere projiziren, und aus den Zuständen, die ihre Handlungen schaffen.

Professor Albert H. Tolman (von der Universität zu Chicago) entwickelt seine „Auffassung der Auffassungen Hamlets"*), die in dem zweiten Bande der Riesen-Ausgabe des Dramas von Furness zusammengestellt sind. Dieses allerdings reiche Material, das die verschiedenen Ansichten vermittelst umfangreicher Zitate aus den betreffenden Schriften darstellt, reicht indessen nur bis Baumgart, dessen Buch „Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik" 1876 erschien. Die massenhaften Schriften, die seitdem in Deutschland erschienen sind, — die englischen fallen weniger ins Gewicht — sind daher, mit der einen Ausnahme Loenings, garnicht verwerthet. Die Pointe der Schrift ist die Meinung, daß die einzelnen Seiten im Charakter Hamlets, auf welche die verschiedenen Interpreten ihr besonderes Gewicht legen, sich keineswegs immer widersprechen und einige von ihnen in Gemeinschaft vorhanden sein mögen. So erklärt sich die Unthätigkeit Hamlets nach des Verfassers Ansicht sowohl aus einer Neigung zur Reflexion, als auch aus Willensschwäche und Melancholie; welche von diesen Eigenschaften das Hauptagens sei, könne nicht entschieden werden. Ebenso mögen ihn auch seine Gewissensbedenken hinsichtlich der Blutrache und sein Abscheu vor dem Morden zurückgehalten haben. Dagegen kann der Verfasser praktische Hindernisse, die in der Aufgabe selbst liegen, nicht anerkennen; das heißt freilich, vor der ganz realen furchtbaren Schicksalsverkettung die Augen schließen.

Auch hält er es mit Kenny, March u. A. für nicht unmöglich, daß zwei unvereinbare Arbeitsschichten in dem Drama aufeinander lägen, die Urschicht eines alten, verloren gegangenen „Hamlet", in dem der Prinz handelte, und eine spätere Schicht von Shaksperes Hand, die einen reflektirenden Helden darstellte. Aber die Annahme eines „Urhamlet", der von Kyd war und nicht von Shakspere (Sarrazin), ist eine müßige, weil durch nichts zu stützende Hypothese. Und die Ungereimtheit, eine Schöpfung wie „Hamlet" hinsichtlich ihres Kompositionswerthes mit „Timon" gleichzustellen, kennzeichnet ebenso deutlich die Stufe des Kunstverstandes jener Autoren, wie die Verzweiflung, aus den mannigfachen

*) A View of the Views about Hamlet. Baltimore, 1898. (The Modern Language Association.)

Lebensäußerungen des Helden ein einheitliches Wesen herauszulesen, von der Schwäche ihrer psychologischen Erkenntniß zeugt.

Viel bedeutender ist Hugo Trauts „Hamlet-Kontroverse“*) trotz der offenkundigen Jugendlichkeit des Verfassers. Es ist wahr, er flanirt zu viel auf den ferner und fernstgelegenen Gebieten seiner Lektüre umher: nicht bloß Sophokles, Gutzkow, Wildenbruch, Hauptmann werden zur Durchleuchtung der Hamlet-Frage herangezogen, sondern auch Knigge, Sacher Masoch, Lechleitner, Reinhold Ortmann, Robert Misch u. A. Auch verdecken ihm Titel und Namen häufig noch die literarische Individualität, die er später einmal sicher erkennen wird; es ist z. B. nicht nothwendig, daß ein Buch, welches ein Professor der Philosophie über „Hamlet“ schreibt, bedeutend sein müßte. Es ist das Traurige, daß so viele von den Hamlet-Kritikern geglaubt haben, sie könnten eine reine Kunstfrage mit dem bloßen Verstande lösen, während die Kräfte einer lebhaft und sicher schaffenden Phantasie, einer tiefen und zarten Empfindung ebenso unerläßlich sind zur klaren Anschauung, wie zur Erzeugung eines Kunstwerkes. So ist z. B. Dörings „Hamlet“ trotz allen redlichen Bemühens eine wirklich unbedeutende Leistung, weil diesem Philosophen jene Kräfte abgehen; und der jugendliche Traut ist viel besser befähigt zu einem Urtheil über Hamlet, weil er jene rezeptiv künstlerische Beanlagung, ohne die ein echter Kunstkritiker nicht denkbar ist, besitzt. Er ist ein hoffnungsvoller Schriftsteller, der außerdem zu seiner Aufgabe die Kenntniß der neuesten Hamlet-Literatur mitbringt.

Seine Auffassung Hamlets ist eine moderne: dessen Thatlosigkeit ist nicht die Folge jämmerlicher Eigenschaften seiner Natur, welche als eine in jedem Sinne große, also auch heldenhafte erscheint, sondern der schwierigen Situation, in der er sich nach der Enthüllung des Geistes befindet. Traut vertritt Werder gegen Baumgart. Das ausschließliche Gewicht, das der Letztere auf die humane Lebensanschauung, die hohe Bildung Hamlets legt, erkennt er als einseitig an. Dagegen sieht er nicht, daß die Aufgabe, die der um Hamlet so hochverdiente Werder dem Helden stellt — das verletzte Recht vor den Augen der Welt wiederherzustellen und Richter, nicht Rächer zu sein — nicht bloß aus keiner Zeile des Stückes herauszulesen, sondern absolut unmöglich ist, da der Hauptzeuge für eine solche Rechtshandlung aus der andern Welt sich nicht zitiren läßt. Auch sind die Betäubung des Geistes, die tiefe Verstimmung der Seele, welche die natürliche Folge eines so unerhörten Schicksalsschlages sind, nicht genügend in Rechnung gezogen.

Durch die Lektüre der Trautschen Schrift bin ich auf eine andere aufmerksam geworden, die, in einer Fachzeitschrift versteckt, mir entgangen war. Sie rührt von dem bekannten Molièreforscher Humbert her und

*) Leipzig, Seele und Co. 1898.

gehört zu dem Allerbesten, was über „Hamlet" geschrieben ist. Der Titel: „Hamlet oder die christlich-sittlichen Ideale und das Leben"*) deutet die Tendenz des Verfassers an: die Tragödie soll „den Schmerz des Idealisten über den Widerspruch zwischen den christlich-sittlichen Idealen und dem Leben darstellen." Nach einem reichhaltigen Ueberblick über die Auffassungen seiner Vorgänger entwickelt Humbert an der Hand der Handlung die Bedeutung der einzelnen Reden und Thaten Hamlets in ruhiger, tief einsichtsvoller Weise und kommt dabei zu folgenden Resultaten.

Hamlet ist, wie Ophelia und Fortinbras ihn schildern; auch seine Selbstschilderung Rosenkranz und Güldenstern gegenüber zeigt uns, daß er vor dem Tode seines Vaters das Gegentheil von einem melancholischen, thatscheuen Grübler war. Er ist eine tiefreligiöse Natur; seine Ueberzeugungen sind die der katholischen Kirche, aber in seinem freien Denken zeigt er zugleich einen protestantischen Zug. Daher seine Vorliebe für Wittenberg; denn Wittenberg ist Luther. Hamlet liebt eben die Geisteshelden, die das Schwert des Wortes furchtlos und wirksam zu führen wissen; er ist selbst ein solcher. Zu seinem freien Denken, seinem scharfen Verstande gesellt sich eine tiefe künstlerische Begabung. Als überzeugter Christ ist er sittlicher Idealist, und die Verstimmung seiner Seele hat nur in seinem enttäuschten Idealismus ihren Grund. Aber Hamlet ist nicht nur ein Geistesheld, sondern auch ein Held der That, und Shakspere kennzeichnet ihn als solchen auf die nachdrücklichste Weise. Seine Freude an der Waffenführung bestätigt ihm sein Oheim selbst. Wenn er nach den höchsten Repräsentanten der Menschheit sucht, so sind dies ihm die Männer der That, Alexander und Cäsar. Sein fürstlich kriegerischer Sinn duldet keine Verletzung, ja, keine Beschränkung seiner Person: das zeigt er bei vielen Anlässen, beim Verschwinden des Geistes seinen Freunden gegenüber, bei der Tödtung des Polonius, im Gefecht mit den Seeräubern, im zweimaligen Kampfe mit Laertes, und nachdem er den König als seinen und seiner Mutter Mörder erkannt hat. Er verhält sich das ganze Stück hindurch offensiv gegen alle seine Widersacher. Er weiß die richtige Gelegenheit, sobald sie sich zeigt, sofort praktisch zu verwerthen, wie die ersten Worte nach der Verkündigung der Ankunft der Schauspieler zeigen; und selbst in der tiefsten Erregung, wie nach dem Verschwinden des Geistes, ist er im Stande, einen momentanen Entschluß über das, was zunächst geschehen muß, zu fassen, wie er überhaupt in den Augenblicken der leidenschaftlichsten Empfindung nie ohne Selbstbeherrschung ist. Je näher er der Rachethat tritt, desto ruhiger wird er; so nachdem er die Gelegenheit gefunden hat, des Königs Gewissen zu prüfen, und nachdem er auf der Seereise die sichersten Beweise von der

*) N. Jahrb. für Phil. und Päd. 2. Abtheilung, Heft 3—5 (1896).

Schurkerei des Königs in Händen hat. — Von einer Schuld ist bei ihm keine Rede; der Tod ist ihm nicht Strafe, sondern Erlösung.

Man kann Humbert fast in jedem Punkte beistimmen, nur nicht in der Auffassung Ophelias, die er zu tief unter den Helden stellt. Auch über sie giebt uns Shakspere sein unzweideutiges Urtheil ab in der Stellung, die er ihr zuweist, zunächst dem Herzen seines Helden und in den Worten der sündigen Königin, die sie ihr mit den Blumen in das Grab nachsendet: „Der Süßen Süßes.“ Es ist fast verwunderlich, daß ein Mann von so feiner Empfindung, wie Humbert, diese reizvolle Frauengestalt nicht als das erkannt hat, was sie ist: eine zarte, scheue Mimose, oder, wie Mrs. Jameson so schön sagt, ein weißes Täubchen, das widerstandslos vom Schicksalssturme mitgerissen wird.

Die Lektüre dieser tief durchdachten und gefühlswarmen Schrift macht einen herzerfreuenden Eindruck gegenüber den zahlreichen Verletzungen, die der bloße, beschränkte Verstand dem herrlichsten aller dichterischen Geschöpfe, der großartigsten Tragödie der Weltliteratur fort und fort zufügt.

Auch die Freude an der Interpretation dieses Kunstwerkes nimmt nicht ab. So ist in diesem Jahre Schlegels „Hamlet“ erläutert erschienen von Eduard Coßmann*), dessen zahlreiche Anmerkungen Manches berichtigen und aufklären, was Schlegel falsch oder schief aufgefaßt hat. In einer Anzahl von Fällen irrt der Verfasser, aber in der Mehrzahl behält er Schlegel gegenüber Recht, und die Aenderungen, die er vorschlägt, sind meist wohlbegründet und sprachlich fein formulirt.

(Uebernomm. m. einigen Kürzungen aus dem „Litterarischen Echo“, II. Jahrg., Heft 4 und 5 [15. Nov. u. 1. Dez. 1899]).

---

## Buchdramen.

Unter einigen Dramen, die alle das gleich starke aber noch unerfüllte Verlangen nach dem Licht der Rampen gemeinsam haben, seien zunächst zwei österreichische genannt: „Familie Wawroch“ von Franz Adamus**) und „Michel Gaiszmayr“ von Franz Kranewitter.***)

Adamus wandelt gelegentlich in Zolas, öfter in Hauptmanns Spuren. Jene Szene, in der die wild gewordenen Weiber Rache an dem profitgierigen Wirth nehmen wollen, findet sich in ähnlicher Weise im „Germinal“. Die schlesischen Weber Hauptmanns sind bei Adamus durch czechische Grubenarbeiter ersetzt. Selbst das Weberlied findet seine übrigens durch-

*) Paris, Firmin Didot & Cie. (O. J.)
**) Verlag von Albert Langen, München.
***) Verlag von S. Fischer, Berlin.

aus nicht unwirksame Parallele. Endlich greift auch hier zum Schluß das Militär ein, jedoch von vornherein mit Erfolg. Mit dieser Aufzählung von Aehnlichkeiten, die übrigens garnicht aufgespürt werden brauchen, sondern auf der Hand liegen, soll Adamus durchaus nicht von vornherein als schwächlicher und unselbständiger Nachahmer hingestellt werden. Man hat überall Plagiate aufspüren wollen. Bekannt ist der Fall, in dem Lessing die unrechtmäßige Benutzung Anderer nachgewiesen werden sollte. Von modernen Autoren hat man Knut Hamsun als Schuldner Dostojewskis in Anklagezustand versetzt, und D'Annunzio, der große Italiener, soll gar aus aller Welt und aller Zeit seine Werke zusammengestohlen haben. Entscheidend für die Selbständigkeit eines Autors dürfte aber in erster Linie kaum die Erfindung der Situationen und Findung des Stoffs sein, sondern vielmehr die Selbständigkeit der Anschauung und Einheitlichkeit der Empfindung. Das Persönliche sollte immer schwerer wiegen, als das Stoffliche. So kann auch Adamus seine Eigenart gegenüber dem Dichter der Weber ruhig behaupten. Das Unterschiedliche liegt, abgesehen von dem anders gearteten Milieu, vor Allem in der individuellen Zuspitzung, die Adamus seiner Tragödie giebt. Er zeichnet nicht nur das große, graue, eintönige Massenelend, sondern er hebt aus der Masse bestimmte Personen heraus und läßt deren Schicksal sich vollenden. Es ist der Konflikt in der Familie Wawroch, der sich besonders zwischen Vater und Sohn bis zum Aeußersten zuspitzt. Der alte Wawroch ist ein Trinker, Tagedieb und Wichtigthuer. Besonders groß kommt er sich vor in seiner Stellung als Vertrauensmann der Sozialdemokratie. Als es unter Anreizung und Leitung einiger aus Wien gesandter Agitatoren zum Streik und Aufruhr kommt, geräth der Alte mit seinem Sohn Robert in Konflikt. Robert hat es als strebsamer, fleißiger, ordnungs- und ruheliebender Mann zur Stellung eines Maschinisten gebracht und das ist im Verhältniß zur Lage des Grubenarbeiters schon eine Art Herrenstellung. Robert hatte als Jüngling den innigsten Wunsch, noch weiter zu kommen, bis zum Ingenieur. Die Fähigkeiten dazu hatte er sicher, wenn nur der Vater die Mittel dazu hätte geben wollen. Der aber vertrank und vergeudete Alles, verlor seine Stellung und lebt nun von dem, was Frau und Sohn verdienen. So ist es gekommen, daß Vater und Sohn sich hassen. In einer Arbeiterversammlung, in der sein Vater den Vorsitz führt, spricht Robert, von ehrlicher Ueberzeugung geleitet, gegen den sozialdemokratischen Agitator: „Ja, Gleichheit wie im Grabe! Nur e i n e Meinung im ganzen Land, auf der ganzen Erde! Na natürlich! Ihr wollt ja Alles uniformiren! Der jetzige Staat is noch barmherzig, gnädig, verglichen mit Euch; e r uniformirt nur die Soldaten, nur ein paar Leute, und nur von außen, seine Kasernen sind nur für Soldaten. Ihr aber wollt auch die Gedanken, Gefühle, Wünsche, kurz Alles, Alles in eine schwarze Uniform stecken und die ganze Welt in eine Kaserne verwandeln!“ Dies ist die nicht gerade tiefe, aber ehrlich ge-

meinte Weisheit dieses Sozialistenfeindes. Ob der Maschinist für seinen Muth, den Arbeitern entgegenzutreten, Obermaschinist werden wird? Im Gegentheil. Er erhält seine Kündigung. Und das geht so zu. Die Arbeiter sind besonders auf ihn empört und wollen mit ihm nicht zusammen arbeiten. Dem Unternehmer liegt daran, möglichst bald Ruhe zu erhalten. Statt nun die materielle Forderung der Arbeiter zu bewilligen, giebt der Schlaukopf ihrer ideellen nach; er schmeichelt ihrem Solidaritätsgefühl und giebt den Maschinisten Robert preis. Der verliert Stellung und Brod und mit ihm die Familie, deren Ernährer er war. Er, der Mann der Ordnung und Disziplin, geht wieder zu der Kompagnie in der benachbarten Stadt zurück, in der er früher seiner Militärpflicht genügt hatte. Die nothleidenden und aufgehetzten Arbeiter beruhigen sich nicht so schnell. Sie wollen alle Forderungen bewilligt erhalten. Sie ziehen in Rotten umher und zerstören die Werke. Militär wird herbeigeholt. Die Masse will nicht weichen. Es muß geschossen werden; eine Kugel aus Roberts Flinte trifft den alten Wawroch. Der Sohn hat den Vater erschossen. Das könnte schon ein Schluß sein, ein pessimistischer Schluß, der da bedeutete: so sehr ist die Natur von dem, was gesellschaftliche Ordnung heißt, vergewaltigt, daß sich töten muß, was aufs Innigste zusammenstehen sollte. Der Dichter aber hat es noch anders bestimmt. An der Stätte, an der das Blut aufrührerischer Bürger geflossen ist, setzt das nach eingetretener Ruhe wieder froh und fromm gewordene Unternehmerthum ein Kreuz, zur Sühne und Mahnung. Dieses Kreuz wird in Anwesenheit eines hohen Regierungsvertreters und unter Ansammlung der ehrfürchtig staunenden Massen feierlich enthüllt. Angesichts des Kreuzes gesteht Robert, daß er seinen Vater nicht aus Zufall erschossen hat: „Aller Jammer und alles Elend, was über uns gekommen is, das hab' ich in ihm verkörpert gesehen, damals! Wie er damals da oben gestanden is, berauscht, die besoffenen Kerle mit wilden Worten aufhetzend, das Hemd aufgerissen und immer schreiend und mit den Händen fuchtelnd — so gemein, so pöbelhaft gemein! — was ich in meinem ganzen Leben erduldet hab' von ihm — und von Anderen, aller Jammer und alles Elend — mein ganzes verpfuschtes Leben — das hab' ich mit ein'mal in mir gespürt — lebendig — und eine Erbitterung hat mich gepackt — nicht ihn — nein! als müßt' ich Gott vom Himmel herunterreißen und vor meine Kugel stellen! Rache! Rache! hat's in mir geschrien — Rache für mein verpfuschtes Leben! Rache für Alles, was in mir brutal zertret'n word'n ist! Und mein Finger hat sich krampfhaft um das Gewehrzüngel geschlossen — und — und — dann wurde es mir schwarz vor den Augen — und was weiter geschehen is, weiß ich nich . . . .“ Der Dichter treibt die Dinge stark, fast krampfhaft zur äußersten Spitze, aber ohne Einseitigkeit. Er ergreift nicht Partei. Alle sind sie schlecht und verkommen: Arbeiter und Unternehmer, Sozialdemokratie und Regierung. Robert, der im

Grunde der Seele ein guter Mensch ist, muß in dieser Gesellschaft und bei dieser Staatsordnung zu Grunde gehen, zum Verbrecher werden. Vielleicht nicht ohne symbolische Bedeutung ragt am Schluß das Kreuz mit dem Gekreuzigten über die Bühne, die eine so elende Welt bedeutet. „Erlöse uns von dem Uebel“ — das ist die Schlußstimmung, die diese Tragödie hinterläßt. Wenn auch — wie bemerkt ist — der Dichter Alles bis zur Spitze treibt, so ist doch zu bedenken, daß diese äußerste Spitze sich auf einer gut und breit angelegten Basis erhebt. Das Milieu ist — unter Verwendung von fünf Dialekten — sorgfältig herausgearbeitet, und die einzelnen Personen sind in ihrer Individualität genau geschaut und getreu wiedergegeben. Gerade die Vereinigung naturalistischer Treue in der Gestaltung der Personen und theatralischer Begabung in der Herausbringung der Effekte läßt auf ein wahrhaft dramatisches, wenn auch noch in seiner Jugendlichkeit unausgeglichenes Talent schließen.

Ein soziales Drama ähnlichen Gehaltes, wie das eben besprochene, ist auch Kranewitters „Michel Gaiszmayr“. Es behandelt den Aufstand der Tiroler Bauern und Bürger im Jahre 1525. Sie werden geknechtet von dem Fürsten, dem Edelmann und dem Pfaffen. „Dem Edelmann, die Frucht gehört ihm, die ihr saurer Schweiß der Erde abgetrotzt, dem Edelmann, der Zins und Geld und Rabatt fordert, um bei Wein und Weib der Lust zu fröhnen, deren Tafel der Armen Hunger deckt. Weh diesen, drei Mal weh, wenn Himmels Ungunst oder Roß und Hund des Herrn, wenn sein Gejaid die Saat'n in den Bod'n stampfte. Mit Stahl umpanzert hat er seine Brust, mit Eis sein Herz, und kalt'n Hohn's entgegnet er dem Bau'r, der, ihn um Nachsicht bittend, kommt: Zahl oder stirb,“ und treibt ihn weg von seiner Hütt'n. Nicht besser treibt's der Pfaff. Auch ihm gilt's zu robott'n und zu zins'n von früh bis spät, und was einst Balsam war, des Herrn Wort, das ist jetzt Gift, seitdem es Geißel ward in seinen Händen. Mit Ablaßkram und Bilderdienst umnachtend seiner Schäflein Heerde, sitzt eine Riesenspinn' er dick im Netz, der Aermsten aller Armen, der Wittwen und der Waisen Gut verzehrend. Bei Gott, wenn er geboren, muß der Landmann blech'n, und wenn er stirbt, sein Letztes nimmt der Pfaff. So leb'n Alle vom Bauern; armselig, ein Lazarus, bedeckt mit Schwär'n und mit Wund'n schleicht er dahin auf seiner Scholle. Mit jedem Jahr krümmt sich sein Rück'n tiefer, wird sein Fußtritt schwerer, bis er endlich, stumpf an Geist und Herz, ein Hohn des höchsten Schöpferwillen, der ihn als nächstes Eb'nbild erschuf, darin versinkt.“ So sieht Michel Gaiszmayr, der Führer der Bauern, die Dinge an. Anders ist die Auffassung des Edelmanns: Der meint, „daß das die Ordnung ist, wie sie Gott g'setzt hat. Einer muß Herr sein und wieder einer Knecht, und weil i einmal der Herr bin durch seine Gnad — bei Gott's Marter, will i's auch recht sein, verlang

i. was mir bührt und zukommt, nit mehr und nit weniger, nach altem, ewig festg'setztem Recht!" Unter Führung Michel Gaiszmayrs empören sich die Bauern und ziehen brennend und mordend, vor Allem aber plündernd durchs Land. In dieser Gefahr greift der Statthalter Salamanka zu dem Mittel, die Aufrührer durch Versprechungen zu beruhigen. Die dummen Bauern lassen sich wirklich von dem schlauen Spanier umgarnen, zerstreuen sich und kehren heim, theilweis wenigstens — der andere, kleinere Theil möchte weiterkämpfen. Aber selbst Gaiszmayr hofft nichts mehr und räth zur Heimkehr. Da erhält er die Nachricht, daß sein gefangener Bruder grausam hingerichtet ist. Auf diese Schreckenskunde hin erklärt er sich bereit zu einem Schritt, den er früher zu thun sich geweigert hatte. Er will nach Venedig eilen und den äußeren Feind zur Unterstützung der Bauern ins Land holen. Doch dazu kommt es nicht. Denn er wird, für vogelfrei erklärt, von einem spanischen Kriegsknecht meuchlings ermordet. So endet der Tiroler Bauernaufstand damit, daß die Willkür und Grausamkeit der Herrschenden schwerer denn zuvor das geknechtete Volk peinigen. Das Drama ist theatralisch wirksam und äußerst bühnengerecht aufgebaut. Eine Reihe von Szenen, in denen das Elend des Volkes dargelegt wird, sind in ihrer Knappheit und dramatischen Steigerung sehr gut gelungen. Das Tragische in diesem Drama ist darin zu erblicken, daß die Bauern im Grunde durch eigene Schuld besiegt werden, wie es auch eine der Personen offen ausspricht: „Das ist's g'wes'n: Sie hab'n uns nit b'siegt, selbst hab'n wir uns b'siegt und ans Messer g'liefert, weil wir, statt z'nehmen, uns aufs Verhandeln eing'lass'n, weil Jeder nur auf sein Fell, auf sein' Vortheil g'schaut, weil wir nit einig war'n." Das ist das tragische Verhängniß dieser Bauern, im Elend so sehr verkommen zu sein, daß sie, kaum frei geworden, der Freiheit als unwürdig sich erweisen. Das ist das wahre, das tragische Unheil der Noth, daß sie nicht nur unglücklich, sondern auch schlecht macht. —

Soziale Tragödien werden heutzutage in manchen Kreisen ganz besonders geschätzt. Ich selber halte die soziale Tragik für den niedrigsten Grad des Tragischen. In ihr beruht das Tragische auf bestimmten Gesellschaftszuständen, von denen die Menschen und ihr Geschick abhängig sind. Es sind das eigentlich materialistische Tragödien, die den Marxschen Satz zur Geltung bringen: „Es ist das gesellschaftliche Sein, wodurch das Bewußtsein der Menschen bestimmt wird." Solche gesellschaftlichen Verhältnisse sind doch stets vorübergehender Art. Es giebt aber eine Tragik, die aus einem Zwiespalt stammt, der der Weltseele und dem Leben an sich eigen ist. Das ist ein ewig währender, geheimnißvoller Dualismus, der in seinem ureigensten Wesen nicht verstandesgemäß zu erkennen, wohl aber in tausenderlei Gestalten zu empfinden ist. So halte ich denn z. B. Hauptmanns „Friedensfest" für ein tieferes Werk als desselben Dichters Weberdrama. Auch das individuelle, aus der eigenen Seele stammende Schicksal des Fuhr-

manns Henschel wirkt ergreifender, als alles thurmhoch gehäufte Weberelend. Uebrigens ist im großen Ganzen die Mode der sozialen Tragödie bereits überschritten und an die Stelle einer Tragödie der Gesellschaft die Tragödie der Seele wieder in vertiefter Weise zur Herrschaft gelangt. —

Als ein individualistisches Seelendrama ist „Don Pedro“, Tragödie von Emil Strauß*), aufzufassen. Von einer Vertiefung habe ich allerdings nichts finden können. Ich hatte das Buch schon fast zu Ende gelesen und fragte mich noch immer: Was soll das Ganze eigentlich? Der Statthalter Don Pedro de Luna hat ein schönes und vornehmes Mädchen, Isabella, geheirathet. Er liebt aber Donna Juana de Menezes und findet bald nach der Hochzeit Gelegenheit, ihr seine Liebe zu gestehen. Sie weist ihn ab, da sie schon die Verlobte des Leutnants Don Bernardo de Aguilar ist. Den tödtet er. Pedro ist bereit, Alles zu vernichten, was ihm hindernd in den Weg tritt und Juanas Liebe zu erzwingen. Er überwindet in der That unglaubliche Nöthe und Gefahren und erreicht schließlich, daß Juana erklärt, sein Weib werden zu wollen. In dem Augenblick stirbt er, vom Ueberschwang des Glücks ins Herz getroffen. Was soll das nun? Was bedeutet es, daß Pedro ohne Bedenken und Gewissen sein rechtmäßiges und ihn vergötterndes Weib verläßt und einer anderen Liebe unter tausend Gefahren nachjagt? Don Pedro giebt gegen den Schluß des Dramas selber folgenden Sinn seines Lebens an: „Wozu hätte ich gelebt, wenn ich nicht meine ganze, ganze Kraft dazu verbraucht hätte, die Ungefügigkeit, Armuth und Schmerzhaftigkeit dieses Lebens zu mindern, indem ich wenigstens meiner Noth Herr zu werden suchte? . . . Da wirbelt nun vor uns ein Strom feindlicher Gewalten, an dem ich meine Kraft erproben, den ich durchschwimmen muß zum Ufer friedlichen, gesicherten Wirkens hinüber. Wer mir im Schwimmen den Weg verlegt, den muß ich erwürgen können, sonst war ich die Probe nicht werth! Nur die siegreiche Kraft ist die rechte Kraft zum Frieden und zur fortwirkenden Beglückung. . . . Auch ich habe Stunden gehabt, wo ich versunken dahockte, schaudernd in den Tiefen meines Lebens wühlte und mich von ihren Greueln und Lasten beschweren ließ, aber dann mußte ich wieder aufstehen und die Hände waschen, und mich freuen über das unbegreifliche Wunder, daß aus solchen Tiefen von Blut und Unrath die weißesten Lilien aufsprießen.“ Wir haben es also mit einer Art des Uebermenschen zu thun, mit einem Drama zur Verherrlichung der Willenskraft. Wir begreifen nun wenigstens die Absicht des Dichters. Aber diese Absicht ist entschieden nicht erreicht. Der ganze Fall liegt zu absonderlich, phantastisch, romantisch, und ist dabei, trotz des Absonderlichen, Phantastischen und Romantischen, uninteressant. Vieles in dem Drama, die Sprache und das Temperament vor Allem,

*) Verlag von S. Fischer, Berlin.

verrathen den Dichter, der aber in dieser Dichtung fehlgegangen ist! Die Tragik dieses Dramas ist wirkungslos, und zwar darum, weil wir aus dem absonderlichen Einzelfall durchaus nichts allgemein Menschliches herausfühlen können, das uns selber trifft. Das Problem hat der Dichter sich allerdings zugleich als individuelles und generelles gedacht. Denn er läßt seinen Helden von sich selbst behaupten: „Wie froh wäre ich, hätte ich meinen kleinen Handel von jeder Verkettung lösen können! Wäre er mein eigen. Könnte ich ihn von der Allgemeinheit trennen, wie ich den Apfel, den ich essen will, vom Baume pflücke! Aber das ist kein kleiner Theil meines Leides, bei jeder Regung fühlen zu müssen, wie so unlösbar ich ins allgemeine Leben verflochten bin!“ Der Held täuscht sich über sich selbst, wie und weil sich der Dichter über die Wirkung seines Dramas getäuscht hat. — —

Geistreich und tief ist das Problem in dem Trauerspiel „Filippo Lippi“ von Eberhard König.*) Es ist ein Renaissancedrama und spielt in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts unter Florentiner Künstlern. Zwei Maler, Filippo Lippi und Pietro Borbottone stehen sich gegenüber. Lippi erscheint als Kind des Glücks. Er ist berühmt unter den Künstlern und geliebt von allen Frauen. Eine strahlende, nie versagende Heiterkeit scheint von ihm auszugehen. Die tollsten Streiche, die ein Bocaccio verarbeiten könnte, werden von ihm erzählt, um so toller, als der glückliche Freund der Musen und der Frauen auch Karmeliterbruder und Kaplan ist. Zu jener Zeit war in Florenz unter der Herrschaft der Medicis eben Vieles möglich und erlaubt. Ihm steht Borbottone als ausgestoßener Sohn des Unglücks gegenüber. Er hat als Maler keine Erfolge, obwohl oder vielmehr weil seine Bilder voll brutaler Kraft und wilder Leidenschaft erfüllt sind. Der häßliche Mann wird von den Frauen verlacht und verachtet. Und doch sehnt sich seine Seele nach der Sonne des Ruhms und der Liebe. Er gilt als gewissenloser Schurke und als neidischer Verkleinerer alles Großen. Doch der Schein trügt. Lippi ist gar nicht so sehr der hehre Sonnenjüngling. Er hat eine Maske vor und — wie er selber erklärt —

Geht einsam, unbekannt durch Welt und Menschen
Einsam! Sein Herz ist einsam! Seine Zelle
Im stillen Kloster kennt ihn besser, glaubt nur!
Die Stunden, da er mit sich selbst allein,
Bei Gott dem Herrn, sind wenig neidenswerth!
Da flucht er seinem Stern, der tollen Mischung
Feindseliger Willenskräfte in seiner Brust,
Die ewig gären, nimmer Frieden geben,
Als wär's ein grausam-müßiger Spaß des Schöpfers!
Da ringt und betet er — und betet doch nicht,

*) Verlag von S. Fischer, Berlin.

Und packt sein Selbst wie einen Widersacher
Mit unbarmherz'ger Faust verzweiflungsstark
Im Nacken, drückt es auf die Knie nieder,
Befiehlt und fleht: „O glaube! glaub und bete!“
Kasteit sein inneres Schaun: Madonnenreinheit
Zu sehen, zu bannen in frommem Farbenpsalm —
Ja! Erdenweibes Schönheit findet er!
Die Gottgebärerin — die Züge trägt sie
Der Weiber, die in seinem Arm geruht,
Und lächelt spöttisch. Ins Gesicht ihr speit er
Und ringt um Herzenseinfalt, Kinderfrieden!

So ist er denn mit all seinem Hasten und Jagen, seiner Lust und seiner Heiterkeit nichts als einer, „der in Aengsten sucht das Glück“. Es ist ihm beschieden, dieses Glück zu finden, in Lukrezia Buti. Sie wird ihm „die Offenbarung, was ein Weib, ein echtes, reines Weib dem Manne ist. An sie klammert er sich „mit Seelenängsten“, weil sie erlösen ihn, entsühnen soll. Lippis höchstes Glück wird Vorbottones tiefstes Leid. Denn auch dieser Unglückselige liebt Lukrezia, der er aber nicht einmal zu nahen wagen darf. Vorbottones Haß schwillt über:

Katzbuckelt Alles seiner Herrlichkeit,
Dient Alles seinem frechen Siegeswillen —
Ich mach den tollen Tanz um den Gekrönten,
Des Glückes Rosen in dem lock'gen Haar,
Der wie der siegende Junker Frühling strahlt —
Nicht mit! Er soll dran glauben!

Vorbottone überfällt Lippi meuchlings und tödtet den vermeintlichen Sohn des Glücks. Nicht gewöhnlicher Neid und kleiner Haß ist das Motiv:

Mein Haß, mich deucht, ist ewig wie die Welt,
Naturgewollt, wie der Elemente Feindschaft!
Armsel'ge! Willst du zwischen Sturm und Fluth
Den Hader schüren, der ihre Seele ist? . . .
Ha wart'! Er soll mir Rede steh'n! — Vergehen
Soll er vor meines Richterblickes Droh'n!
Ihn frag' ich aus — kann ich mit Gott nicht rechten:
Soll mir die Vollmacht zeigen, die er hat,
Soll mir sein Buch, sein Soll und Haben zeigen:
Hier der Verdienst — und hier der Lohn: das Glück!

So ist in Wahrheit Vorbottone eine in tiefstem Maße tragische Gestalt, gerade wie — nur umgekehrt — sein Gegner. Zum Schlusse löst sich der Konflikt und steigert sich die Tragik, indem Vorbottone erkennen muß, daß

Lippi garnicht der neidenswerthe Liebling der Gottheit war. Lippi bekennt sterbend:

Dir aber, Mordgesell, jetzt meine Rache!
Hör': Was dich heulen mache vor Verzweiflung!
Dein Mord — war Irrthum! Nie war mein das Glück!
In meiner Seele fraß der Unruh Feuer
Wie in der deinen — Schmerz war mein Erkühnen,
Grimm meine Lust, Empörung mein Genießen,
Mein täglich Brot: Reue und Selbstverdammung.
Irrsal mein Dasein! Und dein Irrthum, Narr,
Log mir den Dolch ins Herz! Verzweifle dran!
Irrthum ist Alles! O wie ich's erkenne!
Nun möcht' ich steh'n auf einem hohen Berge
Und lehren alle Welt, was ich gelernt —
Und muß nun sterben: es giebt kein Recht auf Glück!

Vorbottone bricht klagend an der Leiche zusammen:

Ich habe meinen einz'gen Freund erschlagen!
Nun bricht die Welt,
Die morsche, über meinem Mörderhaupt zusammen! . . .
Wie bist du schön! Du edles Angesicht! . . .
Ich hab' — dich je und je geliebt! Jetzt fühl' ich's,
Du süßes, herzbezwingend Liebenswürdiges!
Mein Haß war Liebe; eifernder Sehnsucht Qual!
Irrthum war Alles!

Wir haben es unzweifelhaft mit einer tief gedachten, philosophischen Dichtung zu thun, deren Charaktere groß und klar gestaltet sind und deren Sprache von Kraft und Wärme erfüllt ist. Schade nur ist es, daß die große Mittellinie des Werkes von einer Fülle von Nebenpersonen, Nebenmotiven und Nebenhandlungen verwirrt wird, so daß mir eine Bühnenwirkung dieses Dramas ausgeschlossen erscheint.

Max Lorenz.

---

Memoiren einer Idealistin von Malwida von Meysenbug. Drei Bände. Vierte Auflage. Verlag von Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig. 1899.

Fräulein Malwida von Meysenbug ist im Jahre 1806 als Tochter eines hohen Beamten, der bald darauf leitender Minister seines Heimathlandes wurde, in Kassel geboren. Sie beschließt jetzt in Rom ihren Lebensabend. Die Zeit Napoleons und die Zeit Bismarcks ist an ihr vorübergezogen und der Strom der Zeit hat sie oft selbst gepackt und mitgerissen. In

der Zeit der Reaktion kam sie in gewisse Strömungen hinein, die damals als revolutionär angesehen wurden. Die Folge war, daß sie nach England ins Exil ging. Hier wandte sie sich zunächst an Kinkels, von denen sie mit herzlichster Freundschaft hilfsbereit aufgenommen wurde. Die Leser der „Jahrbücher“ wird nach Kenntnißnahme der im August- und Septemberheft veröffentlichten Briefe Johanna Kinkels sicherlich folgende Schilderung interessiren: „Johanna Kinkel hatte nichts in ihrem Aeußern von dem, was man gewöhnlich bei Frauen schön oder anmuthig nennt; ihre Züge waren stark, fast männlich, ihr Teint auffallend dunkel, ihre Gestalt massiv, aber über dem Allen thronten ein Paar wunderbare dunkle Augen die von einer Welt von Geist und Empfindung zeugten, und in den reichen Modulationen ihrer tiefen, vollen Stimme tönte eine Fülle des Gefühls, so daß man unmöglich beim ersten Eindruck sagen konnte: „Wie häßlich ist diese Frau“, sondern sagen mußte: „Welch eine bedeutende Frau! und welches Glück wird es sein, sie näher kennen zu lernen.“ — Kinkel dagegen war, trotz aller überstandenen Leiden, in der vollen Kraft seiner männlichen Schönheit; sein Benehmen hatte etwas Sanftes, Feines, ja Zierliches, das man Johannas schrofferem Wesen gegenüber weiblich nennen konnte; er war höflich bis zur Galanterie, äußerst angeregt in der Unterhaltung und voller Witz, dem er zuweilen absichtlich den Anschein der Frivolität geben wollte.“ — In dem Kreise der Verbannten trat Fräulein von Meysenbug neben vielen Anderen, z. B. Lothar Bucher, der sie in der Volkswirthschaft unterrichtete, besonders Mazzini und ganz besonders dem Russen Alexander Herzen nahe. Ihn schildert sie mit eingehendster Liebe und nach diesen Schilderungen muß er in der That ein ungewöhnlich interessanter Mann gewesen sein, „nichts weniger als ein doktrinärer Revolutionär. Er war viel zu geistvoll, um zu glauben, daß man den lebendigen Strom der Geschichte in das Bett eines Systems, einer vorgefaßten Theorie zwängen könne. Es war ihm gleichgiltig, ob Monarchie oder Republik, vorausgesetzt, daß das Leben nicht stagnire, daß die Wellen hoch gingen und das Dasein vorwärts trugen zu neuen Entwickelungen.“ Aus einem seiner Briefe wird folgende Meinung mitgetheilt: „Die Zeit der revolutionären Demagogie ist vorbei. Mit jedem Tage sehe ich klarer, daß die ganze Epoche der politischen Revolutionen zu Ende ist, geschlossen wie die Epoche der Restauration, ohne die Frage zu lösen. Ist denn die religiöse Frage beendigt? Nein — aber sie interessirt nicht mehr. Wir gehen in eine neue Zeit, und Alles, was diese Herren, diese Antediluvianer, schreiben, ist Vergangenes.“ Mit den Antediluvianern dürften wohl Marx und seine Anhänger gemeint sein. Von England begab sich Fräulein von Meysenbug nach Paris. Hier traf sie mit Wagner zusammen. Dessen Musik und Schopenhauers Philosophie sind dann für ihre schließliche Lebensauffassung bestimmend gewesen, ohne daß sie die individualistisch-ideologische Grundstimmung der bürgerlichen Demokratie aus der Mitte des Jahrhunderts

ganz los geworden wäre. Doch wir sollen aus diesen „Memoiren einer Idealistin“ keine Philosophie lernen. Auch darauf kommt es garnicht in erster Linie an, sie als Geschichtsquelle auf ihre größere oder geringere Zuverlässigkeit zu prüfen. Ihr Reiz ist in erster Linie psychologischer Art, indem sie zeigen, wie eine kluge, tapfere und gerade Frauenseele zu Ereignissen und Persönlichkeiten Stellung genommen hat, die fast ein Jahrhundert auszufüllen vermochten. Ein Jahrhundert im Spiegel einer Frauenseele — das ist der Sinn dieser drei Memoirenbände.

Max Lorenz.

---

## Nationalökonomie.

Die öffentlichen Glücksspiele. Von Dr. Rudolf Sieghart. Wien 1899, Manzsche Buchhandlung. VII und 411 Seiten.

Die volkswirthschaftliche Behandlung der öffentlichen Glücksspiele ist bisher, im Gegensatz zu der reichhaltigen juristischen Literatur, über vereinzelte Monographien und Artikel über Spezialfragen sowie über allgemeine kritisch-agitatorische Broschüren nicht hinausgekommen. Erst das vorliegende vor Kurzem erschienene Buch Sieghart's giebt uns einen vollständige Darstellung der Geschichte sowie des Wesens und der Wirkungen der verschiedenen öffentlichen Glücksspiele.

Als Kinder der Geldwirthschaft und einer an plötzliche Gewinne gewöhnten Volksstimmung sind sie gegen Ausgang des Mittelalters in den reichen belgischen und italienischen Handelsstädten aufgekommen, um sich von dort bald über fast alle europäischen Länder zu verbreiten. Früh wurden sie den finanziellen Interessen der Fürsten dienstbar gemacht, die sich vielfach mit allen Mitteln bemühten, die Spielleidenschaft ihrer Unterthanen künstlich zu erregen. Eine ganz eigenartige Rolle haben die öffentlichen Glücksspiele in Oesterreich gespielt, wo sie als wichtige Glieder in der Kette der merkantilistischen Wirthschaftspolitik auftreten. Sie sollten die Kapitalbildung für große industrielle und kommerzielle Unternehmungen befördern und zugleich den Absatz der Fabrikate erleichtern; daneben dienten sie natürlich auch fiskalischen Zwecken.

Mit der Schilderung der Entstehungsgeschichte der öffentlichen Glücksspiele und ihrer wichtigen Rolle im Wirthschaftsleben des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat Sieghart einen sehr werthvollen und interessanten Beitrag zur Kenntniß des Merkantilsystems und seiner Finanz- und Wirthschaftspolitik geliefert.

Nicht minder interessant, wenn auch natürlich in mancher Hinsicht schon Bekanntes bietend, sind die Abschnitte über das österreichische und italienische Zahlenlotto, die Lotterieanlehen, das Promessengeschäft und die Klassen-

lotterien der einzelnen europäischen Staaten. Sieghart ist ein entschiedener Gegner der öffentlichen Glücksspiele, und er verurtheilt das Zahlenlotto wie die Klassenlotterie in gleicher Weise. In der That läßt es sich auch bei genauerer Betrachtung der Frage kaum bestreiten, daß sich die Wirkung der Klassenlotterie auf die unteren Volksklassen von der des Lottos nicht erheblich unterscheidet. Frappant ist der Nachweis des Verfassers, daß auch die Gewinnsthoffnung bei der preußischen Klassenlotterie nicht größer als beim österreichischen Zahlenlotto ist.

Trotzdem ist Sieghart nicht für eine vollständige Beseitigung der Lotterien, da er mit Recht annimmt, daß sich der Spieltrieb des Menschen dann in anderer, wahrscheinlich noch schädlicherer Weise Befriedigung schaffen würde. Wie unausrottbar das Spiel ist, sieht man ja an Frankreich und England, wo an die Stelle der Lotterien die Wette, namentlich bei Wettrennen, getreten ist, und wo die Wettlust sich zu einer die weitesten Volkskreise beherrschenden Leidenschaft ausgebildet hat. Sieghart schlägt deshalb als Ausweg aus dem Dilemma eine Vereinigung von Spiel- und Spartrieb nach Analogie der Lotterieanleihen vor: Der Staat soll unter Verzicht auf jede fiskalische Ausnutzung der Einrichtung eine große Sparkasse gründen, in der die Zinsen ihrer Einlagen den einzelnen Einlegern nur zum Theil gutgeschrieben werden, während ein anderer Theil zur Bildung von Gewinnen benutzt wird, die unter den Mitgliedern der Sparkasse ausgelost werden. Eine derartige Zinsenlotterie hat übrigens schon Lorenz von Stein empfohlen, der sie als eine Aufgabe, der Wissenschaft ebenso würdig wie der Verwaltung, bezeichnet.

---

Die Entwicklung der deutschen Rhederei seit Beginn dieses Jahrhunderts. Von Max Peters, Doktor der Staatswissenschaften. Erster Band. Jena 1899, Gustav Fischer. VIII und 185 Seiten.

Eine Geschichte der deutschen Rhederei, wie sie der Verfasser zu geben beabsichtigt, fehlte bisher; der Gedanke eines solchen Werkes muß unzweifelhaft als sehr zeitgemäß bezeichnet werden.

Der vorliegende I. Band, der die Entwicklung der deutschen Rhederei bis zum Jahre 1850 schildert, ist eine recht fleißige Arbeit, die aber, wie so viele Erstlingsarbeiten, häufig im statistischen Detailkram stecken geblieben ist. Der Verfasser hat das augenscheinlich selbst gefühlt, und er sucht deshalb in der Vorrede das Uebermaß statistischer Daten mit der in diesem Falle freilich recht deplazirten Redensart zu entschuldigen, das habe sich nicht vermeiden lassen, „wenn nicht an Stelle von Beweisen unkontrolirbare Behauptungen treten sollten.“ Es wäre aber im Interesse der Arbeit viel besser gewesen, wenn der

Verfasser die Zeit und Mühe, die er aufgewendet hat, um **für jedes einzelne** Jahr die Zahl und den Tonnengehalt der Schiffe von Wolgast oder Barth ꝛc. genau zu registriren und zu kommentiren, dazu benutzt hätte, einen einleitenden Ueberblick über die Entwicklung der Rhederei nach dem dreißigjährigen Kriege zu geben, der — als der tiefste Einschnitt im deutschen Wirthschaftsleben — überhaupt für alle neueren wirthschaftsgeschichtlichen Untersuchungen den Ausgangspunkt bilden sollte.

An anderen Stellen dagegen, wo detaillirte Ausführungen gerade am Platze gewesen wären, versagt der Verfasser. So huscht er z. B. über die Frage des Unterschieds zwischen Registertonnen brutto und netto einfach mit der oberflächlichen Bemerkung hinweg, das Eingehen „auf die Einzelheiten der komplizirten Schiffsvermessungstechnik würde zu weit führen." Das sind aber gerade Dinge, deren Darlegung man von einem Buch über die deutsche Rhederei mit Recht erwarten kann.

Auf die Fortsetzung der Arbeit werden wir vermuthlich noch längere Zeit zu warten haben, da ihre „Weiterführung in Folge der Abreise des Verfassers ins Ausland auf spätere Zeit verschoben werden muß." Vielleicht entschließt sich Dr. Peters noch zu einer gründlichen Umarbeitung und Kürzung des bis jetzt erschienenen Theils, um uns eine vollständige Geschichte der deutschen Rhederei seit dem dreißigjährigen Kriege oder seit dem Verfall der Hansa in **einem** handlichen Bande zu geben.

---

**Bei Krupp.** Eine sozialpolitische Reiseskizze unter besonderer Berücksichtigung der Arbeiter-Wohnungsfürsorge. Von Dr. W. **Kley**. Mit vielen Skizzen, graphischen Tafeln und Tabellen. Leipzig 1899, Duncker & Humblot.

Der Verfasser schildert zunächst die Entwicklung des Kruppschen Etablissements, das sich aus den denkbar bescheidensten Anfängen heraus zum größten deutschen industriellen Unternehmen entwickelt hat. Dann legt er die allgemeinen Grundsätze der Kruppschen Sozialpolitik dar, wobei er sich leider selbst allzu sehr in den Gedankengängen des patriarchalischen Unternehmerthums bewegt. Zu einer ruhigen objektiven Beurtheilung der modernen Arbeiterbewegung hat er sich nicht aufzuschwingen vermocht; er behandelt sie im Gegentheil in einer Tonart, die selbst in den Geschäftsberichten von Unternehmer-Vereinigungen allmählich seltener wird.

Sehr instruktiv ist dagegen die Schilderung der positiven Leistungen der Kruppschen Sozialpolitik, die ja in der That auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge durch ihre Kranken-, Pensions-, Wittwen- und Waisenkassen, durch ihre Konsumanstalt, ihre Schulen, ihre Sparkasse etc., vor Allem aber durch ihre Wohn- und Logirhäuser ganz Hervorragendes geleistet hat. Die **Wohnungsfrage** wird, wie ja schon der Titel anzeigt, mit

besonderer Ausführlichkeit behandelt, und der Verfasser hat überdies seine Schilderungen durch Beigabe zahlreicher Abbildungen von Arbeiterwohnhäusern anschaulicher und lebendiger gestaltet.

Interessant ist, daß man in Essen mit der Ueberlassung der Häuser zu freiem Eigenthum der Arbeiter sehr schlechte Erfahrungen gemacht hat, da die Arbeiter bemüht waren, ihre Häuser durch Aufnahme möglichst vieler Miether rücksichtslos auszunutzen, alle möglichen Um- und Ausbauten vornahmen und so die sanitären und sozialpolitischen Zwecke Krupps in kurzsichtigem Egoismus vereitelten. Was Kley über diesen Punkt mittheilt, erinnert, wie man sieht, sehr an die Schilderungen, die Herkner in seinem Buch über die oberelsässische Baumwollindustrie von der cité ouvrière in Mülhausen entwirft. Deshalb ist man in Essen im Allgemeinen zur bloßen Vermiethung der Häuser übergegangen, deren vorschriftsmäßige Benutzung durch eine gründliche Wohnungsinspektion gewährleistet wird. Und in der That dürfte das Miethhaus — das ja keineswegs mit der Miethkaserne identisch zu sein braucht — das den Interessen der großentheils stark fluktuirenden Industriearbeiterschaft am meisten dienende System darstellen.

Berlin. Paul Voigt.

---

## Theologie.

Stopford A. Brooke, Glaube und Wissenschaft. Reden und Aufsätze. In deutscher Uebertragung aus dem Englischen von F. v. A. Mit einer Einleitung von Charlotte Broicher, Göttingen 1898.

Als ich die erste Hälfte dieser sechsundzwanzig Reden und Aufsätze gelesen hatte, stand ich unter dem peinigenden Gefühl, daß durch meine versprochene Anzeige ein starker Ton des Widerspruchs würde hindurchklingen müssen. Ganz verstummen kann er freilich im Folgenden nicht, aber er wird wesentlich übertönt und gemildert durch den Ton der Zustimmung und der Freude. Denn je tiefer ich mich in die zweite Hälfte des Buches hineinlas, desto mehr wuchsen in mir die letzteren Empfindungen.

Jedoch ehe ich mich dem Inhalt der Reden selbst zuwende, ein kurzes Wort über den Verfasser und über die Entstehung der vorliegenden Sammlung.

Eine feinsinnige Einleitung aus der Feder der Frau Charlotte Broicher unterrichtet den Leser über Brookes Persönlichkeit. Er ist ein englischer Geistlicher von ursprünglich evangelikaler Richtung der englischen Hochkirche. Aus Gewissensbedenken trat er aus der Kirche aus, ohne sich einer anderen kirchlichen Gemeinschaft oder Partei anzuschließen. Am nächsten steht er den Unitariern. In einer eigenen kleinen Kapelle in London predigte er

einer kleinen Gemeinde, die mit außerordentlicher Treue an ihm hing. Seit 1897 hat er krankheitshalber sein Amt niedergelegt. Es wird deutsche Leser, die überhaupt für religiöses Leben etwas übrig haben, sofort für Brooke interessiren, wenn sie hören, daß er ein Schüler oder, wie Frau Broicher in der Einleitung sagt, ein „Ausläufer" von Frederik William Robertson ist. Frau Broicher hat eingehend und treffend die Verwandtschaft und die Verschiedenheit beider Männer dargestellt. Darauf sei der Leser verwiesen. Nur soviel mag gesagt sein, daß Brooke ein würdiger Schüler seines Meisters ist. Er hat Geist von seinem Geist. Erreicht er ihn auch nicht, so steht er doch nicht weit hinter ihm zurück. Wer Robertson kennt und liebt, wird wissen, daß damit viel gesagt ist.

Die vorliegende Sammlung ist eine, wohl von der Uebersetzerin getroffene, Auswahl von Reden aus den verschiedenen Bänden der Brooke'schen Sermons, die zum Theil in siebzehnter Auflage vorliegen. Auch der Titel unserer Sammlung rührt wohl von der Uebersetzerin her. Die hier vereinigten Reden entstammen ganz verschiedenen Zeiten.

Und nun die Reden selbst! Meinen lebhaftesten Widerspruch muß ich erheben gegen die vierte Rede: Die Anbetung des unpersönlichen Gottes. Hier wird eine Art Frömmigkeit als christlich proklamirt, gegen die wir als gegen eine Todfeindin des echten christlichen Frommseins mit allen Mitteln ankämpfen müssen, um so mehr, als sie in der Gegenwart eine starke und verführerische Macht hat: es ist die Aesthetisirung der christlichen Religion, ihre Auflösung in Stimmung, Empfindung, Genuß. Das heißt aber die Religion entsittlichen und zum Gegentheil von dem machen, was sie ist. Um den Künstler mit seinem poetischen Pantheismus fürs Christenthum zu gewinnen, versichert ihm Brooke, daß sein Schwelgen in der Poesie der Natur christliche Anbetung Gottes sei. „Am Herzen der Natur, an dem wir erwarmen, empfinden wir das Pulsiren unendlichen Lebens und freuen uns, in ihm mitzuleben und zu weben. Ein mächtiger Strom von Schönheit, Harmonie und Freude fließt in mich über. Ich öffne ihm Herz und Seele und bade mich in seinem ewigen Thau gesund. Die Himmel neigen sich zu mir herab, die Erde freut sich, daß ich über sie hinschreite und die mächtige See ist mein. Sie Alle und Alles, was in ihnen lebt und wechselt, ist die ewig gleiche Liebe, aus der ich mit reiner Freude trinke, einer Freude, die jenseits des schmerzerfüllten, sündigen, sturmdurchwühlten, persönlichen Lebens liegt, für welches ich eines persönlichen Gottes bedarf. Jede Meile, die ich weiter zurücklege, breitet das ewig wechselnde All in neuen Formen vor mir aus, das in seinen Wurzeln Eins ist. Ich wandle mich mit den Erscheinungen und fühle doch ihre Einheit. An sie verloren, bin ich von meinem Sonderleben entlastet, befreit von dem selbstbewußten Persönlichkeitsgefühl. Jeder Windhauch, jeder Blumenduft, jeder vorüberziehende Wolkenschatten ist mir erfüllt von der Schönheit und Liebe des unbegrenzten Lebens, und ist mir

Offenbarung des unpersönlichen Gotteswesens. Ich liebe und bete sie jetzt an als unpersönlich". So Brooke der Poet, der Künstler. Und eine ähnliche „Anbetung" muthet er dem Naturforscher zu, der sich als Theil der unpersönlichen „Kraft", die das All durchdringt, empfindet. So verlockend aber diese Stimmung geschildert sein mag, einen so berauschenden Genuß diese „Erregungen" auch bieten mögen, eine Stimmung, in der der Mensch darauf ausgeht, von seinem „selbstbewußten Persönlichkeitsgefühl befreit", „unpersönlich" zu werden, ein „pflanzliches" Dasein zu führen, ist unsittlich, verwerflich, entnervend. Damit begiebt sich der Mensch seiner Würde. Sie aber gar Anbetung Gottes, christliche Anbetung zu nennen, ist ein Schlag ins Angesicht der gesunden christlichen Frömmigkeit. Denn das gerade will die christliche Religion leisten und leistet sie, daß sie mir das persönliche Leben dermaßen durch ihren sittlichen Gehalt stärkt, daß ich mich aller Natur schlechthin als überlegen fühle, daß ich mich bewußt und stark von ihr unterscheide, daß ich allem bloß naturhaften Sein einen neuen persönlichen Inhalt entgegensetze. Dies preisgeben, heißt das Christenthum preisgeben. Und ich würde vor Brooke *warnen*, wäre der eben Geschilderte der ganze Brooke. Das ist er aber nicht. Er ist nicht nur idealistischer Pantheist. Er steht mit seinem Herzen sogar offen und ehrlich zu dem *persönlichen* Gott. „Viel herrlicher als die Vorstellung einer unpersönlichen ewig wirksamen Kraft, welche die Welt bewegt und sie zusammenhält, erscheint auch meiner Vernunft die Botschaft des Heilands von einem persönlichen Vater aller Menschen." Dennoch hat Brooke — ein Zeichen, daß er ein schlechter Theolog ist — einen ganz gebrochenen Gottesbegriff: „Unsere Gottesvorstellung muß eine persönliche und zugleich eine unpersönliche sein. Der Pantheismus und der persönliche Deismus sind wahr, nur sofern sie einander ergänzen." Zu dieser undurchführbaren „Ergänzung" kommt Brooke durch eine übergroße Rücksichtnahme auf die Naturwissenschaftler. Ihnen kann ja doch der Glaube an einen persönlichen Gott nicht mehr zugemuthet werden! Ich gestehe, daß mir diese fortgesetzten Verbeugungen vor den Naturwissenschaftlern zuwider sind. Damit erreicht man auch nicht, was man will. Im Gegentheil, man verliert leicht bei ihnen die volle Achtung. Gewiß haben wir Theologen eine ernste Verpflichtung, den Schwierigkeiten nachzudenken, mit denen ein moderner Naturforscher zu kämpfen hat, um Christ zu werden, gewiß haben wir die Verpflichtung, immer deutlicher und schärfer und verständlicher herauszustellen, was Christenthum ist, aber wir thun den Naturforschern einen schlechten Dienst, wenn *wir* ihnen goldene Brücken bauen wollen, wo sie selbst den alten Weg, der noch immer ins Christenthum hineingeführt hat, gehen müssen. Dieser Weg ist und bleibt allein der, daß es einem Menschen bange wird um einen wirklichen, echten, bleibenden Lebensinhalt, der mehr werth ist als Kunst, Wissenschaft und Lebensgenuß. Diesen Lebensinhalt finden wir aber nicht bei einer

unpersönlichen Kraft oder einem unpersönlichen All, sondern allein bei dem persönlichen Gott, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat und den wir durch ihn kennen. Das weiß auch Brooke und deshalb ist eine Versöhnung mit ihm möglich.

Dennoch bin ich mit meinem Widerspruch noch nicht zu Ende. Von seinem Gottesbegriff aus kommt nämlich Brooke zu der Vorstellung von der „Wiederbringung Aller." Den Haupteinwand dagegen, daß nämlich mit dieser Anschauung die sittliche Freiheit alterirt ist, berücksichtigt Brooke auch einmal, ohne ihn aber zu entkräften. Es wirkt störend, daß dieser wunderliche Gedanke sich wie ein rother Faden durch fast alle Reden hindurchzieht und mit derjenigen Zähigkeit vertreten wird, die sich einstellt, wenn Jemand in einen Gedanken verrannt ist und dagegen Widerspruch erfährt. Uebrigens hat Brooke in einer Rede, jedenfalls in einer aus früherer Zeit, die sehr richtige Bemerkung eingeschalten, daß es sich hierbei nicht um eine „religiöse, sondern nur um eine intellektuelle Spekulation" handle.

Ein ganz anderer Ton, als in den ersten zwölf, wird in den letzten Reden angeschlagen. Hier theologisirt Brooke nicht mehr, hier geht er auch nicht auf seine unglückliche Versöhnung zwischen Religion und Naturwissenschaft aus — der Titel des Buches ist deshalb auch nur zum Theil richtig —, hier behandelt er innerchristliche Fragen und da tritt denn seine Meisterschaft auch in der schönsten Weise zu Tage. Er ist ein Meister in der Schilderung seelischer Zustände; er hat dem Menschen sein Geheimniß abgelauscht. Die Schilderung der Leidenschaft in der fünfzehnten Rede sucht ihres Gleichen in der Literatur. Unter unseren deutschen Predigten über Luk. 9, 24: Wer sein Leben erhalten will u. s. w. werden sich wenige finden, die an Tiefe und Gehalt und Wahrheit der Rede Brookes über diesen Text gleichkommen. Dasselbe möchte ich von der Rede mit der Ueberschrift: „Geduld und Ungeduld" sagen über Röm. 12, 21: Laß dich nicht das Böse überwinden u. s. w. Ueberhaupt geht keine dieser letzten Reden in alltäglichem Geleise. Jeder deutsche Prediger kann daraus lernen, veraltete, reizlose und halbwahre Gedankengänge loszuwerden, wie sie innerhalb der deutschen Predigtweise und -Literatur in Kurs gekommen sind und gleich langweilig sind für die Gemeinde wie für die Prediger selbst.

Nicht schweigen kann ich von der ausgezeichneten, vollen, breit dahinfließenden Diktion, die sich doch gänzlich von Absonderlichkeiten und ungesunden Reizmitteln frei hält.

So möchte ich das Buch vor allem Theologen empfehlen, weniger Laien. Daß Naturwissenschaftler dadurch gewonnen werden könnten, wie die Einleitung hofft, bezweifle ich. Das Buch würde mit warmen Worten Allen, vor Allem den Freunden Robertsons zu empfehlen sein, wäre die Auswahl der Reden vorsichtiger und nach anderem Gesichtspunkte getroffen worden.

Jena. Drews.

---

Ein strenger Leser schickt uns zu den letzten Heften folgende zwei Bemerkungen ein.

I.

Auf S. 15 des Oktoberheftes wird das skeptische Sprüchlein erwähnt

Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque
Invenit quisque sua . . .

Diese Fassung enthält in der zweiten Zeile einen groben metrischen Fehler und auch die erste ist nicht richtig zitirt. Der Vers stammt von dem Professor Samuel Werenfels in Basel (gest. 1790) und lautet nach der Real-Enzyklopädie für Protestantische Theologie 2. A. 16. 701

Hic liber est in quo quisque sua dogmata quaerit
Invenit et iterum dogmata quisque sua.

Aber auch diese Fassung, die mit „Bekanntlich" eingeführt wird, ist nicht die ursprüngliche. Nach Diestels Geschichte des Alten Testaments (S. 384) steht das Epigramm unter der Ueberschrift S. Scripturae abusus in Bd. II S. 509 Nr. 60 seiner Opuscula und lautet:

Hic liber est in quo sua quaerit dogmata quisque
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

II.

Etwas von den Feldteufeln.
(Sept.-Heft, Bd. 97, 534).

Sandvoß (Xanthippus) freut sich daran, daß Luther die „Dämonen" der Vulgata mit „Feldteufel" übersetzt habe. Das sieht aus, als ob er den alten Irrthum, Luther habe „schlankweg aus der Vulgata übersetzt", den ich an dieser Stelle (Bd. 90, 518. 1898) ein für alle Mal glaubte ausgetrieben zu haben, wieder aufnehme. Vielleicht meint er es auch nur so, daß er Luther damit ein besonderes Kompliment machen will, weil er einen so plastisch deutschen Ausdruck fand, wo die lateinische Uebersetzung sich mit dem ganz allgemeinen „Dämon" begnügte. Wie dem nun auch sei, die Sache verhält sich so:

Die Stellen, an denen die Vulgata das griechische daemones und daemonia beibehalten hat, zählen nach Dutzenden, aber an keiner findet sich bei Luther der Ausdruck „Feldgeister" oder „Feldteufel" als an den vier (3. Mose 17, 7; 2. Chr. 11, 15; Jes. 13, 21; 34, 14), wo im Hebräischen das nur viermal, eben an diesen Stellen, sich findende Wort saʿîr vorkommt, womit bocksgestaltige in der Wüste hausende Kobolde oder Geister bezeichnet werden. An der ersten dieser Stellen wird ausdrücklich verboten, denselben „auf dem Felde" zu opfern, und diese Bestimmung wird Luther Anlaß gegeben haben, das dunkle hebräische Wort mit dem offenbar von ihm erst geschaffenen Ausdruck „Feld-

geister" oder „Feldteufel" wiederzugeben, während Hieronymus an den beiden ersten Stellen nichts Besseres zu thun wußte, als das unbestimmte daemones und daemonia zu wählen, und an den beiden letzten nach einer nicht sicheren Etymologie pilosi die „Haarigen" zu setzen; um so weniger hat Luther seine „Feldteufel" dort „nach der Vulgata" verdeutscht, in der sie da garnicht stehen. Luther hat den Ausdruck noch an einer fünften Stelle (5. Mos. 32, 17) für ein gleichfalls seltenes, nur zweimal vorkommendes hebr. Wort (sched), für das er sich das zweite Mal (Ps. 106, 37) mit dem einfachen „Teufel" begnügt. Der Ausdruck „Feldteufel" beweist also statt Luthers Abhängigkeit von der Vulgata die Treue, mit der er dem hebräischen Text folgte, und das sprachschöpferische Genie, mit dem er für ein dunkles Wort einen so treffenden Ausdruck schuf. Selbst ein neuerer katholischer Uebersetzer wußte nichts Besseres als im Anschluß an Luther „Waldteufel" zu sagen (Allioli), ein anderer „Feldgötter" (Van Eß).

Lassen wir dem Hieronymus seine „Haarigen", Luther seine „Feldteufel", Xanthippus die Freude an seinem „nach der Vulgata NB"!

Maulbronn. Eb. Nestle.

# Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater, Verein „Freie Bühne“: Ein Frühlingsopfer. Schauspiel in drei Aufzügen von E. v. Keyserling.

Oben genanntes Drama ist nicht das einzige, das ich in den letzten Wochen gesehen habe, soll aber das einzige sein, von dem ich hier ausführlicher reden will. Diese Kürze ist darum angebracht, weil von den übrigen die Literatur keinen sonderlichen Gewinn gezogen hat. Das erstreckt sich zu meinem aufrichtigen Bedauern auch auf Ludwig Fuldas Märchenstück „Schlaraffenland“, das im Königlichen Schauspielhause gegeben wurde. Es giebt Rezensenten, und sogar solche von Einfluß, die Fulda unter allen Umständen tadeln werden. Denn sie haben sich von einem dramatischen Poeten von vornherein ein bestimmtes, übrigens garnicht schlechtes oder flaches Bild gemacht, dem Fulda nun leider nicht entspricht. Dem gegenüber habe ich stets den Standpunkt vertreten, daß der Kritiker sich zunächst möglichst in die Eigenart des von ihm zu kritisirenden Dichters zu versenken und diese Eigenart mit Verständniß darzustellen hat. Daß ich das auch Fulda gegenüber in weitgehendstem Maße versucht habe, wird er mir selber eingestehen müssen, falls er z. B. meine früheren Ausführungen über seinen „Herostrat“ gelesen haben sollte. Dem damals entworfenen Bilde seiner dichterischen Eigenart habe ich nichts Wesentliches hinzuzufügen. Was nun „Schlaraffenland“ betrifft, so halte ich diesen Märchenschwank für die schwächste Dichtung, die ich von Fulda kenne. Feststellen will ich aber doch, daß der Dichter nach jedem der ersten beiden Akt zweimal, nach dem Schlußakt sogar sechsmal von seinem Publikum vor die Gardine gerufen ist. — Leider kann ich auch nicht in die Jubelhymnen einstimmen, die zu Ehren von Max Dreyers „Probekandidat“ angestimmt werden. Es ist zweifellos ein Sensationserfolg, der gewissen, gerade in den letzten Tagen sich auffällig machenden orthodoxen Strömungen zu danken ist. Als freier Mann nimmt Dreyer für die Freiheit der Persönlichkeit scharf Partei. Das ist sehr zu billigen. Aber Dreyer sieht die Gegenströmungen und Wirrnisse

der Welt doch gar zu oberflächlich an. Gewiß: der Präpositus v. Korff und der Gymnasialdirektor Eberhard sind keine Geisteshelden. Aber der Probekandidat Fritz Heitmann, in dem einige einen modernen Uriel Acosta sehen wollen, ist doch auch nur ein großer Flachkopf. Der künstlerische Werth des Dramas liegt in den keck hingeworfenen Karikaturen der Lehrer Störmer und Benefeldt und des verkrachten Gutsbesitzers Malte Heitmann. Darin steckt Leben und Wahrheit. Es sind beabsichtigte Karikaturen. Aber gerade dadurch wird der spezifische Gehalt dieser Charaktere, ich möchte sagen: ihre Idee so recht augenscheinlich und dramatisch wirksam herausgearbeitet. Die Aufführung bot durch die Leistungen der Herren Rittner, Reinhardt, Fischer und Nissen schlechtweg Vollkommenes; die Regie — Emil Lessing — ging, im dritten Akt besonders — über das Vollkommene noch hinaus, wenn man so sagen dürfte und es möglich wäre. — Mit der von den Herren v. Wolzogen und Olden gemeinsam gearbeiteten Komödie „Ein Gastspiel“ hat das Deutsche Theater eine vollkommene Niederlage erlitten. Kaum die drei Anstandsaufführungen kamen zu Stande. Das Stück ist garnicht so schlecht, wie es von allen Seiten gemacht wurde. Ich könnte manches Lobenswerthe daran aufzeigen. Zu einer „Rettung“ aber ist es mir doch wiederum nicht gehaltvoll und interessant genug. Also lassen wir es ruhig schlafen. — Dieselbe Bühne hat dankenswerther Weise auch Wilbrandts „Meister von Palmyra“ wieder in den Spielplan aufgenommen. Das ist ein philosophisches Drama voll tiefsten Gedankengehaltes, dem nur leider die künstlerische Formfülle fehlt. Ich hätte wohl Lust, die Frage anzuschneiden, was der Gedanke, die Idee mit einem Kunstwerk zu thun hat. Sehr viel — würde ich antworten und ausführlich zu begründen suchen, mit allem Nachdruck, um so mehr, als man das heute an manchen Stellen gern bestreiten möchte. Zu diesen Stellen gehört auch der umfangreiche Band, den Richard M. Meyer über „die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ soeben veröffentlicht hat. (Verlag von Georg Bondi, Berlin.) —

Die „Freie Bühne“ hat uns zur Erinnerung an ihre Begründung vor zehn Jahren mit einem neuen Dichter beschenkt. E. v. Keyserling ist kein Stürmer und Dränger, aber ein dramatischer Poet von Feinheit und Tiefe. In seinem „Frühlingsopfer“ bringt er ein ganz neues Milieu auf die Bühne: die Welt eines littauisch-slavischen Bauerndorfes. Er zeigt diese Welt nicht nur in ihren Aeußerlichkeiten, sondern mehr in ihrer geistigen Struktur, in ihrer Atmosphäre. Diese Atmosphäre, die hier herrschende Seelenstimmung ist bedingt durch ein heidnisch aufgefaßtes und verarbeitetes katholisches Christenthum. Aus diesem Milieu heraus erleidet ihr Schicksal Orti, eine arme, gedrückte, verkümmerte Mädchenblüthe. Sie möchte doch auch ihren Antheil am Lebensglück haben. Dieses Lebensglück bedeutet hier aber für diese Mädchen des Dorfes die Liebe oder auch die Liebelei mit den forschen strammen „Jungen“ im Dorf. Auch Orti also möchte ihren „Jungen“ haben und dann im Liebesglück ganz vergehen. „Vergehen“, in

der Liebe sich selbst verlieren, sich opfern, das ist ja überhaupt das Wesen der weiblichen Liebe. Die arme, verlachte und verkümmerte Orti darf keinem Manne ihr Liebesopfer bringen, weil es keiner haben will. So, in Opferstimmung aus Liebesgram, in Sehnsucht nach Tod und Verklärung, also eigentlich aus Liebessehnsucht, beschließt sie, sich der Jungfrau Maria zu opfern, der düstern, furchtbaren Mutter, die in einer sagenhaften Kapelle tief im Walde verehrt wird. Verschmäht die Erde sie, vielleicht nimmt sie der Himmel gütig an. Kurz also: die geschlechtliche Sphäre wandelt sich in eine religiöse, oder vielmehr wandelt sich nicht, sondern schlägt mit einem Ruck um. Der mystische Zusammenhang zwischen dem Sexuellen und Religiösen ist ja allgemein bekannt. Es ist das eine der merkwürdigsten Antithesen, die in der menschlichen Seele zu finden sind. Dieser Umschlag wird für Orti nun wahrhaft ein salto mortale, ein Todessprung der Seele, der ihr das Leben kostet. Das also ist das Problem. Und hat man das Problem so begriffen, dann ist es klar, daß Orti durchaus ein dramatischer Charakter ist, im tiefsten Sinne des Wortes „dramatisch". — Das hat man leider verkannt und man hat gemeint, dieses Bühnenwerk sei gar kein Drama, sondern unpassender Weise auf die Bühne gebrachte Lyrik. Es ist wahr: das Ganze ist in einen gewissen Lyrismus getaucht. Aber das ist doch natürlich. Wer den Volkscharakter jener Gegenden auch nur ein bischen kennt — in Berlin kennt man ihn aber naturgemäß nicht — der weiß, daß die Seelenregungen sich dort lyrisch äußern, im Lied. „Dainos" heißen diese littauischen Volkslieder. Man wende nun aber nicht ein, daß dann die lyrische Grundstimmung naturalistisch, weil der Wirklichkeit entsprechend, begründet sein mag, aber der dramatischen Stimmung und Spannung doch schade. Im Gegentheil: ich bin der Ueberzeugung, daß die dramatische Spannung und Stimmung der Seele, aus der heraus ein Drama gedichtet wird, dem Musikalischen viel näher steht als dem Epischen. Ich empfinde das jedes Mal beim Anhören einer Symphonie z. B., durch die ich stets in eine dramatisch-tragische Stimmung versetzt werde. Auch historisch ist ja das Drama, das griechische wenigstens, aus der Musik herausgewachsen. Das äußere Geschehniß, das Epische im Drama ist nur das Sekundäre, an dem die dramatische Stimmung sich gewissermaßen objektivirt. Der Werth einer Tragödie, ihr spezifisches Charakteristikum liegt nicht im Mindesten in den Geschehnissen auf der Bühne, sondern in einer bestimmten Stimmung und Schwingung der Seele. So kommt es denn auch — beiläufig bemerkt — daß Maeterlinck echt tragische und dramatische Stimmungen und Wirkungen erzielt.

Man hat dem Dichter des Frühlingsopfers vorgeworfen, daß er nicht originell sei, daß er nur nachempfinde. Orti sei aus Hannele entstanden, meinten die Einen. Ja, — aber Orti ist ein liebesreifes Mädchen. Die Aermlichkeit der Lebenslage und die Sehnsucht zum Himmel theilt sie wohl

mit Hannele, aber nicht das sexuelle Liebesempfinden. Orti ist ein Charakter, mit einem individuellen Seelenproblem vom Dichter ausgestattet, einem Problem, aus dem ihr Schicksal wächst. Andere haben gesagt: Orti erinnert an Halbes Mädchengestalt in der „Jugend“. Ja, — aber Klärchen ist nichts als eine holde, naive Sinnlichkeit. Für Orti ist gerade das Umschlagen des Sexuellen ins Religiöse ausschlaggebend. Man könnte wohl sagen: Orti ist eine Synthese von Hannele und Klärchen. Darin aber läge dann kein Vorwurf mehr. Eine Synthese ist immer etwas Neues und Lebensfähiges auf höherer Stufe. Im Uebrigen ist es ganz ausgeschlossen, daß Keyserling etwa als scharfer Dialektiker seinen Charakter verstandesgemäß konstruirt hat. Dagegen spricht die einheitliche Grundstimmung, die durch das Ganze geht. Und diese Stimmung jener heidnisch-christlichen Dorfwelt Littauens ist ganz neu. Die Eigenart der Gesammtstimmung und die Fähigkeit, ihr Ausdruck zu geben, bedingt aber im tiefsten Grunde die Originalität eines Dichters. So habe ich mich denn schließlich zum Vertheidiger dieses Keyserlingschen Erstlingswerkes aufgeworfen. Doch meine Leser wissen es wohl längst, daß ich mein Kritikeramt so auffasse, wie etwa Cicero seinen Juristenberuf: mehr Vertheidiger als Ankläger. — Was die Darstellung betrifft, so will ich lobend hervorheben an erster Stelle Marie Meyer vom Lessing-Theater, die eine alte Frau in ihrer Mischung von Heidin und Christin sehr eindringlich gab. Als Orti wurde Gertrud Eysoldt, die am Schiller-Theater ein bischen im Verborgenen wirkt, als Künstlerin eigentlich erst entdeckt. Sie fand mit Recht viel Anerkennung.

Berlin-Steglitz, 24. November. Max Lorenz.

# Politische Korrespondenz.

Die Ablehnung des Arbeitswilligengesetzes. Sozialpolitisches, Weltmachtpolitik und Sozialdemokratie.

Wie von vornherein zu erwarten war, hat die zweite Lesung des „Entwurfs eines Gesetzes zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“ mit der vollständigen Verwerfung der Vorlage geendet. Sie fand gemäß dem vor der Vertagung am 22. Juni gefaßten Beschlusse des Reichstags, von einer Kommissionsberathung abzusehen, am 20. November sogleich im Plenum statt und wurde in einer einzigen, etwas tumultuarischen und an Ueberraschungen reichen Sitzung zu einem schnellen Ende geführt. Zuerst wurde der Antrag des Freiherrn v. Stumm auf Kommissionsberathung gegen die Stimmen der Konservativen und eines Theils der Nationalliberalen verworfen, dann die Vorlage selbst, für die nur die beiden konservativen Fraktionen eintraten, ohne weitere Debatten abgelehnt; für ihre schärfsten Bestimmungen (den Zuchthausparagraphen) erhob sich auch von den Konservativen nur ein Bruchtheil, nach Zeitungsberichten nur etwa ein Dutzend Abgeordneter. Der Vermittelungsantrag Büsing und Genossen wurde nur von den Antragstellern selbst, dem rechtem (norddeutschen) Flügel der Nationalliberalen, unterstützt, da die große Mehrheit des Hauses fest entschlossen war, mit der Vorlage vollständig reinen Tisch zu machen.

Wir glauben nicht, daß die Reichstagsmehrheit den Antrag Büsing für sachlich völlig verfehlt und unannehmbar gehalten hat. Denn er war nicht viel mehr als eine etwas schärfere Formulierung des geltenden Rechts, wie es im § 153 der Gewerbeordnung festgelegt ist; er hätte das Koalitionsrecht der Arbeiter unangetastet gelassen, im Großen und Ganzen nur wirkliche und juristisch klar begrenzte Ausschreitungen getroffen, das Strafminimum durch Zulassung einer Geldstrafe erniedrigt und überdies das Verbot des Inverbindungtretens politischer Vereine beseitigt. Wir stimmen ihm keineswegs in allen Einzelheiten zu; er geht uns mehrfach zu weit, und

namentlich erscheint uns seine Formulirung der Fälle, in denen das Postenstehen als strafbare Drohung aufzufassen ist, nicht gerade glücklich; aber wir glauben doch, daß der Grundgedanke dieses Antrags wieder aufleben wird, wenn wir über kurz oder lang zur Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine, zu einem besseren Vereinsgesetz und damit überhaupt zur Erweiterung und Sicherung des Koalitionsrechtes kommen. Dann wird sich auch darüber reden lassen, auf welche Weise durch genauere Formulirung des § 153 der Gefahr eines Mißbrauchs des erweiterten Koalitionsrechtes, der ja unzweifelhaft vorhandenen Möglichkeit terroristischer Einschüchterung und Vergewaltigung anders gesinnnter Arbeiter durch ihre Kameraden auf der einen Seite, sowie ähnlichen Verfehlungen der Unternehmer und sachlich nicht haltbaren juristischen Interpretationen auf der anderen Seite wirksam zu begegnen sei.*) Eine einseitige Verschärfung der Strafbestimmungen aber, durch die dem Arbeiter die Ausübung des ohnehin schon durch die Vereinsgesetze, die Rechtsprechung und die polizeiliche Verwaltungspraxis stark eingeengten Koalitionsrechtes noch mehr erschwert worden wäre, hat der Reichstag mit Fug und Recht abgelehnt; er hatte keine Lust, um die Worte des Abgeordneten Lieber zu brauchen, das Pferd am Schwanze aufzuzäumen.

Durch die rücksichtslose Verwerfung der ganzen Vorlage hat die Mehrheit des Reichstages mit aller Entschiedenheit bekundet, daß sie unbedingt an dem Gedanken einer energischen Weiterführung der Sozialreform auf dem Boden vollkommenster Gleichberechtigung von Unternehmern und Arbeitern festhält, wie sie in den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar 1890 proklamiert worden ist; Gesetzentwürfe, die praktisch auf eine Verkümmerung dieser Gleichberechtigung hinauslaufen würden, haben im Reichstag auf keine Zustimmung zu rechnen. Das haben wir bereits vor einem halben Jahre an dieser Stelle betont, als die einmüthige Verurtheilung des Unternehmerabsolutismus in den Reichstagsdebatten vom 4. und 5. Mai die vollständige Isolirung des Freiherrn v. Stumm und seiner Richtung deutlich gezeigt hatte; und wir haben daran damals die Hoffnung geknüpft, daß die verbündeten Regierungen in richtiger Erkenntniß der politische Situation von der Einbringung der angekündigten Vorlage überhaupt absehen und sich und dem Reichstag die Nothwendigkeit ihrer Ablehnung ersparen würden.

Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Regierung hat eine Niederlage erlitten, die weit schwerer wiegt als die Ablehnung der Kanalvorlage; der Reichstag hat seine Verwerfung des Entwurfs überdies

*) Die einfache Streichung des § 153 erscheint uns im Interesse der Arbeiter selbst nicht angängig; wir würden dann zu einer umfassenden Anwendung der härteren Bestimmungen des Strafgesetzbuchs über Nöthigung und Drohung kommen, während man es jetzt gewöhnlich bei den milderen Strafen des § 153 bewenden läßt.

in wesentlich schärfere Formen gekleidet als das preußische Abgeordnetenhaus, und trotzdem bleibt der Regierung nichts weiter übrig, als sich mit würdevoller Resignation in das Unvermeidliche zu fügen. Wir bedauern die schroffe Form der Ablehnung, wir bedauern vor Allem im Interesse des Ansehens der Regierung, daß sie es überhaupt soweit kommen ließ. Es wäre mit Rücksicht auf das neue Flottengesetz und die gesammte politische Lage besser und klüger gewesen, wenn sie sich zur freiwilligen Zurückziehung der Vorlage entschlossen hätte, als sie ihre völlige Aussichtslosigkeit erkannt hatte. Thatsächlich hat auch in der Regierung eine Zeitlang die Absicht bestanden, die Vorlage stillschweigend fallen zu lassen; allerdings, wenn wir recht berichtet sind, nicht durch formelle Zurückziehung, sondern auf dem Wege des Schlusses der Session und einer neuen Eröffnung des Reichstages. Damit wären aber neben der Arbeitswilligen-Vorlage auch verschiedene andere noch im Stadium der Kommissionsberathungen befindliche Gesetze beseitigt worden, darunter auch die sozialreformerische Novelle zur Gewerbeordnung, sodaß man den Verzicht auf d i e s e n W e g zur Erledigung der Vorlage weiter nicht bedauern kann.

Das wichtigste Ergebniß der ganzen Kampagne, das wir mit Genugthuung begrüßen, ist die offenkundige Feststellung der sozialpolitischen Wandlung, die sich in den Anschauungen des weitaus größten Theils der gebildeten und besitzenden Klassen vollzogen hat. Wir haben diese Wandlung hier schon mehrfach signalisirt und auch ihre Gründe bereits eingehend erörtert. Die nahezu einmüthige Verurtheilung der „Zuchthausvorlage" hat bewiesen, daß der Umschwung der Ansichten noch tiefgehender ist, als wir zu hoffen gewagt hatten. Im Zentrum und bei den Linksliberalen hat sich keinen Augenblick ein Schwanken gezeigt. Selbst der rechte (norddeutsche) Flügel der Nationalliberalen hat über seine unbedingte Ablehnung der Vorlage niemals einen Zweifel gelassen: die Bestimmungen des Antrags Büsing sind von denen der Regierungsvorlage fundamental verschieden. Der linke (süddeutsche) Flügel hat sogar von vornherein die Führung im Kampfe gegen die Vorlage gehabt, und seiner entschiedenen Haltung, dem tiefen moralischen Eindruck, den das Auftreten Bassermanns und der großen Unternehmer v. Heyl und Rösicke auf das gebildete Bürgerthum ausgeübt hat, ist die unbedingte Abweisung des Entwurfs mit in erster Linie zu danken.

Was hier schon nach der ersten Lesung konstatirt wurde, kann nach der endgiltigen Entscheidung nur nochmals wiederholt werden. Die sozialpolitische Wandlung, die sich in der öffentlichen Stimmung vollzieht, hat ihre schwerste Probe glücklich bestanden; jene Periode sozialpolitischer Reaktion, die als Nachwirkung des Sozialistengesetzes auf die hoffnungsfreudige Zeit des Anfangs der neunziger Jahre folgte und die Umsturzvorlage, das Vereinsgesetz und die Arbeitswilligenvorlage gezeitigt hat, kann nunmehr als glücklich überwunden gelten.

In diesem Sinne, als Abschluß einer unerfreulichen Episode der deutschen Politik, faßt auch ein großer Theil der Presse die Ablehnung der Vorlage auf. Interessant und erfreulich ist es, wie leicht sich die „Kreuzzeitung" mit dem Scheitern des Gesetzes abfindet; sie empfiehlt jetzt an seiner Stelle, als einen anderen Weg zum sozialen Frieden — die Verallgemeinerung jener Lohnvereinbarungen, wie sie sich im Buchdruckergewerbe die Organisationen der Unternehmer und Arbeiter in der Tarifgemeinschaft geschaffen haben. Man wird danach hoffen dürfen, daß die „Kreuzzeitung" auch der Erweiterung des Koalitionsrechtes und der gesetzlichen Anerkennung der Berufsvereine zustimmt, da starke Arbeiterorganisationen die unumgänglich nothwendigen Vorbedingungen für derartige Institutionen sind.

Wie sehr dem Reichstag neben der Zurückweisung ungerechtfertigter Repressivmaßregeln auch die positive Fortführung der Sozialreform angelegen ist, hat er gleich in seiner ersten Sitzung am 14. November bewiesen; bei den Verhandlungen über zwei Petitionen um Erlaß eines Reichswohnungsgesetzes stimmte er mit großer Mehrheit einer Resolution des Abgeordneten Schrader zu, die den Reichskanzler auffordert, eine Kommission einzusetzen, die unter der Theilnahme von Reichstagsmitgliedern eine Untersuchung der bestehenden Wohnungsverhältnisse vornehmen und Vorschläge zur Beseitigung der ermittelten Mängel machen soll.

Wir wünschen dringend, daß diese Resolution nicht einfach in den Papierkorb des Bundesraths wandert. Die Wohnungsfrage ist ein umfassendes und sehr schwieriges Problem, dessen Lösung, soweit sie auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung überhaupt möglich ist, von der gemeinsamen Wirksamkeit des Reichs, der Einzelstaaten und der städtischen Kommunen abhängt; die Wohnungsfrage berührt die verschiedensten Gebiete, für deren gesetzliche Regelung theils das Reich (Sanitätspolizei, Miethrecht, Hypothekenbanken 2c.), theils die Einzelstaaten (Bau- und Straßenpolizei, Steuerverfassung) kompetent sind, während die Mitwirkung der Gemeinden, denen überdies gegenwärtig die ortsstatutarische Regelung zahlreicher Einzelfragen zusteht, selbstverständlich ebenfalls nicht zu umgehen ist. Jedenfalls ist auch für die gesetzgeberische Thätigkeit des Reichs in der Wohnungsfrage ein weites Feld vorhanden; es ist deßhalb durchaus zu begrüßen, daß der Reichstag einen hoffentlich wirksamen Anstoß zur legislatorischen Behandlung der Frage gegeben und sich nicht einfach auf den ablehnenden Standpunkt gestellt hat, die Wohnungsfrage gehe das Reich nichts an, sie sei lediglich Sache der Einzelstaaten.*)

---

*) Hier sei auch erwähnt, daß sich im vorigen Jahre in Frankfurt a. M. ein Verein „Reichswohnungsgesetz" unter dem Vorsitz des Dr. von Mangoldt gebildet hat, der eine rührige propagandistische Thätigkeit für eine energische und umfassende Wohnungsreform entfaltet.

Höchst erfreulich ist es auch, daß die Reichstagskommission bei der Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung zu verschiedenen Verbesserungen der ursprünglichen Vorlage gekommen ist, von denen die einstimmig angenommene gesetzliche Einführung des Neunuhrladenschlusses die wichtigste ist, die hoffentlich auch vom Plenum acceptirt werden wird; wir sind der Ansicht, daß man auch vor der sofortigen Einführung des Achtuhrschlusses nicht hätte zurückzuschrecken brauchen, da die Unsitte übertrieben langer Ladenzeit in keiner Weise konservirt werden sollte. Der Widerstand der Regierung in dieser Frage ist schwer verständlich; ihr Vorschlag, der nur auf Einführung einer mindestens zehnstündigen Ruhezeit ohne obligatorischen Ladenschluß ging, mußte von vornherein als nicht hinreichend bezeichnet werden, zumal es sich bei den Angestellten im Handelsgewerbe großentheils um Mädchen in jugendlichem Alter handelt. In Berlin z. B. würde sich die zehnstündige Ruhezeit schon wegen der großen Entfernungen zwischen Wohnung und Geschäft in zahlreichen Fällen auf 8 Stunden und weniger reduziren; rechnet man dann noch die Zeit für das Abendbrot, Frühstück, Aus- und Ankleiden ab, so bleiben 6 bis 7 Stunden effektiver Ruhezeit übrig, die nicht einmal zur Befriedigung des physischen Schlafbedürfnisses genügen.

Aber auch für die Regelung der großstädtischen Wohnungsfrage ist der Kampf gegen den durch keinerlei vernünftige Gründe erheischten späten Ladenschluß eine dringende Nothwendigkeit. Wie will man zu der sanitär und wirthschaftlich gebotenen weiträumigen Bebauung der Städte, zur Förderung des Wohnens in den Vororten kommen, wenn man nicht energisch gegen die Ausdehnung der Ladenzeit vorgeht? In der Londoner City schließen fast alle Geschäfte zwischen 6 und 7 Uhr, in Berlin zwischen 8 und 11 Uhr, theilweise auch noch später. In Berlin erleben wir jetzt das sonderbare Schauspiel, daß ein Theil der Fabriken in die Vororte verlegt wird, während die Arbeiter meist in der Stadt wohnen bleiben müssen, da ihre in Berliner Ladengeschäften thätigen Töchter jetzt viel zu spät nach Hause kommen, als daß sie nach dem Vorort übersiedeln könnten. — Was im Arbeiter-Versicherungswesen geglückt ist, ein vollständiges, lückenlos in einander greifendes System zu schaffen, muß auch auf dem Boden des Arbeiterschutzes versucht werden; alle die einzelnen Maßregeln in der Industrie, im Handel, im Handwerk, im Wohnungswesen etc., müssen zu einem einheitlichen Ganzen ausgebaut werden.

Noch wichtiger sind die auf Errichtung von Arbeitskammern, auf eine gemeinsame Organisation von Arbeitern und Unternehmern in der Großindustrie und auf Schaffung eines Reichsarbeitsamtes abzielenden Bestrebungen, die ja auch nicht mehr leere Utopien sind, die sich vielmehr bereits zu Anträgen des Zentrums, der Nationalliberalen und der Linksliberalen verdichtet haben und in die Wege formeller legislatorischer Behandlung geleitet sind. Kurz, wohin wir auch blicken, auf allen Gebieten

der Sozialpolitik sehen wir im Reichstag, der jetzt im Gegensatz zur Bismarckschen Zeit in allen wichtigen sozialpolitischen Fragen die Führung hat, ernstes Wollen und eifriges Streben; und es wird nur von den verbündeten Regierungen abhängen, wie schnell und in welcher Form die Wünsche des Reichstags sich in Gesetze verwandeln.

* * *

Wir haben im vorigen Heft der „Preußischen Jahrbücher“ im Anschluß an den hannoverschen Parteitag den vollständigen Wandel der theoretischen Grundanschauungen der Sozialdemokratie näher beleuchtet. Die Erörterung der muthmaßlichen praktischen Konsequenzen dieses Umschwungs wurde dabei aus äußeren Gründen vertagt; sie soll heute nachgeholt werden, da uns die vorstehenden Betrachtungen über die sozialpolitischen Wandlungen im Bürgertum sowie das Auftauchen neuer Flottenpläne von selbst wieder auf das Thema hinleiten, das sicherlich eins der wichtigsten Probleme unserer inneren Politik darstellt.

Der Umschwung der sozialdemokratischen Anschauungen kann nicht allein aus der fortschreitenden nationalökonomischen Erkenntniß, auch nicht allein aus dem Anschluß anderer nichtproletarischer Schichten an die Partei erklärt werden; von weit größerer Bedeutung dürfte der Umstand gewesen sein, daß die wachsende Gewerkschaftsbewegung und die staatlichen Zwangsorganisationen (Krankenkassen, Gewerbegerichte 2c.) allmählich einen ganz neuen Typus des sozialdemokratischen Arbeiters geschaffen haben, der durch die praktische Verwaltungsthätigkeit auf positive Ziele hingeleitet und den phantastisch-revolutionären Träumen entfremdet worden ist. Dadurch ist erst der revolutionäre Boden gelockert und zur Aufnahme der Bernsteinschen Ideen fähig geworden. Da nun die Gewerkschaftsbewegung (und neben ihr das Genossenschaftswesen) unzweifelhaft immer weiter fortschreiten wird, da wir außerdem keinen Schritt auf dem Wege der Sozialreform vorwärts thun können, ohne gleichzeitig die Arbeiter zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten stärker heranzuziehen, so können wir mit Sicherheit auf ein beständiges Wachsen der realpolitischen Einsicht, auf eine immer schnellere Ueberwindung des revolutionären Utopismus rechnen. Der Entwickelungsprozeß, in dem sich die Sozialdemokratie befindet, vollzieht sich mit innerer Nothwendigkeit, wenn er auch durch ungeschickte Maßregeln der Regierung gehemmt, durch geschickte beschleunigt werden kann.

Was bedeutet nun diese Entwickelung für die Sozialdemokratie als politische Partei? Das ist die Hauptfrage, die sich natürlich nur hypothetisch beantworten läßt, bei der wir uns darauf beschränken müssen, die einzelnen Entwickelungsmöglichkeiten kurz zu skizziren.

Zunächst ändert sich allmählich, wie ohne Weiteres klar ist, die Stellung der Sozialdemokratie zu den übrigen Parteien; sie haben schon jetzt aufgehört, für sie „eine einzige reaktionäre Masse“ zu sein, ebenso wie in den „bürgerlichen“ Parteien die Scheu vor einem zeitweiligen Zusammengehen

mit der Sozialdemokratie mehr und mehr zurücktritt. Die Grenzmauer, die sie von den anderen Parteien trennt, erniedrigt sich nach und nach. Das ist für die Sozialdemokratie Anfangs ein Vorteil, da ihr so leichter Angehörige anderer Parteien zuströmen und sie eine Reihe von Wahlerfolgen erlangen kann. Ein bleibender Gewinn wird für sie aber kaum daraus entspringen, da mit der Abschwächung der Parteigegensätze an Stelle der großen prinzipiellen Differenzen die konkreten Spezialfragen für die jeweilige Haltung des Wählers entscheidend werden. Das empfinden auch die radikalen Elemente, namentlich der alte Liebknecht, durchaus richtig; daher ihre heftige, aber gänzlich aussichtslose Opposition gegen die „Verwässerung" der Partei, die an Masse gewinne, aber an innerer Festigkeit verliere.

Die Stärke der Sozialdemokratie beruhte früher darauf, daß sie lediglich oder ganz überwiegend Industriearbeiter umfaßte und von einer einheitlichen revolutionären Idee getragen wurde, die sie mit einer ungeheuren Begeisterung und Siegeszuversicht erfüllte. Die heutige Sozialdemokratie vereinigt neben den Industriearbeitern große Schichten der übrigen städtischen Bevölkerung, Theile des norddeutschen Landproletariats, süddeutsche Kleinbauern, neuerdings sogar ostpreußische Rittergutsbesitzer und schwäbische Pastoren, kurz die heterogensten Elemente. Je mehr nun die Idee der revolutionären sozialistischen Umgestaltung der ganzen Gesellschaft verblaßt, um so mehr wird der politische Radikalismus zum alleinigen Kitt der ganzen Partei.

Damit wird die Sozialdemokratie auch in ihrer inneren Struktur den übrigen Parteien immer ähnlicher, die ja auch die verschiedensten sozialen Klassen in sich vereinigen und durch das Band gemeinsamer politischer Ideen zusammenzuhalten suchen. Mit wie geringem Erfolge, ist bekannt; gelingt es doch selbst dem Zentrum, das noch über den starken konfessionellen Reifen verfügt, nicht immer, die divergirenden wirthschaftlichen Interessen in sich auszugleichen; sind doch alle übrigen Parteien in zahlreichen Fragen gespalten und unter der Einwirkung der verschiedenen wirthschaftlichen und sozialen Strömungen eigentlich in beständiger Umbildung begriffen. Auch der Sozialdemokratie wird es nicht gelingen, heterogene wirthschaftliche Interessen dauernd unter einer politischen Fahne zu vereinigen.

Die Sozialdemokratie hat in den letzten Jahren in immer stärkeren Maße bei ihrer Agitation — neben der Abwehr von Ausnahmemaßregeln gegen die Arbeiter — die rein politischen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt, den Kampf gegen den „Militarismus und Marinismus, die Welt- macht- und Kolonialpolitik" sowie gegen alle neuen Steuern. Kommen die verbündeten Regierungen — wie wir hoffen — endlich einmal von den aussichtslosen Plänen bloßer Repressivmaßregeln zurück, die die divergirenden Elemente der Sozialdemokratie immer wieder fest zusammenschließen, so kann es nur

eine Frage relativ kurzer Zeit sein, daß die rücksichtslose Propaganda des politischen Radikalismus, die mehr und mehr das Lebenselement der heutigen Sozialdemokratie wird, mit den wirthschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse in Konflikt geräth.

Schon jetzt zieht sich durch die Sozialdemokratie der Gegensatz der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung, der immer schärfer hervortreten muß, je mehr sich die gewerkschaftliche Bewegung von der geistigen Unterordnung unter die politische emanzipirt, je mehr sie sich auf ihre eigenen Füße stellt und ihre Eigenart frei entfaltet. Die reine Gewerkschaftsbewegung sucht stets alle Gewerbsgenossen ohne Rücksicht auf die Parteistellung zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen. Für sie stehen positive gesetzliche Maßregeln im Vordergrund, gleichviel von wem sie durchgeführt werden; sie strebt deshalb danach, sich mit allen Parteien gut zu stellen, von denen sie eine Förderung erwarten kann. Finden die beruflichen Interessen der Arbeiter bei den übrigen Parteien eine energische Vertretung, so kann das nicht ohne Rückwirkung auf ihre Stellung zur Sozialdemokratie sein. Daher denn auch das instinktive Mißtrauen, mit der die politischen Führer von jeher die Gewerkschaftsbewegung betrachtet haben. Daher denn auch jedenfalls der soeben veröffentlichte sozialdemokratische Antrag, der auf der einen Seite nicht nur allen industriellen Arbeitern, sondern auch den Landarbeitern, Dienstboten, Seeleuten, Beamten (!) 2c. ein schrankenloses Streik- und Koalitionsrecht verleihen, auf der andern Seite aber Unternehmer, die sich zur Aussperrung ihrer Arbeiter vereinigen, mit Gefängniß bestrafen will; ein Antrag, der an Stelle eines Ausnahmegesetzes gegen Arbeiter ein Ausnahmegesetz gegen Unternehmer setzt, dem man sofort ansieht, daß keinen Augenblick ernsthaft auf seine Annahme gerechnet wird, der nur dazu dienen soll, alle anderen Parteien durch die Extravaganz seiner Forderungen zu übertrumpfen, um ihre Ablehnung agitatorisch ausnutzen zu können. Eine radikale Partei kommt ja überhaupt sehr leicht dazu, ihre Forderungen zum Zweck der Agitation gegen andere Parteien so extrem wie nur irgend denkbar und ohne jede Rücksicht auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu formuliren; und dies Bestreben tritt naturgemäß um so stärker hervor, je freundlicher sich die gegnerischen Parteien zu gewissen Forderungen stellen.

Der politische Radikalismus, namentlich der Kampf gegen den „Militarismus“, war für den Arbeiter etwas absolut Selbstverständliches, solange ihn die revolutionären Ideen vollständig beherrschten, solange er im stehenden Heer das stärkste Bollwerk erblickte, das den Klassenstaat vor dem revolutionären Umsturz schützte. Je mehr der Revolutionarismus verblaßt, um so mehr verliert die prinzipielle Ablehnung des Militarismus ihre Basis, um so mehr treten die ruhigen militärisch-technischen Erwägungen über die beste Form der Landesvertheidigung in den Vordergrund, aus denen heraus denn auch Schippel auf dem hannoverschen

Parteitag zur Bekämpfung des Milizsystems gekommen ist. Und es ist ungemein charakteristisch, daß es gerade Schippel ist, der die Fahne des Aufruhrs gegen diese Lieblingsidee des demokratischen Radikalismus zuerst erhoben hat; denn Schippel ist derjenige, der in seiner ganzen politischen Thätigkeit stets mit besonderem Nachdruck den Standpunkt des Industriearbeiters betont und stets die „kleinbürgerlich-demokratische“ Richtung, den leeren politischen Radikalismus, aufs Schärfste bekämpft hat.

Andererseits wird aber die Ablehnung aller militärischen Forderungen für die Sozialdemokratie als agitatorisch-politische Partei immer wichtiger, je mehr das freisinnige und demokratische Bürgerthum in seinen klügeren Elementen von seiner schroff negirenden Haltung in militärischen Fragen zurückkommt. Da ein Theil des Kleinbürgerthums diesen Umschwung nicht mitmachen will, geht er zur Sozialdemokratie über, deren eigentliches Ziel immer mehr die Bildung einer großen demokratischen Partei wird; die allmähliche Zerreibung der freisinnigen und der süddeutschen Volkspartei ist die Folge dieser Entwicklung.

Wir sehen also, die theoretische Abkehr vom revolutionären Sozialismus bedeutet in der praktischen Politik die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen den beiden Grundprinzipien der Partei, zwischen dem Arbeiterinteresse und dem politischen Radikalismus.

Der Gegensatz der beiden Prinzipien ist vorläufig noch latent, da der politische Radikalismus die Anschauungen der überwiegenden Mehrheit der Partei noch absolut bestimmt. Er wird sich aber beständig und vermuthlich ziemlich schnell vertiefen, sobald die Regierung endgültig von ihrer bisherigen Politik abkommt, sobald die übrigen Parteien sich die Vertretung der beruflichen Interessen der Arbeiter, die Fortführung der Sozialreform, eifrig angelegen sein lassen.

Von großem Einfluß auf die fernere Entwicklung der Sozialdemokratie wird jedoch außerdem die Gestaltung unserer Handels- und Kolonialpolitik sein, von der ja überhaupt Deutschlands Zukunft abhängt, deren glücklicher Fortgang eine nothwendige Voraussetzung für die Hebung der breiten Massen des Volkes ist.

Es ist in den „Preußischen Jahrbüchern“ schon öfter betont worden*), daß die moderne Entwicklung auf die Bildung großer geschlossener Wirthschaftsgebiete hindränge; Rußland mit seinen asiatischen Besitzungen, die Vereinigten Staaten mit ihren neuen Kolonien, England mit seinem kolonialen Weltreich, Frankreich mit seinem stattlichen überseeischen Besitze: alle suchen sich mehr und mehr innerlich zu konsolidiren und sich nach außen abzusperren. Will Deutschland nicht völlig ins Hintertreffen gerathen und zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken, so muß es ebenfalls seine wirthschaftliche Basis durch Erwerbung von Kolonien erweitern, die den Ueber-

*) Vgl. besonders „Deutschland und der Weltmarkt (Bd. 91 S. 240.)

schuß seiner Bevölkerung aufnehmen, die ihm die nöthigen Nahrungsmittel und Rohstoffe liefern können und ein sicheres Absatzgebiet für seine Industrieprodukte darstellen. Die Schaffung des „größeren Deutschland" ist die Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts und eine eben solche Nothwendigkeit für unser wirthschaftliches Gedeihen, wie es die Herstellung des einigen Deutschland im neunzehnten Jahrhundert war; die Rolle, die in der Vergangenheit damals das preußische Heer spielte, fällt in der Zukunft der deutschen Flotte zu.

Die Nothwendigkeit kolonialen Besitzes für ein großes industrielles Land geben auch die einsichtigeren Sozialisten zu. Bernstein betont, daß kolonialer Besitz sich als Faktor der „Steigerung des Reichthums der Nationen bewährt habe"; und er fährt fort: „An dieser Steigerung hatten aber auch die Arbeiter von dem Augenblick an ein Interesse, wo Koalitionsrecht, wirksame Schutzgesetze und politisches Wahlrecht sie in den Stand setzten, sich steigenden Antheil an derselben zu sichern."

Die sozialdemokratische Partei aber bekämpft grundsätzlich und mit aller Schärfe unsere Kolonialpolitik und jede Vergrößerung unserer Kriegsflotte, überwiegend aus politischem Radikalismus, zum Theil jedoch auch noch aus der im vorigen Heft beleuchteten phantastischen Idee heraus, daß der Export durch die Untergrabung des inneren Marktes geschaffen sei und daß es nur der sozialistischen Regeneration der Gesellschaft bedürfe, um alle Schwierigkeiten der modernen wirthschaftlichen Entwicklung zu beseitgen.

Ihr Widerstand gegen die Vergrößerung der Flotte muß die Partei zunächst in scharfen Gegensatz gegen die im Schiffbau und seinen ausgedehnten Hilfsgewerben, (namentlich in der Metallindustrie) beschäftigten Arbeiter bringen; schon bei der letzten Wahl hat die Sozialdrmokratie Kiel und Stettin verloren und nirgends geringere Fortschritte als im rheinisch-westfälischen Montanrevier gemacht. Viel wichtiger aber ist, daß die Industriearbeiter überhaupt nicht dauernd darüber im Unklaren bleiben können, welche furchtbaren Gefahren für das ganze deutsche Wirthschaftsleben, namentlich aber für die Industrie, eine Niederlage zur See und eine Blockade in sich birgt, welche absolute wirthschaftliche Nothwendigkeit die Vertheidigung unserer überseeischen Interessen und die Schaffung eines ausgedehnten Kolonialbesitzes ist.

Welche Gefahr der sozialdemokratischen Partei von dieser Seite droht, fühlt sie auch selbst ganz deutlich; ein Blick auf England, wo die Idee des **Imperialismus** in der Arbeiterschaft immer siegreicher vordringt, zeigt es ihr ja zur Genüge. Im letzten Heft Nr. 7 der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" räumt auch Kautsky*) die Erfolge der imperialistischen Idee offen ein; seine Ausführungen sind interessant genug, um sie in ihren wichtigsten Stellen wiederzugeben:

*) In einem Artikel „der Krieg in Südafrika."

„Aber neben dem Sozialismus ist aus dem Niedergang des Manchesterthums noch eine andere Macht erstanden, der **Imperialismus**, der, getragen von den Bedürfnissen der herrschenden Klassen, im englischen Volke noch raschere Fortschritte gemacht hat als der Sozialismus, und der heute das vornehmste Mittel ist, des letzteren Fortschritte zu hemmen.

„Zu unserer schmerzlichen Ueberraschung zeigt uns die jetzige Stimmung in England, wie sehr der Imperialismus sich auch der Arbeiter bemächtigt hat.

„Nirgends ist das Proletariat stärker, nirgends eher im Stande, eine selbständige Politik zu verfolgen und nirgends zeigt es sich abhängiger von der bürgerlichen Politik als in England!

Das hat wohl seinen Grund nicht bloß in den Gewohnheiten, die es noch aus der goldenen Zeit des manchesterlichen Aufschwungs bewahrt hat, sondern auch in materiellen Verhältnissen der neuesten Zeit. *Mit den Kapitalisten vereinigt fühlen sich auch die Arbeiter Englands als eine bevorrechtete Klasse gegenüber der Bevölkerung der eroberten Gebiete. Diese Gebiete scheinen ihnen erschlossen nicht bloß für den Unternehmungsgeist der Kapitalisten, sondern auch für den der überschüssigen Proletarier, deren Abzug den heimischen Arbeitsmarkt entlastet. sie scheinen ihnen geschaffen nicht bloß um die Reichen noch reicher zu machen, sondern auch um den Armen eine Aussicht zu eröffnen* — freilich keine bessere, als ein Lotterieloos — *reich zu werden;* endlich erscheint ihnen die *Expansionspolitik als ein Mittel, die Industrie zu beleben, durch Erweiterung nicht bloß des äußeren Marktes, sondern auch des inneren, dank den Kriegsrüstungen und dank der Menge derer, die mit dem Raube, den sie in den überseeischen* Besitzungen zusammengerafft, heimkehren, die *Schaaren der Besitzenden und deren Nachfrage* nach Waaren und Diensten *zu vermehren.*"

So klar Kautsky die wirthschaftlichen Vortheile der englischen Kolonialpolitik auseinandersetzt, so wenig begreift er ihre absolute Nothwendigkeit; er erklärt, sie sei nur für die herrschenden Klassen, nicht aber für das Proletariat eine Lebensfrage. „Ihm stehen im Hinarbeiten auf den Sozialismus mildere, menschlichere und vollkommnere Mittel zu Gebote, seine Interessen zu wahren und die Gesellschaft weiter zu entwickeln, als die kolonialen Raubzüge." Wie der Sozialismus den englischen Reichsthum aufrecht erhalten und fortentwickeln will, wenn er seine Basis, die politische und kommerzielle Weltherrschaft, aufgiebt, erfahren wir leider nicht. Dafür heißt es weiter:

„Je mehr der Imperialismus das Manchesterthum zurückdrängt und je mehr er zur Grundlage des politischen und sozialen Systems wird, desto mehr hängt die Entwicklung der Gesellschaft vom Erfolg der Waffen

ab, desto kraftvoller muß der Militarismus in die Höhe schießen, dieser geschworene Feind der Demokratie, desto eher droht aber auch eine Niederlage im Kriege zu einer ökonomischen Katastrophe zu führen. Man denke an die Folgen eines Weltkrieges, der für England mit dem Verlust seines Kolonialreiches, namentlich Indiens, endete.

„Die britische Demokratie zeigt uns heute ein Bild, das in vielen Punkten vergleichbar ist dem der athenischen Demokratie vor dem peloponnesischen Kriege. Hier wie dort eine große Macht der unteren Klassen im Staate, aber hier wie dort trotzdem eine Aristokratie an der Staatsleitung, die durch ihre äußere Politik das Volk befriedigt. Dank seiner Seemacht gelang es Athen, fast alle Inseln und Küsten des ägäischen Meeres sich unterthan zu machen, und deren Tribute, sowie der dank seiner Uebermacht mächtig aufblühende Handel lieferten die Mittel, die Aristokratie reich zu machen und doch gleichzeitig eine der damaligen Zeit entsprechende demokratische Sozialpolitik zu treiben, der Masse des Volkes zahlreiche kleine Vortheile zu gewähren. Kaum ein anderes Zeitalter gewährt einen so glänzenden Anblick, wie das Perikleische. Aber der Grimm des Unterworfenen und Ausgebeuteten auf der einen Seite, die Eifersucht der von der reichen Beute Ausgeschlossenen auf der anderen wuchs schließlich so stark, daß er die Gegner Athens unter der Führung Spartas zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die mächtige Seestadt führte, die im peloponnesischen Kriege ihre sämmtlichen überseeischen Besitzungen verlor und zu völliger Nichtigkeit herabsank.

„Ein jeder historische Vergleich hinkt, so auch dieser. Die Geschichte wiederholt sich nicht. Vor Allem unterscheidet sich das Großbritannien von heute dadurch von dem Athen des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, daß es eine mächtige Großindustrie und ein mächtiges industrielles Proletariat besitzt, das dem Zusammenbruch des staatlichen und gesellschaftlichen Systems nicht ruhig zusehen würde und das die Kraft besitzt, die Nation zu regeneriren und auf eine neue gesellschaftliche Basis zu stellen." (!)

Wir vermuthen, daß das englische Proletariat dauernd der Ueberzeugung sein wird, daß es vor Allem darauf ankommt, durch Entfaltung der nöthigen militärischen Macht und durch Ausdehnung und innere Konsolidirung des Greater Britain den Zusammenbruch zu verhindern, daß es dagegen zur „sozialistischen Regenerirung der Gesellschaft" nach dem großen Bankerott nur geringes Vertrauen haben wird. Und wir geben uns der festen Hoffnung hin, daß auch die deutsche Arbeiterschaft über kurz oder lang die wirthschaftliche Nothwendigkeit des größeren Deutschland einsehen wird. Wenn das geschieht, wenn das Arbeiterinteresse mit dem politischen Radikalismus in dieser fundamentalen Frage in offenen Konflikt geräth, muß sich die Sozialdemokratie entweder vollständig innerlich umgestalten oder sich auflösen — wie es der bürgerlichen Demokratie bei

der Gründung des einigen Deutschland ergangen ist. Denn das Eine lehrt uns jedes Blatt der Geschichte, daß nur die Regierung und die Partei sich dauernd behauptet, die es versteht, das Gesammtinteresse des Gemeinwesens nach außen zu wahren und zu fördern. V.

---

### Deutschland, Transvaal und der Besuch des Kaisers in England. Die neue Flotten-Forderung.

Mit einer in der deutschen Geschichte unerhörten Einmüthigkeit der Gesinnung nimmt unser Volk in dem afrikanischen Kriege Partei für die Buren und gegen die Engländer. Es ist nicht nöthig zu beschreiben, wie man die Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartet, als ob es sich um unser eigenes Heer handelte und jeden Erfolg der Buren bejubelt, jede Siegesnachricht der Engländer mißtrauisch und spöttisch verwirft. Wir sind durchdrungen davon, daß es auch unsere Sache ist, um die heute jenseits des Aequators gefochten wird. Wenn die Engländer erst die Buren verschlungen haben, sind unsere eigenen Kolonien nur noch Enklaven im englischen Machtgebiet und der Traum, daß das deutsche Volk theilhaben werde an der Weltherrschaft, ist zu Ende — nicht bloß für Afrika; allenthalben hin wird das englische Selbstbewußtsein, der geschwellte Uebermuth des Siegers sich geltend machen und die Rivalen unterdrücken.

Eben indem das deutsche Volk sich mit wachsender Leidenschaft in solche Empfindungen versenkt, ist der deutsche Kaiser nach England gereist und giebt den Engländern einen eindrucksvollen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung. Unsere offiziösen Blätter sagen, es handle sich um einen bloßen Familienbesuch des Enkels bei seiner Großmutter, der längst versprochen, nicht ohne Unhöflichkeit hätte wieder abgesagt werden können. Die englischen Zeitungen und die öffentliche Meinung in England wissen es besser. Mit lautester und wirklich ganz ungeheuchelter Freude und Begeisterung ist der Kaiser von ihnen aufgenommen worden. In den überschwenglichsten Worten wird er gefeiert und umschmeichelt. Man weiß zu schätzen, was dieser Besuch werth ist. Er giebt England die Gewähr, daß es in seinem Kampf gegen die Buren — falls dieser sich nicht gar zu lange hinziehn sollte — nicht gestört werden wird. Rußland oder Frankreich mögen an irgend einer Stelle eine Bewegung machen, der England nicht gleich widersprechen kann. Das ist nicht das Entscheidende; das mag es hinnehmen und später reguliren. Das einzige Mittel, England in Afrika Halt zu gebieten, so weit es nicht die Buren selbst besorgen, wäre das kontinentale Bündniß zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich. Dies Bündniß ist das Einzige, was die Engländer wirklich zu fürchten haben. Ein bloßes russisch-französisches Bündniß, auch wenn dieses vielleicht die ge-

nügende militärische Macht gegen England besitzt, fürchten sie nicht und brauchen sie nicht zu fürchten. Denn mit einem neutralen Deutschland dazwischen kommt es nicht zu Stande; das würden sich die Franzosen niemals getrauen: sie würden immer fürchten, von uns im Rücken angegriffen zu werden. Darum ist der positive kontinentale Dreibund die einzige Kombination, die England (solange es mit den Vereinigten Staaten einig ist) zu fürchten hat, und das ist der ungeheure Werth dieses Kaiserbesuches, daß er diese Furcht verscheucht. Es ist ausgeschlossen, daß ein solches Bündniß zu Stande kommt, so lange der deutsche Kaiser solche Familienbesuche in England macht. Diese private Handlung ist ein politisches Ereigniß ersten Ranges.

Es ist nicht das erste Mal, daß die kaiserliche Politik sich derart in den schärfsten Gegensatz gegen die Volksstimmung in Deutschland setzt. Mit höchst peinlichen Empfindungen hat man s. Z. die gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen zwischen unserem Kaiser und dem Sultan beobachtet, während dieser kalten Blutes seine christlichen Unterthanen zu Hunderttausenden abschlachten ließ. Mit Gewalt wurden damals die Sympathiekundgebungen für die Armenier in Deutschland unterdrückt. Bei den heutigen Freundschaftsbezeugungen für die Buren wäre das ganz unmöglich; aus naheliegenden Gründen sind sie noch unendlich viel stärker, und außerdem wäre es handgreiflich ein Fehler, grade wie es bei den Armeniern ein Fehler gewesen ist.

Das ist ja grade die Eigenthümlichkeit unserer Staatsverfassung, daß bei uns auch für entgegengesetzte Strömungen Raum ist, und sie können beide im Recht und beide nützlich sein.

Die öffentliche Meinung ist im vollen Recht mit ihrer Sympathie für die Buren und ihrem Argwohn gegen die grenzenlose Herrschsucht Englands. Aber welche positive Politik sollte aus solcher Gesinnung wohl hervorgehen?

Will die öffentliche Meinung, indem sie gegen England donnert, die kontinentale Allianz? Will sie den Krieg? Wenn beides morgen proklamirt würde, ich glaube, sie wäre damit einverstanden. Aber daß ein Staatsmann so leichthin diesen Weg einschlagen könnte oder möchte, ist kaum anzunehmen. Das Bündniß mit Frankreich wäre vielleicht zu Stande zu bringen, aber es zu einer völlig sicheren Grundlage der Politik, sicher auch gegen Rückschläge, zu machen, das wäre doch noch keine ganz leichte Aufgabe. Und welche Rolle würde Deutschland heute in einem großen Seekriege spielen, wo es nach den Listen über elf, in Wirklichkeit aber nur über sechs, sage sechs, völlig brauchbare und leistungsfähige Linienschiffe verfügt? In einem Kriege des Kontinents gegen England würde Deutschland nicht mehr als die Rückendeckung für die Anderen bedeuten: eine Rolle, die uns weder zusagen würde, noch vortheilhaft wäre.

Wenn aber keine kontinentale Allianz gegen England, dann kann es uns

auch keinen Nutzen bringen, damit zu drohen. Die Möglichkeit einer solchen Allianz ist heute vorhanden. Das braucht man nicht zu verhehlen, im Gegentheil, es ist gut, es mit aller Offenheit auszusprechen, aber es wäre verkehrt, damit zu drohen, solange man sie nicht wirklich in das Auge faßt.

Wir wollen eine Weltmacht- und Kolonialpolitik treiben im großen Stil. Das steht fest. Hier giebt es keinen Schritt zurück. Die ganze Zukunft unseres Volkes unter den großen Nationen hängt davon ab. Wir können diese Politik aber machen sowohl mit England als gegen England. Mit England — bedeutet in Frieden; gegen England bedeutet — durch Krieg. Mit England bedeutet, daß England uns freiwillig den genügenden Spielraum neben sich gewährt. Solange es das thut, brauchen wir ihm nicht entgegenzutreten. Der Samoa-Vertrag zeigt, daß England wenigstens in diesem Augenblick die Situation versteht. Der Vertrag ist keineswegs besonders günstig für uns, er ist nicht mehr als recht und billig; auch wir haben durch Abtretungen von Land und Rechten ziemlich bedeutende Konzessionen gemacht. Es ist ein Vertrag zwischen zwei Mächten, die sich einander gleich schätzen. Bisher hat England das kaum gethan und brauchte es auch nicht, denn was sind wir auf dem Meer? Aber eine Großmacht wirkt auch da, wo ihre Kanonen nicht unmittelbar hinreichen. Der Kaiserliche Besuch war den Engländern manches Linienschiff werth. Wahrlich, dieser Samoa-Vertrag war für England kein schlechtes Geschäft.

Sollen wir aber nun die Buren zu Grunde gehen lassen, um abzuwarten, wie die Engländer nachher mit uns umgehen werden? Eine gewichtige Frage. Aber sind wir in der Lage, einen Krieg zu führen, um die Buren zu retten? Wenn wir die Engländer bloß bedrohten, und nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern auch die Diplomatie sich unfreundlich zu ihnen stellte, so würde das den Buren wenig helfen, die politische Stellung Deutschlands aber in der Weltpolitik wesentlich verschlechtern. Es bleibt uns nichts übrig, als unter Wahrung der strikten Neutralität die Buren sich selbst und ihrer Tapferkeit zu überlassen, und wenn wir für uns selber sogar aus der bescheidenen Stimmung, in der sich zur Zeit die britischen Staatsmänner befinden, gewisse Vortheile ziehen, die zur Befestigung unserer kolonialen Weltstellung dienen, so ist das kein Unrecht gegen die Buren, sondern wird in Zukunft einmal ihnen selber zu Gute kommen. Denn selbst wenn sie jetzt unterliegen sollten, so sind sie damit noch keineswegs todt und abgethan. Das holländische Element in Südafrika wird noch lange seine Lebenskraft bewahren und auch in zukünftigen Welt-Konflikten noch einmal eine Rolle spielen, die es wieder nach oben führen mag. Ist es heute Deutschland, das aus dem Kriegsmuth der Buren Gewinn zieht, so wird einst der Tag kommen, wo das starke, seemächtige Deutschland den Afrikandern hilft.

* * *

In dem Vorstehenden ist eigentlich bereits Alles enthalten, was über und für die neue Flottenvorlage, um die sich in diesem Augenblick die innere Politik Deutschlands dreht, gesagt werden kann. Es ist erklärt, weshalb die neue Forderung mit solcher Plötzlichkeit aufgetreten ist, nachdem erst vor zwei Jahren ein Flotten-Septennat geschaffen worden, das alle Theile befriedigte. Es ist auch erklärt, weshalb plötzlich in allen Theilen des Volks das Verständniß für dieses nationale Bedürfniß so klar und kräftig geworden ist. Schon heute unterliegt es gar keinem Zweifel mehr, daß die Forderung in irgend einer annehmbaren Form vom Reichstag gut geheißen werden wird. In der Wählerschaft der opponirenden Parteien, im Zentrum, im Freisinn, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein ist eine so starke Stimmung dafür, daß die Abgeordneten garnicht im Stande sein werden, mit irgend welchen taktischen Finessen lange daran herumzuhantiren, und umgekehrt bei den Konservativen, wo die agrarische Wählerschaft in ihrer Mißstimmung vielleicht Schwierigkeiten machen könnte, da sind die Führer, die Abgeordneten klug genug, um zu wissen, daß sie in einer solchen Frage keine Opposition treiben dürfen. Man mag ja der Regierung vorwerfen, daß sie sich mit feierlichen Worten auf sechs Jahre gebunden habe und nun ihr Versprechen nicht halte. Aber dieser Vorwurf ist doch bloß ein formaler. Gewiß zeigt sich eine kluge Politik darin, daß sie die kommenden Dinge voraussieht. Aber auch bei dem scharfsichtigsten Staatsmanne ist diese Voraussicht immer nur eine relative und beschränkte. Zuweilen ist die Schnelligkeit einer historischen Entwickelung so rapide, daß sie jede Voraussicht überholt, und das ist hier der Fall. Niemand kann wissen, wohin schon binnen einem Jahr dieser Burenkrieg die Weltgeschichte geführt haben wird. Sei es nun, daß England siege oder daß es unterliege, in beiden Fällen müssen die Wirkungen unermeßlich sein. Nur wenn es noch zu einem Kompromiß, ungefähr auf dem status quo ante kommt, wird die Weltpolitik auf leidlich ebener Bahn, ohne unmittelbare große Erschütterungen weiter rollen können. Das versteht heute Jedermann und wirkt auf unsere ganze Politik zurück. Die herzerquickende Entschlossenheit, mit der der Reichstag dem Grafen Posadowsky die Zuchthaus-Vorlage vor die Füße geworfen hat, hat sicherlich eine Quelle ihrer Kraft gerade in der Flotten-Bewegung: das Zentrum ist bereits innerlich entschlossen, die Vorlage zu bewilligen und das gute Gewissen, hier der patriotischen Pflicht voll zu genügen, beflügelte seinen Entschluß, in der Zuchthaus-Vorlage der Regierung nicht nur zu widersprechen, sondern sie durch die Art der Ablehnung geradezu zu mißhandeln. So bedauerlich der Vorgang vom Standpunkt des Autoritäts-Prinzips ist, so muß die Freude doch überwiegen, indem sich die Hoffnung daran knüpft, daß die Regierung ihn sich zur Lehre dienen lassen und sich endlich von der unseligen Scharfmacher-Politik, die nun schon seit fünf Jahren Deutschland in Verwirrung setzt, loslösen werde.

Eine besondere Lust und Freude ist es heute nicht, in Preußen zu leben. Maßregelungen, Absetzungen und Strafverfolgungen, wo man hinhört. Majestätsbeleidigungs-Prozesse, grober Unfug, Disziplinar-Untersuchungen, die früher für unmöglich gegolten hätten. Bei solchem Regiment im Innern ist es nicht leicht, die Menge zu der freudigen, opferwilligen Stimmung hinzureißen, derer man für große nationale Unternehmungen bedarf. Aber wer sich frei machen will von den unangenehmen Eindrücken der Gegenwart, der werfe einen Blick in die Vergangenheit und er wird Trost finden. Siebzig Jahre ist es her, da die hanseatischen Kauffahrer vergeblich bei England, Holland, Dänemark, Schweden bettelten, ihnen Schutz zu gewähren gegen die maurischen Seeräuber, die vom Mittelmeer bis in die Nordsee streiften. Der deutsche Bund, Preußen und Oesterreich waren nicht in der Lage, den deutschen Kaufmann zu schützen, auch wenn sie gewollt hätten. Selbst über Tribut-Zahlungen an die Barbaresken-Deys verhandelten die Hamburger, um frei über das Meer fahren zu dürfen. Fünfzig Jahre ist es her, daß darauf die ersten deutschen Kriegsschiffe auf dem Meere erschienen und Lord Palmerston erklärte, er werde sie als Seeräuber behandeln, denn sie gehörten keiner anerkannten Macht — mit Recht: denn wer war die „Deutsche Zentralgewalt" in Frankfurt, die diese Schiffe aussandte? Die Deutschen hatten eine Flotte, aber keinen Herrn dazu. So kam sie unter den Hammer. Fünfunddreißig Jahre ist es her, seit das kleine Dänemark den beiden verbündeten deutschen Großmächten ein volles halbes Jahr Widerstand leisten konnte, weil es ein Panzerschiff besaß.

Es ist doch anders geworden in Deutschland. Es fehlt noch viel, daß wir nach außen und innen einen deutschen Staat haben, wie wir ihn wünschen müssen, aber wenn es Kaiser Wilhelm II. gelingt, eine vollwerthige deutsche Kriegsflotte zu schaffen, so werden zukünftige Generationen rückblickend über alle die kleinen Aergerlichkeiten, die uns heute kränken und drücken, sehr leicht hinweggehen. Das darf man in den Kämpfen des Tages keinen Augenblick vergessen. Die Scharfmacherei auf der einen, die Verhetzung der Massen auf der anderen Seite mag uns heute verstimmen. Der idealistische Grundzug des deutschen Wesens, der der freien geistigen Bewegung bedarf, ist zweifellos in Gefahr. Von oben wird ein steigender Druck geübt, von unten ist man an der Arbeit, den Idealismus in Fanatismus oder Begehrlichkeit umzusetzen. Da heißt es, tapfer bleiben in der Opposition nach allen Seiten, damit das alte hehre Ziel eines zugleich mächtigen und freien Deutschland, von dem uns Verblendung und Leidenschaft immer wieder abtreiben, doch keinen Augenblick uns den Augen verloren werde.

26. 11. 99. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

*Liebe, Georg.* — Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Leipzig, Eugen Diederichs.

*Lutz, Robert.* — Kuhnle-Dreyfus. 31 S. Stuttgart, R. Lutz.

*Mancke, Dr. W.* — Der Verein Berliner Getreide- u. Produkten-Händler und seine Glaubwürdigkeit. Oktav. 15 S. Berlin, Selbstverlag, W. Wilhelmstr. 43a.

*Matthaei, Prof. Dr. Adalbert.* — Deutsche Baukunst im Mittelalter. 155 S. Leipzig, B. G. Teubner.

*Meinecke, F.* — Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Zweiter Band. Preis geheftet 12 Mark. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

*Meyer, H. G.* — Eros und Psyche. 110 S. M. 4 geb., M. 3 bro. Berlin, Karl Siegismund

*Mollwo, Ludwig.* — Hans Karl von Winterfeld. Oktav. 263 S. München u. Leipzig R. Oldenbourg.

*Moltkes* Kriegsgeschichtliche Arbeiten. Kritische Aufsätze zur Geschichte der Feldzüge von 1809, 1859, 1864, 1866 und 1870/71. Herausgegeben vom Gr. Generalstabe, Abtheil. für Kriegsgeschichte. Oktav. 218 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

*Muser, Oskar.* — Flugschriften der Deutschen Volkspartei Heft 4: Demokratie und Sozialismus. Oktav. 44 Seiten 60 Pf. Frankfurt a. M., I. D. Sauerländer's Verlag.

*Pfungst, Arthur.* — Laskaris. 3. Aufl. 252 S. M. 2.40. Berlin, Ferd. Dümmler.

*Phelps-Euchler, W.* — Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. 492 S. M. 4. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

*Pierantoni, Dr. A.* — Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. 132 S. M. 3. Berlin, Franz Vahlen.

*Priester, Dr. Oskar.* — Die Deportation. Ein modernes Strafmittel. 102 S. M. 2. Berlin 1899, Verlag von Franz Vahlen.

*Salzer, Dr. Ernst.* — Ueber die Anfänge der Signorie in Oberitalien. Historische Studien, Heft XIV. Oktav. 303 S. Berlin, E. Eberling.

*Staub, H.* — Der Begriff der Börsentermingeschäfte im § 66 des Börsengesetzes. 78 S. M. 1. Berlin, 1899. Verlag von Otto Liebmann.

*Stier-Somlo, Fritz.* — Aus der Tiefe. Gedichte. 45 S. M. 1. Berlin-Paris, Joh. Sassenbach.

*Tatarinoff, Eugen.* — Die Schlacht bei Dornach 1499. 64 S. Preis 15 Rappen. Basel, Emil Birkhäuser.

*Thorsch, Dr. Berthold.* — Deutschnationale Politik. 26 S. 20 Pf. Wien, Leopold Weiss.

*Vierordt, Heinrich.* — Neue Balladen. 2. Aufl. 126 S. M. 3. Heidelberg, Karl Winter.

*Vischer, F. T.* — Shakespeare-Vorträge I. M. 9. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

*Vorländer, Dr. Karl.* — Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. 839 S. M. 3.25. Halle a. S., Otto Hendel.

*Wagner, Franz.* — Der Polenring. Oktav. 90 S. Berlin, H. Walther.

*Wagner, Wallot, Richter.* — Parlaments- und Ständehäuser, Militärbauten. Handbuch IV. 7. 2. II. Aufl. M. 12. Stuttgart, Arnold Bergsträsser.

*Walter, Dr. Friedrich.* — Archiv und Bibliothek des Grossh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779–1839. 2 Bände M. 10. Leipzig, Verlag v. S. Hirzel.

*Welschinger, Henri.* — La Mission secrète de Mirabeau à Berlin. Oktav. 522 S. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie.

*Wolny, I* ... 29 S. — Das
dunkl ... unserer Zeit.
Aus d

*Zöllner, I* ... enden Gesell-
schaft ... Oktav. 123 S.
Berlin

*Agostini,* ... rdo Seeber.

*Arminius,* ... hronik) 75 S.
Leipzi

*Arnold, I* ... tav. X, 298 S.
M. 8.

*Baasch, I* ... aues und der
Schiffl ... ife & Stillem.

*Bamberg,* ... v. Bundes am
25. Ma

*Blum, H* ... , 225 S. M. 5.
Berlin,

*Bülow, F* ... en u. Leipzig,
Karl I

*Berdrow,* ... ier & Pfeiffer.

*Bode, Dr* ... nliche Reden
v. J. V

*Chajes, D* ... chke & Sohn.

*Cohn, Dr.* ... dung. 209 S.
Berlin,

*Cornelius,* ... Oktav. IX
628 S.

*Denkwürc* ... nn v. Boyen.
2 Bde.

*Das deuts* ... 2 S. M. 7.50.
Berlin

*Eberstadt,* ... Gesetzgebung
und V ... oller, (Staats-
u. sozi ... & Humblot.

*Einarssen* ... Uebertr. von
C. Küc

*Everling,* ... F. Lehmann.

*Fester, R* ... 4 S. M. 2.50.
Stuttg

*Flachs, A*

*Fleischer,* ... Berlin, Ernst
Hofma

*Förster, F* ... itteratur für
Studie ... de.

*Gebhardt,* ... 464 S. M. 10.
Stuttg

*Geering, Agnes.* — Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung. Abhandlungen herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. IV, 120 S. M. 2.40. Zürich, E. Speidel.

*Geist, Dr. Hermann.* — Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild s. eign. Lebenskampfes, vollkommen einheitl. durch? 227 S. M. 6. Weimar, Herm. Böhlau Nachf.

*Glasenapp, Gregor von.* — Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Oktav. 481 S. Riga, Jonck & Poliewsky.

*Das* Goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. Leipzig, S. J. Weber.

*Gossner.* — Das neue Bürgerliche Gesetzbuch in seiner Bedeutung für die preussischen evangelischen Landeskirchen. 28 S. 50 Pf. Berlin 1899, J. J. Heine's Verlag.

*Guilland, Antoine.* — L'Allemagne nouvelle et ses historiens (Niebuhr — Ranke — Mommsen — Sybel — Treitschke). 1 vol. in-8°, 5 fr. Paris, Félix Alcan éditeur.